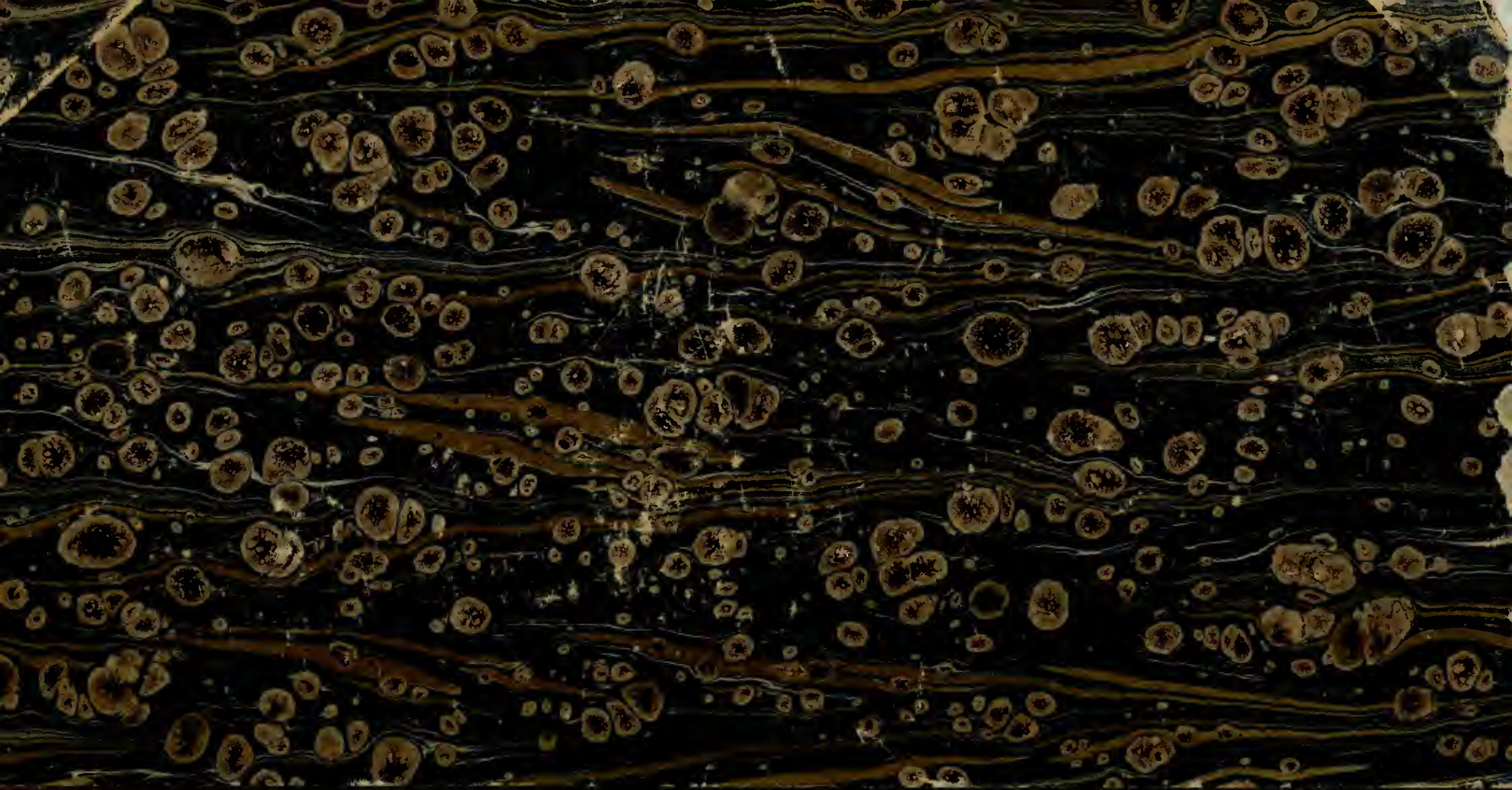


A 40.50
307/2042

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

E. Littmann

W. Munzinger,

Ostafrikanische Studien.

OSTAFRIKANISCHE STUDIEN

VON

WERNER MUNZINGER.

Mit einer Karte von Nord-Abyssinien und den Ländern am Mareb. Barka und Anseba.

SCHAFFHAUSEN.

FR. HURTERSCHE BUCHHANDLUNG.

1864.

DT
365
M92o

Herrn

J. M. ZIEGLER

im Palmgarten zu Winterthur

in inniger Verehrung

der Verfasser.

1047377

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Vom Rothen Meer.

Briefe vom Rothen Meer 89
Massua 114
Das Samhar 132
Der Bedui 143
Die Belou und der Naib 162
Route vom Samhar nach Keren 177

Reise in's Land der Marea.

Von Keren nach Halhal 185
Ueber die Beit Takue 195
Von Halhal nach Kelbetu 210
Ueber das Volk der Marea 222
Rückkehr nach Keren 250

Ueber die Beni Amer.

Allgemeine Bemerkungen 275
Ethnographisches 278
Politische Verhältnisse 290
Staat und Recht 307
Inneres Leben 323

Ueber die Sprache To'bedauie.

Ueber das To'bedauie 341
Verbalwurzeln 355
Substantive und Adjective 363

Reise durch das Land der Kunáma.

Saraé 373
Von Mai Sheka nach Adiabo 390
Von Az Nebrid nach Mai Daro 405
Von Mai Daro nach Kassala. 420
Der Mareb 436
Land und Volk 448
Verhältniss zum Ausland 456
Aeusseres Aussehen der beiden Völker 465
Religion und Recht 469
Blutrecht 489
Inneres Leben, Wohnung und Geräth 505
Viehzucht, Ackerbau, Handel 514
Nahrung 521
Schlussbetrachtungen 531

Einige Bemerkungen über Ethnographie von Kordofan . . . 539

Einleitung.

1.

Die Untersuchungen, die ich in diesem Buche veröffentlichen will, betreffen hauptsächlich die Nordgrenzen Abyssiniens. Sie haben zur Grundlage jene Studien, die ich während eines mehrjährigen Aufenthalts zwischen Meer und Nil gemacht und neben einzelnen Abhandlungen in der Schrift über Recht und Sitten der Bogos veröffentlicht habe. Meine Betheiligung an der deutschen Expedition zur Aufsuchung Dr. Vogel's gab mir die Gelegenheit, die früheren Studien über diesen Strich zu vervollständigen und viele neue ihnen beizufügen.

Ich vereinigte mich mit der deutschen Expedition den 1. Juli 1861 in Massua; den 13. Juli brachen wir über die Lebkastrasse nach Keren auf, wo wir die Regenzeit verbrachten. In diese Zeit fällt die Reise in das Land der Marea (30. August bis 15. September), deren Verlauf und Resultate in diesem Buche beschrieben sind. Ende October brach die Gesammtexpedition nach Abyssinien auf; wir verfolgten den Anseba stromaufwärts bis Tsasega, setzten über den M'areb bei seiner Quelle und kamen über Godofelassie an den äussersten Abhang des Sarae zum Dorfe Mai sheka. Während nun von hier Herr v. Heuglin und Herr Dr. Steudner gegen Südabyssinien aufbrachen, kamen Herr Th. Kinzelbach und ich durch das Land der Bazen und der Barea über Algeden nach Kassala (16. November bis 22. December). Die Beschrei-

bung dieser Reise bildet einen andern Theil dieses Buches. Von Kassala gelangten wir über Chartum nach Kordofan, von wo wir unter schon bekannten Umständen umkehrten.

Es ergibt sich aus diesen Daten und dem Inhalt vorliegender Arbeit, dass meine Untersuchungen sich vorzüglich mit den Völkern beschäftigen, die von Meer zu Nil die Nordgrenzen Abyssiniens einnehmen und schon ein Blick auf die Karte zeigt, welche Interessen sich an diesen Strich knüpfen. Hier berührt sich das ägyptische Reich mit Abyssinien; hier streiten sich Christenthum und Islam in unmittelbarer Nähe. Die Stellung der Grenzvölker wird dadurch fest bestimmt. Als Bewohner der Tieflande sind sie den Bewohnern Abyssiniens entfremdet; werden sie auch Aegypten unterthan, so sind sie doch zu weit vom Mittelpunkt des Staates entfernt, um auch der Vortheile theilhaftig zu werden, die mit der Abhängigkeit verbunden sind. So sind sie beiden fremd: im Süden haben sie eine Monarchie, im Norden eine andere; sie sind von beiden abhängig und gehören doch eigentlich zu keiner; sie werden besteuert, aber nicht regiert und so haben sie die Freiheit, ihr eigenthümliches Leben, Sitte und Recht treu zu bewahren.

Da aber die beiden Monarchien, je fester sie sich gestalten, sich um so näher rücken, so wird den Kampfplatz die Nordgrenze Abyssiniens abgeben; der Kampf der rohen Gewalten wird diese Völker, die im Wege stehen, erdrücken und das Grenzland zu Einer grossen Wüste machen; so sehen wir Kordofan von Darfor, Darfor von Wadai durch Wüsten getrennt, weil kein Staatsvertrag die Grenzen schützt und niemand zwei Herren zumal dienen kann. Wenn aber Abyssinien sich gleich Aegypten zum Range einer civilisirten Macht emporschwingt, so wird die gegenseitige Berührung eine heilbringende und ihre Vermittler die Grenzvölker sein, die jetzt unbeachtet am Rand des Hochgebirges sich ausdehnen.

Wir wissen, dass der Kampf zwischen den beiden Ländern nicht mehr ferne steht und wir werden später auf seine An-

zeichen zurückkommen. Um nun die Lage der Grenzvölker bei diesem Zusammenstoss zu begreifen, müssen wir uns die Lage der beiden Länder, an die sie stossen, klar machen. Der Vergleich ist nicht ein willkürlicher; er liegt in der Natur, welche im Verhältniss von Abyssinien zu Aegypten einen gewissen freundlichen und feindlichen Dualismus bedingt. Beide sind Nilländer, doch liegt das eine an seiner Quelle, das andere an der Mündung; beide liegen am Rothen Meer und beherrschen sein nördliches und südliches Ende. Beide sind zu hoher Cultur geeignet, doch ist es Abyssinien durch seine hohe Lage und seine reichlichen Regen, Aegypten durch seinen Nil. Die zwei Länder standen immer in einem gewissen Verkehr, dahin deuten die Ruinen von Aksum und die Städte der Griechen am Rothen Meer; es waren ägyptische Griechen, die das Christenthum nach Abyssinien brachten, sodass es noch jetzt von der Mutterkirche, dem Stuhl des Marcus, abhängig ist. Freilich stehen sich, seit Aegypten den Islam angenommen hat, die beiden auch religiös feindlich gegenüber. Wir sehen ferner in Aegypten seit undenklichen Zeiten den Staat, wie er das Individuum herabwürdiget, während in Abyssinien die zerrissene, gebirgige Natur des Bodens die Einheit verhindert und den Staat auf sein Minimum reducirt. Deswegen konnte es dem starken Mohammed Ali mit verhältnissmässig wenig Mühe gelingen, Aegypten zu regieren, während der abyssinische Theodoros noch immer mit halbem Erfolg die Anarchie bekämpft.

II.

Wir brauchen uns nicht lange mit Aegypten zu beschäftigen, da es jedem Leser fast ebenso bekannt ist, wie jedes europäische Land, ein Land fast ohne Geschichte, das eine Korn- und Baumwollenkammer sein kann für ganz Europa,

wenn es nicht gar zu schlecht regiert wird. In Aegypten ist der Mensch ohne Erbarmen der Willkür des Mächtigsten unterworfen; wüste Berge und todter Sand begrenzen das fruchtbare Thal und wehren jeder Hoffnung auf Befreiung; das offene Land verhindert jeden Aufstand; von allen Seiten isolirt sind die Aegypter auf sich selbst angewiesen und von der Natur bestimmt, in ihrem schönen Lande Sklavenbrod zu essen. Man muss aber Aegypten gesehen haben, um die Vaterlandsliebe zu begreifen, die den tausendjährigen wahnsinnigen Druck ertragen liess. Die Klagen der Israeliten in der Wüste sind die jedes Aegypters im Ausland; ich habe nie einen Aegypter gesehen, der sich nicht nach seinen von Palmen beschatteten Nilufern zurückgesehnt hätte; er ist ein geborner Gärtner, davon zeugen die Gartenanlagen im Sudan; und wenn das ägyptische Bataillon nur wenige Monate an einem Ort stationirt, so muss es seinen Gemüsegarten haben. Es ist klar, dass, wo Auswanderung so schwer, das Ausland so weit und fremd und das eigene Land so flach unbefestiget ist, von Freiheit keine Rede sein kann. Dazu kommt der Umstand, dass der Nil als Gemeingut das überflutete Land zum Gemeingut macht, was zum Monopole in der Hand der Mächtigsten führt und dass die Bewässerung, die nur vereinigter Kraft möglich ist, zu Gemeinwesen zwingt. Aus diesen wenigen Facten erklärt sich die ganze ägyptische Geschichte, die sich trotz der wechselnden Religion, trotz des neuen Volkes ziemlich gleich bleibt.

Es darf uns daher nicht verwundern, wenn wir die Geschichte der Dynastie Psammetich's zum zweiten Mal von der Dynastie Mohammed Ali's aufgeführt sehen. Zu Psammetich's Zeiten bestand eine alte Civilisation ohne Fortschritt, als Mumie wohl erhalten; die alten Aegypter hatten vor den jetzigen nicht so viel voraus, wie man sich gern einbildet: Hütten neben Palästen standen ehemals und stehen jetzt, geheime Wissenschaft neben crasser Unwissenheit! Die Hellenen waren ihnen durch ihre Lebendigkeit ebenso sehr überlegen,

als die Franken den heutigen Aegyptern. Da traten zu beiden Zeiten Regeneratoren auf, einst Psammetich, jetzt Mohammed Ali; durch List werden sie ihrer Nebenbuhler Meister; beide sehen ein, dass man von den Fremden lernen müsse; sie ziehen die Franken in's Land, ob sie Griechen oder Franken heissen, machen sie zu ihren Soldaten oder wenigstens Instructoren und geben ihnen den Handel frei. Unter dem einen setzen sie sich in Naukratis fest, unter dem andern in Alexandrien. Der lebhafte Verkehr mit dem Auslande macht Dolmetscher nöthig. Die Toleranz erstreckt sich sogar auf die Religion; mit Necho's Hülfe werden griechische Tempel gebaut, Said Pascha subventionirt christliche Kirchen. Die alten Schützer des Landes oder vielmehr seine Herrscher, die Kriegerkaste, wird vernachlässigt und wandert gegen Süden aus; denn die Mamluken waren auch eine Kaste. Beide haben ihr Augenmerk auf die Schaffung einer Flotte, sie erkennen beide die Wichtigkeit des Indienhandels. Beide sind sie Vasallen des grossen asiatischen Reiches, einst Babylon, jetzt Stambul und entreissen ihm, wo sie können, ein Stück um das andere. Denn beider Hauptaugenmerk ist auf Syrien gerichtet, um das sie sich vergeblich bemühen.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, dass es ein Nachfolger Psammetich's war, der den Isthmus zu durchstechen begann und eigenthümlich klingt die Sage, dass er das Werk aufgab, um nicht für Fremde zu bauen; sie klingt eigenthümlich heute, wo den Aegyptern der gleiche Gedanke zu kommen scheint. Man darf aber daraus keinen Schluss ziehen, da die Machtstellung des Mittelmeeres durchaus eine andere ist.

Man kann Mohammed Ali beurtheilen, wie man will, man kann ihm seine Thaten nicht ableugnen: er war eine durchaus praktische Natur; er sah ein, dass die innere Wohlfahrt des Landes die äussere Machtstellung bedinge; er entdeckte die wahren Smaragdengruben wieder, die tausend Jahre brach gelegen hatten; was er damit schuf, sollte vielleicht nur das

Mittel sein zu kriegerischen Zwecken; aber das was Mittel war, wird nicht mehr vergehen, während der Zweck mit ihm zu Grabe ging. Die Anpflanzung der Baumwolle im Grossen und die Erhebung Alexandriens sind Facten seines Landsmannes, des grossen Macedoniers, würdig. Man braucht nur zu bedenken, dass von der Million Centner Baumwolle, die jetzt ausgeführt wird, vor dreissig Jahren kein einziger da war.

Mohammed Ali that alles, was ein weiser Despot thun kann, aber er arbeitete, wie wenn er ewig leben könnte und bedachte nicht, dass von oben decretirte Zustände mit dem Urheber zusammenfallen. Er hinterliess seinen Nachfolgern ein friedliches Reich, ein Heer und eine Flotte, aber nicht den Geist der all das beseelte, und es wiederholte sich die alte orientalische Geschichte von Zufallsreichen, Meteoren, die ebenso schnell untergehen, wie sie aufgingen. Denn hinter dem grossen Mann stand kein Volk, das seine Ideen lebendig aufnahm; die Aegypter mussten zu jeder Neuerung gezwungen werden; sobald aber der Geist von oben fehlte, war von unten nichts mehr zu erwarten. Deswegen hat Aegypten als Staat keine eigentliche Lebenskraft und es fristet sein Dasein, indem es zwischen europäischem und türkischem Einfluss schwankt. Uns scheint offen gestanden eine aufrichtige Allianz mit dem Grossherrn das einzige Heil der jetzigen Dynastie; denn isolirt könnte sie nur leben, wenn immer ein Mohammed Ali ihr vorstände.

Man kann nur mit dem höchsten Bedauern von den Regierungsacten eines Abbas und eines Said reden; man konnte freilich nichts anderes erwarten in einer Despotie, wo alles von Einer Person abhängt und wo die Erbfolge derart ist, dass der Herrscher nur an seine Familie denken kann. Traurig ist die Rolle, die die Europäer dabei gespielt haben. Man kann sich keinen Begriff machen von der Verschwendung, die diese beiden Regierungen charakterisirte, wenn man nicht in Aegypten gewesen ist; man braucht übrigens nur die Finanzen des Landes vor sechzehn Jahren mit den jetzigen zu vergleichen,

während es doch damals zu Land und zur See kriegsgerüstet dastand. Man muss an die Pyramiden und alle andern unnützen Bauwerke des Alterthums denken, wenn man alle die leer stehenden Paläste ansieht, die eine Laune aufrichten liess und eine andere wieder öde machte. Selbst nützliche Unternehmungen wurden immer verkehrt angegriffen; die Eisenbahn wird so unordentlich verwaltet, dass sie dem Waarenverkehr wenig nützen kann; sie scheint nur für die Engländer gebaut zu sein. Weniger bekannt ist die Geschichte der Medjidié, der Dampfschifffahrt auf dem Rothen Meer. Es war ein sehr glücklicher Gedanke, regelmässige Linien nach den Haupthäfen desselben zu errichten; sie hätten sich ausserordentlich rentirt und der Handel hätte einen ganz neuen Aufschwung genommen. Aber die Sache wurde schlecht ausgeführt; man kaufte schlechte Schiffe, man bemannte sie noch schlechter; man fuhr sehr unregelmässig, sodass der Handel sich nicht darauf einrichten konnte. Es war sehr gefährlich, mit einem solchen Dampfschiff zu reisen. Nach kurzer Zeit ging alles so schlecht, dass Said Pascha die Actien alle an sich brachte und nun mohammedanisch verwalten liess. Nach seinem Tode gingen die Schiffe an die jetzige Regierung über, die, scheint es, die Sache kräftiger in die Hand nehmen will; die alten Dampfschiffe werden jetzt alle ausgebessert und mit neuen Maschinen versehen; es hat sich eine neue Gesellschaft gebildet; aber trotz der Weisheit des jetzigen Vicekönigs ist zu fürchten, dass die Unternehmung nicht auf europäischen Fuss gesetzt wird, solange der Staat sie dirigirt. Denn wenn in Europa der Staat nie so gut verwalten kann, wie eine Privatgesellschaft, was ist dann von der Verwaltung der türkischen Autokratie zu hoffen, wo das Staatsoberhaupt trotz allen Talentes immer in den Händen seiner Höflinge ist?

Ein Hauptübel Aegyptens ferner ist der Zustand der angesiedelten Europäer und ihrer Consuln. Die verschiedenen Consulate sind wie ebenso viele Burgen, die jede ihre Insassen gegen die andere wehrt; gegen die ägyptische Regie-

rung aber sind sie alle einig. Dass der Europäer nicht auf den Fuss der Araber gestellt werde, ist recht und billig, da bei dem Charakter der Mohammedaner und ihrer Gesetzgebung niemand mehr seines Lebens und Vermögens sicher wäre. Aber der Schutz geht zu weit, wenn er die Regierung gegenüber ihren Unterthanen blossstellt und gegenüber den Fremden machtlos macht. Er geht zu weit, weil er das Nationalgefühl beleidigt und es könnte der Tag kommen, wo nur eine starke Regierung den Europäer schützen könnte, den Eingebornen und selbst den Europäern gegenüber. Wie kann sie aber das, wenn sie von allen verachtet ist? Diesen Uebelständen ist abzuhelfen, wenn sich Aegypten fester an die Türkei anschliesst und wenn die Zerstreutheit der Europäer in eine Masse Consulate aufhörte, indem man nur die Grossmächte vertretungsfähig erklärte. Diese Uebelstände werden sich sicherlich rächen und sie rächen sich schon durch die grosse Unsicherheit, die in Alexandrien herrscht; wer wird uns schützen, wenn ein paar Tausend Europäer diese Stadt für ein paar Tage zu terrorisiren den Muth hätten?

Wir haben einige Uebelstände nur skizzenweise berührt, da uns das Verhältniss Aegyptens zum Süden hier näher angeht. Da wir darauf später zurückkommen, so wollen wir hier nur erwähnen, dass der Besitz des Sudans durch die Abtretung der Küste des Rothen Meeres an die Pforte ungemein von seinem Werthe verlor; wir können nicht verschweigen, dass auch die Küstenländer dadurch ungemein verloren haben und sich noch immer nach der ägyptischen Ordnung zurücksehnen.

Aegypten hat im Sudan eine grosse Aufgabe, die vollständig zu erfüllen der Küstenbesitz nothwendig ist; aber bis jetzt ist der Sudan fast nur eine Versorgungsanstalt für Offiziere und Beamten geworden; die Handelsstrassen offen und sicher zu machen, daran hat man noch nicht gedacht. Selbst der weisse Fluss ist eine Strasse des Fluches geworden; die Verbindung mit Abyssinien und Darfor wird immer unsicherer,

während wenig Mühe sie für immer ordnen könnte und ein Blick auf die Karte schon beweist, dass die natürliche Mündung des Handels dieser Länder der Nil ist. Weil das Rothe Meer der Türkei gehört und noch immer einer regelmässigen Dampfverbindung harret, sucht sich der Sudanhandel auch jetzt noch den mühsamen und zeitraubenden Weg durch die Wüste, während wenig Mühe nöthig wäre, um ihn vom Nil nach Suakin herüberzulenken.

III.

Jetzt wollen wir nach Süden uns wendend einen Blick nach Abyssinien werfen; wir kommen hier auf einen viel unbekannteren Boden und müssen weiter ausholen. Um aber unsern Standpunkt zu bezeichnen, wollen wir unsere Betrachtung mit einigen allgemeinen Bemerkungen vorbereiten.

Wenn wir über abyssinische Politik einige Betrachtungen anstellen wollen, so geschieht es mit dem Wunsche, aus vielen Erfahrungen und Einzelbeobachtungen einige allgemeine praktische Schlüsse zu ziehen. Wir denken, dass die zerstreuten Daten, die der Reisende zu sammeln bemüht ist, am Ende zu grossen Resultaten führen müssen, die für alle gleich nützlich und interessant werden können. Der Wanderer findet nach langem Irren in engen gewundenen Thälern mit Freude eine Bergspitze, von wo er sich den gemachten Weg deutlich machen kann; auch den Naturforscher würde all sein Sammeln von Geschlechtern und Arten wenig erbauen, wenn er nicht die Hoffnung hätte, sich daraus ein System errichten zu können, das ihm den geheimen Gang, den Geist der Natur offen legt. Wenn wir nun von abyssinischer Politik reden, so geschieht diess natürlich in Bezug auf europäische Politik; denn nur insofern sie in Wechselwirkung treten können, hat unsere Betrachtung ein allgemeines Interesse.

Die Ereignisse der letzten Jahre, die Revolutionen in Indien, Djedda, Syrien hatten zur Ursache den Nationalstolz, der sich gegen die Fremdherrschaft auflehnt. In Europa, wo die Geographie sich immer nationaler zu gestalten scheint, wollen nur wenige begreifen, dass die Orientalen auch ihr Selbstgefühl haben, das sie dem schwachen Fremden zum Freund, dem starken Anmasslichen aber zum Feind macht und dass die Religionsverschiedenheit dabei am wenigsten in Betracht kommt. Wir unterscheiden bei uns Nationen, die sich fast instinctmässig hassen und doch sieht jedermann ein, dass z. B. die Franzosen und Engländer in Religion, Sitte, Sprache und Recht sehr wenig von einander abweichen. Wie anders stellen sich die Afrikaner zu uns: ihre Farbe steht uns näher, als ihre Sitten, ihr Recht und ihre Religion.

Die Leichtigkeit, womit die Türken und Araber den Orient in Besitz genommen haben, darf uns nicht zu einem Trugschluss verführen. Der mohammedanische Eroberer theilt mit seinem afrikanischen Unterthanen eine gleiche Denkungsart, die Zufriedenheit mit dem Bestehenden; er lässt Sitten und Gebräuche, Recht und Unrecht, Glauben und Aberglauben ruhig fortwuchern. Er erobert, um sich zu bereichern; er duldet alles, was diesem Zwecke nicht entgegensteht. Erst wenn er recht eingewöhnt ist, sucht er seine Religion anzuempfehlen, aber immer eher in gütlicher Weise, mit Versprechungen von materiellem Gewinn. Man muss übrigens eingestehen, dass der Islam sich sehr der orientalischen Denkweise anschmiegt. Der erobernde Europäer dagegen begnügt sich keineswegs mit dem Tribut; er will alles nach seiner Weise umgestalten. Unsere Cultur, die doch auch ihre Schattenseiten hat, soll dem Fremden aufgezwungen werden; unsere schwerbegreifliche Religion hat Zacken, denen sich gern Schlacken anhängen. Mit unserer Sucht nach dem Neuen, unserm Hass gegen das Hergebrachte kommen wir dem Afrikaner fremd und abstossend, ja wild vor, während der phlegmatische Türke sich schnell eingewöhnt.

Man kann sagen, dass die Politik Europas im Allgemeinen für den Status quo im Orient ist. Niemand macht aus freiem Willen neue Eroberungen in entfernten Ländern, die unnützen Ruhm bringen und wenig materiellen Vortheil. Europa will in allen Meeren und Zonen respectirt sein; das Ziel ist ein sicherer freier Handel. Zu diesem Zweck schickt man Flotten und Heere aus, schliesst man Verträge ab, unterhält man Gesandte und Consuln. Wenn wir nun bei Messung unserer Kräfte berechnen können, dass Frankreich allein im Stande ist, alle möglichen Heere von Asien und Afrika zu besiegen, so kommen wir zum Schlusse, dass die Barbaren gezwungen sind, uns ohne Weiteres zu respectiren. Dieser Schluss beruht auf dem Glauben, dass die Barbaren sich der Machtentwickelung Europas bewusst sind. Es ist aber eine nicht zu leugnende Thatsache, dass wenige Ausländer sich einen richtigen Begriff von Europa machen. Man sieht gewaltige Fregatten und grossmäulige Kanonen, die aber selten sich ungenirt aussprechen können und sich gewöhnlich mit guten Worten zufrieden geben müssen. Es ist verlorene Mühe, dem Barbaren zu erzählen, wie viele Heere und Flotten Europa ausrüsten kann; der logisch denkende Morgenländer weiss, dass der Mensch der etwas nehmen kann, es nehmen wird.

Wir sind im Streit mit den Barbaren — so wollen wir kurzweg die Nichteuropäer nennen — moralisch und materiell vielfach im Nachtheil. Erstens suchen wir sie, während sie uns meiden. Wir sind die Angreifer, während die Barbaren den ganzen Vortheil eines Vertheidigungskrieges haben. Unser Interesse ist, mit den fremden Völkern in friedlichen Verkehr zu treten; wir wollen sie bekehren und bekleiden. Im Gegentheil glauben die Barbaren von unserer Annäherung nichts gewinnen zu können; niemand sucht uns auf. Wenn wir in die Fremde kommen, wird man uns wohl das erste Mal recht freundlich aufnehmen. Nach den drei der Gastfreundschaft heiligen Tagen schauen Wirth und Gast sich näher an und dann darf man versichert sein, dass wenig Leute, die uns

kennen, an unserm Besuche Freude haben. Die Geschichte Amerikas gilt für alle Welttheile. Eine Ausnahme macht vielleicht ein gestürzter Prinz, eine besiegte Partei, die mit Hülfe der mächtigen Fremden die feindliche Majorität unterdrücken will.

Da wir uns im Verkehr mit dem Ausland bereichern wollen, lieben wir den Krieg nicht. Wir fürchten kostspielige Eroberungen; wir erkaufen des Handels wegen den Frieden selbst mit Unehre. Wir parlamentiren, solange wir können; wir sind unschlüssig bis zum Tod. Wie verschieden ist die Handlungsweise der Barbaren: immer entschlossen, immer zum Angriff bereit, selbst im Frieden Feind, scheuen sie keinen Krieg, gleichviel wie; sie kennen keine ängstlichen Rücksichten; man weicht selbst der Nothwendigkeit nur für einen Tag, um morgen frisch wieder anzufangen. Da ist höchstens ein Waffenstillstand möglich; der Krieg ist die Erbschaft der Kinder und Kindeskinder.

Wir kämpfen gewöhnlich mit Humanität; wir dürfen nicht zu sehr erbittern, da wir am Ende doch Frieden haben müssen. Die Fremden haben alle Vortheile der Barbarei, die kein Mittel scheut und nichts zu schonen hat. Wir sind weit vom Schlachtfeld entfernt, die Barbaren sind mitten darin. Für uns wird es schwer, Truppen weit fortzuschicken; wir sind in Feindesland, wo jeder Schritt ein Hinderniss ist; wir kennen das Land wenig. Die Eingebornen im Gegentheil können jeden Tag neue Heere aus dem Boden hervorrufen und sie ohne Aufwand ersetzen. Sie fühlen sich in ihrem Vaterland, wo jeder zu Opfern freudig bereit ist. Der Europäer streitet für's Geld, der Barbar für sein Vaterland, für seine Freiheit. Wir kämpfen für eine Sache, die uns von weitem interessirt, der Barbar kämpft für seine Existenz. Wir haben Unrecht, er hat Recht und wir fühlen es.

Endlich sieht jedermann ein, dass die Zersplitterung Europas in mehrere Nationen, die sich eifersüchtig paralysiren und die Unbeständigkeit der Regierungen mit immer neuen

Ansichten und Menschen eine consequente reife Politik dem Ausland gegenüber fast unmöglich macht. Wir sind zwar ganz überzeugt, dass die Zersplitterung Europas in viele unabhängige Reiche der mannigfaltigen Entwickelung seiner Cultur und besonders der allmähligen Ausdehnung der individuellen Freiheit förderlich und geradezu nothwendig ist. Dem Ausland gegenüber sollte sich Europa als Eine Macht zu gewissen allgemein gültigen Principien vereinigen können.

Diese Gegensätze zusammengenommen führen uns zu dem Schluss: dass die Barbaren sich nicht ohne Weiteres von unserer Uebermacht überzeugen lassen; dass unser Handel in der Fremde friedlicherweise nicht beschützt werden kann; dass die Protection auf einen Krieg hinausläuft, der nicht so schnell beendigt werden kann, wie man nach der europäischen Militärmacht annehmen sollte und endlich immer zu Eroberungen führen muss; dass daher die Aufgabe der Diplomatie, den Handel ohne Eroberungen zu beschützen, unausführbar ist; und so möchte man sich zu dem Extremen verleiten lassen, eher gar nichts zu thun, da doch die Mittelstrasse verschlossen ist.

Ein frappantes Beispiel zu dem Gesagten bildet die Geschichte der Ostindischen Compagnie, die mit wenig Freude die Thaten eines Clive aufnahm; gezwungen erobert sie ein Reich, wenigstens so gross wie Europa.

Wir finden also die Lage Europas dem Ausland gegenüber immer sehr schwierig. Ein Land nach Vernichtung der Ureinwohner zu besetzen, dazu braucht es eine Völkerwanderung, die für Afrika jedenfalls noch sehr ferne liegt. Wir dürfen also diese Aussicht nicht in Betracht ziehen.

Unterdessen will der Europäer nicht zu Hause bleiben; er will mit dem Auslande einen einträglichen Handel treiben. Der Verkehr zwischen Culturvölkern und Barbaren muss nothwendig zu Collisionen führen, die endlich in einen ewigen Krieg ausarten. Verträge sind immer ephemerisch. Wenn Friedensschlüsse selbst in Europa zwischen civilisirten Nationen

für niemand auf die Dauer bindend scheinen, was kann man dann von Verträgen mit Wilden erwarten? Erlittene Beleidigungen strafen und dann sich zurückziehen, das stellt den Ansiedler bloss. Sich um nichts zu bekümmern, das ist Schande und Tod von allen. So finden wir uns in einem Labyrinthe, wo es schwer ist einen Weg hinauszufinden. Wir verlassen Europa mit einer grossen Meinung von seiner Macht; wir sind stolz, anmasslich, wie römische Bürger. Dann kommen böse Tage; man jagt auf uns, wie auf wilde Thiere; der Hülfeschrei dringt bis Europa; man schickt Flotten aus, man untersucht; aber am Ende wird die Rache so kleinlich, dass die Eingebornen uns verachten und wir selber einsehen müssen, dass wir von vorn herein viel bescheidener hätten sein sollen.

Verhehlen wir uns nicht: die Ursache dieser inconsequenten Stellung Europas ist das Protectionssystem, worunter wir die durch Gesandten und Consuln kundgegebene Solidarität der Mächte für die Sicherheit ihrer Unterthanen im Ausland verstehen.

Stellen wir uns ein Land vor, womit Europa keinen officiellen Verkehr hat, wie es z. B. mit Abyssinien fast bis auf den heutigen Tag der Fall ist. Der Fremde kommt ohne alle Ansprüche an; er weiss, dass seine Sicherheit von dem guten Willen der Eingebornen abhängt; er wird also alle Vorsicht, alle Bescheidenheit aufbieten, um sich beliebt zu machen. Die Landeseingebornen, die, so wild sie auch sein mögen, einen friedlichen Charakter immer zu schätzen wissen, werden den hülflosen Fremden als Gast edelmüthig aufnehmen; mit einem klugen rücksichtsvollen Benehmen wird er sich immer gut befinden. Wenn durch Zufall einmal in hundert Jahren ein Unglück vorkommt, was einem in Europa ja auch zustossen kann, so fällt es doch nur auf die einzelne Person ohne Zusammenhang mit seiner Brüderschaft in Europa. Deswegen sehen wir die Armenier und Griechen, die gewöhnlich sehr wenig Protection geniessen, allenthalben gut aufgenommen

und geschätzt, da sie keine falschen Ansprüche machen; sie werden allmählig wie Landeskinder angesehen, des Landrechtes theilhaftig und je nach ihrem Betragen gut oder schlecht behandelt.

Wie verschieden ist die Stellung des protegirten Europäers. Er weiss, dass Consuln express für seinen Schutz dahingestellt sind; er glaubt sich sicher, da er seine Nation hinter sich fühlt Er vernachlässigt die Freundschaft der Eingebornen, die ihm unnütz scheint; er wird stolz und rücksichtslos. Der Eingeborne seinerseits wird ihn stets als Fremdling misstrauisch anschauen und da er schnell den Unterschied zwischen Consul und Unterthan begreift, den Letztern eher verächtlich behandeln; das Gastrecht, das er ja selbst nicht in Anspruch genommen, wird nie auf ihn angewendet. Seine Sicherheit hängt einzig und allein von dem Ansehen seines Consuls ab; stösst ihm ein Unglück zu, so fällt die Schande solidarisch auf die ganze Colonie; in Folge der Stellvertretung werden alle, einer für den andern verantwortlich; bleibt er ungerächt, so ist die ganze Colonie preisgestellt, da ihre Sicherheit von der Macht ihres Vaterlandes abhängt.

Was diese Stellung verschlimmert, ist das Misstrauen, das die Einrichtung von Consuln bei den Eingebornen erregt. Franken und Barbaren machen sich jeder eine andere Definition von einem Consul. Die Franken verstehen darunter einen Staatsdiener, der das Interesse seiner Mitbürger wahren soll. Die Barbaren betrachten ihn als einen Spion, der das Land studirt, als einen Vorläufer der Fremdherrschaft. Wir erinnern uns sehr wohl, dass sich die Abyssinier immer wehrten, wenn wir von Consuln in Abyssinien redeten. Es gibt keine Consuln in unserem Land, denn wir haben unsere unabhängigen Könige, sagen sie. Es scheint ihnen ein Consul dem Landesherrscher Concurrenz zu machen: begreifen kann man schon, dass sie sich einen so gewaltigen Begriff von denselben machen, da sie an der Küste die Pascha's sich dem Willen der Consuln schmiegen sehen.

Unsere eigene Definition eines Consuls ist zweideutig: die Interessen seiner Regierung und seiner Mitbürger wahren, ist eine doppelte Aufgabe, die sich in gewissen Fällen widersprechen kann. Die Regierung hat allgemeine Zwecke, deren Erfüllung meist weit in die Zukunft reicht, sodass ihre Handlungsweise oft dem Glück der einzelnen Individuen verderblich sein muss. Hat die Gegenwart, das Individuum keine Rechte?

Hat eine Regierung festbestimmte Absichten auf ein fremdes Land, wovon es ihr nothwendig scheint, dass es in der Bahn ihrer Politik irgendwo mitwirke, so schickt sie mit vollem Rechte ihre Gesandten aus, um sich darin festzusetzen und niemand darf sich über gestörte Interessen beklagen. Hat eine Regierung den festen Willen, ohne alle ehrgeizige Absicht, rein im Interesse der Nationalwohlfahrt ihren Handel im Ausland energisch zu schützen, so sendet sie löblicherweise ihre Stellvertreter dahin, da jedermann damit sein Leben und Vermögen versichert findet. Der Consul schliesst mit der Landesbehörde Verträge ab, deren Verletzung zu einem unvermeidlichen Krieg führt, worüber sich niemand zu beklagen haben wird.

Wo man aber nichts thun kann und thun will, wo keine überlegten Absichten uns zwingen, eine der Gegenwart schädliche Politik zu treiben, wo diplomatische Rücksichten eine entschiedene Handlungsweise verbieten, wo man Verträge abschliessen, aber nicht auf ihrer Vollziehung bestehen kann, da bethört man den Kaufmann, den Colonisten mit der falschen Hoffnung einer Protection, die ihn um so eher in den Ruin stürzt, je mehr er daran glaubt; da würde man viel besser thun, gar keine Stellvertreter hinzuschicken, da in deren Abwesenheit jeder Einzelne thun wird, was ihm der Instinct für seine Sicherheit zu thun befiehlt.

Hier müssen wir mit Schmerzen der Katastrophe von Djedda gedenken, deren fünfter Act niemanden befriedigen konnte, da die öffentliche Meinung im Orient den Sieg unsern

Feinden zugeschrieben hat und daraus den Schluss zieht, dass man Europäer ungestraft ermorden kann, da wir unser Blut mit Geld bezahlen machen. Die Millionen, die wir uns bezahlen liessen, hätten vielleicht immerhin einigen Eindruck zurückgelassen, wenn ihr Gewicht wirklich auf die Stadt Djedda gefallen wäre; wer kann aber glauben, dass der Sultan die Macht habe, sich von den Arabern entschädigen zu lassen, wenn man weiss, dass er den eingebornen Fürsten ungeheure Pensionen zahlt, um nur im Lande geduldet zu sein?!

Diese Katastrophe kann man sich kaum aus religiösem Fanatismus erklären. Die kuhanbetenden Banianen werden seit Jahrhunderten in Arabien tolerirt, während doch jeder Araber weiss, dass ihm der Christ religiös genommen viel näher steht. Der Baniane geniesst trotz seiner verächtlichen Religion aller Sicherheit, weil er unschädlich ist, während der europäische Ehrgeiz die Unabhängigkeit des Landes bedroht. Wir glauben nicht, dass sich die europäischen Consuln je viel in die innere Politik der Halbinsel gemischt haben; immerhin hat sie die öffentliche Meinung des Landes angeklagt, bei den Ereignissen im Hedjas 1857 die einen zu Gunsten der Türken, die andern zu Gunsten des Scherif mitgewirkt zu haben und als Beispiel genügt die Anekdote, dass die Araber und die Türken in der Schlacht von Mekka, wo Abd-el-Mṓṭaleb gefangen genommen wurde, sich gegenseitig den Schimpfnamen: Soldaten des Consuls, Christen zuwarfen. Der Araber liebt vor seinem Gott seine Unabhängigkeit, die er von Jahrtausenden her rein erhalten hat und mit Recht sucht er den Ausländer fern zu halten, dessen Eroberungsgeist er kennt. Jedenfalls musste bei dieser Gelegenheit klar werden, dass die Europäer weit entfernt, eine Herrscherpolitik zu treiben, für ihre eigene Sicherheit besorgt sein müssen und wir haben durchaus keine Sicherheit, dass sich nicht ein ähnliches Schauspiel in wenigen Jahren wiederholt.

Wir wollen mit einem Beispiel die Schwierigkeiten, die der

europäischen Politik im Orient entgegenstehen, darlegen, indem wir uns fragen, was ihre Bemühungen, den Sklavenhandel im Rothen Meer abzuschaffen, bis jetzt gefruchtet haben.

IV.

In dem politischen Durcheinanderarbeiten, wo der eine auflöst was der andere gesponnen hat, ist es wohlthätig zu sehen, wenn ein und das andere Mal die Grossmächte sich über eine Idee vereinigen und von allen Sonderinteressen absehend zusammenhandeln, wie diess bei den Bemühungen um Abschaffung des Sklavenhandels hervortritt. Und doch hat keine diplomatische Action weniger Erfolg gehabt, weil im Orient, wo der Staat das Individuum sehr wenig beschränkt, mit Verboten wenig erreicht ist. Die Pforte, den Grossmächten nachgebend, fing an den Sklavenhandel durch hohe Zölle — ein Drittel des Werthes — zu erschweren und endlich wurde der Verkauf durch feierliche Fermane verboten — Feuerwerke, die mehr Licht als Wärme bringen. Die Douane ist der grossen Einnahme, die sie von den Sklaven hatte, beraubt, der Handel ist aber keineswegs abgeschafft; der Fortschritt besteht darin, dass man sich jetzt verbirgt, um Skandal zu vermeiden. Auf meiner Rückreise von Djedda nach Suez (Januar 1863) war das Dampfschiff, das der ägyptischen Regierung gehört, mit etwa 200 Sklaven befrachtet, für die nur die Hälfte des Fahrpreises bezahlt wurde. Sie wurden in Suez ohne alle Schwierigkeit ausgeschifft. Einige Aegypter, gegen die ich meine Verwunderung aussprach, sagten mir, man könne ihnen diess nicht verargen; denn seit der Isthmusdurchschnitt den Bauer vom Pflug wegnehme, müsse man Sklaven einführen, um die verlornen Arbeitskräfte zu ersetzen. Auch im Sudan wird es mit dem Verbot nicht streng genommen; wir begegneten auf der Strasse von Chartum nach L'obeid

mehreren Sklavenkarawanen; in L'obeid selbst hätte man Hunderte aufkaufen können; nur werden sie nicht mehr auf dem Markte ausgestellt.

Weit entfernt, uns darüber zu beklagen, sehen wir ein, dass die Wegnahme von Hunderten von Sklaven die Handelschaft des Rothen Meeres viel zu empfindlich berührt hätte. Was hätte z. B. in Massua der Kaimakan im Falle eines Aufruhrs thun können mit seinen paar im Lande selbst angeworbenen Soldaten? Europäische Kriegsschiffe besuchen wohl dann und wann den Hafen; sie bleiben aber so kurze Zeit, dass man daraus keine Beruhigung schöpfen kann.

Wenn auch der Sultan wohl weiss, dass er ohnmächtig ist, seine Fermane im Rothen Meere in Kraft zu setzen, so kann er sich doch den Rathschlägen seiner Alliirten nicht widersetzen. Wenn in Folge davon europäische Colonien niedergemetzelt werden, so sollte man die Schuld wenigstens nicht auf ihn werfen. Der Zweck wäre viel eher erreicht, wenn ein paar Kriegsschiffe im Herbst das Meer ernstlich bewachen würden. Mit der Wegnahme von einigen Barken würde der Handel von selbst aufhören.

Wir müssen hier der öffentlichen Meinung des Orients gedenken — so seltsam sie klingen mag — die glaubt, dass die Christen die Sklaverei mit dem Zweck ausrotten wollen, das islamitische Reich zu Grunde zu richten. Untersuchen wir, was Wahres darin ist. Wenn auch jeder Europäer weiss, dass die christlichen Cabinete jetzt keine Kreuzzüge mehr machen und ihre Bemühungen eher einen philanthropischen Zweck haben, der im Geist der Zeit liegt, so müssen wir doch bekennen, dass die Abschaffung der Sklaverei dem Islam einen schweren Schlag versetzen muss. Es ist unmöglich, das Verhältniss der Leibeigenen zu den Freien in Arabien und Afrika statistisch zu berechnen. Wer aber gut aufmerkt, wird einsehen, dass es ungefähr das gleiche ist, wie früher in Athen und Rom. Bedenkt man, dass z. B. in Arabien alle schweren Dienste und Handwerke von Sklaven ausgeübt werden, dass

auf jeder Barke drei Viertel der Matrosen Schwarze sind, dass der Ackerbau und der Hausdienst in ihren Händen ist und die Hälfte der Frauen den gleichen Ursprung hat, so wird man sich überzeugen, dass eine plötzliche Befreiung der Sklaven auf den Araber den gleichen Eindruck machen würde, den es auf den Bürger von Athen gemacht hätte, wenn er sich eines Morgens ohne Leibeigene gefunden. Man muss im Orient nie von Arabern, Türken, immer nur von Muslimin reden; denn die Gesellschaft besteht zum grossen Theil aus Farbigen, die einmal eingewöhnt und fortgepflanzt, auf die Gesellschaft einen grossen Einfluss ausüben müssen. Man darf nicht vergessen, dass die Blutmischung die Rassen gegenseitig annähert. Genössen die Sklaven den gleichen Nationalzusammenhang, wie ihn ihre Herren haben, so würden sie ohne Zweifel furchtbar werden und schon ihre Auswanderung würde Städte und Dörfer wüste lassen. Doch stehen die Sklaven ihren Herren selbst in Farbe, Religion und Denkungsart so nahe, dass sie sich nie recht als getrennter Stand fühlen können. Dann gehören sie einer Unzahl von verschiedenen Nationen an, was eine Vereinigung geradezu unmöglich macht; sie fühlen sich ihren Herren näher, als ihren Genossen: stehen sie sich doch in ihrer Heimat Dorf gegen Dorf, Sprache gegen Sprache, Volk gegen Volk feindlich entgegen, ohne ein Band, das sie vereinigte. In der Kindheit ausgeführt, jeder an seinen einzelnen Herrn gewöhnt, meist milde behandelt, vergessen sie die Freiheit. Die Zustände der amerikanischen Neger sind davon himmelweit verschieden, wie jedermann leicht einsehen kann. Fügt man dem Gesagten bei, dass jeder eingeführte Sklave ein werther Proselyt für den Islam ist und dass der enge Verkehr mit den Schwarzen den Mohammedanern die Pforte Afrikas aufschliesst, so kann man nicht leugnen, dass die Abschaffung der Leibeigenschaft dem Islam selbst ernstlich an die Wurzel gehen muss.

Niemand hat das Recht, der öffentlichen Meinung Europas, die den Negerhandel verdammt, zu widersprechen; niemand

kann bezweifeln, dass der Verkehr mit Sklaven in dem Herrn einen despotischen launigen Charakter entwickelt, der besonders einem Republikaner schlecht ansteht; dass die Mischung der Farben und die Ausbreitung des schwarzen Elements in Amerika, sei es geknechtet oder frei, diesem Land sehr nachtheilig ist; dass endlich die Sklaverei im Orient, wenn sie auch nichts von der amerikanischen Grausamkeit hat, dem Princip der freien Selbstbestimmung des Menschen widerspricht. Man kann aber immerhin einwerfen, dass selbst eine gute Idee immer mit Vorsicht in's Leben geführt werden muss, dass man in Europa über viel Uebelstände hinaussieht, weil man das Heilmittel nicht kennt oder fürchtet; dass die Verschiedenheit von Vermögen, Geist, Muth und Glück der Gleichheit radical Hohn spricht und reell das Machtverhältniss ändert. Wenn die Weissen untereinander ungleich sind, welche Kluft muss sich dann zwischen Weiss und Schwarz, Roth und Schwarz aufthun?

Stellt man sich recht den kindischen unzuverlässigen Charakter des Schwarzen vor, der fast ohne Anlass von stoischer Ruhe in wahnsinnige Wuth übergeht, seinen Starrsinn, seine Verschlossenheit, wo Liebe und Hass nie zu unterscheiden sind, seine seltsame Denkungsart, die kaum sich menschlicher Logik anpasst, sein gemeines Herz, das Milde eher verwegen macht, das Härte nur einschüchtert, so kann man begreifen, dass dieses böse Kind, frei erklärt, in Mitte einer entwickelten Nation entweder der geistigen Schlauheit und Energie seiner früheren Herren unterliegen oder seiner materiellen Stärke bewusst, durch seine Bosheit und grausame Falschheit der Gesellschaft gefährlich werden muss. Denn einmal unabhängig, fehlt dem Sklaven die Leitung des Herrn, anderseits die Erziehung, die ihm wenigstens Furcht abzwingt.

Ein Araber könnte Folgendes zu seiner Vertheidigung anführen: der Schwarze, der in seinem Vaterland im tiefsten Schmutz der Barbarei liegt, wird, wenn er ausgeführt ist, immer einer gewissen Cultur theilhaftig; seine Fetische, seine bösen

Geister tauscht er gegen Einen barmherzigen Gott aus, seine Beschwörungen gegen vernünftige Gebete. Heisst er in seiner Heimat auch frei, so geniesst er doch seine Unabhängigkeit nicht, da die unvollkommene Gesellschaft ihm weder seine Person, noch sein Vermögen sichern kann. Heisst er Sklave, so geniesst er doch festbestimmter Rechte, die jeder Muslim hat. Aus der alten hungrigen Faulheit aufgeschreckt, kommt er in ein thätiges Leben hinein; weiss er sich hineinzuschicken, so kann er sich selbst Vermögen erwerben; hat er Muth und Geist, so ist ihm selbst der Weg zu politischen und militärischen Ehren und Stellen keineswegs verschlossen. Endlich begünstigt der Islam die Befreiung als Belohnung langer guter Dienste. Daher kommt es, dass befreite Sklaven, die sich unter den Arabern eingewöhnt haben, nie in ihr Vaterland zurückkehren werden.

Wir wollten mit diesen Bemerkungen einfach darauf hindeuten, dass die beste Idee ihre widerwärtige Rückseite hat. Da die Sklaverei im Leben des Orients eingewurzelt ist, kann sie nicht mit einem Protokoll wegdecretirt werden; sie gehört ganz und gar zur Integrität des türkischen Reiches; halbe Massregeln können nur schaden.

Woher stammen aber die halben Massregeln? Daraus, dass die Grossmächte sich der Türkei gegenüber nicht einig genug fühlen. Man kann die Türken überreden, den Sklavenhandel zu verbieten, aber die Ausführung dieser Befehle überwachen, hiesse die Unabhängigkeit des Reiches angreifen und dieses grosse Princip darf wegen kleinlicher Interessen nicht verletzt werden. Deswegen fahren die Sklavenschiffe ungestört im Rothen Meere herum und kein Engländer oder Franzose wagt es sie auch nur anzuhalten.

Wenn man also das Recht nicht hat, den Türken zur Ausführung ihrer Gesetze Beistand zu leisten, warum die Gesetze selbst, von denen man weiss, dass sie auf dem Papiere stehen bleiben? Die türkische Regierung verbietet den Sklavenhandel, aber verhindert ihn nicht. Die Unterthanen, die jetzt den

Handel ausser dem Gesetze treiben, werden gegen die Franken erbittert; der Handel selbst erhält durch das Verbot einen grausamen Charakter, den er früher nicht hatte; die Preise steigen bei dem scheinbaren Risico.

Wir wollen damit sagen, dass halbe Massregeln nur schaden und ganze bei der Stellung der Diplomatie unmöglich sind. Wir glauben aber deswegen doch, dass die Consuln im Einzelnen viel thun könnten. Vorerst können sie ohne Mühe den Herrn Abyssiniens bewegen, den Sklavenhandel zu verbieten; Theodoros hatte es auf die Vorstellungen des englischen Consuls hin schon gethan; doch hatte dieser eine nicht genug unabhängige Stellung, um sich consequent dafür bemühen zu können und das Verbot blieb ein leeres Wort. Der erste beste Consul aber, der dem Kaiser beweist, dass er sich nicht in die innere Politik mischt, wird es leicht haben, das Verbot wirksam zu machen und dem Menschenhandel wäre damit eine bedeutende Quelle abgeschnitten. Ferner wird jeder Consul die Macht haben, an der Küste alle Sklaven von christlicher Abkunft frei erklären zu lassen und das Privilegium, das bis jetzt nur mohammedanischen Freigebornen zugute kam, auch auf die Christen auszudehnen. In dieser Hinsicht hat Herr Barroni, früherer englischer Consularagent in Massua, grosses Verdienst, eine grosse Anzahl Christen verdankt seinen Bemühungen die Freiheit. Drittens muss immer wiederholt werden, dass die Consuln vorerst mit aller Strenge gegen die Europäer, die mit Sklaven handeln, einschreiten, dass sie zuerst im eigenen Hause Ordnung schaffen müssen, bevor sie Fremde belästigen. So viel einstweilen als Beispiel, was unsere Politik kann und was sie nicht kann.

V.

Indem wir nun zu den Zuständen Abyssiniens übergehen, erlauben wir uns, aus unserem Skizzenbuche einige allgemeine Betrachtungen einzuschalten.

»Wer je Abyssinien gesehen hat, wird immer mit Bewun»derung an diese afrikanische Schweiz zurückdenken, am süd»lichen Ende des Rothen Meeres gelegen schroff gegen dessen »Gestade hinabstürzend, langsam gegen die oberägyptischen »Wüsten sich abstufend. In breiten Terrassen erhebt sich Abys»sinien bis über 10,000′ und seine Gipfel lassen unseren Alpen»königen nur den ewigen Schnee. Die weiten Hochebenen »sind durch Klüfte zerrissen; die wilden Winterströme von »tropischem Regen geschwollen graben sich tiefer und tiefer »schauerliche Abgründe und die Zeit erweitert die schmalen »Klüfte zu breiten Tiefthälern, die mit der Pracht ihrer tropi»schen Vegetation uns verführen. Aber wehe dem Anwohner! »Da lauert die geringelte Boa auf dem schmalen Weg; da ist »das Jagdgebiet des Löwen und der Elefant weidet friedlich; »da schreckt dich das blasse Fieber aus dem paradiesischen »Traum. Die Natur will den Menschen hier nicht zum Zeugen »ihrer Pracht haben. Und doch wie schön! Das hohe schilfige »Gras verschlingt den Reiter; nur mühevoll tritt er sich einen »Pfad, wenn nicht die Elefantenheerde ihn schon geebnet hat. »Die weitästige Sykomore mit ihrem ungeheuern, hochragen»den Stamm und den breiten Blättern bietet ihre Feigen und »ladet in ihren ewigen nächtigen Schatten. Die ast- und »blätterarme Adansonia verwundert dich mit ihrem fetten Leib »und ihrem mürben kraftlosen Holz. Hier ist Urwald; hier »liegen wuchtige Stämme der Verwesung preisgegeben und »versperren den Weg. Frisch sprosst das neue Gras aus der »nie abgeräumten, nutzlos verfaulenden Weide. Hab Acht! der

»Dornenbaum höhnt deiner Kleider mit den krummen Stacheln »und grausame Disteln und Nesseln verletzen den unbedach- »ten Fuss.

»Wo aber das Thal sich verengt und das Wasser mühsam »über die Granitblöcke von thurmhohen senkrechten Schiefer- »felsen sich einen kargen Weg bahnt, da ist es dunkel fast »den ganzen Tag; denn nur wenige Mittagsstunden dringt die »Sonne in die schauerliche Tiefe. Hier wird selbst der Vogel »scheu und stumm und die am spärlichen Wasser sich labende »Gazelle lauscht ängstlich auf bei jedem Geräusch in der »fluchtwehrenden Enge. Da ist fast ewige Stille, ununter- »brochen von dem Murmeln des sich in's Freie drängenden »Baches, selten gestört von dem Geheul der an den jähen »Abgrund sich klammernden Affen.

»Weh' dem, der hier weilt in der Regenzeit; von langer »Fahrt müde bettet sich der Wanderer in dem Thal. Er ist »von der Hitze so erschöpft, selbst diese finstern Gründe »laden ihn zur Ruhe. Im heissesten Mittag wiegt er sich in »süsse Träume; seiner harret das freundliche Heim — da »dröhnt es dumpf im Hochgebirg; ein Schuss, ein zweiter, »dann der schreckliche den ganzen Himmel durchrasende »Donner.

»Doch fürchtet er noch nicht, das Gewitter ist ja so fern. »Er weilt und träumt, er sei schon bei den Lieben. Da erhebt sich »von oben ein Rauschen, wie wenn der Wind durch die Blätter »führe. Es wird lauter, gewaltiger, es zischt, es prasselt, es »toset, es brüllt, als wenn die bösen Geister anführen — nun »naht es, mauergleich, schäumend und sich überstürzend — »es ist der Waldstrom. Der Bach vom Regen angeschwollen »ist ein mächtiger Strom geworden, doch seines kurzen Lebens »gedenk, stürzt wild und feurig er das Thal hinab; die tief- »gewurzelten Sykomoren sinken unter seiner Wucht und die »grasige Ebene wird von Schutt überrollt; das Wasser füllt »das ganze Thal und langt hoch an die Felsen hinauf.

»Weh dir, du armer Mann, wo solltest du hin entfliehen?

»Hast du die Flügel des Adlers, hast du die Krallen des Affen, »der über dir schwebend deiner Noth höhnt? Bist du im »Bunde mit den Geistern, dass sie dich forttrügen? Hier ist »sie nicht dein Knecht, die Natur, sie ist dein dich vernich»tender Feind. — Es sind wenig Jahre her, dass ein ganzes »Zeltenlager, in einem breiten trockenen Strombett gelagert, »die Beduinen mit ihren Heerden und Zelten von dem unge»ahnten Waldstrom überfallen und fortgerissen wurden. Hun»dert Menschen, Tausende von Ziegen wurden seine Beute.

»So sind die Tiefländer Abyssiniens; wie feindlich und »doch so schön. Wie manchen Tag habe ich in dem schat»tigen Wald neben der Quelle gelegen und den bunten lang»geschweiften Vögeln zugeschaut oder im dichten Dornbusch »dem plumpen Nashorn, der spiralhörnigen Antilope aufge»lauert! Wie manche überschwengliche Erndte haben wir der »Urwildniss abgelockt und wie reichlich belohnte sie die kleine »Mühe, die grosse Gefahr!

»Doch besser ist es wohnen in dem kalten, vom Wind ge»fegten, baumlosen, wildarmen Hochland. Da sengt keine über»mächtige Sonne das immer grüne Gras; aber die Natur ist »mässiger, spärlicher: keine wuchernde Vegetation, die oft »dem Menschen feindlich wird. Das Wasser sprudelt unge»sucht aus dem Boden; die schwarze Erde gibt viel, aber »fordert den Schweiss; die kalte Luft ermöglicht die Arbeit. »Der Mensch ist stark und kann auch fleissig sein; der Acker»bau ladet zu Ruhe und Frieden und Dorf und Dorf unzähl»bar verwirren den überzählenden Blick. Hier zeigt sich die »Natur vom Menschen besiegt; das Raubthier hat sich schon »lange in die Wildniss zurückgezogen. Ein erfreulicher Blick; »doch mässig schön, wie der Bewohner, den die rauhen »Winde schwärzen und selbst die Frauen hat die rauhe Ar»beit männlich gestaltet.

»Das ist das eigentliche Abyssinien, das schönste Land »von Afrika; seine Bewohner sind ganz verschiedenen Ur»sprunges, doch hat sie das Klima einander ähnlich gemacht

»und das Interesse dem Ausland gegenüber geeiniget. In den »ersten Jahrhunderten unserer Aera stand es auf der Höhe »der damaligen Cultur; das Christenthum, das ununterbrochen »von Aegypten den Nil hinauf bis hierher reichte, schuf einen »stetigen Verkehr mit dem römischen Reich. In Glauben, »Sitte, Recht und Feinheit des Lebens war es uns ähnlich. »Doch seit es von dem Abendland durch die Fortschritte des »Islams abgeschnitten ist, blieb seine Entwickelung stehen und »wie, wer steht, zurückgeht, so ist auch Abyssinien zurück- »gegangen und ist verwildert, wenn es auch jetzt noch Europa »viel näher steht, als dem nachbarlichen Afrika. Es ist um- »ringt von Feinden, wie die Rose von den Dornen; im Norden, »wo das Hochland in Stufen abfällt, und endlich in unabseh- »bare Tiefebenen sich endet, da wohnen mohammedanische »Völker, meist rebellische Kinder des Hochlandes, die hell- »farbigen Habab, die Leute von Barka; ihnen folgen noch »nördlicher die altnomadischen fremdredenden Hadendoa. Im »Westen begrenzt Abyssinien das Nilland, türkischer Herr- »schaft unterworfen; im Süden das halb mohammedanische, »halb teufelanbetende Reitervolk der Galla. Wohl brauchte »es Jahrhunderte, das Hochland vor allen diesen Feinden dem »Christenthum zu bewahren. Doch jetzt steht Abyssinien »gegen aussen unabhängig da; es hat nur die innern Feinde »zu fürchten, die Anarchie, den freiwilligen Verfall seiner »Religion und Sitte, den Selbstmord.

»Ueber dieses Land darf ich wohl reden; denn auch »sein Mensch steht uns kaum so fern. Er denkt, er träumt, »er liebt und hasst ja auch; er fühlt, wie wir, nur roher und »oft viel natürlicher und freimüthiger. Soll denn das schwarze »Gesicht immer ein schwarzes Herz verbergen? Auch dort »findest du mitleidige Herzen! Wenn der schneidende Abend- »wind dichte Nebel auf die Hochebene hinabregnet, da kann »der Wegfahrer getrost anklopfen und auch des erfrornen »Bettlers harret ein freundlicher Gruss, ein fröhlich loderndes »Feuer und ein warmes in Milch eingebrocktes Brod. Auch

»dort gibt es Ritter, Beschützer der Frauen und Schwachen. »Der Misshandelte findet seinen Advocaten. Auch Freunde »kannst du erwerben, wenn auch nicht schnell, die am Tag »der Gefahr dich beschirmen. Treue Liebe, glückliche Gatten »sind nicht selten und wie oft folgt die trauernde Gattin »ihrem Herrn freiwillig in den frühen Tod! Du siehst in »Hungersnöthen die Mutter mit hohlen Wangen, die Kinder »frisch und munter: denn das letzte Brod spart sie für ihre »Lieben auf. Unermüdet wacht die Gattin bei ihrem kranken »Mann. Brave Söhne opfern jahrelange Arbeit, um ihrem »alten Vater sorgenfreie Tage zu bereiten. Gefühl fehlt nicht »und auch nicht Muth und Frohsinn; sie singen und tanzen »die sternenhelle Nacht durch; Rhapsodien loben den Helden, »den Löwentödter, den Menschenbezwinger. Freude und Leid »wird ausgesungen; das Lied dient auch der Klage; es be- »gleitet die Arbeit; es bejubelt die Hochzeit.«

VI.

Schon aus der bisherigen Besprechung ergibt sich, dass Abyssinien im Vergleich zum übrigen Afrika sehr gut und sehr schlecht bedacht ist. Es vereiniget die verschiedensten Klimate der Welt, die südliche Hitze, die nordische Kälte. Wenn ihm auch die schiffbaren Flüsse mangeln, so hat es Ueberfluss an fliessendem Wasser. Der von tropischen Regengüssen reichlich getränkte Boden versagt selten eine schöne Erndte. Wenn das Hochland besonders Weizen und Gerste erzeugen kann, eignet sich das Niederland für die edleren Culturpflanzen, besonders für die Baumwolle, da der in unermesslichen Ebenen ausgestreckte fette Alluvialboden unversiegliche Brunnen in sich verbirgt und die vom Regen des Oberlandes reichlich genährten Ströme künstlich abgeleitet das Flachland überschwemmen. Das Klima besonders im

Hochland ist sehr gesund und auch dem Europäer äusserst zuträglich, im Gegensatz zu dem fieberreichen Westafrika, das uns zu viel Opfer kostet. Der Volksgeist ist durchaus dem Ackerbau zugewandt. Ist die Industrie auch in ihrer Kindheit, so muss man doch gestehen, dass sich der Abyssinier ohne fremde Zufuhr warm und gut bekleiden kann. Nur der Luxus wendet sich an's Ausland. Die Goldarbeiter, Maurer, Schmiede und Drechsler weisen Arbeiten vor, deren sich kein europäischer Handwerker schämen dürfte. Die natürlichen Talente des Volkes liegen, der Concurrenz und des guten Beispiels entbehrend, faul und unentwickelt darnieder. Wenn auch der Handel in Folge der Unsicherheit immer mehr abnimmt, so soll doch niemand glauben, es ständen die Abyssinier ihren Brüdern, den Juden, Phöniziern und Arabern, an Krämergeist nach. Schulen sind selten. Wie in unserem Mittelalter lernen nur die Geistlichen und die Aerzte lesen und schreiben und ihre Wissenschaft dient ihnen nur, um die Psalmen David's zu recitiren.

Die abyssinische Schrift ist sehr complicirt; da die Consonanten mit Buchstaben bezeichnet werden, die je nach dem angehängten Vocale sich umgestalten, so kommt das vollständige Alphabet auf nahezu 200 Buchstaben, die ein viereckiges Lapidaraussehen haben. Die altäthiopische Sprache ist sehr dem Arabischen, mehr noch dem Hebräischen verwandt; dem Lateinischen ähnlich lebt sie nur noch in drei Töchtersprachen und wird als ausschliessliche Gelehrten- und Kirchensprache fleissig studirt. Die Abyssinier haben nur eine theologisch-ascetische aus dem Griechischen übersetzte Literatur; doch entbehren sie nicht der Geschichte, die in Chronikstil gehalten und fortgesetzt wird. Die abyssinischen Theologen sind sehr stark in spitzfindiger Dialektik; ihre Methode ist das Auswendiglernen, sodass man Leute findet, welche die ganze Bibel vom Anfang bis zum Ende auswendig hersagen können. Disputationen über Religion sind sehr beliebt und es mahnt an die Byzantiner, wenn man liederliche Soldaten,

gefallsüchtige Damen und hohe stolze Herren in allem Ernst über die zwei Naturen in Christus oder über die Procession des heiligen Geistes disputiren hört.

Uebrigens sind die Abyssinier sehr wissbegierig, sie lesen gern, wenn ihnen nur Lectüre geboten wird; sie lernen mit unerhörter Leichtigkeit und bewunderungswürdig ist die eiserne Beharrlichkeit, mit der sie ein ganzes Leben an Einem Zwecke fortarbeiten. Wir Europäer sind ungestüm; wir vollenden, was der Augenblick erlaubt; wir verlieren schnell die Geduld. Die Unverdrossenheit der Studenten in Gondar, die lange Jahre durch unablässig vom Morgen früh bis in die Nacht hinein mit ihren Professoren sich einschliessen und des Abends in der Stadt herumziehen, um ein nothdürftiges Abendbrod sich zu erbetteln, könnte manchen europäischen Schüler beschämen. Ob Wissbegierde allein zu diesem Fleiss verhelfe oder auch die heftige Sucht hinaufzukommen, immerhin ist sie ehrenwerth und lässt auch Besseres hoffen. Geduld ist eine durchaus abyssinische Tugend.

Den grossen Gaben hat die Natur ihren grössten Werth genommen, da sie das Land der Communicationsmittel beraubt hat. Es fehlen die Flüsse, die sich schiffbar in das Rothe Meer ergiessen; es fehlen die allmählig nach Osten sinkenden Ebenen, die gegen die Küste auslaufend den Kameeltransport ermöglichen. Die Flüsse verhindern in der Regenzeit allen Verkehr, Strassen- und Brückenbau bedingt aber eine dauerhafte, erleuchtete Regierung. Denn bei der bestehenden Unordnung sichern die unzugänglichen Felsenburgen, die reissenden Ströme, die schlechten Wege die Aufrührer, die selbst die alten von den Portugiesen erbauten Brücken abbrechen und die natürlichen Strassen unzugänglich machen. Eine vernünftige Regierung aber vorausgesetzt, scheint der Bau von fahrbaren Strassen nicht sehr schwierig, besonders vom Norden her, wohin das Hochland nur sehr langsam abfällt und der Gewinn wäre ungemein gross. Die Nähe Arabiens würde eine bedeutende Getreideausfuhr möglich machen. Der

Gallakaffee würde schon seiner Billigkeit wegen in Aegypten vorherrschend werden. Das Niederland würde die nöthige Baumwolle erzeugen und selbst exportiren können, während die Spinner sie jetzt theilweise von Indien beziehen. Der durch leichtere Communication gesicherte Friede würde die Soldaten dem Pfluge zurückgeben und in wenig Jahren die Bevölkerung des Landes, das auf dem Flächenraum Frankreichs nur vier Millionen Einwohner zählt, verdoppeln, während sie jetzt in Folge des Bürgerkrieges sichtlich abnimmt und ganze Provinzen öde und wüst liegen.

Man hat das heutige Abyssinien oft mit dem Mittelalter verglichen und wirklich haben sie das Faustrecht, die Unordnung, den kriegerischen Geist, die moralischen und religiösen Begriffe gemein. Man konnte es aber dem Mittelalter wohl ansehen, dass es die Keime der Entwickelung in sich trug und eher einem rohen Jüngling ähnlich sah, der trotz seiner Fehler viel verspricht. Viel richtiger kann man Abyssinien dem Frankenreich zur Zeit der Merovinger vergleichen. Die alte römische Cultur war verschwunden; die neuentstandenen Reiche hatten keinen Bestand, da sie nur auf der rohen Gewalt fussten. Das Königthum war noch zu jung, um durch seine Salbung einzuschüchtern. Da der christliche Glaube noch keine festen Wurzeln geschlagen hatte, war auch die Kirche noch keine Macht und ihre Hierarchie hatte im Feudalsystem noch nicht ihren Platz eingenommen. Eine hoffnungslose Anarchie machte sich breit. Wenn auch Karl der Grosse alle die Länder vereinigte und eine Soldatenmonarchie gründete, so konnte der grosse Mann doch nicht verhindern, dass dem Frühsommer ein langer trauriger Winter folgte, während dem erst die Keime eines dauernden Staatslebens sich entwickelten und aufsprossten.

Die Garantien eines Staatslebens, ohne welche es zusammenfallen oder von aussen unterstützt werden muss, sind verschiedene: ein Gleichgewicht der Kräfte; Kirche, Staat, Adel und König, die sich gegenseitig paralysiren; auf Gewohnheit

beruhendes Recht erblicher Herrschaft; Obereinfluss der Religion; Vaterlandsliebe; politische sich als Parteien bekämpfende Meinungen. Untersuchen wir, wie Abyssinien in Bezug hierauf constituirt ist.

Man weiss, dass Abyssinien bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts von Einer Kaiserfamilie regiert wurde, deren Gewalt sich ziemlich regelmässig von Vater auf Sohn forterbte. Der Volksglaube, der sie von Salomon und der Königin von Saba abstammen lässt, verlieh ihr die religiöse Sanction. Wenn sich die Kinder dieser Familie auch oft um die Erbschaft stritten, so konnte es doch keinem Fremden in den Sinn kommen, ihr Recht auf den Thron zu bestreiten oder sich an ihre Stelle zu setzen. Ras Mikaël war der erste Majordomus, der die Autorität der Kaiser auf die Seite stellend sich zum factischen Herrn des Landes machte. Indem er Kaiser jedes Jahr ein- und absetzte und sie jeder Autorität beraubte, versetzte er der Legitimität den empfindlichsten Schlag. Seitdem haben die sogenannten Hazie dem Namen nach fortregiert, bis ein Emporkömmling Namens Cassa ganz Abyssinien sich unterwarf und sich endlich auch unter dem Namen Theodoros die Kaiserkrone aufsetzte. Dadurch ist die legitime Linie auch dem Namen nach abgeschafft und Abyssinien der Einen Lebensgarantie, der Legitimität, beraubt worden, da fortan jeder glückliche Soldat König werden kann.

Ferner hat Abyssinien ganz demokratisches Aussehen. Der Adel hat seinen Ursprung in der Unterdrückung der Ureinwohner durch einen neu eingewanderten Stamm, der sich Land und Leute theilte. Abyssinien ist aus mehreren Völkerschaften zusammengesetzt, die sich untereinander dulden. Hat dann und wann ein Stamm das Principat errungen, so konnte er sich doch nie feudal ausbilden. Die Erblichkeit der Stellen, die übrigens nie dauernd anerkannt war, kann für sich noch keine Aristokratie gründen. Abyssinien hat nie politische Ständeunterschiede gekannt; der Bauer, der Kaufmann, der Hirte, der Häuptling wechseln jeden Tag ihre Rollen. In

Städten, deren Bevölkerung täglich sich ändert, konnte sich kein Bürgerthum entwickeln. Die Kirche, so mächtig sie ist, kann nicht den Einfluss ausüben, den sie auf unser Mittelalter gehabt hat. Der Bischof ist ein Ausländer, ein Kopte. Wenn der Kirchenbann auch immer noch seine alten Schrecken bewahrt hat und die Freundschaft des Bischofs von den Fürsten eifrig nachgesucht wird, so fände ein anderer Gregorius nie einen Klerus, der an keine materiellen Interessen gebunden, sich bei jedem Aufruf wie Ein Mann um seine Fahne schaarte. So kann auch von dieser Seite dem Lande die Regeneration nicht kommen.

Wenn Abyssinien auch seit den ältesten Zeiten als Ein Reich existirt, so haben sich doch seine Bewohner nie als Ein Volk betrachtet. Daher darf man kaum von abyssinischem Patriotismus reden, wenn auch nicht zu leugnen ist, dass jeder Mensch die Erde, wo er geboren, die Sitte, worin er erzogen ist, liebt und dem Fremden abgeneigt ist. Wie eine Völkermasse durch Zufall zu Einem Reich verbunden, durch Gewöhnung und gemeinsame Interessen zu Einem Volke wird, so muss ihre Vaterlandsliebe dem Ganzen Kraft und Zusammenhang verschaffen, wie wir es an Frankreich erfahren haben. Wenn diese Völkermasse aber trotz ihrer politischen Einheit sich geistig immer getrennt fühlt, so wird sie ihre provinzielle Vaterlandsliebe eher auseinanderhalten und selbst an der politischen Einheit nagen. Diess ist nun der Fall bei Aethiopien, das aus mehr als zwanzig Völkern zusammengesetzt ist, die sich trotz zweitausend Jahren immer fremd gegenüberstehen und nur dem Ausland gegenüber einig sind. Man sollte kaum glauben, dass das Volk der Kamant von wenig tausend Seelen, inmitten der christlichen Amhara angesessen, bis jetzt seine eigenthümliche Sprache, seine Sitten, sein Heidenthum Jahrhunderte treu bewahrt hat.

Endlich wird niemand bewusste Sittlichkeit und die Selbstverleugnung, die das Sonderinteresse dem allgemeinen Wohl aufzuopfern weiss, in Abyssinien suchen. Wir sehen das Reich

in feindliche Stämme, in Localinteressen zersplittert. Wo es keine politischen Meinungen gibt, darf man auch nicht an Parteien denken. Die einzige politische Meinung des Volkes, worin alles einig ist, ist eine unendliche Sehnsucht nach Ordnung und Friede im Interesse des materiellen Wohles. Die einzige Klage ist der Mangel an einer kräftigen einheitlichen Regierung mit regelmässiger Verwaltung. Diese Tendenz des Volksgeistes aber stellt einen Militärdespotismus in Aussicht. Die Völker, der Fehden und des Blutes müde, geben sich mit dem härtesten Joche zufrieden, wenn es nur den Bürgerkrieg verhindert. Da aber die Natur der Dinge es mit sich bringt, dass Soldatenreiche keine innere Lebensfähigkeit haben und so meistens mit dem Gründer fallen, so muss sich der König von Abyssinien das Beispiel Mohammed Ali's nachahmend einen Halt von aussen suchen, wenn er die Ordnung, die er gebracht, das Werk der Reform, das er begonnen, seinen Erben hinterlassen will.

VII.

Jetzt müssen wir deutlich machen, welche Stellung der jetzige König von Abyssinien zu diesen Verhältnissen einnimmt.

Als König Theodoros vor etwa acht Jahren fast ohne Schwertstreich ganz Abyssinien sich unterworfen hatte und sich in Gondar die Kaiserkrone aufsetzte, da erschien der Mann, der vom einfachen Soldaten mit vieler Kühnheit, eisernem Charakter und unendlichem Glück auf den Thron sich geschwungen hatte, dem Volk als ein von Gott gesandter Erlöser. Denn auch Abyssinien hatte seine prophetische Sage von einem kommenden Herrn, der dem Lande seine alte Grösse wiedergeben sollte.

An die Stelle der alten Provinzfürsten trat Theodoros mit

dem Plan, dem Lande seine politische und religiöse Einheit wiederzugeben; er will dessen natürliche Grenzen vom Nil bis zum Rothen Meer herstellen. Er bedroht die türkischen Grenzprovinzen. Er sucht die Verwaltung zu centralisiren. Er verbietet den Zweikampf der ihm unterworfenen sich befeindenden Stämme. Feind der alterblichen Fürstenfamilien stellt er jedem Provinzstatthalter überwachende Legaten an die Seite. Um Rebellion unmöglich zu machen, verbietet er die Waffeneinfuhr und confiscirt alle vorhandenen Feuergewehre. Seine Lieblingsidee ist, die Macht des Islam zu stürzen; wenn er ihn auch nicht ausrotten kann, so verhindert er seine weitere Ausbreitung, indem er ihn seines Ansehens beraubt. Er schlägt seine Schlachten mit einer Kühnheit, die nur ein Fatalist haben kann, doch ermöglicht er den Sieg durch seine geniale Anordnung. Sein Glück grenzt so sehr an Wunder, dass ihn die Abyssinier den bösen Geistern verbündet glauben und Theodoros thut alles, diesen Wahn zu verstärken; er prophezeit seine Siege voraus, er zieht sich in die Einsamkeit zurück; er lauscht verkleidet den Anschlägen seiner Feinde und macht sie dann mit seiner Allwissenheit betroffen. Er ist ein Freund des Soldaten und theilt seine Mühen im vollsten Mass; er setzt sich für einen Feldherrn nur zu sehr der Gefahr aus, wenn er nicht an sein Schicksal glaubte. Er ist verschwenderisch, wo es seinen Namen verherrlichen kann. Er ist ein Freund von Eilmärschen und Ueberraschungen und verzeiht auch seinen Leuten die Ruhe nicht. Er richtet weise, schnell und streng ohne Rücksicht der Person. Er hört alle Klagen an und selbst der ärmste Bauer kann sich gegen seinen Fürsten beklagen. Aber wehe dem der schuldig befunden wird, wehe dem Rebellen, dem Meineidigen, dem falschen Zeugen; der Tod folgt der grässlichsten Verstümmelung. Theodoros will das Land durch Schreck und Blut reformiren.

Es gibt keine angesehene Familie in Abyssinien, die nicht verwaist wäre. Wie viel Fürsten starben den langsamen Tod der Missethäter. Glücklich jene, die auf dem Schlacht-

feld als Männer fielen. Die alten Beherrscher des Volkes liegen auf den Bergfesten gefangen. Wie oft hat Theodoros seinen eigenen Feldherren zugeprahlt: Meint Ihr, mein Reich stütze sich auf Euren Arm? Es ist kein Einziger von Euch, den ich nicht in Trauer gestürzt hätte; kein Einziger, dem ich die Blutrache nicht schuldig wäre; Ihr möchtet alle auf mich einstürzen und mich vernichten und dennoch dient Ihr mir, solange ich meine Macht von Gott habe und seine Heerschaaren meine Schlachten schlagen.

Und doch regiert Theodoros schon fast zehn Jahre und Abyssinien harrt noch immer des Friedens. Wo der Kaiser ist mit seinen Hunderttausenden, da rührt sich kein Feind und niemand wagt ihm in's Gesicht zu schauen. Aber seine Abwesenheit benutzen die Rebellen, die immer reisiges, beutelustiges Volk finden, und brandschatzen die Provinzen. So hatte im Tigré Fürst Negussie sich festgesetzt; eine mächtige Armee stand ihm zu Gebot. Während Theodoros im fernen Süden sich abmühte, war er als König von Halbabyssinien anerkannt, und erst die plötzliche Rückkunft des Kaisers kostete ihm Thron und Leben. Die Haufen zerstoben, um sich um den ersten Neuerer wieder zu schaaren. Im Dembea hauste Geret von edlem Fürstengeblüt, der Einzige, der den Kaiser von Angesicht bekämpfend den Heldentod starb. Im Godjam herrscht Tadla Gualu, der rechtmässige Herr dieser Provinz, fast ungestört, geschützt durch zahlreiche von der Natur befestigte mit Wasser und Holz reich versehene, Amba genannte Felsenburgen. Und so machen sich in jeder Provinz die Söhne der alterblichen Fürstenfamilien geltend, im gemeinsamen Hass gegen den Usurpator verbunden, Repräsentanten der Provinzeigenthümlichkeiten; da sie wohl wissen, dass ihre Herrschaft nur Einen Tag dauert, verwüsten sie das Land, das sie nicht besitzen können. Der Bauer, der Erndte beraubt, schmiedet den Pflug zur Lanze und wird Soldat. Wohl thut Theodoros das Mögliche; aber selbst der Schrecken hat seinen Zauber verloren. Die Zerrissenheit des

Landes ermöglicht einen Guerrillakrieg, dem immer neue Köpfe nachwachsen. Die Freiheitsliebe des Volkes selber, das sein altes Recht und Verfassung ungern aufgibt, leistet der Neuerung passiven Widerstand. Die Armee selber, die mit Frauen und Tross auf mehrere Hunderttausende sich beläuft, verödet das Land, wenn sie auch nur eine Woche weilt und Heuschrecken ähnlich muss sie weiterziehen, hinter sich die Hungersnoth, vor sich eine allgemeine Flucht. Der Krieg mit den mohammedanischen Galla, der Jahre lang mit seltener Hartnäckigkeit geführt wurde, hat Südabyssinien, wo früher Milch und Honig floss und die Ochsenlast Weizen nur 1 Franc kostete, zu einer Wüste gemacht und den Handel ganz unterbrochen.

Theodoros hat also eine furchtbare Aufgabe: wer mag zweifeln, dass es ein grosser Mann sein muss, der sie nur unternimmt? Aber es ist eine eigenthümliche Lehre der Geschichte, dass ihre grossen Männer auch in ihren Fehlern so entschieden sind und besonders so wenig Mass halten, dass sie entweder daran untergehen, wie Cäsar und Napoleon, oder nur der Gegenwart frommen, wie Karl der Grosse. Auch Theodoros, wenn man den Afrikaner anreihen darf, hat Untugenden, die ihm seine Aufgabe noch schwieriger machen.

Vorerst kann man nicht verkennen, dass er zu viel miteinander anfängt, indem er gegen die Grenzländer seine Kraft und Zeit vergeudet, während das eigentliche Abyssinien der Anarchie verfällt. Theodoros ist launig, misstrauisch und glaubt seinem Feinde gegenüber auch Meineid und Verrath erlaubt. Er wechselt Pläne und Neigungen schnell; er träumt für Abyssinien eine grosse Zukunft und vergisst nur zu oft die trübe Gegenwart. Er gefällt sich nur zu sehr in einer Grausamkeit, die ihm zur Gewohnheit geworden ist. Denn wenn eine schwere Krankheit auch gewaltsame Mittel verlangt, so dürfen sie doch nicht unnütz nach Blut riechen.

Endlich hat Theodoros Europa gegenüber noch gar nicht die wahre Politik eingeschlagen. Er weiss wohl, dass Eu-

ropa ihm in allem, besonders in der Kriegskunst überlegen ist. Seit er von einem Haufen Türken bei Metamma geschlagen wurde, denkt er immer an die Vorzüge europäischer Disciplin und sein Scharfblick begreift, dass die Freundschaft mit dem Ausland ihm viel nützen und lehren kann. Es hinge nur von ihm ab, uns einen ehrenvollen Tausch anzubieten, indem er unserm Handel Sicherheit, unseren Missionen Toleranz, unserer Civilisation Nachahmung verspräche und dagegen unsere Anerkennung und Lehrmeister in Krieg und Gewerben verlangte. Das Heer, nach europäischer Manier geschult, könnte bedeutend reducirt und dem Feldbau die gesparten Hände zurückerstattet werden. Unter europäischer Leitung gebaute Strassen und Brücken würden den Aufruhr an der Wurzel angreifen und den Handel neu beleben.

Leider ist es eine Thatsache, dass die Abyssinier, ihren Kaiser nicht ausgenommen, uns immer mit Misstrauen ansehen. Sie bewundern unsere Geschicklichkeit, aber glauben selten an unsere geistige Ueberlegenheit; sie bedenken nicht, wie wir zu unsern Erfindungen gekommen sind. Sie sind zu stolz, um von uns verständigen Rath zu erwarten. Der Kaiser selber wittert nur zu oft in den guten Rathschlägen der fremden Consuln böse Schlingen, die das Land ihren Händen überliefern sollen.

Wir sehen Abyssinien also unter der Leitung eines grossen Mannes sich aus der Anarchie zu einer Despotie herauskämpfen. Fremde Hülfe und Rath wäre nothwendig, sie dauerhaft und erblich zu machen: doch ist es ein delicates Unternehmen, einem Volke, das noch an sich glaubt, Hülfe anzubieten und bei der Eifersucht der Grossmächte zu verhüten, dass aus der wohlgemeinten Hülfe selbstsüchtige Intervention wird, die den Patienten zwischen zwei Systemen so lange herumzerrt, dass ihm die Medicin zum Gift, das neue Leben zum Tod wird.

VIII.

Durch die bisherige Betrachtung haben wir uns überzeugt, dass Abyssinien der Elemente, womit es sich dauernd neu constituiren soll, entbehrt, sodass ein König, der für die Zukunft denkt, gezwungen ist, sich einen Halt im Ausland zu suchen und von den Franken gegen innen denselben Dienst zu verlangen, den sie dem Land vor dreihundert Jahren gegen aussen erwiesen haben. Von der Nothwendigkeit eines solchen Schrittes überzeugt die Lage des Kaisers Theodoros, der trotz seiner leichten Siege, trotz seiner Charakterfestigkeit, die ihm das Zutrauen des Landes erworben hat, seit mehr als acht Jahren vergeblich bemüht ist, dem Lande die nöthige Ruhe wiederzugeben; er muss also mit neuen Waffen streiten, die ihm nur die europäische Allianz geben kann. Wir Europäer haben keine Minute nöthig, um uns von der Nothwendigkeit dieses Schrittes zu überzeugen, einmal da wir die nöthigen Kenntnisse haben, um die Lage Abyssiniens im Weltganzen zu begreifen; anderseits bewahren wir, von dem Schauplatz des Interessenkampfes weit entfernt, die natürliche Unbefangenheit, die allein ein ruhiges Urtheil erlaubt und wir gleichen dem Arzt, dessen Kenntnisse allen zugute kommen, ausser seiner eigenen Person. Für die Abyssinier, die sich mitten auf der Bühne befinden und von der Weltgeschichte nur ungenügende Begriffe haben, braucht es lange Zeit sich eine richtige Vorstellung von ihrer auswärtigen Politik zu machen. Trotz allen Nachrichten aus dem Abendland, die von Pilgern und Handelsleuten eingeführt werden, macht sich doch niemand die wahre Vorstellung von der europäischen Macht und Culturentwickelung und der abenteuerliche Plan des Kaisers Theodoros, die Türkei zu erobern und nach Jerusalem zu gehen, kommt den Landeskindern ganz natürlich

und ausführbar vor. Daher kommt es, dass bis jetzt die Herrscher von Abyssinien wenig Neigung gezeigt haben, mit Europa in diplomatischen Verkehr zu treten, da sie sich nicht vorstellen können, was dabei zu gewinnen sei. Die Gesandtschaften, die vom Mittelalter bis jetzt nach dem Abendland gingen, hatten alle ihren Ursprung in den Bemühungen einzelner Personen, meist angesiedelter Europäer, die sich damit zu Ehren verhelfen wollten, oder aber der Hoffnung, von den reichen Franken schöne Geschenke zu erhalten.

Freilich kommt dieser Aengstlichkeit der Abyssinier die europäische Politik freundlich entgegen; gleich den arabischen Chalifen, die sich berechtigt, ja verpflichtet glaubten, den Islam mit dem Schwert allen Völkern aufzudringen, zwingen wir den unwilligen Fremden unsere Consuln, Missionäre, unsere Waaren, unsere Tugenden und Laster auf. Daher kommt es, dass wir an Abyssinien denken, ohne dass es unserer gedenke und mit der unbeschreiblichen Geduld, die uns besonders die Eifersucht verleiht, werden wir trotz der Kälte der Landeskinder gegen unsere Einmischung dahin kommen, dieses Land, das von seinen Nachbarn gefürchtet ist und seinen Erbfeind, den Bürgerkrieg, in seinen Eingeweiden trägt, in das Netz des Völkerverkehrs hineinzuziehen. So können wir versichern, dass, wenn in neuester Zeit Theodoros auf der einen, sein Antagonist Negussie auf der andern Seite an Allianzen gedacht haben, der erste Schritt zur Annäherung durchaus nicht von ihnen gemacht worden ist. Ist freilich einmal das Beispiel gegeben, werden die Abyssinier vom Instinct getrieben sich freiwillig in Europa Herren suchen und, was viel schlimmer ist, jede besiegte Minorität, jede verfolgte Sekte wird das Mitleiden irgend einer Grossmacht für sich zu gewinnen trachten. Bei der eifersüchtigen Tagespolitik werden wir dann anstatt Vermittler zu werden eher eine Partei mehr abgeben und die Verwirrung und das Elend in's Ungeheure steigern, da wir den Barbaren die mörderischen Waffen und die selbstbewussten Laster der Civilisation schenken werden.

Für ein Volk gibt es nur zwei Wege, sich an's Ausland um Hülfe zu wenden. Den ersten nimmt eine unterdrückte Partei, ein gestürzter Prinz. Da ihre Hoffnung allein auf der Fremdengnade beruht, sind sie gezwungen, sich aller Selbstständigkeit zu begeben und sie müssen sich und das Land an die Fremden verkaufen, wenn sie sich ihrer auch nur für den Augenblick bedienen wollen und nach gewonnenem Siege alles thun werden, um sich ihrer zu entledigen. Es ist nun immer ein unangenehmes, gegen Gewissen und öffentliche Meinung sich auflehnendes Geschäft, gegen den Volkswillen zu interveniren, es widerspricht dem natürlichen Patriotismus des Volkes und macht eine bleibende militärische Occupation nöthig mit all ihren Opfern, mit dem vollen Stempel eines widernatürlichen Druckes.

Den zweiten Weg verfolgt eine Majorität, ein König, der sich zum Herrn des Landes gemacht hat und begreift, dass ihm das Ausland viel nützen kann. Wir haben nicht nöthig, zu beweisen, wie vortheilhaft die Allianz für beide Seiten sein muss. Diesen Weg hätte Theodoros verfolgt, wenn ihn nicht die Uneinigkeit der Europäer daran verhindert hätte; den andern Weg versuchte Negussie zu betreten. Wir wollen uns über des letzteren Stellung zu Europa einige unparteiische Worte erlauben; wenn er auch längst gefallen ist, so repräsentirt er einen Typus, der in Abyssinien und überall von Zeit zu Zeit auftaucht.

Als Theodoros alle Könige von Abyssinien und auch den Herrn des Tigré, Ubié, besiegt hatte, liess er in diesem Lande einen Statthalter und kehrte nach dem Süden zurück, um die mohammedanischen Galla zu bekämpfen. In seiner Abwesenheit erhoben sich die Unzufriedenen, besonders die alten Anhänger Ubié's und machten einen Schwestersohn desselben, Namens Negussie, zu ihrem Oberhaupte, dem es gelang, das ganze Tigré sich zu unterwerfen und eine sehr schöne Armee um sich zu sammeln. Es war ein sehr gutmüthiger, löwenherziger Jüngling, dieser Negussie, wenn auf

seinen Privatcharakter hier etwas ankäme; aber er herrschte fünf Jahre lang, ohne zu regieren, da ihn die alten Feldherren Ubié's zu ihrem Herrn gemacht hatten, um ihren freien Willen zu haben. Jeder trieb es, wie er wollte, ohne dass Negussie Recht schaffen konnte. Die Anarchie war so gross, dass sich die Soldaten im eigenen Lager schlugen. Im Lande fehlte die Sicherheit; die Steuern waren sehr gross, ohne dass der König davon Nutzen gehabt hätte; so z. B. empfing er von der Provinz Hamasen nur 10,000 Thaler, während der ihm untergebene Statthalter derselben mehr als 100,000 Thaler davon erpresste. Negussie fehlte es an einem festen Willen; seine Entscheidungen waren unbestimmt; jeden Tag fanden neue sich widerstrebende Räthe bei ihm Gehör. Fünf Jahre war er Herrscher des Landes, an der Spitze einer glänzenden Armee, weil Theodoros von Ahmed Beshir, der sich an die Spitze der Galla gestellt hatte, nicht loskommen konnte. Als endlich der Kaiser Zeit fand, in das Tigré einzurücken, entzog sich Negussie durch einen sehr klug ausgeführten Rückzug seiner Verfolgung; er umging ganz Abyssinien und kam vom Dembelas den Mʿareb hinunter an den Atbara und von da über das Wolkait in's Tigré, wo er noch ein volles Jahr ungestört blieb. Er nahm den Rückzug, weil er wusste, dass seine Soldaten sich nie gegen Theodoros schlagen würden. Im folgenden Jahre (1861) kam Theodoros wieder über den Takkazé und diessmal erwartete ihn Negussie mit einem an Tüchtigkeit überlegenen Heere; er erklärte als ein guter Ritter auf seinem Ross siegen oder sterben zu wollen; aber sein Heer, das fünf Jahre mit ihm gezecht hatte, liess ihn im Stich; ein panischer Schreck ging durch das Lager; der Kaiser erliess eine Proclamation, wo er jedem Soldaten Pardon anbot; auf diess hin zerstreute sich die Armee; Negussie wurde auf der Flucht gefangen und starb einen schmählichen Tod und mit ihm alle Heerführer, die sich auf das treulose Versprechen des Kaisers verlassen hatten; so verschwand das neue Reich, von dem die Kunde selbst nach Europa

gedrungen war, wie eine Wolke, die ein leichter Wind in den blauen Himmel auflöst.

Diess ist ein sehr gewöhnliches Stück abyssinischer Geschichte; was dabei auffällt, ist die Bedeutung, die man Negussie zuschrieb, während diess doch gewiss nicht der Mann war, um einen Theodoros, dessen Name allein ein Heer in die Flucht jagt, entgegengestellt zu werden. Und doch geschah diess und in Europa glaubte man daran. Wir wollen unparteiisch erzählen, wie das zuging und müssen deswegen in die Vergangenheit zurückgreifen, indem wir uns auf eine Schrift von Hrn. Beke «The French and the English in the Red Sea» (1862) beziehen, die sehr lehrreich, aber fast zu sehr englisch gefärbt ist. Es war in diesem Jahrhundert, dass Europa wieder Beziehungen mit Abyssinien anzuknüpfen suchte und zwar durch seine Missionen. Die Franzosen und Engländer suchten sich in diesem Lande den Rang abzulaufen und erkauften sich mit grossen Geschenken die flüchtige Gunst der Könige des Landes. Zum Unglück gerade der Missionen wurden sie an die eifersüchtige Politik der beiden Mächte gefesselt. Wenn Hr. Beke behauptet, Frankreich und Rom gingen Hand in Hand, so will ich das nicht bezweifeln; aber ich meine, England thue das mit seiner Mission auch; ich will aber noch weiter gehen, indem ich meine, dass gerade deswegen die beiden Nationen und die beiden Missionen in diesem Lande noch so blutwenig ausgerichtet haben. Wenn Hr. Krapf die Ursache war, dass eine englische Gesandtschaft nach Shoa kam, so war diese durch ihr Misstrauen erregendes Betragen wieder Schuld, dass Hr. Krapf so übel behandelt wurde und dass man seither in Shoa die Engländer nicht sonderlich liebte. Der Nutzen von dieser Gesandtschaft blieb den Franzosen, wenn man es als Nutzen betrachtet, ein paar Wochen die Freundschaft eines Königs zu haben, den man dann ein paar Jahre nicht mehr sieht. Wenn die protestantische Mission aus Abyssinien verjagt wurde, hat sie diess gewiss am meisten der Unklugheit zuzuschreiben, womit

sie ihren Glauben veröffentlichten vor einem Volke, das seine Mutter Gottes mehr verehrt als Gott selbst. Wenn die katholischen Missionäre in Abyssinien so viel Unglück hatten, so liegt die Schuld davon in ihrer Allianz mit den französischen Consuln, denen sie ihre Unparteilichkeit aufopfern mussten. Was den Einfluss von Rom und Frankreich im Tigré betrifft, so bestand er in einer gnädigen Aufnahme gegen Geschenke; sobald diese aufhörten, war es mit der Freundschaft vorbei; die katholischen Missionäre hatten unter der Regierung Ubié's wenigstens ebenso viel zu dulden, als unter der jetzigen; das Haus des französischen Consuls in 'Mkullu wurde 1849 von den Soldaten eben desselben Fürsten ausgeplündert, ohne dass von Vergütung die Rede gewesen wäre. Wir brauchen nur Hrn. Beke's Angaben über diese Zeit bis 1855 nachzulesen, um uns zu überzeugen, wie viel von beiden Seiten intriguirt und doch nichts erreicht wurde; die protestantische Mission war vertrieben, die katholische war in einer so precären Lage, dass sie sich nach dem Meere zurückziehen wollte; der französische Consul in Massua kümmerte sich nicht um das Innere; der englische hatte einen sehr bedeutenden Handelsvertrag mit Ras Ali abgeschlossen! Nun aber änderte sich die Situation. Theodoros besiegte Ubié im Februar 1855 und wurde so Herr von Abyssinien. Zu dieser Zeit war englischer Consul in Abyssinien Hr. Walther Plowden, ein Mann von vieler Energie, aber wenig Biegsamkeit, der sogleich erkannte, dass für das Land eine neue Epoche gekommen sei. Er verfügte sich sogleich zum Kaiser und blieb bei ihm bis zu seinem Tode (Frühjahr 1860). Er that das Mögliche, ihn mit europäischen Künsten und Ideen bekannt zu machen; aber er bot ihm keine Protection an, die übrigens nie verlangt wurde. Er suchte Freundschaft und Sicherheit für seine Schützlinge und dieser Zweck wurde erreicht. Mehr war nicht möglich, da der Kaiser in seinem Misstrauen Schlingen befürchtete; von eigentlichem Einfluss war keine Rede. Da England einfach den Negus als legitimen Landes-

könig anerkannte und ihm so den Schutz seiner Gäste überliess, konnte es nie zu Schaden kommen: als Hr. Plowden von Rebellen in der Nähe von Gondar ermordet wurde, so fiel die Rache einfach dem Kaiser anheim, ohne dass für England eine Unehre damit verbunden gewesen wäre. Dass Hr. Plowden alles that, um den König für England zu stimmen, das ist natürlich; dass er ihn bewog, den Sklavenhandel zu verbieten, ist löblich, wenn der Erfolg davon auch null war und bald auch das Verbot aufgehoben wurde; aber der active Theil, den er an der Vertreibung der katholischen Mission nahm, machte ihm keine grosse Ehre und nützte ihm nichts; denn aus einer offenen klaren Politik kam er in das Gebiet der Intrigue.

Man weiss, dass Theodoros seinen Thron durch eine Allianz mit dem koptischen Bischof in Abyssinien, dem sogenannten Abuna, zu befestigen suchte; die Folge davon war, dass der Kaiser die katholischen Missionäre Landes verwies und ihre Schüler, die eingebornen Priester, mit Gewalt zum Rücktritt bringen wollte. Der Erfolg war natürlich der entgegengesetzte, die Verfolgung stählte die junge Gemeinde, traurig aber war, dass ein englischer Consul sich dareinmischte, während er die günstige Gelegenheit hatte, der anerkannte Beschützer aller Europäer zu werden. Durch diese Vorgänge wurde die katholische Mission dem Kaiser und zugleich England feindlich; es kam ein neuer französischer Consul nach Massua; im Tigré erhob sich Negussie, der sich, solange der Abuna zum Kaiser hielt, der katholischen Mission günstig zeigte, und es entstand ein Bund zwischen diesen drei Potenzen. Wir dürfen nicht vergessen, dass sich im Gefolge des englischen Consuls unter dem Schutz des Abuna eine protestantische Mission unter den Augen des Kaisers festsetzte.

Da nun England beim Kaiser schon vorausgekommen war, wandte sich Frankreich an Negussie; die Verbindung bewerkstelligte ein abyssinischer Priester, der zur katholischen Mission gehörte, ein Mann von sehr vielem Talent und grosser Energie, der fortan die Seele dieses Bundes wurde. Mit vieler

Mühe, fast gegen die Neigung Negussie's, brachte er eine Gesandtschaft an Napoleon zu Stande, die im gleichen Jahre von französischer Seite erwiedert wurde. Das Unglück oder Glück wollte, dass die französische Gesandtschaft eben zur Zeit ankam, als Negussie sich vor dem Kaiser flüchtete; sie wurde in Halai förmlich angegriffen und konnte nur mit Mühe und Noth das Meer erreichen. Es war ein Glück, weil man sich in Europa eine übertriebene Meinung von Negussie gemacht hatte. Die Idee, die sich die öffentliche Meinung von diesem Verkehr machte, war, dass Frankreich den Negussie gegen den Kaiser unterstützen würde; der Preis sollte die Küste des Rothen Meeres bei Zul'a sein, die jedenfalls den Abyssiniern ebenso gehört, wie den Türken. Wir wissen nicht, ob die öffentliche Meinung ganz Recht hatte; wir wissen aber, dass Negussie sich noch wenige Tage vor seinem Tode über die Franzosen bitter beklagte: sie hätten ihn mit Hülfsversprechungen getäuscht, während er durch die ihnen gemachten Concessionen das Zutrauen seiner Unterthanen verloren habe. Sicher ist, dass noch in der letzten Stunde ein paar Hundert Franzosen, ja nur ein paar gut bediente Kanonen zu Gunsten Negussie's entschieden hätten. Aber sie kamen nicht und es war gut so; denn es ist leicht, Abyssinien zu erobern, aber sehr schwer es zu behaupten. Denn man kann nicht erwarten, dass sich Negussie dankbar gezeigt hätte, seine eifrigsten Anhänger waren allen Fremden sehr feind. Wenn also Frankreich auch nichts für seinen Schützling that, so hatte es sich doch in eine schwierige Stellung gebracht. Anstatt den factischen Herrn des Landes anzuerkennen, stellte es sich zur Minorität und gab sich damit das Ansehen eines Protectors; man darf diess aber nicht ungestraft thun.

So fiel Negussie unbeweint; Theodoros blieb der alleinige Herr des Landes, um dessen Freundschaft sich nun die Consuln beider Mächte bewarben. Wir wollen nicht bezweifeln, dass für beide in Abyssinien Interessen da sind, die sie wahren müssen; aber sie vergessen, dass dieses Land sich noch

immer in der Anarchie befindet und dass alle Verträge unnütz sind, solange keine dauerhafte Regierung etablirt ist; man sollte bedenken, dass Europa mit Einigkeit Abyssinien zur Einheit verhelfen sollte, die erst einen politischen Verkehr erlaubt; man hätte den jetzigen abyssinischen Kaiser, der doch der einzige Mann von Genie ist, den das Land hat, in seinem Vorhaben unterstützen sollen und der europäische Geist hätte vielen Einfluss gewinnen können. Statt dessen führten sich Engländer und Franzosen einen Intriguenkrieg, der beiden schadete, da der Kaiser seine frühere gute Meinung von unserer Ehrlichkeit verloren hat und keinem mehr sein Vertrauen schenkt. Diess hat alle Europäer zu Schaden gebracht. Wir wissen nicht recht, welches Recht wir haben, von den Abyssiniern Toleranz zu verlangen, wenn wir sie selbst in Europa nicht haben; wir sind der Ansicht, dass man die Missionen sich selbst überlassen soll; sie werden sich selbst besser zu helfen wissen; sie stehen auf einem ethischen Boden, der weltlichen Schutzes nicht bedarf, wenn er ein fester ist; wir hoffen noch immer, dass die beiden einzigen Mächte, die Abyssinien kennt, sich zu einer gemeinschaftlichen Politik verständigen können, die ihnen allein Einfluss verschaffen kann; jetzt ist es noch Zeit, da Abyssinien selbst der Einheit zustrebt. Fährt man aber fort, zu intriguiren und einer dem andern zu schaden, so werden die Abyssinier uns immer nur unserer Geschenke wegen Complimente machen; wir werden uns selbst verächtlich machen oder wenn wir es nicht werden wollen, müssen wir einen Krieg anfangen, gefährlicher als Mexico und hundertmal nutzloser. Diess ist die Meinung eines Unparteiischen, der wünscht, dass Abyssinien ein ordentlicher fester Staat werde, in Friede und Freundschaft mit dem Ausland; dann werden Handel und Gewerbe wieder aufblühen und der Europäer wird bis in's Innere ohne Gefahr dringen können: die Vortheile werden dem Thätigsten gehören, ohne Intervention, ohne Intrigue.

IX.

Jetzt wollen wir einen Blick auf das religiöse Leben Abyssiniens werfen und zum voraus bekennen, dass es durchaus nicht gesund ist. Wir finden vorerst eine vollständige Anarchie der Glaubensbekenntnisse. Die herrschende Bevölkerung bilden die Christen; doch sind die Mohammedaner in den Städten und besonders in den Grenzprovinzen sehr ausgebreitet und mächtig. Im Süden haben sich viele Juden erhalten; das Heidenthum ist selbst mitten im Lande nicht ausgerottet; die Nordgrenzen besetzen die deistischen Bazen, die Südgrenzen die teufelanbetenden Galla. Das Christenthum selbst ist für den grössten Theil des Volkes ein äusserlicher Name geworden und mit jüdischen Gebräuchen arg vermischt.

Man weiss, dass Abyssinien seit 1500 Jahren seinen Glauben bewahrt hat, auf eine Weise aber, dass Wichtiges und Unwichtiges, Dogma und Disciplin gleiche Bedeutung erhalten haben. Wir finden die gleichen Missbräuche, die unser Mittelalter entstellt haben: den Mangel an theologischen Kenntnissen; viel Unsittlichkeit und Ueberfluss an Mönchen; freche Simonie und Verkauf der Sakramente; theilweise sogar die Polygamie; strenge Fasten und Busse; viel Festtage; lose Eheverhältnisse; übermässige Verehrung von Bildern und Kreuzen, vermengt mit schützenden Talismanen; wenig Kirchen, viel Heiligengeschichte; Glauben an Weissagereien und Vorbedeutungen; Auslegung der Träume; Furcht vor Hexerei und bösen Künsten; doch jedenfalls keinen Unglauben und keine Gottesverachtung. Die judäisch-pharisäische Denkungsart, die allen Orientalen und besonders den Semiten eigen ist, klebt auch den Abyssiniern an; wir meinen damit den Formengeist, die Wichtigmachung von Gebräuchen und äussern Werken, die Unterscheidung zwischen Rein und Unrein, die Beschnei-

dung, das Hängen an dem Buchstaben, gegen das sich Paulus wehrt.

Die Kirchengüter befinden sich grösstentheils in den Händen der Fürsten, die darüber zu Gunsten ihrer Anhänger disponiren. Die Erblichkeit der Pfarrstellen von Vater auf Sohn erzeugt Lauheit und raubt der Kirche die nöthige Unabhängigkeit. Das sehr verbreitete Mönchsthum verhindert alle wohlthätige Neuerung; die abyssinischen Mönche und Nonnen sind unruhige, anmassliche, ungebildete, faule Fanatiker, die dennoch vielen Respectes geniessen. Eine Reform derselben in arbeitende Orden wäre wohl wünschenswerth, aber schwer ausführbar.

Das Hauptübel Abyssiniens aber ist der Stolz, der von dem kleinsten Erfolge aufgeblasen, sich überheilig und überweise wähnt und nur ungern von fremden Missionären sich Rathes erholt. Deshalb müssen wir die Weisheit des Kanons bewundern, der den eingebornen Abyssinier von der Bischofswürde ausschliesst. Diese Einrichtung bewahrt allein den Zusammenhang mit der allgemeinen Kirche. Wehe dem, der sie abschafft! Ein Missionär, der sich seine Aufgabe zu Herzen nimmt, muss eine Selbstverleugnung ausüben, die leider nur wenigen ansteht; strenge Absonderung in Tisch und Leben geht nicht. Der Missionär muss eben leben, wie er seine schwarzen Brüder leben lassen kann; er zwingt sie mit dem guten Beispiel zur Bescheidenheit. Der Stolz, von dem kein Abyssinier frei ist und eigentlich kein Semite, hat eine andere gefährliche Seite; der Messias ist ihm immer ebenso gut wie den Aposteln ein weltlicher Herr; die Herrschsucht der Eingebornen wird dem fremden Missionär sehr gefährlich, da sie ihn, ohne dass er es ahnt, in die Landespolitik hineinzieht.

Nun darf man aber doch nicht verkennen, dass das Christenthum uns Abyssinien geistig näher und über das übrige Afrika stellt. Es hat dieses Land von dem abscheulichen Fetischismus, der abgöttischen Tyrannei gerettet. Wenn sich

die Völker auch bekämpfen, so sind die Opfer doch nur die Soldaten und die Güter; Weib und Kind sind respectirt. Kein freier Abyssinier wird von seinem Mitbürger in die Sklaverei verkauft. Die Leibeigenschaft erstreckt sich nur auf die von aussen eingeführten Schwarzen, die nur den kleinsten Theil der Bevölkerung ausmachen. Der Sklavenhandel ist den Christen bei Todesstrafe verboten. Die Frau ist unverletzlich und hat ihre bestimmten grossen Rechte. Wenn wir Europäer, solange wir das Gastrecht nicht verletzen, immer freundlich aufgenommen sind, so müssen wir die Ursache sicherlich in den gleichen Religionsgefühlen suchen.

Den erwähnten innern Gebrechen sollten nun die Missionen entgegenarbeiten. Es gibt zwei Gesichtspunkte, den Zweck einer Mission aufzufassen. Der eine ist allgemein philanthropisch; er wünscht die Erweiterung der Geographie; die Missionäre werden Vorläufer der Reisenden und so der Civilisation und des Handels; ihre Berichte sind im Allgemeinen glaubwürdig, da sie Zeit haben, sich einzuleben und mit den Eingebornen in freundschaftlichen Verkehr zu treten. Die andere Auffassungsweise gehört der Pietät, die allein die nöthigen Opfer bringt und religiöse Bekehrung Afrikas anstrebt: eine so schöne Idee, dass man kaum wagen darf, zu sagen, wie schwer sie zu realisiren ist.

Es gibt in Abyssinien eine protestantische und eine katholische Mission. Wenn wir uns darüber aussprechen, so stellen wir uns auf einen Standpunkt, der von der Richtigkeit der Lehre abstrahirt. Man weiss, dass die Jesuiten, die sich vor etwa 250 Jahren im Lande festgesetzt und den Katholicismus zur Staatsreligion erhoben hatten, durch die Intoleranz, mit der sie alles romainisiren wollten, eine Revolution hervorriefen, die mit ihrer Verbannung endigte und eine blutige Verfolgung veranlasste, wo es an standhaften Bekennern, sogar unter der Familie des damaligen Kaisers nicht fehlte. Die jetzige katholische Mission geht mit mehr Sorgfalt zu Werke. Im Unwesentlichen, der äthiopischen Liturgie, den

Fasten und der Priesterehe, lässt sie dem Volke seine altorientalischen Gebräuche; im Wesentlichen, dem Streit um die Naturen und um das Principat Roms, sucht sie den Abyssiniern aus den eigenen Büchern zu beweisen, dass die altäthiopische Theologie und Kirche bis in's siebente Jahrhundert mit der griechisch-katholischen Kirche übereinstimmte und dann erst von den Kopten usurpirt wurde: diess geschah in Folge der Eroberung Aegyptens durch die Araber, wodurch die Griechen von Afrika abgetrennt wurden; der Verkehr mit Abyssinien wurde nur den Kopten möglich und die Abyssinier wurden nach und nach genöthigt, sich ihre Bischöfe von diesen letztern zu holen. Die Aenderung ging aber nur sehr allmählig vor sich; das Mittel war vorzüglich eine grobe Bücherverfälschung, indem man unbequeme Stellen einfach ausradirte oder neue in den alten Text hineinschrieb. Doch stehen noch viele Zeugnisse des alten Glaubens aufrecht; merkwürdig sind besonders die zwei Stellen im Fetwa Negest (Kaiserrecht), die entschieden das Principat des römischen Bischofs anerkennen. Die Frage über die Naturen ist ein Wortstreit, der Griechen gefallen konnte, aber bei ungebildeten Völkern, denen es an scharfen geistigen Definitionen fehlt, schlecht angebracht ist. Die äthiopischen Wörter akal (persona) und bahri (natura) haben keine feste Bedeutung und werden in Abyssinien crass materiell aufgefasst. Der Begriff vom Gottmensch ist doch überall der gleiche. Warum mit Hülfe von Sprachen streiten, deren Wörter nichts Ethisches haben, bei Völkern, die alles grob sinnlich auffassen? Kann sich doch der Mensch nichts ganz geistig denken; der feinste Begriff muss einen körperlichen Anhalt haben; alle unsere Ideen sind Vergleichungen mit sinnlichen Gegenständen und es ist unmöglich, sich vor dem Tode von dieser Kette loszureissen und gerade deswegen hat das Christenthum als verständlichen Vermittler den Gottmenschen nöthig, den man wieder mit Definitionen unverständlich macht.

Sehr weise arbeiten die katholischen Missionäre seit etwa

zwanzig Jahren daran, sich in Nordabyssinien festzusetzen und eingeborne Priester zu erziehen. Denn die Nähe des Meeres und der Wildniss sichert ihnen in Zeiten der Verfolgung den Rückzug; anderseits können sie von den eifersüchtigen Blikken des Kaisers fern bei den halbfreien Grenzvölkern im Stillen Wurzel fassen. So haben sie denn mehrere Gemeinden von Okulekusai und das Hirtenvolk der Irop zu eifrigen Anhängern; auch in der Provinz Agame und den Bogos sind sie niedergelassen und mehr als dreissig eingeborne Priester, die für das Land sehr gebildet sind, breiten den Glauben um so leichter aus, da sie als Landeskinder nicht das Misstrauen, das jeden Fremden empfängt, zu bekämpfen haben. Die Kirchen werden fleissig besucht, die Ehen regelmässiger geschlossen; das Volk hat sich dafür interessirt. Der Gründer dieser Mission war der Bischof Justin de Jacobis († 31. Juli 1860), dessen tadellose Persönlichkeit allen Parteien Verehrung abzwang und dessen Edelmuth auch die Feinde beschämte. König Theodoros, der der Einheit wegen Eine Staatskirche wollte, versuchte in den ersten Jahren seiner Regierung die Katholiken zur koptischen Kirche zurückzuzwingen; doch hat die Standhaftigkeit, die er erfuhr, der katholischen Sache eher genützt.

Die protestantische Mission wirkt in Oberabyssinien, in der Nähe des Kaisers, dem die Idee eines König-Papstes gefällt; da aber Abyssinien viel katholischer ist, als Rom, besonders in der Verehrung der Heiligen und der Beobachtung der Fasten und Festtage, hat der Protestantismus schweren Stand und seine Bekenner dürfen nie mit der ganzen Wahrheit herausrücken. Auch die Nähe des Kaisers wirkt lähmend auf ihre Arbeit, da er wohl neue Handwerke eingeführt haben will, aber keine neue Religion; deswegen wurde eine angefangene Schule aufgehoben, sobald sie sich mit Dogmen abgab. Da aber glücklicherweise mehrere der Missionäre auch Handwerker sind, wird ihre Geschicklichkeit den Gewerbfleiss des Landes befördern. Anderseits ist der Einfluss,

den die Bibelverbreitung in grossem Massstab auf das geistige Leben des Volkes ausüben wird, nicht zu berechnen und es ist zu wünschen, dass man fortfahre, gute Bücher von sittlicher Belehrung in's Volk zu werfen. Wo Bildung ist, da wird es schon besser werden. Von diesem Standpunkt aus bin ich mit dieser Mission einverstanden; aber ihre Bemühungen, das Land directerweise protestantisch zu machen, scheinen mir nicht zweckmässig. Wenn es sich darum handelt, auf der gegebenen Grundlage weiter zu bauen und nicht niederzureissen; wenn man erkennt, dass Abyssinien eine positive Religion nöthig hat; wenn jedermann zugeben muss, dass die Reformationsstürme die katholische Disciplin und das katholische Leben gereiniget haben; wenn die Analogie der abyssinischen Zustände mit unserem Mittelalter uns klar geworden ist, so dürfen wir wohl wünschen, dass die äthiopische Kirche der gleichen Regeneration theilhaftig werde. Unmöglich ist sie nicht, da der abyssinische Glaube im Wesentlichen durchaus katholisch ist. Es würde sich bei der Veränderung lediglich um mehr Wissenschaftlichkeit, grössern Eifer und strengere Sitten handeln, was vorsichtig durchgeführt niemanden vor den Kopf stossen würde.

Abyssinien aber protestantisch machen zu wollen, das wäre ein Beginnen, so radical allem Hergebrachten in's Gesicht schlagend, dass die Leute, denen man plötzlich ihren frommen Glauben und besonders die Verehrung der Mutter Gottes rauben wollte, von allem Christenthum abwendig würden. Das rücksichtslose Abreissen würde sie so stutzig und verwirrt machen, dass sie das Kind mit dem Bade ausschütten und den Glauben allen zusammen, sogar an Gott, wegwerfen würden und mit der Verkündigung einer Religion, die keine Verwandtschaft mit dem hat, was bis jetzt für schönes goldenes Christenthum galt, wird allein ein crasser, gedankenloser Unglaube gepflanzt, der dem Volke *den* moralischen Halt nimmt, den ihm sein alter Glaube verliehen hatte. Mit dem Heidenthum kann man unbesorgt tabula rasa machen;

bei den Bazen, den Barea, den Galla und Schankalla ist ein schönes ungepflügtes Feld; da kann man ebenso leicht den Heidelberger Katechismus einführen, wie jeden andern; aber der Geist der freien Forschung wird auch da nicht eindringen. Wo aber ein Volk einmal den Glauben der Apostel rein bewahrt zu haben glaubt, da darf man des Systemes halber nicht in ein Extrem fallen; man muss nur das Mögliche versuchen, nur das Mögliche ist gut.

X.

Wenn es sich nun nur darum handeln würde, die abyssinische Kirche zu reformiren, so wäre die Aufgabe nicht so schwer: eine viel grössere Gefahr droht ihr aber von dem Islam; ein sehr furchtbarer Kampf steht dem Missionär des Kreuzes bevor von dem Missionär des Halbmondes. Als der Islam mit den Waffen der Welt gegen Abyssinien anstürmte, konnte er mit Schwert und Lanze zurückgeschlagen werden und Abyssinien blieb politisch genommen in christlichen Händen. Aber seit die äussere Gefahr vorbei ist, hat auch die Lauheit zugenommen, von den Anhängern Mohammed's klug benutzt. Während der Islam dem heidnischen Afrika gegenüber offene Gewalt braucht und täglich ganze Völker sich unterwirft, darf er in Abyssinien nur bescheiden auftreten. Er benützt die Schwächen seines uneinigen Gegners; er erringt nur vereinzelte Erfolge und dennoch darf man nicht verschweigen, dass er einer stetigen Zunahme sich erfreut. Während er schon halb Afrika beherrscht und immer südlicher dringt, hat er sich wohl den dritten Theil der Bevölkerung des eigentlichen Abyssiniens schon unterworfen und die Grenzen gegen alle Weltgegenden sind dem Christenthum jedenfalls für immer verloren. Die Galla werden in kurzer Zeit alle mohammedanisch sein; die Grenzvölker vom Norden,

die Habab und die Marea, sind erst in unserer Zeit dem Kreuz abtrünnig geworden und die Bogos selbst sind kaum zu retten.

Wir sehen also: Christenthum und Islam in Afrika kämpfen einen ungleichen Kampf. Hüten wir uns mit dem Stolz geistiger Ueberlegenheit zu rufen: Post tenebras lux! Wie sollte der Halbmond dem Kreuze widerstehen?

Vor 1300 Jahren hatte das Christenthum mehr räumliche Verbreitung als heute. Das römische Weltreich, in das sich jetzt so viele, selbst die Türken theilen, war christlich und sandte seine Apostel nach dem heidnischen Norden. Was hier gewonnen wurde, ging im Süden und Osten verloren. Die Berberei, die einen Cyprian, einen Augustin, einen Tertullian erzeugt hatte, ging fast ohne Widerstand zu Mohammed's Neuerung über. Der grosse semitische Stamm, dem allein die Einheit Gottes ein Axiom ist, zu dem allein Götter und Propheten reden, eroberte sich von Neuem die halbe Welt. Als Christus den Buchstaben todt und den Geist allein lebendig nannte, sprach er zu uns, den Abendländern, und er sprach uns aus der Seele: der Gehalt der Lehre überwältigt uns so sehr, dass wir auch die Wunder, die uns unwesentlich scheinen, gern mit glauben. Den Orientalen überzeugten die Wunder, aber sie gaben ihm den lebendigen Geist nicht: die orientalische Kirche blieb in dem Buchstaben, der Form befangen und nur den Namen hatte sie mit uns gemein. Diesen Widerspruch löste Mohammed, indem er dem alten äusserlichen an Formen und Fasten hangenden Judenthum einen neuen Namen, Islam, verlieh. Mit Recht konnte er ihn die Fortsetzung des Alten Testamentes nennen, und er wird so lange in der Welt unter wechselndem Namen vorkommen, als es Anbeter des Buchstabens gibt. So ging Afrika verloren, so ganz Vorderasien und Arabien. Was neu gewonnen wurde, Indien, China und Japan, wurde ebenso schnell wieder abtrünnig. Die Saat war auf felsigen Boden gefallen und die Vögel des Himmels, die Zufälle, frassen sie auf. Wenn nun nach tausend Jahren, in denen die ganze Weltlage sich

verändert und ihr Schwerpunkt sich zum Norden geneigt hat, wir von Neuem Afrikas Bekehrung versuchen, so liegt die Frage nahe: Welche Befähigung hat der heutige Afrikaner zum Christenthum; neigt sich sein Geist mehr zu uns oder zum Islam? Wer wird endlich Sieger sein?

Der Afrikaner ist im Allgemeinen leichtgläubig; aber er wird selten fanatisch. Er ist nur da Heide, wo man ihm nichts Besseres gelehrt hat; aber er bekehrt sich mit Freuden zu einer höhern Gottesanschauung, wenn sie seiner Natur nicht Zwang anthut. Er untersucht wenig; das Wunder scheint ihm natürlich; die Einheit Gottes hat bei ihm keinen Beweis nöthig. Dann hält er sehr fest daran, ohne aber an die Weiterverbreitung, an Bekehrung seiner Nachbarn zu denken. Denn durch sein ganzes Leben zieht sich als rothe Ader der Hang zur Isolirtheit, zum Auseinandergehen, eine Centrifugalkraft, die dann wieder durch einen extremen Despotismus bekämpft werden muss. Deswegen gibt es unter den eigentlichen Afrikanern so wenig Aristokratien, die immer aus dem Hang der Familie, zusammenzubleiben, sich zu vereinigen, hervorgehen. Deswegen sehen wir in dem von Fremden unberührten Afrika meist sehr primitive Demokratien, friedlich nebeneinander lebende Gemeinden ohne staatlichen Zusammenhang, ohne Beamten und König, ohne gegenseitige Schutz- und Hülfspflicht. Da aber die Extreme sich berühren, finden wir dann wieder crasse Autokratien, wo Einem Tyrannen Leben und Land, Weib und Kind seiner Unterthanen von Rechts wegen angehören.

Jedem dieser Zustände kommt der Islam sehr erwünscht. Er mildert die unbedingte Autokratie, indem er die Gleichberechtigung der Menschen vor dem göttlichen Gesetz anerkennt. Den isolirten Gemeinden aber, denen zur Verbindung das Gefühl der Familie oder der organisirten Selbstwehr fehlt, bietet er einen Punkt der Einigung, die Religion, die jeden Gläubigen zum Freund, jeden Kafer zum Feind stempelt und nur den letztern zur Sklaverei verdammt. Sie vereiniget ihre

Proselyten zum Kampf gegen das Heidenthum. Nun darf die Gemeinde nicht mehr müssig dastehen, wenn das nachbarliche Dorf in Flammen aufgeht. Der Glaube gebietet schnelle Hülfe, festes Zusammenhalten. Es bildet sich ein Staat, aber keine Theokratie. Denn da im Islam Staat und Religion zusammenfallen, muss die Kirche fehlen und ein eigentlicher Priesterstand ist nicht nöthig, wo der Gottesdienst in Gebeten besteht, die jeder Gläubige für sich verrichten kann. Der Fakih oder Schriftgelehrte ist eher ein Schulmeister, der den Kindern lesen, den Erwachsenen beten lehrt, aber es fehlt ihm die Hierarchie, die allein den Stand begründet.

Der Islam geht zum Aeusserlichen, strebt nach Oeffentlichkeit. Da seine Gebete nicht Bitten in unserem Sinne sind, sondern ein Lob Gottes und seine Verherrlichung, so dürfen sie nicht in das stille Kämmerlein verschlossen werden, sondern sie müssen am hellen Tageslicht in die Augen der Welt fallen, zum Stolz der Freunde, zum Aerger der Feinde die Einheit Gottes manifestirend. Wir Christen gehen oder sollen wenigstens nicht in die Kirche gehen, um unsere Frömmigkeit zur Schau zu tragen; wir suchen sie oft nur auf, weil wir zu Hause inmitten der Freuden und Leiden der Familie oft der stillen Kammer entbehren, wo wir unsere herzinnigsten Anliegen dem allerhörenden Vater vorbringen können. Der Mohammedaner denkt nicht daran, mit Beten das von Ewigkeit vorbestimmte, von Gottes Hand geschriebene Schicksal ändern zu können; sondern es ist seine Pflicht, Gott öffentlich Zeugniss zu geben und was bei uns Heuchelei schiene, ist bei ihm eine Tugend. Dass diese Oeffentlichkeit der Eitelkeit des Menschen und besonders des Afrikaners, der so gerne glänzt, schmeichelt, ist gewiss; denn niemand wird sich verhehlen, dass das Bewusstsein, fromm zu sein, noch frömmer macht, dass auch die armselige Eitelkeit den zum Himmel strebenden Menschenstamm parasitisch umwuchert und oft erstickt.

Die Religionssprache des Islam, das Arabische, hat etwas

Tönendes, Ehrfurchtgebietendes; sie ist männlich, fast hart, da wo sie wie in der Umgangssprache der vollen Vocale entbehrt; aber nicht so in dem alten klangreichen Koran. Ob der Text desselben göttliche Hand verrathe, das ist eine Frage, die uns nicht angeht, da die meisten Mohammedaner wenig an den Sinn der Worte denken und die Formreligion sich an der Form ergötzt. Doch enthält er, seinem Gehalte nach genommen, eine Menge Kraftsprüche und Regeln für jede Situation des Lebens, womit auch der ungebildetste Mann den religiösen Gegner sich vom Leibe zu halten weiss. Die Form dieses Buches ist ungemein geschickt in der fast rhythmischen Eintheilung der Verse und der freilich rohen Reimung, die das Auswendiglernen und die halb gesungene Recitation fast angenehm macht.

Wer es selbst nicht erfahren hat, der sollte nicht glauben, dass neben dem römischen Choral, neben dem protestantischen Kirchenlied auch das islamitische öffentliche Gebet Kirchengesang genannt werden darf und dass auch er auf das Gemüth wirken kann. Wir erlauben uns, aus unsern alten Tagebüchern eine Stelle mitzutheilen, worin wir den frischen Eindruck, den er auf uns machte, wiedergaben.

„Es sind zehn Jahre her. Dort oben stand ich auf der Citadelle von Cairo, wo Mohammed Ali's Grabmoschee auf die verfallende Stadt hinuntersieht. Da liegt er ruhig, wo er seine Feinde vernichtete. Es war ein Abend, wie sie der Orient so wunderklar hat. Noch stand die Sonne am Rand des Horizontes und ihre Strahlen hingen an den Hunderten von Minarets im Scheiden. Es war ein Anblick, eigenthümlich schön, herrlicher als was ich je gesehen: dort im Westen der übergetretene meergleiche Nil, der alte Befruchter des Landes; noch weiter gegen Abend die in den Wüstensand scharfgezeichneten Pyramiden, die schon andere Zeiten gesehen haben und noch manche Stadt und Volk vergehen sehen werden, und hier unter mir Kahira, die siegreiche Stadt der Chalifen. Welch ein Contrast, dort das Sinnbild der Ewig-

keit, hier der Vergänglichkeit! — Die Sonne sank: es dunkelt schnell im Orient. Da erhob sich mit Silberklang die Stimme des Gebetrufers vom nächsten Minaret und Hunderte ahmten ihr nach, singend:

«Allahu akbar! Gott ist gross! O Gläubige betet: Es gibt nur Einen Gott und Mohammed ist sein Prophet!»

Und Millionen beten zur gleichen Stunde im gleichen Glauben zum gleichen Gott in feierlichem Lobgesang. Die Töne steigen und fallen, wie sich die Betenden beugen und erheben; bald erhebt sich der Choral zu den höchsten Brusttönen und füllt jauchzend die hohen Gewölbe, bald sinkt er hinab in die melancholischen Alttiefen und wird zu einem geisterhaften Murmeln und scheint zu ersterben. Dann erhebt er sich von Neuem, Männer und Knaben unisono, und erlöscht wieder, bis er sich in die eintönigen Schlussformeln auflöst. In dem von düstern Lampen ungebrochenen Dunkel können die Töne ungestört an's Herz dringen. — Wann werden die Tage kommen, wo diese Stimmen schweigen, Cairo in Schutt liegt und im Lande der Rechtgläubigen Franken Gesetze geben? Wann wird dem Abendlande selbst die Stunde der Vernichtung schlagen? — Ich war erschüttert, ich mochte weinen; denn der Spruch des alten blinden Sängers überfiel mich, dessen der siegende Scipio gedachte, als er in die Flammen Karthago's niederblickend und seines Volkes gedenkend ausrief:

> Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt,
> Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs!"

— — —

Fahren wir in unserer Untersuchung fort! Die Mohammedaner alten Datums sind immer die gleichen Strenggläubigen wie von Alters her. Sie stimmen alle in unbedingtem Preis ihrer Religion und in unbedingter Verachtung aller andern überein und es wäre unmöglich, den feigsten, schwächsten Mohammedaner zu bewegen, seinen Glauben in den kleinsten Punkten zu verleugnen. Diese ungeschwächte Glaubenskraft, die unserer zweifelvollen unentschlossenen Civilisation abgeht,

flösst dem Neubekehrten Vertrauen ein. Indem ferner der Islam das Märtyrerthum nur verdienstlich, nicht nothwendig macht — denn Gott kennt das Herz — erleichtert er jedenfalls den Uebertritt. Er verlangt von dem Afrikaner wenig Lebensreformen. Durch Scheidung und Polygamie wird auch Zügellosigkeit tolerirt. Dem rachsüchtigen Schwarzen gebietet der Koran den Hass; er sagt ihm nicht: Liebe deine Feinde, dulde! Er erlaubt ihm die Rache; er sagt ihm: Kämpfe, siege! Dem stolzen, sinnlichen Afrikaner bietet er eine lebensfrohe Männerreligion, die es zur Ehre macht, rechtgläubig zu sein. Das Kreuz ermahnt zur Selbstverleugnung, zur Demuth, die jedenfalls der Frau besser ansteht.

Doch können wir nicht verhehlen, dass, so sehr der Islam dem Afrikaner zusagt, es ihm doch schwer wird, alle seine Vorschriften treu zu beobachten. Der Afrikaner hat keine unnatürlichen Laster; aber er ist lau im Gebet und nachlässig im Fasten. Er ist grosser Freund von geistigen Getränken; besonders die ackerbauenden Stämme leben hauptsächlich von Bier und man kann ohne Uebertreibung sagen, dass drei Viertel der Erndte immer darin aufgeht. Ferner haben die Afrikaner meist einen sehr zweideutigen Begriff von der Heiligkeit der Ehe; gewöhnlich lebt der Jüngling in wilder Ehe mit seiner Geliebten, bis ihr die Schwangerschaft mehr Rechte gibt. Ehebruch wird selten bestraft. So weit geht nun allerdings die Toleranz des Islam nicht; er verdammt den Genuss des Bieres und den Umgang mit Mädchen, die Urlaster Afrikas. Die neuern Religionslehrer verbieten sogar den Gebrauch des Tabaks, dem die Afrikaner leidenschaftlich ergeben sind. Die Ackerbauer bauen und rauchen, die Hirten schnupfen und kauen ihn. Dagegen kämpfen die Religionslehrer vergeblich. Jedes Jahr durchziehen sogenannte Sheich das Land und eifern gegen die eingerissenen Missbräuche; sie schüren das Feuer der Frömmigkeit an; sie organisiren fromme Vereine, deren Mitglieder, die Foqara, geloben, nicht mehr zu trinken, keinen Tabak mehr zu sich zu nehmen und im Be-

ten fleissiger zu werden. Dann werden alle Bierhafen zerbrochen, der Tabak wird verpönt; aber kaum ist der Sheich wieder abgereist, so kommt alles auf die alten Gebräuche zurück. Wir erinnern uns des jungen Sheich Djafer von Mekka, der vor einigen Jahren von Chartum nach Massua ging; er war stets von Hunderten von Gläubigen begleitet, in jedem Dorf erhielt er einen freiwilligen Tribut, den er sogleich unter die Armen vertheilte; er predigte viel und stiftete überall fromme Vereine. Die guten Vorsätze gingen aber nach seiner Abreise schnell zu Wasser. So schwer ist es mit dem Glauben das Leben zu reformiren.

Uebrigens schadet diess dem Islam durchaus nicht, da ihm die Moral immer eine Nebensache bleibt. Da der Glaube allein selig macht, so verliert selbst der grösste Sünder den Muth nicht: der Prophet wird seine Anhänger doch vom Feuer zu erretten vermögen. Diese Trennung von Theorie und Praxis beschützt vor Verzweiflung und spornt zu ernstem unbedingten Glauben, während das Christenthum, bei dem Glauben und Werk unzertrennlich sind, den Sünder oft zum Unglauben hinzieht, der ihm die Furcht benehmen soll. Wenn daher der Afrikaner auch gegen das Gesetz handelt, so wird er deswegen gar kein Zweifler oder Atheist.

Es gehört wenig Genie dazu, die mohammedanische Einheit Gottes zu lehren oder zu lernen; wenig Gedächtniss, ein paar Suren auswendig zu wissen; Bibelübersetzung, Dogmatik, Liturgie sind überflüssig; Priester fehlen, höchstens sind Schulmeister da, die leicht ihren Unterhalt von denen finden, die lesen lernen wollen. Fehlen sie oder irren sie, so steht deswegen die Religion nicht in Gefahr, da die Glaubensformel aus Einem kurzen Axiom besteht, das sich nicht ändern kann. Das christliche Dogma ist ziemlich verwickelt, umständlich; man muss denken, um es zu begreifen und begreiflich zu machen; Irrthümer liegen nah, wie grobes materielles Anhäng und Auffassung. Deswegen weist der Afrikaner den Islam nie zurück und ist stolz auf seine Bekehrung; denn er

erkennt den grossen Fortschritt vom Heidenthum weg ohne Mühe, während das complicirte Christenthum schon analysirt und studirt werden muss. Deswegen sind die Mohammedaner fast alle einig, von gleichem Glauben und Wort, während die Christen in keiner Frage zusammenstehen und sich untereinander ärger bekämpfen, als die Heiden; einer stellt den andern bloss und macht ihn lächerlich. Der daraus entstehende Skandal flösst natürlich wenig Zutrauen ein, da der arme Heide am Ende nicht weiss, wem er zu glauben hat. Die Stellung des Missionärs wird daher bei jeder Religion eine ganz andere. Der Islam verträgt den einfältigsten Prediger, wenn er nur eifrig ist und das fehlt nie. Für unsere Missionen haben wir ganz eigenthümliche, allseitig gebildete Geister von grossem Charakter nöthig, da die Uebersetzung und Verdeutlichung unseres Religionssystemes schwierig ist und Irrthümer nahe an der Hand liegen; der hierarchische Stolz führt zu Schismen, die Errichtung des Klerus in Staat und Stand zu Collisionen und weltlichen Umtrieben, wovon der Islam nichts weiss.

Um diese Gegensätze zu vervollständigen, müssen wir bedenken, dass der Mohammedaner in Afrika schon lange zu Hause ist; selbst der Araber ist dem Afrikaner in Geist und Farbe nahe verwandt. Wir haben eigentlich nur Abyssinien und selbst dieses Land nur theilweise, da uns die Eingebornen in allem, besonders in der Farbe fremd vorkommen; wir finden es sehr schwer, uns den Gedankengang des Afrikaners anzugewöhnen, uns geistig zu acclimatisiren.*) Wir bleiben

*) Um uns deutlich zu machen, wollen wir die verschiedene Denkungsart nur mit einem Beispiel darstellen. Um uns zu überzeugen, wie fanatisch wir sind, brauchen wir nur der ersten Unterhaltung zwischen Europäern zuzuhören, wo ganz anständige Leute über den Namen einer Pflanze in Eifer gerathen können. Diess kommt dem Afrikaner lächerlich vor; freilich ist diess die Frucht unserer etwas überspannten Energie; Toleranz ist das Kind der abgespannten Gleichgültigkeit. Daher kommt es, dass uns der Staat so eng umschliesst, dass uns die Gesellschaft in Ketten gefangen hält, dass unsere Freiheit durchaus

immer fremd, wir stossen an, ohne es zu wollen; wir sind überlegen an Geist, aber es fehlt uns meist der gesunde Menschenverstand. Unser Missionär hat lange Zeit nöthig, bis er nur die Sprache des Landes gehörig kennt. Viel hängt von seinem persönlichen Charakter und Betragen ab. Diess ist bei dem mohammedanischen Prediger keineswegs der Fall. Während dieser nun gleichsam in sein eigenes Haus zu Gleichgesinnten kommt, gehen wir in die Fremde und werden selten afrikanisch denken lernen. Wir müssten, kurz gesagt, zu Missionären wahre Heilige haben, die alles ihrem Zweck aufzuopfern im Stande sind, während in der Wirklichkeit unsere Sendboten gewöhnliche Leute sind, die sich nie mit afrikanischer Nüchternheit zufrieden geben wollen und so vorsichtig sind, sich unter den Schutz ihrer Regierung zu stellen,

---

nicht die Ungenirtheit der einzelnen Person bedeutet. Die Intoleranz will sich in alles mischen. Das Gegentheil findet sich in Afrika, wo das Gesetz nur den Aufrührer und Verbrecher befeindet, sich aber um alles andere nicht kümmert. Der Staat ist das Kind der Nothwendigkeit und oft selbst des Zwanges, da der Stärkste auf Kosten der andern leben will; aber über die natürlichen Grenzen geht er nicht hinaus. Was gehen ihn Handel, Sitten, Strassen und Erziehung an? Das gilt selbst noch für die Türkei, wo man sich viel freier fühlt, als bei uns. Jeder denkt an sich und wenig an den Nachbarn; jeder ist Herr in seinem Haus und besonders in seiner Familie, die ihm gehört, nicht wie bei uns, wo der Staat die Kinder beansprucht. Daher ist Kindsmord in Afrika kein Verbrechen; die Mutter kennt besser ihren Vortheil. Der Staat kümmert sich nur um die öffentliche Ordnung und selbst da ist er nur Cassationshof, da die Familie oder die Gemeinde die erste und meist entscheidende Instanz hat. Die Hauptregierung betrifft den Tribut, nicht als Budget, sondern als Zoll an den Mächtigsten, der sich und seine Diener damit bereichert und dafür die Leute unbelästigt lässt. Der Staat in unserm Sinn des Wortes existirt in Afrika nicht und ebenso wenig die Gesellschaft. Zweifelsohne ist das Menschengeschlecht hier in seiner Kindheit begriffen; aber auch wir befinden uns nur in der Mittelstufe, solange der Staat den Bürger erziehen will. In Afrika hat der Mensch eine unbewusste Freiheit, die er missbraucht; wir werden einst eine bewusste Freiheit haben, die wir gebrauchen können. — Wenn nun der Europäer mit seinem bevormundenden Geist nach Afrika kommt, so erscheint er dem Afrikaner als ein Tyrann: Nimm mein Geld, aber lass mir meine Sitte, sagt er ihm.

der jedenfalls Misstrauen erregt. Der Muslim ist von Natur Missionär; er macht seine Geschäfte und treibt nebenbei den Pfarrer; er erinnert lebhaft — verzeihe man den Vergleich — an die Apostel, die von ihrem Handwerk lebten. Er verlangt nichts und von wem sollte er es verlangen; er treibt Mission auf eigene Faust und Kosten. Bei den Christen aber ist Mission ein Geschäft, das eigens bezahlt und geleitet sein will; wir sehen es sogar oft ungern, wenn unsere besten Kräfte in's Ausland gehen. Deswegen können wir unsere Missionen nie auf den Standpunkt bringen, wie die Muslimin.

Der Muslim glaubt alle Mittel, selbst Gewalt und Betrug erlaubt, wenn sie nur zum wahren Glauben führen. Man muss bedenken, dass der Afrikaner sich in Gottes Hand glaubt, die ihn blindlings führt und nöthigt. In der Gewalt erkennt er einen Fingerzeig Gottes; wir haben oft Neubekehrte über das Motiv ihres Uebertrittes befragt: „Gott hat mir's angethan" meinten sie; sie waren dazu gezwungen worden. Daher hat die Gewalt in religiösen Sachen nichts Unnatürliches; da sie Gottes Wille scheint, muss die Bekehrung aufrichtig und fest gemeint sein. Die Afrikaner sind nämlich alle Fatalisten und seien sie Christen, Heiden oder Mohammedaner, schreiben sie Leben und Tod, Glück und Unglück, Tugend und Verbrechen der unmittelbaren Hand Gottes zu. Mit dieser blinden Nothwendigkeit entschuldigt sich der Missethäter, tröstet sich der Unglückliche; in das Unabänderliche sich ergebend verlacht er selbst den Tod. Auch der kleinste Zufall wird Gott zugeschrieben: dem Schicksal, dem Tag, dem Geschriebenen, wer kann ihm entrinnen? In der Praxis freilich, instinctmässig nimmt der Kranke Arzneien ein und niemand stürzt sich der Consequenz wegen von einem Felsen hinunter. Dennoch wird niemand bezweifeln, dass der Glaube an die Nothwendigkeit, der jedem Afrikaner tief einwurzelt, ja mit angeboren ist, der Verbreitung des Islam grossen Vorschub leistet.

Wir haben bis jetzt nur Momente kennen gelernt, die den

Islam begünstigen; wir wollen jetzt eine Seite des Afrikaners, ja eines jeden Menschen erwägen, die ihn eher dem Christenthum befreunden sollte: das ist der Wunderglaube. Der Islam ist eine natürliche Religion; sein einziges Wunder ist die Offenbarung, das natürlich ausschaut, da das ganze Alte Testament, das Gemeingut aller Monotheisten, auf dem Verkehr der Propheten mit Gott beruht. Wenn aber Mohammed betheuerte, dass er nicht geschickt sei, um Wunder zu wirken, dass man seine Religion eben an und für sich glauben müsse, so hat es ihm niemand geglaubt. Seinen Schülern schien die Religion ohne Wunder doch unbewiesen zu bleiben und Gott zu ideal dazustehen. Sie schrieben also ihrem Propheten trotzdem mährchenhafte Wunder zu; sie schufen ihre Heiligen und ihre Sheich's, die Kranke heilen, die Zukunft voraussagen, selbst vom Tode auferstehen und je nach Gefallen Heil und Unheil bringen können. Solche Heilige werden in Person und Vermögen sehr respectirt; niemand wagt sie anzufassen, da plötzlicher Tod, Krankheiten, Regenmangel ihrem Unwillen zugeschrieben werden. Die Mohammedaner haben deshalb viel mehr Wunderglauben, als wir und einen eigentlichen Heiligencultus; der kleinste Zufall wird zum Wunder gestempelt; eine erfüllte Prophezeiung wiegt zehn falsche auf. Der Mensch und besonders der afrikanische Mensch will nichts von einer natürlichen Religion wissen; der Aberglaube wuchert trotz der Nüchternheit des Korans immer fort. Denn der Mensch hat Wunder und Heilige, er hat Mittler nöthig, um einen persönlichen Gott zu verstehen; darin liegt etwas Handgreifliches, Verständliches. Besonders der Afrikaner glaubt lieber an das Unnatürliche und Uebernatürliche und zieht es dem Natürlichen weit vor. So sieht der Islam besonders in Afrika durchaus nicht mohammedanisch aus und die Reformen der Wehabiten und Fullata sind nur ohnmächtige Protestationen gegen den Wunderglauben. Dieser Tendenz des Menschengeistes trägt das Christenthum mehr Rechnung. Wenn wir aber alle die aufgeführten Gegensätze in Erwägung ziehen,

so muss uns der Sieg des Kreuzes in Afrika und selbst in Abyssinien wenigstens in diesen Zeiten mehr als zweifelhaft erscheinen. Wir enthalten uns, den Islam an und für sich zu beurtheilen; er bezeichnet den Standpunkt, auf dem sich der Orient vor 1200 Jahren befand und noch jetzt befindet; er ist der systematische Ausdruck des Formengeistes, der dem Orient eigen ist. Er brachte nichts Neues, er gab den vorliegenden Zuständen nur einen neuen Namen; die orientalischen Kirchen, die christlich geblieben sind, sind ihm in nichts überlegen; denn der pharisäische Geist ist beiden eigenthümlich. Wir wollen deshalb die Bemühungen der Missionäre nicht unbedingt verurtheilen; sie werden, wenn ehrlich gemeint und von Liebe erzeugt, immer dankenswerth und fruchtbar sein, wenn wir die mit Nummern gezählten Bekehrungen, die nur die Aussenseite verändern, verachten; hoffen wir viel von den Bestrebungen, den Afrikanern Bildung zu schenken und ihnen mit Thaten ein gutes Beispiel zu geben: denn eine gute That fällt nie auf steinigen Boden, wenn auch ihre Früchte nicht so unmittelbar an den Tag treten, wie glänzende aber zweifelhafte Bekehrungen.

XI.

Wir wollen aus dem Gesagten einige Schlussfolgerungen ziehen; wir müssen uns aber, um deutlich zu sein, eines Umweges bedienen. Wenn es widersinnig wäre, das Principat unserer modernen Civilisation zu leugnen, so muss doch nicht vergessen werden, dass wir es erst in der Neuzeit errungen haben. Die Indier, die Perser, Chaldäer, Araber und Aegypter sind indirect ebenso gut unsere Lehrer und Meister, wie die classischen Völker. Wie wir sie ersetzt haben, können uns auch andere in der geistigen Herrschaft einmal ersetzen. Der Schwerpunkt der Weltcultur lag früher dem Persischen

Meerbusen und so dem Indischen Ocean näher; dann rückte er an das Mittelmeer dem Westen zu und schwebte über Syrien, Griechenland, Italien, Karthago, Spanien und Portugal, bis er durch die Entdeckung der neuen Welt auf Westeuropa, dem Atlantischen Ocean zu, ruhen blieb.

Wir dürfen uns also nicht vorstellen, als wären wir par excellence das Volk der Cultur, die ja noch zu frischen Datums bei uns daheim ist; eine Reihe günstiger Umstände trieb uns zur Cultur, deren Fortschritt jedenfalls dem Fallgesetz unterworfen ist, d. h. je weiter sie kommt, um so schneller wird ihr Gang. Von diesen Triebfedern wollen wir die grössern bekannten hervorheben: die durch die geographische Lage, die Flüsse und Meerbusen gebotene, vom Dampf mächtig vermehrte materielle Verkehrsleichtigkeit — und die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Der Zusammenhang liegt nicht fern: Flüsse, Eisenbahnen vermitteln den materiellen, die Buchdruckerkunst den geistigen Verkehr der Völker. Und die Entwickelung der Menschheit begünstigt besonders die Aufhebung der Isolirtheit: denn der gegenseitige Verkehr befördert den Wetteifer; man stösst und wird gestossen. Diesem Krieg im Frieden verdanken wir unsere jetzige Ueberlegenheit und wem es darum zu thun ist, auch Ostafrika aus seiner Isolirtheit gegen sich und die Aussenwelt zu reissen, der vermehre seine materiellen Verkehrsmittel.

Man sieht schon aus der Karte, welch unzugänglicher Klumpen Afrika ist; es fehlen ihm die Meerbusen, zu wenig Flüsse sind da und viel zu viel Wüsten. Von Abyssinien haben wir schon gesehen, wie seine Natur jeden Verkehr erschwert. Also hat es gute fahrbare Strassen nöthig und um dazu zu kommen, ist es gesunder Politik angemessen, jede einheitliche Regierung, wie sie heissen möge, zu unterstützen. Dadurch wird der Ausgang nach dem Rothen Meere hin erleichtert; da werden sich Dampfschiffslinien reichlich lohnen und diese und eine nicht so unmögliche Eisenbahn von Suakin zum Nil, sie werden ganz Ostafrika eine neue Gestalt ver-

leihen, da der Handel der Nilländer, den jetzt die Wüste so sehr hemmt und dem der selten schiffbare Nil kaum hilft, frisch und gewaltig dem nächsten Hafen zueilen und Innerafrika öffnen wird. Denn es ist der Triumph der modernen Wissenschaft, dass sie die Natur besiegt in ihren Vortheilen und Nachtheilen. Europa verdankt seine Grösse seinen Flüssen und Meerbusen; bald werden diese nur hinderlich sein und der Dampf sich über alle hinwegsetzen; dann wird Afrika nicht mehr zurückgestellt sein.

Wir deuten hier nur an und skizziren, da wir uns ein anderes Mal mit den ostafrikanischen Verkehrsmitteln beschäftigen wollen. Wenden wir uns zu dem geistigen Verkehr der Völker; seine Factoren sind die neue Bahnen brechenden Genies, ihr Träger die menschliche Sprache Es fehlt keinem Volke der Erde an hervorragenden Geistern und grossen Charakteren, keinem an einer ausdrucksvollen Sprache; aber die Geister anderswo entbehren der günstigen Gelegenheit und Verkehrsleichtigkeit, um auf die Massen einzuwirken.

Wird die Sprache nur geredet, so vermittelt sie den engern Verkehr, aber reicht natürlich wenig weit. Da sie dem Ohr und dem Mund nur anvertraut ist, bilden sich die Menschen je nach dem Klima und der Lebensweise neue Dialekte, ja neue Sprachen daraus, wodurch die Vereinzelung der Stämme immer bestimmter, ihr freundlicher Verkehr immer schwieriger wird. Ihr Unterschied in Charakter und Sitte drückt sich besonders frappant in der Sprache aus, wie der Stempel auf der Münze und verewigt den Völkerhass.

Wird aber eine Sprache auch geschrieben, so verändert sie ihren Charakter; sie verliert an Schönheit und Formenfülle; aber sie wird bequemer, einfacher, grammatisch behandelt und festgestellt. Sie zerstört das Leben der Dialekte, die sich der geschriebenen Norm unwillkürlich zu nähern suchen. Die Schrift erleichtert den Ideenaustausch und macht erst Wissenschaft möglich, der das blosse Gedächtniss nicht genügen kann.

Nun schenkt Gott jedem Volk Genies, die mit ihren neuen Ideen zum Fortschritt mahnen. Steht ihnen nur die Rede zu Gebote, so ist ihr Einfluss jedenfalls nur local; ihre Lehren werden schnell vergessen. Haben sie aber als Werkzeug die Schrift, so bemeistern sie sich der Wissenschaft. Das Manuscript aber ist so schwer zugänglich, dass die neuen Lehren und Künste nur einem sehr kleinen ausgewählten Publikum bekannt werden können. Der Geist wird das Monopol einer Zunft von Priestern und Gelehrten, die ihn zur Geheimlehre machen.

Plötzlich aber verändert sich die Welt: die Buchdruckerkunst macht jede neue Idee zum Gemeingut des Volkes. Von jetzt an ist kein guter Gedanke mehr verloren und die Bildung verbreitet sich allmählig auch bis in die untersten Schichten der Gesellschaft. Wenn nun das Grösste gethan ist, so sind auch wir nicht weit; noch immer muss der grösste Theil des Volkes gleichsam weitergeschoben werden; auch Oberflächlichkeit ist da und ihr Kind, der Stolz; der Abstand zwischen dem Gelehrten und der Volksmasse ist noch so ungeheuer, dass die Wechselwirkung bis jetzt wenig gefrommt hat; noch immer haben wir uns von einer blinden Verehrung der Vergangenheit, heisse sie Alterthum oder Mittelalter, nicht frei gemacht.

Nicht eine Bevorzugung also eines von Gott auserwählten Volkes, nicht eine verschiedene Gehirnbildung stellt uns über die barbarischen Völker, sondern der leichtere Verkehr für Geist und Materie, begünstigt durch viele kleinere Zufälle und Umstände. Wir waren einst roh und träg; wir sind es zum Theil nicht mehr seit kurzer Zeit. Wer weiss, wie lange der Germane in seiner Wildheit verharrt hat? Wer weiss, wozu uns die Uebertreibung der Cultur führen kann? Wer nun wünscht, es möge auch in Afrika und besonders in dem christlichen Abyssinien geistiges Leben und der Trieb zum Fortschritt erwachen, der habe Bedacht, dessen geistige Verkehrsmittel zu erweitern: man lehre es lesen! Man stifte

Schulen! Man beschenke es mit Buchdruckereien; man übersetze fassliche Bücher, die von Confession abstrahiren und allgemeine Belehrung bieten. Man darf nicht fürchten, das Buch finde keine Leser. Kein Volk der Erde verschmäht Unterhaltung, keines ist frei von Neugierde und Wissenstrieb. So verstehen wir die Mission.

XII.

So viel haben wir von allgemeinen Betrachtungen vorausgeschickt, um das Verständniss alles Folgenden zu erleichtern. Auf den Abhängen Abyssiniens gegen Norden finden wir nun mehrere kleinere Völker, halb Abyssinien, halb Aegypten unterworfen, halb christlich, halb mohammedanisch, halb Nomaden, halb Ackerbauer, mehrere sehr eigenthümliche Sprachen sprechend; die meisten verwahrloste Vorposten des Hochlandes. Da sie seit langer Zeit sich selbst überlassen sind, so haben sie ihre alte Sprache, Sitte und Recht unverfälscht auf die Gegenwart gebracht, was die Aegypter und Abyssinier nicht gethan haben. Es ist uns also hier allein die Gelegenheit geboten, ursprüngliche Volksverhältnisse zu studiren.

Wir können nun alle diese Völker vom Rothen Meer bis zum Gash in drei Klassen theilen:

Die erste Klasse bilden die Agazi,*) bei denen das Tigré vorherrscht; dazu gehören die Bewohner des Samhar und der Küste bis Aqiq; die Stämme des Anseba (Habab, Bedjuk, Mensa, Bogos, Takue, Marea), einzelne Ansiedlungen im Barka (Beit Bidel), Algeden, Sabderat und die Hallenga. Alle diese Völker haben einen innern Zusammenhang, sie sind Abys-

*) Wir werden sie auch schlechthin Aethiopen heissen, da ja das G'eez auch äthiopisch genannt wird; wir verwahren uns aber gegen jede weitere Ausdehnung des Begriffes: Aethiopen.

sinier, alte Christen und bedienen sich des reinsten äthiopischen Idioms, des Tigré. Freilich findet sich unter diesen Völkern auch fremde Mischung; so wissen wir, dass die Adelichen bei den Bogos, etwa ein Drittel der Bevölkerung, Agou sind und ihre Sprache ihren Unterthanen und auch ihren Nachbarn, den Takue, aufgedrungen haben; aber Sitte und Recht haben sie von dem Kern der Bevölkerung adoptirt. Ferner müssen wir vermuthen, wie sich im Lauf der Arbeit ergeben wird, dass der Adel der Mensa und der Marea arabischen Ursprunges ist; er hat sich aber auch der alten Landessitte bequemen müssen und der fremde Ursprung hat sich nur in einzelnen aber scharf geprägten Zügen erhalten. Die allein gültige Ausnahme bilden die Algeden und Sabderat; denn nur die Sprache haben sie mit den übrigen gemein, sonst gleichen sie eher ihren Nachbarn, den Bazen.

Unter allen diesen Völkern herrscht nun eine merkwürdige Uebereinstimmung in Sitte, Gebrauch und Recht. Wir nennen sie aristokratische Völker, weil der Ständeunterschied sie eigentlich charakterisirt und weil das ganze Recht auf der Familie aufgebaut ist.

Wir haben vor mehreren Jahren Sitten und Recht der Bogos beschrieben; wir ahnten schon damals, dass sie nicht diesem Volke eigenthümlich seien, aber wir haben uns nun auf's Genaueste überzeugt, dass, was wir für die Bogos angegeben haben, für alle diese Völker im Grossen und Kleinen gilt. Auf Grundlage dieses Rechtes und dieser Sitten also werden wir in den folgenden Studien uns mit diesen Völkern beschäftigen.

Nachdem dieser allgemeine Zusammenhang erkannt war, blieben einzelne Punkte zu erläutern. Wir mussten ein G'eez-Volk als Quelle der Bevölkerung annehmen, das von Abyssinien entsprungen das Tiefland in Besitz nahm. Nun wurde aber klar, dass diesem Urkern nach und nach neue Zweige sich anschlossen und die alte Bevölkerung sich allmählig unterwarfen. Wir mussten die Momente dieser kleinen Völker-

wanderung verfolgen und diess werden wir in der Monographie über das Samhar und über die Marea thun.

Beim Samhar aber musste auch die eigenthümliche Stellung gegen das Meer und gegen Abyssinien, zwischen denen es liegt, berücksichtigt werden, die Doppelstellung, die es von beiden abhängig macht und woraus die kleine Monarchie der Niab entstand. Hier also blieb die Sitte der Agazi bestehen und auch die Sprache, aber die Berührung mit dem Ausland und der Handel löste den alten Familienzusammenhang auf und es bildete sich ein islamitischer demokratisch-monarchischer Staat. Wenn wir also einerseits die Bildung dieses Staates untersuchen, durften wir anderseits nicht verschmähen, die Zustände der Insel Massua mit Benutzung früherer Arbeiten darzustellen, da sie das Festland und das Hochland mit dem Meer und Arabien in Berührung bringt.

Eine zweite Monographie forderte das Volk der Marea; abgesehen vom geographischen Interesse, das besonders der Anseba in Anspruch nimmt, boten sie uns Gelegenheit, das aristokratische Recht der Agazi in seiner höchsten Entwickelung zu beobachten; es vervollständigte so das Recht der Bogos.

Diese Völker nun waren früher alle christlich und zum abyssinischen Reich gehörig. Da aber Abyssinien in Folge der Bürgerkriege und fremder Einfälle sich nach und nach auf das Hochland einschränkte, wurden diese Colonien isolirt; ihre Kirchen verfielen, der Glaube wurde lau und nach und nach gelang es dem von allen Seiten andringenden Islam, sie fast alle für sich zu gewinnen und auch politisch neigten sie sich zu der mohammedanischen Grossmacht der Türkei. Wir werden aber zu beschreiben haben, dass der Islam bis jetzt nur äusserlich diese Völker unterworfen hat; auf Recht und Sitte hat er noch wenig Einfluss geübt. Anderseits sind sie Abyssinien so nahe, dass sie sich kaum seinem politischen Einfluss entziehen können; wir werden also darstellen, wie sich Abyssinien wieder gegen Norden auszudehnen strebt und

diese Grenzvölker den Türken abzuringen droht. Wir werden ferner beobachten, dass diese Völker als Abyssinier und als Kinder des Hochlandes Ackerbauer waren, dass aber die Natur ihrer jetzigen Heimat sie allmählig zu halben Nomaden umgestaltet.

Die zweite Klasse bilden die von Norden kommenden Beduinen mit der Sprache To'bedauie, rein vertreten durch die Hadendoa und die Besharin, zwischen Nil und Meer weidend bis an die Grenzen Aegyptens. Die Beni Amer, denen wir eine dritte Monographie widmen, sind freilich ein Zwittervolk, wozu die Agʿazi und die Bedu (oder Bedja) beigetragen haben; wir werden also die Verschmelzung dieser zwei fremden Stämme darzustellen haben; in der Sprache streiten sie sich noch immer, aber in Sitte und Recht haben sich die Beni Amer von den Bedu bestimmen lassen. Wir finden also ein rein nomadisches Volk, fast ohne Ackerbau, in Zelten wohnend, Kameele ziehend, während die Agʿazi sich erst in jüngster Zeit zu diesem für den Christen unreinen Thier bequemt haben. Auch hier finden wir eine Aristokratie, aber auf ganz anderer Basis, als bei den Tigrévölkern: denn während sie hier auf einem Schutzverhältniss beruht, ist sie bei den Beni Amerʿn feudal, indem der Herr seinen Unterworfenen mit Eigenthum belehnt und sich davon eine Nutzniessung und die Rechte des Herrn ausbedingt. Hierin und in dem ganzen Recht, besonders in den Eheverhältnissen, stimmen die Beni Amer ganz mit den Hadendoa überein; der Einfluss des islamitischen Rechtes ist natürlich nicht zu verkennen. Wir werden also eine ganz eigenthümliche Rechtsauffassung kennen lernen, die sich besonders durch Bevorzugung der Frau charakterisirt.

Die dritte Klasse endlich bilden die Völker der Bazen (Kunáma) und der Barea. Sie steht in einem so schneidenden Gegensatze zu den bisher erwähnten Zuständen, dass wir es nie bereuen können, ihnen eine eigene Reise gewidmet zu haben. Seltenes Glück erlaubte uns, diese Völker als erste

Europäer und auch als erste friedliche Reisende kennen zu lernen. Wir fanden die Bazen und die Barea als Nachbarn; man müsste sie für ein und dasselbe Volk nehmen, wenn die verschiedene Sprache diess nicht verböte; in Sitte und Recht sind sie sich ganz gleich. Zu den aristokratischen Völkern bilden sie einen eigenthümlichen Contrast; während dort die Familie den Staat bedingt, leben die Barea und die Bazen in Gemeinden; die Familie selbst hat keinen politischen Werth und hat einen andern Sinn, da sie im Verhältniss zwischen Onkel und Schwestersohn besteht. Richter ist nicht der Familienvater, sondern die Aeltesten der Gemeinde; keiner ist besser als der andere; keine Idee von Adel, fast keine Sklaverei. Von Religion und Cultur ist keine Rede, wenn auch der leere Begriff von Gott nicht fehlt. Diese Völker sind essentiell Ackerbauer und sesshaft. Die Person steht ihnen hoch, die Sache niedrig und diesen Principien gemäss entwickelt sich eine ganz eigenthümliche Anschauung von Sitte und Recht, die wir insofern chamitisch nennen können, als die aristokratischen Völker wohl alle semitisch sind und solche Verhältnisse bei näherem Studium nur noch bei den afrikanischen Völkern gefunden werden können. Sie sind wohl der Ueberrest des alten abyssinischen Reiches vor der Einwanderung der Semiten, vor Einführung der positiven Religionen, während die Zustände der Agazi-Völker uns den Zustand des abyssinischen Reiches nach Einwanderung der Semiten, nach Einführung jüdischer und christlicher Religion vor dem Ueberhandnehmen der Amhara veranschaulichen. Wir haben diesen Völkern eine eigene Monographie gewidmet; wir beschreiben ihre Zustände an und für sich und den Kampf, den sie mit ihren Nachbarn führen, isolirt und eingeengt wie sie sind zwischen den Christen und Mohammedanern. An diese Reise schloss sich natürlich die Frage über den Lauf und Stromcharakter des Mareb.

Um endlich ein viertes Volkselement, das Arabische, anzureihen, das mit Hülfe des Islam in Afrika und besonders

im Nilthal immer mächtiger wird, haben wir einige Bemerkungen über die ethnographischen Verhältnisse von Kordofan angefügt, wir behalten uns aber Weiteres darüber vor.

Wir wollten mit diesem vorläufigen Programm, das wir in den einzelnen Monographien ausführen, den innern Zusammenhang andeuten, in dem sie zueinander stehen. Jetzt müssen wir eine allgemeine Uebersicht über die Sprachen geben, die in diesem Gebiete gesprochen werden.

Vorerst müssen wir die zwei Hauptsprachen hervorheben, die sich die abyssinischen Grenzvölker streitig machen, das Tigré und das Bḍauie, die beide erst jenseits des Gash vom Arabischen begrenzt werden. Das Tigré oder Chassa, wie es im Barka genannt wird, ist die Sprache der Bewohner von Dahalak, der Beduinen des Samhar und der Beni Amer des Söhel bis zur Höhe von Aqiq; es beherrscht ferner die Habab, die Mensa, Bedjuk, die Marea und den Gau Gümmegan. Von den Bogos und den Takue wird es wenigstens verstanden. Die Beni Amer theilt es mit dem Bḍauie, sodass die Leute von Söhel nur Tigré sprechen, die Leute des Barka sich mehr dem Bḍauie zuneigen, obgleich das Tigré überall verstanden wird. Es ist ferner die Sprache der Algeden, Sabderat und Hallenga, obgleich diese drei Stämme sich theilweise auch des Bḍauie bedienen. Bei den Barea wird es immer üblicher. Seine Grenze gegen das Arabische ist bei dem Stamme Menna am Gash. — Man weiss, dass das Tigré mit dem Gᶜeez die innigste Verwandtschaft hat; es ist also grammatikalisch und lexikalisch eine durchaus semitische, dem Arabischen und Hebräischen verwandte Sprache; es ist die Schwester des Tigriña, das das abyssinische Hochland diesseits des Takkazé beherrscht. Es ist von uns genau studirt worden; eine ausführliche Wörtersammlung davon hat Herr Professor Dillmann seinem Lexicon Aethiopicum als Anhang beizufügen erlaubt.

Die zweite Hauptsprache ist das To'bḍauie oder die Beduinensprache, die Muttersprache der Hadendoa und der

Besharin, zum Theil auch der Beni Amer im Barka; es ist die eigentliche originelle Sprache der Nomaden zwischen Nil und Meer bis zu den Grenzen Oberägyptens*). Sie wird auch von den Nachbarvölkern besonders am Nil häufig verstanden.

Die dritte Sprache von Bedeutung ist die Sprache der Bazen oder der Kunáma. Sie steht ganz einzeln da; selbst mit der Sprache der Barea hat sie nur wenige Wörter gemein. Ihre südliche Grenze ist das abyssinische Shiré und Wolkait, östlich scheidet sie der M'areb vom Dembelas, westlich der Atbara vom Arabischen. Das Nere wird nur von den Barea von Higr und Mogoreb gesprochen. Endlich finden wir das Belen, einen Dialekt des Agou, bei den Bogos und durch Adoption auch bei den Takue einheimisch.

Ueberschreitet man den Gash gegen Westen, so finden wir die arabische Sprache, die das Nilland zum grössten Theil beherrscht und sich bis Kordofan, ja an die Grenzen von Darfor erstreckt. Nur das schmale Nilthal von Dongola bis Assuan wird von zwei Dialekten der Nubasprache beherrscht.

Wir wollen nun theils auf das Gesagte gestützt, theils auf das Folgende uns beziehend, die Völker vom Meer bis zum Nil tabellarisch zusammenstellen. Wir nennen Aethiopen die Völker abyssinischen G'eezursprunges.

*) Wir veröffentlichen unsere Studien über diese uralte Sprache in der vierten Abtheilung dieses Buches.

	Bewohner.	Ursprung.	Sprache.	Beschäftigung.	Religion.
1) **Inseln von Dahalak.**	Dahalaki.	Meist Aethiopen mit Zulauf von Arabien.	Tigré.	Fischer u. Seefahrer.	Islam.
2) **Insel Desset.**	Danakil.	Von Buri herkomm.	Sahosprache.	Fischer u. Seefahrer.	Islam.
3) **Insel Massua.**	Massuai.	Von allen Seiten hergekommen, d. Kern äthiopisch.	Tigré.	Handelsleute u. Seefahrer.	Islam.
4) **Samhar.**	1) Tero'a. Die Vorberge d. Karneshim bewohnend.	Nennen sich Araber, Brüder der Mensa und Marea.	Sahosprache.	Hirten.	Islam.
	2) Beduinen.		Tigré.	Hirten und theilweise Ackerbauer.	Islam.
	a) in Dörfern: Hotumlu, Zaga, Beremi, Ailet, Asus, Gumhod.	Meist Aethiopen von den Habab und dem Anseba kommend. Brüder der Unterworfnen der Habab.			
	b) in Zelten: Az shuma mäshälit u. a. m.				
	3) Dokono, Hauptstadt.	Kern d. Bevölkerung Belou, v. d. Belou im Norden stammend.			
5) **Land der Habab.**	Habab in 3 Stämmen: Az temariam, Aztekles, Azhibdes, bestehend aus		Tigré.	Hirten.	Islam (seit 40 Jahren).
	1) Adelichen,	Später von Abyssinien eingewandert.			
	2) Unterworfnen.	Aboriginer äthiop. Ursprunges.			

	Bewohner.	Ursprung.	Sprache.	Beschäftigung.	Religion.
6) **Söhel** (Meerküste bis Aqiq)	Beni Amer, bestehend aus		Tigré.	Hirten (Nomaden).	Islam.
	1) Nebtab v. Stamm der Djalin,	Araber.			
	2) Unterworfenen.	Aethiopen, Brüder d. unterworf. Habab.			
7) **Ansebaländer.**					
a) Mensa.	Beit Ebrahé Beit shakan. Der Kern des Volks sind Aethiopen, mit einem Adel, der den Marea u. Tero'a verwandt sein u. v. Arabien stammen soll.	Aethiopen, wie die unterworf. Habab.	Tigré.	Ackerbauer u. Hirten; feste Wohnsitze.	Christen.
b) Bogos.	1) der Adel oder Beit terke,	Agou von Lasta.	Belen; Tigré wird verstanden.	Ackerbauer u. Hirten, feste Sitze.	Christen, wenige Mohammedaner.
	2) die Unterworfnen.	Aethiop. Aboriginer.			
c) Bedjuk.	Beit Zere buruk.	Wie die Habab.	Tigré.	Ackerbauer u. Hirten, sesshaft.	Paritätisch.
d) Beit Takue.		Aethiopen; der Adel neu eingewandert vom Hamasen.	Belen und Tigré.	do.	Islam (seit 20 J.)
e) Marea.	Rothe und Schwarze.	1) der Adel, den Mensa verwandt, nennen sich Araber.	Tigré.	do.	Islam (seit 40 J.)
		2) die Unterworfnen, wohl Aethiopen.			

8) **Baraka.**	1) Adel, Nebtab und Belou, 2) Unterworfene.	Nennen sich Araber. Aethiopen, Bedja.	Tigré u. To' bedauie.	Hirten.	Islam.
9) **Land der Barea.**	Nere, Mogoreb.	Zweifelhaft.	Eigene Sprache.	Ackerbauer.	Islam und Deisten.
10) **Land der Bazen.**	Kunama.	do.	do.	do.	Deisten.
11) **Algeden.**	In 2 Dörfern.	Kern des Volks wohl Bazen, zu denen sich Aethiopen gesellten vom Stamm Kelou.	Tigré.	Ackerbauer u. Hirten, sesshaft.	Islam.
12) **Sabderat.**	In 2 gegenüberliegenden Dörfern.	Kern sollen Marea sein, sonst von allen Seiten, meist Aethiopen.	Tigré.	do.	do.
13) **Taka oder Gash.**	1) Hallenga, besonders in Chatmin, Höllet sherif, Kassala, Ebret, Dabbab.	Abyssinier v. Sarae.	Tigré; sprechen aber auch Bedauie und Arabisch.	Ackerbauer u. Hirten.	Islam.
	2) Hadendoa.	Beda.	Bedauie.	Ackerbauer u. Hirten; Halbnomaden.	Islam.
	3) Zusammengelaufnes Volk, besonders Beni Amer, Djalin, Araber und Türken.		Verschiedene Sprachen.	Ackerbauer, Handelsleute, Soldaten etc.	Islam.

XIII.

Wenn wir uns jetzt noch über unsere Methode aussprechen, so geschieht diess zum Theil als Entschuldigung, zum Theil als Selbstlob. Unser Buch ist keine Reisebeschreibung im strengen Sinne des Wortes; was darin von der gemachten Reise angeführt wird, steht nur da als Erläuterung, gewissermassen als Profil. Es fehlt ihm also der subjective Standpunkt, wo der Reisende so zu sagen der Held des Schauspiels ist, wo das wirkliche Object nur zu oft vor der Gestalt des Erzählenden in den Hintergrund tritt. Wir fühlen hart, wie theuer uns diese Objectivität zu stehen kommt: der Leser wird nie an uns denken; unsere Freuden und Leiden bleiben ihm unbekannt. Wir wollen nun nicht über den Werth der eigentlichen Reisebeschreibung streiten; sie hat ihren Nutzen und ihren Schaden. Wären wir frischweg von Europa nach Afrika geworfen worden, so hätte unser Buch erzählt; da aber lange Jahre einer intimen Bekanntschaft ihm vorausgingen, Jahre des Ein- und Mitlebens, so schwächte sich die subjective Anschauung, der Dualismus des Sehenden und des Gesehenen, die eigenen Erlebnisse verloren ihren Werth vor dem logisch vor uns sich entwickelnden Volksbewusstsein.

Der Reisende sieht ohne Zweifel täglich Begebnisse, die ihm auffallend, ja wunderbar vorkommen müssen; mit seiner schlichten Erzählung erregt er unser Erstaunen und bringt uns zu dem Schluss, der fremde Mensch, der Afrikaner, der Asiate habe eine andere Logik, ja er sei wirklich ein anderer Mensch. Der Schluss ist logisch, insofern aus einzelnen unzusammenhängenden Daten Schlüsse gezogen werden dürfen.

Nun müssen wir aber bedenken, dass auch die einfachsten Alltagsbegebenheiten des europäischen Lebens demjenigen ebenso wunderbar vorkommen müssen, der nicht nach der Ursache fragt. Untersucht man aber den innern Grund der Dinge dieser Welt, so verschwindet das Wunderbare und es tritt uns die nackte Thatsache entgegen, dass der Mensch, wer er sein möge, immer logisch denkt, dass also auch die geistige Welt nicht mit Wundern erklärt zu werden braucht.

Der König von Dahomé ist ein Lieblingsartikel der europäischen Zeitungswelt; man erstaunt über diese grässlichen Hekatomben, die dem Aberglauben geopfert werden; man kann eigentlich kaum begreifen, welche Freude der König daran haben kann und warum seine Unterthanen so gut sein wollen, sich hinrichten zu lassen. Man müsste also auf den Gedanken kommen, dieses Wunder habe seine natürlichen Ursachen, die von aller Willkür unabhängig sind. Um diese Ursachen begreiflich zu machen, müsste man aber die Sitte und das Recht, wie es sich in der Geschichte entwickelt, genau untersuchen und nicht mit den einzelnen Thatsachen immer wieder unsere Augen blenden. Dann würde man sehen, dass die Menschenopfer in Dahomé ihren logischen Grund haben, ebenso gut wie alle Abscheulichkeiten, die Europa unter dem Namen von Hexenprocessen und Religionskriegen befleckt haben und unter andern Namen noch beflecken. Der gleiche logische Geist nun baute einst Schaffotte und jetzt baut er Eisenbahnen; beide haben die Tendenz, die Ungleichheit der Menschen untereinander aufzuheben; die gleiche Energie verfolgte den Andersdenkenden mit der rohen Gewalt zu einer Zeit, wo der Glaube das höchste Gut schien, die jetzt den Anderslebenden mit ethischer Gewalt verfolgt, in unserer Zeit, wo die Civilisation das höchste Gut scheint.

Wenn wir also Afrika zum Gegenstand unseres philosophischen Studiums erheben wollen, so müssen wir nothwendig die Anekdoten weglassen; sie haben für Afrika ebenso wenig Werth, wie für die Welt- und Naturgeschichte. Wir

müssen den afrikanischen Menschen in den Hauptmomenten seines Lebens zu erfassen suchen und den Gesetzen das Recht, den Sitten die Sitte substituiren; dann wird sich zeigen, wie auf Grundlage von natürlichen Verhältnissen mit Hülfe von Anschauungen, die jedem Menschen gemein sind, auf dem Wege der gewöhnlichen Logik sich sehr eigenthümliche Zustände entwickeln können. Das Interesse wird geschwächt, insofern das Seltsame wegfällt und der Prediger wieder Recht behält, der sagt: Nichts Neues unter der Sonne; aber es wird dieses gemeine Theaterinteresse, das nur an Wundern Freude hat, reichlich ersetzt durch das philosophische Interesse, das den Menschen, wo er sei, mit logischer Schärfe sich seine Sitte und sein Recht ausbilden sieht, wo kein Lebensmoment vom Zufall dictirt wird.

Im Bewusstsein dieser Aufgabe betrachten wir unsere Völker auf Grundlage der Geographie; denn es ist keinem Zweifel unterworfen, dass die Natur der mächtigste Factor der Geschichte ist und erst an ihrem Ende gänzlich besiegt sein wird. Wir fragen ferner den historischen Ursprüngen und Schicksalen des Volkes nach, und diess ist besonders nothwendig, um uns seine Rechtsbegriffe erklären zu können; das Recht selber, das wir dann untersuchen, ist bei Völkern, wo es historisch natürlich entwickelt ist, kaum von der Sitte zu trennen; um es zu begreifen, müssen wir seine Basis feststellen; wir müssen wissen, wer sein Object ist, ob es die Familie im Auge hat, die in der letzten Potenz zum Volk wird, oder das Zusammenleben von Einzelnen in der Gemeinde; wir müssen dann die Geschichte fragen, warum hier das gleiche Recht für alle gilt, warum dort ein Doppelrecht besteht, das Ständeunterschied anerkennt. Wir müssen endlich untersuchen, was jedes Volk unter Familie versteht, woraus sich die wichtigsten Rechts- und Sittenmomente ergeben.

Wir haben schon in der Schrift über Recht und Sitten der Bogos diese Bahn betreten, die wenigstens für afrikanische Völkerkunde neu ist; wenn wir darin fortgehen, so verhehlen

wir uns nicht die Schwierigkeit; aber der Versuch ist von der Ueberzeugung geboten, dass nur auf diesem Wege eine wahrhafte Völkerkunde gewonnen werden kann. Der Leser wird nicht verkennen, dass wir wie das Volk, so auch das Land mit seiner Gestaltung als Erde und Wasser geistig aufzufassen streben. So viel über die Tendenz: dass diese Arbeit nur ein kleiner Schritt in dieser Richtung ist, das können wir selbst uns am wenigsten verhehlen, die durch Erfahrung wissen, was es heisst, dem Volksgeist in fremdem Gewande, mit fremder Zunge in seinen Tiefen nachzugehen.

Vom Rothen Meer.

Briefe vom Rothen Meer.

Wisht, den 18. August 1853.

Den 8. August 1853 bestiegen wir, begleitet von der Familie meines Reisegefährten und einigen Freunden, in Suez ein Boot, um unsere Barke, die — wegen Seichtigkeit des Hafens bei der Ebbe — auf die Rhede (Gâd el Merakib) vorausgegangen war, zu erreichen. Erst um Mitternacht lichteten wir die Anker und segelten, anfangs längs der afrikanischen Küste, dann der arabischen uns nähernd, mit günstigem Nordwind (Shemmâl), der uns Nachmittags den 9. nach Cap Abu Zelima brachte, einer sandigen Rhede, die vor dem Nordwinde gut geschützt ist. Wir liefen an, die Matrosen beschäftigten sich mit Fischen, mein Gefährte schrieb sein nautisches Tagebuch; ich nahm meine Flinte auf den Rücken, um mir die Berge anzusehen, die der Küste parallel laufen. Wild zeigte sich nicht; um so mehr erregte die eigenthümliche Structur der Berge (Sandstein mit horizontalen Schieferlagen durchzogen) meine Aufmerksamkeit. Ausläufer des Sinaï mit heissen Quellen und Schwefelminen treten etwas nördlich von Abu Zelima bis an's Meer heran. Die Fläche zwischen diesem und den Vorbergen war früher vom Meere bedeckt, wie der mit Muscheln vermischte Flugsand beweist. Hier hatte ich

das erste Anzeichen, dass das Rothe Meer auf seiner arabischen Küste immer seichter wird, was besonders in Djedda klar hervortritt, wo die Stadt durch das Zurückgehen des Wassers bald eine Stunde vom wirklichen Hafen entfernt sein wird.

Den 10. August früh verliessen wir die Rhede und schifften mit einem tüchtigen Nordost, der unser Schiffchen hübsch herumdrehte, Tor zu, das wir vor dem Assr (Nachmittags 3½ Uhr) erreichten. Der Hafen ist ziemlich geräumig und gut geschlossen, doch im Innern seicht. Er ist von der Nordseite durch Klippen, an denen schon manches Schiff scheiterte, von der Südseite durch eine mit Dattelpalmen bedeckte Landzunge geschlossen. Tor ist ein armseliges Dorf mit kaum 30 Häusern. Die Einwohner sind Christen syrischer Abkunft; ihre geistlichen Angelegenheiten werden durch einen armen alten, etwas bettlerischen, griechischen Priester vom Berge Sinaï geleitet; im Uebrigen sind sie von den Beduan kaum zu unterscheiden. Sie scheinen arm, treiben aber mit Provisionen von Suez einen einträglichen Tauschhandel gegen Perlmutter- und Schildkrötenschalen, die von den Fischern hierher gebracht werden; dann und wann lässt der liebe Gott ein Schiff stranden, und das Strandrecht versteht sich hier von selbst.

Die mohammedanischen Toriten wohnten früher den Christen zur Seite in einem Dorfe, dessen Ruinen, von einem nahen Hügel Raubnestern gleich auf das Meer herabsehend, noch nicht der Zeit Platz gemacht haben. Jetzt leben sie draussen zwischen den Dattelwäldern und in der Wüste; doch ziehen fast alle jungen Leute auf's Meer, werden Matrosen oder fischen auf eigene Rechnung. Unsere Schiffsleute waren alle von Tor und deshalb mussten wir ihnen den 11. August freigeben, um ihren Familien Lebewohl zu sagen. — Die Sprache der Toriten ist arabisch; wer aber von Cairo kommt, versteht davon kein Wort, die Aussprache ist viel gutturaler und wird dadurch sehr unverständlich. Die arabische Sprache hat überall

dasselbe Fundament von Wörtern und Formen, aber jede Provinz oder fast jedes Dorf gibt ihr einen eigenthümlichen, nur an Ort und Stelle verständlichen Zusatz.

Den Tag nicht nutzlos zu verbringen, bestieg ich nach Mittag einen Esel, um das warme Bad zu besuchen, das sich am Fusse des Berges befindet, der sich hinter Tor erhebt. Die Gegend ist fast eine Wüste, doch mit niederem Kraut bedeckt; weiterhin folgen reizende Palmenwäldchen, in denen das Bad, das Abbas Pascha gehört und fast heisses Wasser hat, versteckt liegt, — in seinem Rücken kahle Schieferberge, im Hintergrunde die majestätischen Formen des Sinaï. Ich trat in den grössten der Palmengärten ein, der dem Kloster S. Katharina gehört; die Gärtner sind junge Griechen, wahrhafte Gärtnerfiguren aus Arkadien, die Ruhe ihres Lebens spiegelte sich auf ihnen ab. Der Garten ist sehr gross, von rauschenden Bächen durchzogen; die Wipfel der schlanken Bäume sind voll der herrlichsten gelben und rothen Datteln. Alles grünt und wuchert und erscheint nach dem trockenen Aegypten ein wahres Paradies. Hier sieht man das fröhliche ungezwungene Schaffen der Natur, dort merkt man den Schweiss der Arbeit.

Rechts von dieser Dattelpflanzung öffnet sich der Weg zum Wadi Mussa, wo der Ain (Quelle) Mussa ist. Das Thal ist ebenfalls an Datteln reich. Hier ist der Weg zum Sinaï, dem Berge der heiligen Erinnerungen. Die Geschichte, die auch der Muslim in seinem Buche anerkennt, lebt noch in den Namen der Gegenden und Stellen von Suez bis Tor. Eine jede Quelle, jedes Thal hat hier Moses oder Pharaon zum Taufpathen. Man sagt, dass der Gründer des Islam von den Mönchen des Sinaï seine erste Erziehung erhalten habe; es soll sich noch jetzt in dem dortigen Kloster eine alte griechische Handschrift befinden, die angeblich über die Anfänge Mohammed's merkwürdige Aufschlüsse liefert.

Erst am 13. August erlaubte uns der Wind, Tor zu verlassen; ausserhalb des Hafens hatten wir fast Sturm, der die

Fluten über die Barke hinpeitschte. Um Mittag erreichten wir Ras Mohammed, wo wir innerhalb der Klippen Anker warfen. Erst den 14. gewannen wir das offene Meer, setzten die Fahrt während der Nacht ununterbrochen fort und kamen am 15. Nachmittags bei Gibl Antar an, einem kleinen runden schön geschlossenen Hafen. Wer den Roman Antar kennt, wird sehen, dass die orientalischen Erzählungen nicht blos Dichtungen sind; ihr historischer Grund hat sich in den Ortsnamen aufbewahrt.

Am Lande befanden sich viele Beduan, die den vorbeiziehenden Barken Wasser, Holz und Kohlen liefern: Schelme mit scharfgeschnittenen Gesichtern.

Den 16. endlich kamen wir trotz des widrigen Windes nach Wisht, einem wie die früheren ganz runden, aber ziemlich geräumigen Hafen. Es lagen vier Schiffe mit Sklaven vor Anker. Wisht ist ein Nest von 30 — 50 Häusern, alle an einen Felsen geklebt, auf dem ein Wartthurm ohne Kanonen steht. Man findet hier Vorrath von allen Lebensbedürfnissen, da die Barken von Suez täglich hier einkehren und das Festland im Innern dattelreich und von zahlreichen Heerden durchzogen ist. Ich hatte ein Dromedar genommen, um eine kleine Excursion in die Berge zu machen. Doch wurde ich daran durch die Beduan verhindert, die nicht lieben, wenn ein Fremder ihre Brunnen sieht, da er durch seinen bösen Blick sie vertrocknen könnte. So fand ich den Aberglauben Aegyptens hier wieder. Uebrigens zeigten sich mir die hiesigen Beduan von einer sehr vortheilhaften Seite, aufrichtig, höflich, gastlich, gesprächig und ohne die Scheu vor dem Fremden, die in diesen Ländern eine Beobachtung der Volkssitten so sehr erschwert.

Da wir in dem heissesten Monat reisten, hatten wir auch auf dem Meere grosse Hitze, gewöhnlich schon am Morgen in der Cajüte 25° R., in der Nacht, wenn der Wind schwieg, bis 27° R.

Djedda, den 30. August 1853.

Am 17. August fuhren wir, Wisht hinter uns lassend, bei völlig ruhiger See zwischen Inseln und Klippen hindurch und ebenso den Morgen des 18.; Nachmittags 3 Uhr passirten wir die Fischerinsel Hasanieh, deren Nordcap vom 25. Grad geschnitten wird. Wir waren also den Tropen nicht mehr fern und es schien, dass sie sich als etwas mehr, denn eine astronomische Idee ausweisen wollten.

Der Himmel umwölkte sich; es entlud sich ein Gewitter auf dem nahen Festlande, wo man heftig regnen sah. Der Wind drehte sich mehrmals und schien unser Bemühen, den im SW. gelegenen sicheren Hafen zu erreichen, vereiteln zu wollen. Endlich gelang es uns, einige hundert Schritte unterhalb der Insel Anker zu werfen. Der Wind wurde nach 5 Uhr ein entschiedener Süd-Munsun; es donnerte, regnete und von Süden kam eine heisse Luft, wie aus einem Feuerofen. Das Thermometer stieg in 5 Minuten von + 25° auf + 31° R. Nach 6 Uhr legte sich der Wind; es war, als ob die sich bekämpfenden Nord- und Südwinde einen Stillstand geschlossen hätten. Die Sonne war eben im Untergehen; von dem Festlande auf die Insel brückte sich ein lange nicht gesehener Regenbogen; auf dem Festlande sah man unaufhörlich regnen, hinter der Insel Wolken gegen Süden treiben: da hatte also der Nordost die Oberhand. Wir stiegen beruhigt in die Kajüte hinab, um unser Nachtmahl zu nehmen; kaum aber hatten wir uns gesetzt, als sich ein leises Säuseln von NO. erhob und nach 5 Minuten der Sturm wieder losbrauste; der Nordost hatte gesiegt und wir waren ihm ganz ausgesetzt. Wir hatten die drei Anker im Meere mit 8 Faden Tiefe und glücklicher Weise solidem Grund; doch wurden wir trotzdem noch einen Faden tiefer in's Meer hinausgeführt, wo wir uns erst mit Hülfe aller unserer Ketten festhalten konnten. Wären wir weiter in's Meer getrieben worden, so hätten wir wenig Hoffnung gehabt, durch die vielen Klippen zu entkommen. Der Wind legte sich erst um 8 Uhr, erhob sich zwar um 12 Uhr

von Neuem, doch ohne Heftigkeit und wir schliefen ruhig bis zum Morgen.

Am 19. erlaubte uns ein Südwest kaum, in Mahar, dem nächsten Hafen, einzulaufen; er ist gut und sicher, da er gegen Norden und Süden von Korallenfelsen, an denen sich Austern finden, umzäunt ist; im Osten öffnet sich ein Thal, worin ein paar Dattelpalmen sichtbar werden. Es treibt sich eine Kabyle hier herum, halb Fischer, halb Hirten; ihrer zwei kamen an Bord, um unsere Barmherzigkeit zu prüfen.

Der Himmel war den ganzen Abend schwarz umwölkt; mit Einbruch der Nacht blitzte und donnerte es unaufhörlich; es fiel ein leichter Regen, dem ein ziemlich heftiger Wind folgte. Dieser legte sich indess am Morgen des 20. ganz und erst am Abend des 22. konnten wir in Yambo, die erste Stadt, die wir bis jetzt getroffen, einlaufen. Ich hatte mir eine günstigere Vorstellung von dieser Stadt gemacht. Sie hat aus der Ferne ein ganz imposantes Ansehen, gleicht aber, wenn man sich ihr nähert, einem Ruinenhaufen, — wie alle hier gelegenen Ortschaften, da sie flache Dächer haben, — und kann kaum mehr als 5000 Einwohner haben, vielleicht nicht einmal so viel. Diese stehen nicht im besten Leumunde, sodass ich, als wir an's Land stiegen, meine Pistolen mitnahm. In der Stadt findet man wenig Eigenthümliches, ausser dass sehr viele Häuser aus rohen Palmenstämmen errichtet sind, besonders die Cafés, deren es in Folge des Pilgerdurchzuges viele gibt. Der Diwan (das Haus des Gouverneurs, Mohafis), der über dem Hafen gebaut ist, liegt halb in Ruinen und der Palast des Sherif sieht nicht viel besser aus. Da unweit der Stadt sich wasserreiche Thäler und Dattelpflanzungen finden, wird sie jeden Morgen mit Fleisch und Früchten versorgt und ebenso mit sehr gutem Wasser, das an den Küsten des Rothen Meeres selten ist. Die Einwohner sind fast alle mit einem mannshohen soliden Stock bewaffnet, der unten mit Silberfäden verziert ist. Die Beduan dagegen haben immer Säbel und Lanzen bei sich, und Luntengewehre sind nicht selten.

Man sieht jetzt viele Pilgrime hier, besonders Mogrebiner, die sich durch den weisswolligen Burnus bemerklich machen. Wir spazierten über den engen schmutzigen Markt und mussten hören, wie die Kinder schrien: Ist kein Knüttel da, diese Ungläubigen todtzuschlagen? Wir thaten, als ob wir es nicht verständen. Man muss dergleichen gleichmüthig zu ertragen wissen, wenn man im Orient reisen will.

Yambo ist für den Handel in drei Beziehungen wichtig. Erstens ist es der Hafen von Medina, was besonders im Sommer einen grossen Verkehr mit Suez und Kosseir und ein reges Leben in der Stadt selbst verursacht, da die meisten Pilger nach Vollendung der Wallfahrt über Yambo zurückkehren. Sodann ist es der Stapelplatz für das ägyptische Getreide, das von Kosseir hierher gebracht wird, theils im Auftrage der Regierung für die Truppen, theils durch Privatspeculation für die Bedürfnisse des Landes und besonders Djedda's. Endlich ist es der Markt für die Perlmutterschalen und anderen Producte des Meeres zwischen diesem Orte und Wisht, von wo die Fischerbarken gewöhnlich im Frühling zurückkehren. Doch ist es für den Fremden nicht leicht, hier vortheilhafte Einkäufe zu machen, da die Griechen von Djedda und die Muslimin von ebenda und Suez ihre Agenten in allen diesen kleinen Häfen haben, die auf der Stelle jede gute Gelegenheit benutzen können. Ueberhaupt haben die Europäer das Privilegium der Thätigkeit und Handelsintelligenz nicht; in Schlauheit und Sparsamkeit thun es ihnen die orientalischen Kaufleute zuvor. Man sieht hier die reichsten Leute im blauen Hemde barfuss herumgehen, aller Reichthum wird sorgsam verheimlicht, da man die gute alte Zeit der Türkenherrschaft noch nicht vergessen hat.

Yambo hat einen türkischen Mohafis, der unter Djedda steht; das Land aber steht unter einem eingeborenen Fürsten, jetzt Sherif Abdallah, der allein auf die Beduan, welche sich um die Türken wenig kümmern, Einfluss besitzt. Er nimmt von jedem nach Djedda gehenden Schiffe 2 Thaler Hafengeld

und bei dessen Rückkehr nach Suez einen dritten. Diese Abgabe wird erst seit einigen Jahren erhoben. Nach dem Tode Mohammed Ali Pascha's athmeten die Beduan wieder frei auf und errichteten nördlich von Yambo eine Station, wo sie jedem ankernden Schiffe mehrere Thaler Hafengeld abnahmen. Lief eine Barke nicht ein, so wurde sie in Kähnen verfolgt und das Geld auf der hohen See abgepresst. Dieser Zustand rief Klagen in Cairo hervor, die nichts fruchteten, und ebenso beim Sherif, der die Idee sehr willkürlich aber doch nicht so übel fand und die Sache am Ende so ordnete, dass man die Abgabe regelmässig in Yambo zahlt und der Gewinn, anstatt den Beduan, nun dem Sherif zukommt.

Die Hitze nahm in den letzten Tagen immer zu und sank nie unter + 26°. Auch die Nächte waren heiss und feucht und am Morgen fiel so starker Thau, dass ich gewöhnlich gebadet aufstand.

Den 23. bis 28. August schifften wir bei wenig Wind und grosser Hitze bis Rabuk, dem Vorhafen von Djedda. Das Land trägt hier ganze Waldungen von Dattelpalmen, worin zahlreiche Dörfer versteckt sind, während an der Küste nur wenige Hütten von Baumästen sich befinden. Der Hafen ist sehr geräumig und selbst für grosse Schiffe leicht zugänglich. Rabuk ist der Ort, wo die von Suez kommenden Pilgrime in's Meer untertauchen und, nachdem sie so die letzte Sündhaftigkeit abgelegt, als Zeichen der Reinheit ein weisses Stück Zeug um den Leib schlagen, Kopf, Füsse und eine Schulter bloss lassend. Ophthalmien, Sonnenstiche und Erkältungen, die sie in's mörderische Klima von Mekka tragen, sind die gewöhnlichen Folgen dieser gottgefälligen Handlung.

Den 29. nach Mitternacht hoben wir die Anker und waren um Mittag im Angesicht von Djedda. Auf einer Reise, die man mit gutem Winde in 8 Tagen zurücklegen kann, hatten wir 20 Tage zugebracht, da wir seit 14 Tagen mit Gegenwind zu kämpfen hatten oder durch Windstille behindert wurden. Der Hafen von Djedda ist so seicht, dass man eine halbe

Stunde von der Stadt entfernt ankern muss; das Innere ist fast trocken.

Ehe wir an's Land treten, werfen wir noch einmal den Blick auf das Meer zurück, dessen nördliche Hälfte wir jetzt durchfahren haben.

Das Rothe Meer ist von der Natur in manchen Beziehungen sehr vernachlässigt, in anderen wieder begünstigt worden. Es empfängt keinen einzigen schiffbaren Fluss, der den Zugang in das innere Land eröffnen könnte; die Küsten sind wüst, wasserarm und von räuberischen Nationen bevölkert; an das Uferland schliessen sich Hochebenen, die vom Meere aus sehr schwer zugänglich sind. Die Winde sind regellos und erlauben keine regelmässige Schifffahrt. Ausserdem ist das Meer voller Klippen, die oft kaum einen Durchgang gestatten, sodass eine Fahrt auf diesem Gewässer nicht zu den sicheren Unternehmungen gehört. Dazu kommt, dass selbst die vorzüglichsten Häfen gegen Stürme keinen hinlänglichen Schutz gewähren und dass der Eingang, das Bab-el-Mandeb (Thor der Bedrängniss), schwer zu passiren und 6 Monate im Jahre durch den conträren Munsun für Segelschiffe fast ganz verschlossen ist.

Auf der andern Seite kommt dem Handel auf dem Rothen Meere der Reichthum der Nachbarländer zu statten: Abyssinien und die Gallaländer führen ihm ihre Schätze zu; das Jemen liefert ihm seinen Kaffee; es steht in directer Verbindung mit dem fruchtbaren Aegypten und bildet für den indischen Transithandel den natürlichen Canal. Die Küsten, so wüst sie liegen, erzeugen Gummi, Myrrhen und Weihrauch, und das Meer selbst verbirgt Schätze, die unerschöpflich scheinen: Perlen, Perlmutter- und Schildkrötenschalen. Auch fehlt es nicht an Händen, diese Schätze zu heben. Die hier lebenden Hirtenstämme sind von Natur auch rüstige Matrosen; ebenso gut oder noch besser, wie sie ihre Dromedare reiten, verstehen sie ihre Barken zu lenken und in die Tiefen des Meeres zu tauchen, um ihm seine Perlen zu rauben. Der

Araber legt sich nicht, wie der Europäer, sein ganzes Leben hindurch auf ein Handwerk, in dem er vollkommen zu werden sucht. Er ist jeder Thätigkeit fähig und wechselt seine Beschäftigung täglich; deswegen finden wir in diesen Ländern keine gesonderten Berufsklassen, der Hirt ist zugleich Matrose und Fischer; er liebt das Land, scheut sich aber keineswegs vor dem Salzwasser, freilich ohne für das letztere die Leidenschaft unserer Matrosen zu besitzen. Alle schwimmen gut und ausgezeichnete Taucher sind nicht selten. Und dennoch macht niemand aus dem Seeleben sein beständiges Handwerk, ausgenommen vielleicht die Bewohner von Dahalak, die, so zu sagen, auf dem Meer und für das Meer geboren sind.

Die Barken sind von verschiedener Form und Grösse und danach heissen sie Saya, Sembuk, Changia und Baglah, welche letztere bis 200 Tonnen tragen, mit Instrumenten und Steuerrad versehen sind und meistens zum Verkehr mit Indien gebraucht werden. Die anderen Arten sind von 5—100 Tonnen mit einfachem Steuerruder, einem oder zwei Masten, von denen der hintere immer ganz klein ist; das Segel ist das lateinische, das an eine Segelstange geknüpft wird. Die letztere ist beweglich am Mastbaum angebracht und erfordert beim Lichten viele Menschenkräfte. Das Segel ist von verschiedener Grösse und bildet ein Viereck, dessen eine Seite viel länger und nach dem Hintertheil gerichtet ist. Kehrt sich der Wind oder kreuzt man, so muss das Segel mit seinem Baum umgekehrt werden, was bei Sturm fast unmöglich ist. Die Barken sind offen, nur das Hintertheil hat ein kleines erhabenes Deck, an dem der zweite Mastbaum angebracht ist. Dieses bildet eine niedrige unbequeme Kajüte, worin man kaum aufrecht stehen kann. Man fährt gewöhnlich nur des Tages der Küste entlang, da man ausser dem Compass und dem Senkblei keine Instrumente hat und die Karte fast unbekannt ist. Muss man bei einer Ueberfahrt nach der entgegengesetzten Küste die Nacht auf offenem Meere zubringen, so heisst dieses «Samret» und man bereitet sich dazu mit Kaffeegenuss und reichlichem

Speisen vor. Unglücksfälle sind nicht selten und ich habe während meines Lehrjahres drei oder vier Mal auf den Klippen gesessen. Das Haupt der Matrosen ist der Nachoda, der zugleich Rubban (Steuermann und Pilot) ist; ihm zunächst steht der Mokaddem, unser Schiffsmeister. Der Armateur heisst Nachodat el barr (Kapitän zu Land), der eigentliche Kapitän aber Nachodat el bahr (zu Meer). Der erstere gibt nur das Schiff und schiesst alle Unkosten vor, während der letztere den ganzen Betrieb in Händen hat, dessen Ertrag mit den Matrosen, je nach der Abmachung, zur Hälfte oder einem Drittheil getheilt wird. Feste Besoldung ohne bestimmten Antheil am Gewinn ist nicht gebräuchlich. Die Matrosen sind sehr religiös, wie ungenirt auch ihre Sprache und ihr Lebenswandel ist. Kommt die Barke an einem Sheich vorüber, so wird ihm zu Ehren eine Litanei gesungen, feines Brod (Futir) gebacken und Kaffee herumgereicht. Die Nahrung der Matrosen ist Brod und Reis mit Butter, und Kaffee. Vor den geistigen Getränken bewahrt sie die Religion und der Geiz. Sie lieben Geschichtenerzähler, die ihnen den Abend ausfüllen, und fehlen diese, so liest einer den anderen aus Antar oder Abu Seid vor, wo denn bei jeder religiösen Anspielung die allgemeine Zustimmung in andächtigen Phrasen ausgedrückt wird. Bei dem Namen des Propheten wird das: Gott habe ihn selig! nie vergessen. Die Matrosenausdrücke sind, wie bei uns, etwas unverständlich und fremdartig. Man muss wissen, dass unter Ach'u der zweite Anker (der Bruder des ersten) und unter Weled'u das kleine Segel (das Kind des anderen) verstanden wird, um zu begreifen, dass, wenn der Kapitän Ach'u befiehlt, die Position schlecht ist, wenn er aber Weled'u verlangt, der Wind günstig wird. Alle Manöver werden singend ausgeführt, in Ausdrücken, die des drolligen Witzes nicht entbehren. Die Matrosen-Conversation gehört auch auf dem Rothen Meere nicht in den Damensalon; die Grobheit scheint dem Meere einzuwohnen; doch findet man z. B. nicht das Verhältniss des Vorgesetzten gegen seine Unter-

gebenen, das sich so schneidend auf den europäischen Schiffen ausdrückt, nicht die Lästerungen und Schimpfworte, womit man sich auf den Fahrzeugen der Civilisation am schlechten Winde zu rächen meint. Man findet beim Araber im Unglück eine Resignation, die sein tiefes Religionsgefühl ihm einflösst. Lästerungen begegnet das Wort: Chaf' Allah! (fürchte Gott); dem Unglück unterwirft man sich mit dem Allah akbar! (Gott ist allmächtig!) und selbst der vorzeitige Tod ist nur Nessib'na (unser Geschick).

Obgleich das Rothe Meer, wie bemerkt, fast in keinem seiner Theile productionsunfähig ist, zeichnet sich doch im Norden hauptsächlich die Insel Hasanieh durch ihren Fischereibetrieb aus, während im Süden die Inseln von Dahalak den Mittelpunkt für alle Fischer von Jemen und Afrika bilden. Die Ausrüstung zu Fischereien erfolgt, wie jede Seeunternehmung, durch einen Accord über die Vertheilung des Gewinnes.

Die Inseln von Dahalak sind die Mittelstation zwischen Massua einerseits und Loheja und Djedda anderseits; sie bestehen aus zwei grösseren und mehreren kleineren Inseln, die meist unbewohnt sind. Die beiden grösseren sind Dahalak und Nora. Diese zwei Inseln haben eine sehr ärmliche Vegetation, kleine Dornenbäume und einige Dattelpalmen von der Gattung Dum. Man bewahrt das Regenwasser in Cisternen auf. Die Einwohner, deren Sprache den abyssinischen Ursprung nicht verleugnet, sind reich an Ziegen, Kameelen und Eseln, die alle meistens halbwild auf der Insel umherschweifen und nur eingefangen werden, wenn man ihrer bedarf. Auf der Insel Döhel gibt es auch Kühe. Von der Ziegenmilch wird im Winter ein schmackhafter Käse in rundlicher Form bereitet. Auf der grossen Insel Dahalak befinden sich mehrere Ortschaften, deren jede ihr erbliches Haupt hat. Sie sind vom Pascha von Massua abhängig und zahlen von den Barken und Sklaven einen jährlichen Tribut von nahe an 1000 Thalern, zu deren Eintreibung Soldaten herübergeschickt werden. Sonst ist die Regierung ganz einheimisch.

Die Häupter der Dorfschaften waren früher sehr reich; aber die Habsucht der Türken hat sie heruntergebracht. Sie haben immer noch viele Barken, die sie mit ihren zahlreichen Sklaven und Unterthanen bemannt auf die Fischerei ausschicken. Der alte Glanz zeigt sich noch in der echt patriarchalischen Gastfreundschaft. Naht ein Fremder dem Dorfe, so geht ihm der Chef desselben von Weitem entgegen, führt ihn in ein Haus, das eigens zur Fremdenaufnahme bestimmt ist und labt ihn mit Speise und Trank.

Die Leute von Dahalak bauen ihr Land nie an, obgleich der Boden Pflanzungen sehr günstig ist; sie fürchten, die Habgier ihrer Herren noch mehr zu reizen. Ihre Hauptbeschäftigung besteht in der Fischerei; mit der Viehzucht und den Hausarbeiten sind die Frauen und Kinder betraut.

Die hauptsächlichsten Meerproducte sind die Perlen, die Perlmutter- und die Schildkrötenschalen. Das Meer von Dahalak ist die eigentliche Perlenregion; man findet sie in den Perlmutterschalen oder in einer kleinen, Bülbül benannten Muschel. Man betrachtet die grossen Regen als ein gutes Zeichen für die Erndte der Perlen, die man die im Meere krystallisirten Thränen des Himmels nennt. Es scheint, dass viel Regen das Muschelthier krank macht, sodass sich ein Ausfluss bildet, der durch Verhärtung zur Perle wird. Der Perlenmarkt ist zu Dömöllo, auf der Ostseite der grossen Insel. Mit dem Handel beschäftigen sich hauptsächlich die Banianen; sie ziehen die weissen Perlen den gelben nicht vor, während bei uns die letzteren gar nicht geschätzt werden. Vor funfzehn Jahren war ein Franzose von einem Pariser Hause beauftragt, die Perlen Dahalak's zu untersuchen; aber das Resultat seiner Nachforschungen und selbstunternommenen Fischereien war ein sehr ungünstiges Urtheil über die Qualität derselben.

Die Schildkrötenschalen (arab. Döbel, Bâgeh) finden sich in allen Häfen von Dahalak käuflich und ebenso in Aqiq, Massua und den Plätzen von Jemen. Die Schildkrötenschale

besteht aus dreizehn Stücken, von denen besonders die schweren mit dunkelgelbem Grund und braunschwarzen Blumen geschätzt und meistens nach Indien versandt werden. Zum Schildkrötenfange wird eine Barke mit wenigstens zwanzig Leuten bemannt, die nach und nach alle Inseln des Archipels besucht und bei jeder derselben beobachtet, ob sich Schildkröteneier auf dem Ufersande vorfinden. Ist dieses der Fall, so wird ein Mann mit Provision von Lebensmitteln und Wasser daselbst zurückgelassen, welcher der Schildkröte auflauert, bis sie weit genug in's Land ist, um ihr den Rückweg abschneiden und sie auf den Rücken legen zu können. Dann wartet er auf die Rückkunft der Barke, die inzwischen die übrigen Inseln besucht hat. Nach der Heimkehr in den Hafen werden zuerst die Kosten zu Gunsten des Armateurs abgezogen und dann gewöhnlich zu gleichen Theilen zwischen diesem und den Matrosen getheilt. Doch bekommt der Matrose, der eine Schildkröte gefangen, gewöhnlich das sechseckige Mittelstück als besondere Belohnung.

Die Perlmutterschalen findet man von Suez bis zu den Küsten von Berbera; Djedda ist der grosse Markt für dieselben; ihre Qualität wird nach der Grösse und Schwere beurtheilt und ist natürlich sehr verschieden. Die Nacres (Sadaf) z. B. von den Inseln von Dahalak sind klein, weil man ihnen durch das beständige Fischen nicht die Zeit lässt, sich gehörig zu entwickeln. Man betreibt die Fischerei in Barken von 5 bis 10 Tonnen, mit vieler Bemannung und mehreren Piroguen (Huri's), länglichen schmalen ausgehöhlten Baumstämmen, die im Rothen Meere meist die Stelle der Kähne vertreten. An jedem windstillen Tage gehen die Huri's mit drei bis fünf Leuten nach verschiedenen Richtungen ab, und sobald sie eine Nacres-Bank entdeckt haben, tauchen sie so lange unter, bis die Huri mit dem Product so weit beschwert ist, dass sie in die Barke ausladen muss. Die letzteren gehen oft von Djedda bis Berbera und bringen nach einigen Monaten meist schöne Ladungen zurück, da sie gewöhnlich noch einige frische Bänke

entdecken, wo die Nacres zu ihrer ganzen Entwickelung gekommen sind. Auf der Rückreise berühren sie meistens den Hafen von Naura im NW. von Dahalak und suchen da ihre Ladung zu verkaufen. Die Perlmutterschalen gehen ebensowohl nach Indien, als nach Europa und Syrien, und sind durch diese dreifache Concurrenz im Preise schon sehr gestiegen. Mit dieser Fischerei ist natürlich die der Perlen verbunden, da diese sich im Innern der Schalen finden. Doch liefert auch die Bülbül, eine kleine schwarze Muschel, eine etwas geringere Qualität.

Ausser den erwähnten Producten befindet sich im Rothen Meere ein grosser Reichthum von Schwämmen, der aber bis jetzt wenig ausgebeutet wurde. Ich habe davon sehr schöne Muster gesehen.

Diese verschiedenen Meerproducte geben den meisten Anwohnern des Rothen Meeres Beschäftigung und Erwerb, besonders aber den Leuten von Dahalak, die durch ihre Lage darauf angewiesen sind. Bruce, in seiner Beschreibung der grossen Insel, kann nicht begreifen, wie Leute in diesem Lande wohnen bleiben, und schreibt diess der natürlichen Anhänglichkeit der Menschen an das Heimatland zu. Mir scheint es aber, dass diese Leute sehr thöricht wären, ihre Inseln und ihr so überaus ergiebiges Meer gegen die unruhigen Küstenländer zu vertauschen. Jetzt können sie, ungestört von Krieg und Wirrsal des Continents, ihrem Geschäft nachgehen, dessen Entwickelung ihnen Wohlstand verspricht. Der Boden erlaubt ihnen, Heerden zu halten, die von Wölfen nicht gefährdet werden und auf den kleinen Eilanden keiner Aufsicht bedürfen. Sogar der Ackerbau würde in Folge der Winterregen sehr lohnend sein, das Wasser ist reichlich vorhanden und süss, das Klima angenehm, im Sommer nie zu heiss. Auch sind diese von Bruce bemitleideten Inseln keineswegs isolirt; täglich fahren Barken, die zwischen Massua, Loheja und Djedda einen lebhaften Verkehr unterhalten, hier vorüber und bringen alle möglichen Lebensbedürfnisse (Butter,

Durra, Reis, Datteln und andere Früchte) reichlich und wohlfeil hierher.

Nach diesem Ueberblick über die commercielle Bedeutung des Rothen Meeres wenden wir uns zu Djedda zurück. Vom Hafen aus betrachtet bildet diese Stadt ein angenehmes Gemälde, dem die Wüste als Rahmen dient. Sie dehnt sich nicht weit aus, alles scheint über- und nebeneinander gebaut, sodass man mit einem Blick die Gesammtheit der Stadt übersieht. Unähnlich den meisten Orten im Orient, die von aussen grosse Pracht verheissen und im Innern das Elend zeigen, nimmt sich Djedda um so vortheilhafter aus, je näher man es betrachtet. Es ist sehr solid gebaut, die Häuser sind gross, hoch und elegant, wenn auch etwas unregelmässig; alles steht nett und frisch da und bekundet die Wohlhabenheit der Bewohner, ganz im Gegensatz zu Cairo, wo Hütten an Paläste stossen und das Maulthier mit Mühe seinen Weg durch Schutt und Ruinen findet.

Das Innere der Häuser entspricht dem Aeusseren: Dielen und Wände sind mit kostbaren indischen Matten bedeckt; die Nargileh, die dem Fremden fast zu freigebig geboten wird, ist reich mit Silber und Perlen verziert. Was Indien, Persien und das glückliche Arabien an Schätzen darbieten, das fehlt bei den Geldherren Djedda's nicht. Man versäumt hier keine Gelegenheit, seine Reichthümer zur Schau zu tragen, da man sich jetzt sicher fühlt. Die Habgier der Pascha's ist noch immer die alte, aber sie hat die Zähne verloren. Ich sah hier einen Kaufmann, der seinen Stolz darein setzt, die meisten Barken zu besitzen; läuft eine derselben hier ein, so hissen alle anderen, die ihm gehören, ihre Flagge auf, und wir zählten eines Morgens mehr als zwanzig solcher bewimpelten Fahrzeuge, obgleich der Eigenthümer derselben noch mehrere in See hatte. Es mögen etwa zehn Kaufleute hier leben, die über eine Million Thaler zu gebieten haben; einer der reichsten ist Sheich Farek Yussir, ein ältlicher Mann von kleiner Statur, mit einem äusserst feingeschnittenen, listigen, immer

lächelnden Gesicht. Er kleidet sich ärmlich und liebt nicht, Almosen zu geben; doch ist sein Haus reich ausgestattet. Farek Yussir ist, wie schon sein Name zeigt (Bastard), Sohn einer Sklavin, und hat seinen Reichthum von seinem Herrn geerbt. Sein Hauptgeschäft treibt er mit Indien; er besitzt mehrere Segel- und Dampfschiffe, die beständig dorthin fahren, und kauft überdiess ganze Schiffsladungen auf, um deren Concurrenz mit den eigenen zu verhindern. So monopolisirt er gewisse Artikel und wird Herr des Marktes.

Die grössten Handelsleute von Djedda sind nicht glänzenden Ursprunges, die meisten frühere Sklaven, Lastträger u. s. f. Es sind besonders die Leute vom Hadramaut, die am ersten ihr Glück machen; an Intelligenz und Thätigkeit sind sie nur unseren Juden zu vergleichen. Auch einige Griechen bilden sehr bedeutende Häuser und unterhalten Verbindungen über das ganze Rothe Meer.*) In Djedda residirt ein französischer und ein englischer Consul, der erstere wohl nur der Pilgrime wegen, die von Algier die heiligen Orte besuchen. Für England dagegen ist wegen des indischen Handels das Rothe Meer auch in commercieller Hinsicht von Bedeutung; in Djedda mögen jährlich 20—25 englische Schiffe von 600 bis 1000 Tonnen einlaufen, mit Manufacturen, Schiffsbauholz, Tabak (zum Kauen und Schnupfen), Zucker, Droguen und besonders Reis, der in Bengalen gegen arabisches Salz eingetauscht wird.

Die Schiffe, die den Verkehr mit Indien unterhalten, fahren von dort mit dem Süd-Munsun ab, der bis zum Mai anhält, und bleiben bis zum August in Djedda, um dann unter Benutzung der letzten Nordwinde eine neue Fahrt nach Indien durch das Bab-el-Mandeb anzutreten. Die indischen Pilgrime aber warten gewöhnlich bis zum folgenden Jahre. In jedem Sommer zieht die Wallfahrt nach Mekka eine bedeutende Anzahl von Leuten aus der ganzen mohammedani-

*) Man weiss, dass das jetzt nicht mehr ist.

schen Welt hierher; diess wird auch commerciell sehr wichtig und veranlasst einige Wochen vor dem Feste in Djedda eine grossartige Messe, auf welcher alle Producte des Orients zum Kauf ausgeboten werden.

Djedda befindet sich demnach in einer für den Handel sehr günstigen Lage. Es liegt ungefähr in der Mitte des arabischen Küstenstrichs am Rothen Meere, ebenso weit von Mocha, wie von Suez entfernt, Suakin fast gegenüber, und nicht weit von Massua und den Häfen des Jemen. Es ist ausserdem der Hafen von Mekka und wird dadurch einer der Brennpunkte des orientalischen Handels. Alle Kaufleute, die zur Wallfahrt kommen, benutzen diesen Platz, mit ihren fernen Freunden zusammen zu treffen und sich mit ihnen über die Operationen des kommenden Jahres zu verständigen, und der Zusammenfluss so vieler Handelsleute sichert eine schnelle Abwickelung der Geschäfte. Obgleich manche Kaufleute der andern kleineren Plätze direct mit Aegypten zu handeln suchen, zieht doch die Mehrzahl der kleinen Handelsleute aus dem zuletzt angeführten Grunde den nahe gelegenen Markt von Djedda vor, sodass dieser Platz für den Grosshandel eine besondere Wichtigkeit erlangt hat. Unter den importirten Artikeln stehen wohl die groben Baumwollenzeuge in erster Linie und es ist bemerkenswerth, dass die Fabrikthätigkeit von Cairo das englische Product in dieser Beziehung fast von dem Markte verdrängt hat. Im Allgemeinen aber steht der Import hinter dem Export sehr zurück und die Ausdehnung des ersteren wird dadurch behindert, dass die halbcivilisirten Bewohner dieser Gegenden fest an ihren alten Gewohnheiten hängen und für solche Waaren, die mit denselben nicht in Einklang stehen, kein Interesse besitzen.

In der Handelsstellung Djedda's und der übrigen grossen Plätze des Rothen Meeres ist übrigens während der letzten zwanzig Jahre eine bedeutende Veränderung eingetreten. Früher theilte Djedda seine Wichtigkeit nur mit Mocha, das den ganzen Handel des Südens und auch der afrikanischen Plätze

monopolisirte. Die Gründung Aden's bewirkte aber, dass Mocha fast ganz aufgegeben wurde und sich der Handel, besonders von Afrika ausserhalb des Rothen Meeres (Berbera), nach der neuen Colonie zog. Doch die Position derselben jenseits des Bab-el-Mandeb, welches einen Verkehr mit dem Rothen Meere zur See selten erlaubt, zwang den Handel des Meerbusens, sich neue Wege zu suchen, und es erhob sich Hodeida, das in Kurzem fast den ganzen Kaffeehandel an sich zog, und Djedda gewann viel, indem sich nun die Producte von Massua und Suakin zu ihm wandten. Hodeida und das junge aber vielversprechende Loheja sind besonders hinsichtlich des Imports von Djedda abhängig und für ihren Export ist das letztere, wenn nicht der Stapelplatz, doch der Transitpunkt, durch den sich der Verkehr mit Aegypten durchzieht*).

---

*) **Handelsbericht über Djedda.**

(Annales du commerce extérieur. No. 1040.) Vom Jahre 1856.

	1855.	1856.
Import.	Frc. 16,188,000.	Frc. 17,978,000.
Export.	» 10,177,000.	» 9,914,000.
	Frc. 26,365,000.	Frc. 27,892,000.

Zum Import trug bei am meisten

Suez mit	Frc. 7,000,000	in Waaren.
Bombay und Surat mit	2,964,000	»
Bengalen und Malabar	1,459,000	»
Hodeida	2,739,000	»
Loheja	1,700,000	»
Suakin	1,095,000	»

Zu den wichtigsten Importartikeln gehörten

Baumwolle u. Baumwollenzeuge. Seide u. Seidenstoffe.	Frc. 7,408,000.	Suez	Frc. 4,250,000.
		Bombay u. Surat	2,787,000.
		Bengalen	259,000.
Kaffee	3,948,000.	Hodeida	2,028,000.
		Loheja	1,450,000.
		Gesan	283,000.
		Mocha	100,000.

Massua, den 29. September 1853.

Von Djedda hoben wir die Anker am 8. September, doch konnten wir erst am folgenden Tage das hohe Meer gewinnen und näherten uns am 10. der afrikanischen Küste bei Umm-el-Grush (Mutter der Haifische, die wirklich hier sehr zahl-

Weizen, Durra, Duchn	1,281,000.	Kosseir	438,000.
		Konfuda	213,000.
		Loheja	205,000.
		Hodeida	158,000.
Reis	841,000.	Bengalen u. Malabar	790,000.
		Hodeida	45,000.
Gewürze, Pfeffer etc.	577,000.	Bengalen	260,000.
		Seer	213,000.
		Singapor	81,000.
Schmalz	558000.	Suakin	400,000.
		Hodeida	130,000.
Gummi	464,000.	Suakin	403,000.
Weihrauch etc.	406,000.	Seer	327,000.
		Singapor	30,000.
		Hodeida	17,000.

Es kamen 22 Segelschiffe von Indien an. Barken kamen 855 und liefen aus 782.

Der importirte Kaffee bildet $\frac{1}{3}$ etwa der Erndte im Jemen. — So weit der Bericht.

1862 kamen 50 Segelschiffe nach Djedda; die Medjidié Vapore machte 15 Fahrten. In Djedda sind 1000 Indier, englische Unterthanen, wovon 200 Handeltreibende.

Wir wollen diesem Bericht einige Notizen über Loheja folgen lassen.

Ein Hafen, der direct von Djedda abhängig ist, ist Loheja oder Lehja. Ich verweilte da vom 25—27. December 1862. Ich schätzte die Einwohner auf etwa 10,000, von denen die Hälfte etwa innerhalb eines hohen Mauerquadrates leben. Die Douane ergibt etwa 40,000 Thaler jährlich. Die Bewohner sind sehr thätig; sie bauen ausgezeichnete Schnellsegler. Sie geben sich viel mit Fischerei von Perlmutterschalen, Perlen und Schildkröten ab. Ihr Hauptexport ist Kaffee und Duchn, beides meist auf Commission von Djedda. Sie haben etwa 200 Barken, die über 20 Lasten (Hammel) tragen. Eine Barke von 25 Lasten gilt 400 Thaler; sie mag etwa 300 Centner Kaffee tragen. Die bedeutendsten Kaufleute sind Seid Ahmed Abker und Ba Keshwin, der letztere ist ein Hadrami. Die Rhede ist für grosse Schiffe nicht zugänglich. Loheja gewinnt immer mehr an Bedeutung.

reich sind). An den beiden folgenden Tagen schifften wir unter schwachem Winde und grosser Hitze hinab bis Dorura, das einen geräumigen Hafen bildet. Die Türken haben hier, um die Beduan im Zaum zu halten, ein Castell gebaut mit 20 Soldaten und einer Kanone. Wir wurden von mehreren Besharin, einem Stamme, der von hier bis Kosseir schweift, besucht, sie brachten uns Kameelmilch, die sie gegen unsere Durra eintauschten. Sie sind schwarz, haben aber, wie alle Beduan, die Physiognomie von Kaukasiern und sollen an Wildheit keinem Volke der Welt nachstehen.

Den 13. Abends nach einer Küstenfahrt ohne Abwechslung liefen wir in den Hafen von Suakin ein und verweilten daselbst bis zum 19. Wir hatten von Djedda aus Empfehlungsbriefe an Nur-ed-Din Pascha, den Statthalter, und wurden von ihm mit aller möglichen Freundschaft empfangen. Er gab uns einen Kawassen zur Begleitung, schickte uns Speisen auf das Schiff und bemühte sich sehr, uns gut zu unterhalten. Er ist erst seit 1½ Jahren hier; man sieht ihm an, dass er eben von Constantinopel gekommen ist. Während in Europa die ernste Frage erörtert wird, in wessen Macht Stambul nach dem Verscheiden des „kranken Mannes“ fallen soll, setzen sich die Türken in Afrika fest und dringen mit ihren Militär-Colonien in's Land hinein, Träger der orientalischen Civilisation und Religion. Beispiele sind Suakin, Aqiq, Massua.

Die Karte lehrt, dass diese drei Plätze auf kleinen, vom Festlande auf Schussweite entfernten Inselchen gelegen sind und Beduanstädten auf dem Continent vorliegen. Zuerst setzten sich auf diesen Inseln Kaufleute von Arabien und Persien fest,

---

Der französische Handelsbericht (von 1857) setzt als Ausfuhr 10,000 Sack Kaffee (mit einem Werth von 1½ Mill. Frc.) an, (20,000 Kantar) und 20,000 Sack Durra; jedenfalls übertreibt er nicht; dazu 2000 Stück Kuhhäute.

In Loheja sind viele Banianen ansässig, englische Unterthanen; sie sind Kaufleute und Goldschmiede. Nach Loheja kommt von Massua viel Schmalz, dagegen führen sie dahin Durra aus.

um den Handel mit den Beduan direct zu treiben, wogegen sie einen Tribut an die einheimischen Behörden entrichteten. Später schickten die Türken auf diese Eilande Soldaten, die in ihren Castellen sicher waren, aber auf dem Festlande keine Gewalt hatten. Noch vor 13 Jahren zahlte die Douane von Massua an die Beduan von Arkeko einen Tribut von 1005 Thalern; noch vor 12 Jahren konnte es der Statthalter von Suakin nicht verhindern, dass man auf der Insel vor seinem Diwan einen Armenier, der unglücklich als Arzt practicirt hatte, buchstäblich in vier Stücke zerhieb. Auf das Festland durfte in jener Zeit gar kein Weisser. Die Beduan standen unter dem Emir, der in Suakin eine gleich grosse Gewalt ausübte, wie der Naib in Massua.

Aber in diesem Verhältniss trat ein Umschwung ein. Es traf sich, dass die türkische Regierung kräftige Leute in diese Gegenden schickte, die, mit gehörigen Mitteln versehen, ihren Einfluss auszudehnen verstanden. Nach Suakin sandte man 400 Soldaten mit guten Offizieren und den jetzigen Pascha, der Reformen liebt. Seitdem macht die Tracht der Beduan dem Kaftan Platz, die Haarfrisur weicht dem Turban, die Hütten von Stroh den steinernen Häusern. Unter der jetzigen Regierung kann man mit Sicherheit bis in's Gash, bis an die Grenze Aegyptens reisen. Die alten Häuptlinge haben nur noch nominellen Rang. Ich sah den früheren Emir, der ehedem über Tausende von Lanzen gebot und nie ausging, ohne von einigen Hundert Kriegern gefolgt zu sein, einzig im Tarbusch uns bewillkommnen.

Die Suakin auf dem Festlande gegenüberliegende Stadt ist nicht klein und mag wohl 10,000 Einwohner haben, die alle in Matten- oder Strohhäusern wohnen; jedes derselben ist von dem andern durch hohe, aus Gras und Schilf geflochtene Hecken getrennt, und diese bilden die Strassen und machen den Einblick in das Innere der Häuser unmöglich. Tiefer im Lande findet man nur vereinzelte Häuser, die zum Schutz gegen die Hyänen mit Dornenhecken umgeben sind.

Die Umgebungen der Stadt sind dürr und salzreich, daher hat das Wasser einen salzigen Beigeschmack. Doch erheben sich unweit der Stadt Vorgebirge, in denen sich schöne wasserreiche Thäler befinden sollen. Nach allem, was ich gehört, verliert sich ein ziemlich grosser Fluss, der von SW. kommt, unweit Suakin im Sande. Es war mir nicht vergönnt, mich selbst von der Richtigkeit dieser Angabe zu überzeugen; aber ich will doch nicht unterlassen, anzuführen, dass man glaubt, es sei der M'areb, den sonst die Karten in den Takkazé münden lassen, dessen Lauf aber bis jetzt noch niemand vollständig erforscht hat. Ich hoffe, dass es mir vergönnt sein wird, bei meiner nächsten Reise diese Frage aufzuklären*).

Die Eingebornen von Suakin sind den Beduan von Massua sehr ähnlich, doch zeigt ihre Sprache Differenzen, die auf fremde Einflüsse hinweisen.

Der Hafen von Suakin ist sehr gut: man tritt durch einen natürlichen tiefen Canal ein und ankert dicht am Diwan. Das Meer ist an der afrikanischen Küste nicht so seicht, wie an der arabischen, der Boden senkt sich vielmehr plötzlich, sodass man hier mehrere gute Häfen findet, während die arabische Seite arm daran ist. Durch Inseln und Klippen hindurch führt ein Fahrwasser von 10 Faden Tiefe.

Suakin ist für den Handel nicht unwichtig. Ausser einigen Karawanen von Abyssinien, die Kaffee, Wachs, Moschus etc. hierher bringen, steigen viele Shellabin vom Gash (Takka) mit Elfenbein und Shankalla hier herab. Das Elfenbein wird immer von den Banianen angekauft; die Shankalla gehen meist nach Djedda, wo der Centralpunkt des Sklavenhandels ist. Man findet in Suakin ferner viele Kuh- und Ziegenhäute, Zähne des Hippopotamus, Straussenfedern und alle Meerproducte. Der wichtigste Handelsartikel ist jedoch das Gummi Suakni, von dem eine sehr grosse Menge ausgeführt wird; die Qualität ist freilich nicht besonders. Von

*) Wir wissen jetzt, dass es der Barka ist.

Suakin bis Berbera ist die ganze Küste fast ausschliesslich mit Gummibäumen bedeckt, deren Product nur zum kleinsten Theile eingesammelt wird. Im Allgemeinen muss man sagen, dass die Wichtigkeit dieses Handelsplatzes unter der weisen Regierung von Nur-ed-Din Pascha im Zunehmen begriffen und dass er schon jetzt für Massua ein gefährlicher Rival ist.*)

Nach dreitägiger einförmiger Küstenfahrt kamen wir den 21. Mittags in Aqiq an, der Mittelstation zwischen Suakin und Massua. Es ist wie Suakin auf einer Insel gelegen, die eine Viertelstunde vom Festlande entfernt ist, ohne alle Vegetation, doch nicht ohne commercielle Wichtigkeit, da viele Meerproducte hierher zum Verkauf gebracht werden und die Beduan hier ihren Markt haben. Im August ziehen alle männlichen Bewohner der Insel fort, um Perlmutterschalen und Perlen zu fischen und Schildkrötenschalen einzusammeln, und kehren erst im Frühling mit ihrer Beute zurück. Die Beduan dagegen bringen im Winter ihre Butter hierher, die sie gegen rohe Baumwollenzeuge von Cairo austauschen. Dadurch bildet sich ein Handelsverkehr, der den Türken, welche hier eine Zollstätte haben und eine Besatzung von zehn Mann unterhalten, jährlich 5—8000 Thaler eintragen soll. Die Insel selbst aber gewährt in Folge ihrer höchst kärglichen Vegetation einen armseligen Anblick und die Einwohner müssen Monate hindurch auf jede andere Nahrung als Schaffleisch und Fische verzichten; an Brod fehlt es fast immer, wie auch oft in Massua und Suakin. Die Communication mit

*) Nach dem französischen Handelsbericht von 1859 hat die Douane von Suakin 60—70,000 Fr. Einnahmen; nach jenem von 1856 ging von Suakin nach Djedda: für 1 Million Fr. im Ganzen; darunter waren:

Butter für 400,000 Fr.
Gummi für 403,000 Fr.

Man weiss, dass der indische Telegraph über Suakin geht. Es wurde dann und wann von Dampfschiffen der Medjidié berührt; aber diess geschah mit so wenig Ordnung, dass die Kaufleute von Chartum sich nicht an diesen Weg gewöhnen konnten.

Djedda und dem Jemen ist noch immer sehr unvollständig. Die Einwohner sind wahrscheinlich den Leuten von Dahalak verwandt und beschäftigen sich, wie diese, ausschliesslich mit der Fischerei.

Den 22. September verliessen wir Aqiq und kamen, durch sehr schlechten Wind hingehalten, erst den 26. in der Nacht vor Massua an. Am Morgen des folgenden Tages konnten wir in den Hafen einlaufen und das Meer wieder für längere Zeit mit dem Lande vertauschen. Dass ich an diesem Orte länger als ein Jahr verweilen würde, hatte ich nicht voraussehen können, als ich Suez verliess. Was ich während dieses längeren Aufenthalts von Land und Leuten kennen lernte, habe ich auf den folgenden Blättern zu verzeichnen gesucht.

Massūa.

Massua*) hat dieselbe Lage wie Suakin und Aqiq, und verdankt wie diese seinen Ursprung den fremden Handelsleuten aus allen Weltgegenden, die von diesem sichern Anhaltspunkte aus den Handel mit dem Festlande versuchten. Noch jetzt werden alle Handelsgeschäfte auf der Insel vollzogen, und niemand denkt daran, seine Waaren dem Festlande anzuvertrauen. Die Tradition schreibt die erste Ansiedelung den Persern zu; doch habe ich nur ein Anzeichen gefunden, das für diese Behauptung sprechen könnte — den Familiennamen Fares. Dagegen sind die ältesten Familien, die Haus- und Bodenbesitzer, die Azulai (von Azulis, Zula), die Dankali (von den Danakil), die Jemeni (von Jemen); dann gibt es Hindi (von Indien), Mogrebi und Bungasi (von Marokko), Djeddani (von Djedda), Habeshi (von Abyssinien). Familien, die sich ihrer Einwanderung nicht erinnern, habe ich nicht gefunden. Das

*) Der Name heisst eigentlich Medsaú'a, was die Araber mit مصوع ausdrücken; er rührt sehr wahrscheinlich von dem äthiopischen Verb: „dsau'a" „rufen" her, da man die Entfernung der Insel vom festen Land eine medsau'a nannte, d. h. so weit man einen Ruf hören kann; diess ist wirklich die Entfernung der Insel vom Gerar. In der Landessprache heisst die Insel Baz'é.

Andenken an die frühere Garnison, die sich mit den Eingebornen vermischte, hat sich in den Familiennamen Turki und Bosukbash bewahrt. Dieses Conglomerat erhielt eine eigenthümliche Färbung durch Vermischung mit Sklaven von den Galla; doch blieb der Grundton immer der Bedui, dessen Sprache, durch das Arabische viel bereichert, in Massua stets herrschend geblieben ist, wie seine Sitten und sein Charakter in den Grundzügen auf der Insel immer bewahrt blieben, wenn sie auch durch fremden Einfluss und die Beschäftigung der Einwohner etwas umgestaltet wurden.*) Wie überall, glauben sich auch hier die Stadtleute von Massua den Landleuten durch feine Sitten überlegen, und Bedui ist bei ihnen fast ein Schimpfname. Der Familienstolz ist so gross, dass erst die Verarmung der letzten Zeiten ein Mitglied einer alten hiesigen Familie nöthigen konnte, um Lohn zu arbeiten, während sonst immer die ganze Stadt für die Schulden eines Einzelnen einstand. Der Adel ist kein Privilegium der Europäer; die Verwandten des Naib und die Belou überhaupt, so elend sie geworden sind, glauben sich doch immer besser, als andere Menschenkinder.

Das Verhältniss des Mannes zur Frau und die Heirathsgebräuche sind dieselben, die bei den Beduan herrschen; bei den Stadtleuten sind natürlich die Ausgaben für eine Heirath viel grösser, der Schmuck der Verlobten ist viel gewichtiger, sodass manche ihr Leben lang Junggesellen bleiben müssen und Polygamie eine Seltenheit ist.

Der Volksstamm hat im Ganzen durch die vielfache Rassenveränderung an Schönheit gewonnen; er besitzt ein edles Profil und ist in der Farbe viel heller, als die Beduan; die Physiognomie ist, wie bei dem Abyssinier, ganz kaukasisch. Die

*) Der fremde Einfluss zeigt sich besonders im Häuserbau; das viereckige Strohhaus mit spitzem Dach gehört nicht Afrika an, sondern es ist den Jemeniten entlehnt; die wahren Beduan leben selbst in den Dörfern noch immer in dem Mattenzelt (Ablu).

Männer haben in ihrem Gesicht einen Ausdruck von Weichlichkeit, Friedfertigkeit, der ihrem Charakter vollständig entspricht; wirklich haben die Türken von den Eingebornen der Stadt nichts zu fürchten, sie sind vielmehr die Wölfe unter den Schafen. Eine Flinte in die Hand zu nehmen, ist bei den Eingebornen schon eine grosse Sache; sie sind Friedensfreunde, in allen ihren Verhältnissen mässig, ruhig, von einem feinen Ton; es fehlt ihnen nichts, als Energie.

Man findet hier gute Handwerker, besonders von indischer Abstammung; sie lernen den Europäern mit Leichtigkeit ihre Kunst ab, denken aber nie an eigene Erfindung. Es werden hier sehr schöne, solide Barken gebaut, die Maurer und Zimmerleute arbeiten mit vieler Geschicklichkeit und Schnelligkeit, man drechselt sehr hübsche Gefässe aus Büffelhörnern und arbeitet nicht übel in Elfenbein, die Frauen flechten die niedlichsten Körbe und Gefässe, die oft wasserdicht sind. An Kunsttalent mangelt es nicht, doch bleibt man beim Hergebrachten stehen.

Die Hauptbeschäftigung der Stadt ist der Handel, besonders mit den Karawanen, für welche die Stadtleute als Commissionäre fungiren. Es soll hier früher sehr reiche Kaufleute gegeben haben; aber durch die Habsucht der Pascha's, durch eigene Grossthuerei und Verschwendung sind sie herabgekommen. An Habsucht und Schachergeist fehlt es nicht, und in dieser Beziehung verleugnen sie den semitischen Charakter nicht, aber der Familienstolz, der auch in der jetzigen Armuth rege bleibt, verhindert die Leute, sich wieder emporzuraffen. Der alte Reichthum ist fort, aber die schönen Seidengewänder werden nicht abgelegt, und die Hausfrau wird noch immer als eine Prinzessin betrachtet, für welche eine Sklavin arbeiten muss. Urtheilt man nach dem äussern Anschein, so glaubt man sich unter grossen Kaufleuten, die Stolz und Verschwendung, nicht aber Thätigkeit von ihren Vätern geerbt haben.

Die Gesänge der Stadtbewohner sind fast nur religiös und

haben einen eigenthümlichen Reiz. Ihre Gebete sind die des Islam, doch sehr lang, besonders das Gebet der Aesha, das fast gesungen wird, und nur zu sehr an unsern Rosenkranz erinnert, dessen Stelle es seit dreihundert Jahren vertritt. Ausserdem sind für alle Gelegenheiten, Feste, Hochzeiten u. s. w. Gesänge üblich, in feierlichen erhabenen Tönen von wohllautenden Stimmen vorgetragen: ein Chor, der mir oft das Herz erschütterte.

Die Religion erscheint hier viel liebenswürdiger als im übrigen Orient, und der arabische Fanatismus ist fast unbekannt. Schimpfwörter verbietet der gute Ton, der hier herrscht, das tägliche Brod von Aegypten wird hier nicht gegessen, und die arabische Roheit habe ich zu meinem Troste in Massua nicht gefunden. Alles ist ästhetisch, friedlich, fast weichlich, in allem mässig, ohne Excess im Guten wie im Bösen; der schlechte Charakter bleibt verhüllt und bricht nur selten vollkommen hervor. Aber auch männliche Offenheit ist selten, schmeichlerische Falschheit ein Grundzug des hiesigen Volkscharakters. Hingebung und Aufopferung für den Nächsten, Treue bis zum Tode muss man hier nicht erwarten: der Mangel an energischer Männlichkeit lässt ebenso wenig Tugenden, als Laster aufkommen und wird zu einem vorsichtigen gemässigten Egoismus.

Die Bewohner leben von Fleisch, Reis, Durra, Milch und Kaffee. Geistige Getränke sind meist nur unter den Soldaten beliebt. Die Kleidung besteht in einem gefärbten Futta um die Lenden, einer seidenen Weste und einem langen weissen Hemde; den Tarbusch tragen nur die Türken; dagegen setzt man eine Takié auf, ein festes buntgewebtes Käppchen, um das man die Musseline wickelt.

Die Bewohner der Insel habe ich auf kaum 5000 geschätzt, von denen viele die Nacht in ihren Häusern auf dem Festlande zubringen. Doch wird diese Zahl im Sommer durch die Karawanen wohl verdoppelt. Da der Handel die Stadt ernährt, ist die Zahl der steinernen Magazine gross; sie sind

aber meist sehr eng und klein und bestehen mit wenig Ausnahmen nur aus dem Erdgeschoss. Als Wohnungen dienen fast nur Strohhäuser, die sogenannten M'ädeni, wie sie auch in Hodeida und Loheja vorkommen. Feuersbrünste sind auf der Insel und am Festland sehr häufig; doch lässt das Strohfeuer die steinernen Magazine unversehrt. Trotzdem wird immer wieder mit Holz gebaut, weil man nicht Geld genug hat, um in Stein zu bauen und weil man die Strohhütten kühler findet.

Trinkwasser wird entweder von Arkeko entnommen, wo es einen salzigen Beigeschmack hat oder von 'Mkullu, wo es sehr süss, aber halblau ist. Auf der Insel selbst unterhält man viele Cisternen, die sich im Winter mit Regenwasser füllen und für mehrere Monate hinreichen.

Massua gegenüber liegen die Dörfer Hotumlu und Zaga und zwischen ihnen 'Mkullu, eine kleine Ansiedlung der Europäer.

'Mkullu ist ein angenehmer Winteraufenthalt; es liegt eine volle Stunde vom Meer in einem Thal, das durch Hügel von der Ebene geschieden ist, die zum Meer sich hinzieht. Früher wohnten viele Eingeborene hier; neben ihnen liess sich der frühere französische Consul Hr. Dégautin nieder; er baute mit eigenen Händen ein kleines Haus, das 1848 von der Lazaristenmission angekauft und zur Kirche umgeschaffen wurde. Nach und nach siedelten sich mehrere Europäer daneben an; aber für die Verschönerung des Platzes wurde wenig gethan; die europäischen Häuser sind kaum besser als die der Eingebornen und die Gärten sind zwar voll von Lorbeerrosen und Senna, aber eine eigentliche Cultur ist nicht sichtbar. Da die umliegenden Dörfer wenig Wasser haben, kommen die Hirten und die Töchter des Landes, hier Wasser zu schöpfen, was mir die biblische Geschichte oft lebendig vergegenwärtigte. 'Mkullu gegenüber liegt ein kleiner Berg, nach dem Grabe eines Heiligen: Sheich Abdallah genannt, von dem man das Meer und die Insel übersieht. Wie oft

habe ich dort umfächelt vom kühlen Seewinde gesessen und geharret, ob nicht ein nahendes Segel mir Kunde von der fernen Heimat verspreche, bis das Bellen der Schakale und das Heulen der Hyänen, die nur in der Nacht aus ihren Schlupfwinkeln sich hervorwagen, mich daran erinnerte, dass der Sternenhimmel mit seiner Tropenpracht über mir aufgegangen sei.

In neuerer Zeit ist 'Mkullu fast ganz verlassen; die Lazaristen haben sich ganz auf die Insel zurückgezogen, wo sie eine schöne Kirche und Missionshaus gebaut haben. Es ist übrigens vorauszusehen, dass 'Mkullu bald verschwinden wird, da der vorliegende Torrent jährlich grosse Stücke abreisst und sein Bett nach wenigen Jahren direct über die jetzige Ansiedlung gehen muss. Die Leute von Massua leben jetzt in Hotumlu und theilweise auch in Zaga. Hotumlu ist ein ganz neues Dorf; der Name kommt wohl von dem Baum Hotum, der in dieser Gegend sehr häufig vorkommt. Der Name 'Mkullu kann „die Mutter von allem" bedeuten, nach dem alten Brunnen, der früher das Land weit und breit versorgte oder „von allein," um die verschiedene Herkunft der Bewohner zu bezeichnen. Hotumlu reicht von 'Mkullu fast bis an's Meer; es ist die Villa der Massuiner, die jede Nacht von der City zurückkehrend hier verweilen, vermehrt durch die arbeitsuchenden Beduinen.

Ein Blick auf die Karte schon zeigt, dass Massua eine sehr wichtige Stellung im Handel des südlichen Rothen Meeres einnehmen muss. Es ist der natürliche Nordhafen von Abyssinien, und liegt dem Jemen, dem Lande des Kaffees, gegenüber, kaum zwei Tagereisen davon entfernt. Auch von Djedda ist der Weg nicht weit; er führt über die Inseln von Dahalak, die natürlich einen grossen Theil ihrer Meerproducte auf den Markt von Massua abgeben. Die Ebene zwischen dem Meer und dem Plateau Abyssiniens, die unter dem Namen Samhar bekannt ist, hat auch Erzeugnisse (Gummi, Senna, Butter, Schmalz und Häute), die für den Zwischen-

handel des Rothen Meeres nicht ohne Wichtigkeit sind. Endlich besteht eine sichere und angenehme Karawanenstrasse von Sennaar und Takka nach Massua, sodass es im Stande ist, einen grossen Theil der Producte jener Länder, das Elfenbein, die Hippopotamuszähne, die Tamarinde zu empfangen.

Der Hafen von Massua ist der beste des Rothen Meeres. Die Insel ist regelmässig regiert und bietet dem Handel schon durch ihre Lage eine natürliche Sicherheit; europäische Kaufleute und Schiffe finden hier einen (französischen) Consul, sodass sie für ihre Geschäfte keinerlei Schwierigkeiten zu befürchten haben.

Diess gilt jedoch nur für die Insel. Die beständigen, oben besprochenen Umwälzungen, denen das abyssinische Festland ausgesetzt ist, üben natürlich einen sehr verderblichen Einfluss auf den Binnenhandel aus. Bei dem gegenwärtigen Kriegszustande wagen die grossen Karawanen kaum mehr, zum Meer hinabzusteigen. Dieselben steigen jährlich nur einmal von ihren Bergen herab, im Juni oder Juli. Die Waaren sind in Bockhäuten (Girbé) verpackt und gewöhnlich auf Maulthiere geladen, die den Weg von den Grenzen der Gallaländer in zwei bis drei Monaten zurücklegen können. Die Karawanen (Gáfileh) sind aber oft gezwungen, an den Ufern des Takkazé zu warten, bis sein Wasser hinreichend gefallen ist, um den Uebergang zu gestatten. Da die Regenzeit im Spätfrühling eintritt, und das Wasser vor October nicht sinkt, so kann man den Takkazé nur vom October bis April mit Waaren passiren. Diess bestimmt den Zug der Karawanen, die im Winter bis in's Godjam gehen, im Frühling zurückkehrend den Takkazé passiren, und sich in Adua aufhalten, sodass sie im Juni in Massua ankommen. Man sieht, die Tagemärsche sind nicht gross, — aus Rücksicht für die Lastthiere, welche starke Tagemärsche auf der schwierigen Gebirgsstrasse nicht lange aushalten würden.

Die Waaren, die von den Abyssiniern nach Massua ge-

bracht werden, sind meistens Producte der Gallaländer, so der gute Kaffee, das Gold, das weisse Wachs u. s. w. Die Galla bringen ihre Waaren gewöhnlich nur bis in's Godjam, wo der grosse Stapelplatz, besonders für den Kaffee ist.

Jeder abyssinische Kaufmann (Neggadé) hat in Massua seinen Commissionär (Nésil), der sein Sicherheitsbürge ist (da Abyssinien mit der Türkei keinen officiellen Verkehr unterhält), ihm ein Haus, Feuer und Wasser liefert, und alle seine Geschäfte während seines Aufenthalts besorgt. Dafür nimmt der Nésil von allen Käufen und Verkäufen eine mehr oder minder bedeutende Commissionsgebühr. Dieser Tribut, der zwischen 5 und 10 Procent beträgt, ist so fest in den Landesgebräuchen gewurzelt, dass es eine Thorheit wäre, ihn umgehen zu wollen, um so mehr, da es die Nésil sind, welche jedes Geschäft in Händen haben und es, nach ihrer Laune, zu Gunsten ihrer Freunde abmachen.

Geschäfte mit den Abyssiniern sind einfach und schnell abgethan. Die ersten Tage nach ihrer Ankunft zögern sie sehr mit dem Verkauf der mitgebrachten Waaren; keiner will der erste sein, aus Furcht, den Markt zu verderben. Doch sobald ein grosser Kaufmann das Beispiel gegeben und den ersten Verkauf gemacht hat, wird der ganze Vorrath von gleichen Waaren in einem Augenblick ohne weiteres Markten losgeschlagen. Tauschhandel ist nicht beliebt. Man muss mit guten Maria-Theresia-Thalern (Edri) versehen sein, um vortheilhaft kaufen zu können; erst später erhält man beim Verkauf der eigenen Waaren einen Theil seines Geldes wieder zurück, aber die Abyssinier nehmen doch kaum mehr, als die Hälfte des realisirten Geldes in Waaren zurück. Der Import ist dem Export bei weitem nicht proportionirt.

Ehrlichkeit und Rechtlichkeit sind die erste Bedingung für den, der mit den Abyssiniern zu thun haben will. Sie sind sehr misstrauisch, wittern sofort Betrug, wo sie Schlauheit bemerken, wissen dagegen Offenheit in Geschäften sehr wohl zu schätzen.

Die grossen Karawanen kommen, wie gesagt, nur einmal des Jahres nach Massua; doch gibt es viele kleine Kaufleute vom Tigré und Hamasen, die während des ganzen Jahres aus- und eingehen und den Markt stets in einiger Thätigkeit erhalten. Die eigentliche Geschäftssaison sind die Sommermonate.

Die bösen Zeiten haben es mit sich gebracht, dass eine Karawane einer kleinen Armee nicht unähnlich sieht. Die grossen Neggadé bringen nur wenige Diener nach Massua, da sie eine Unzahl Dienstleute auf der Grenze bei ihren Maulthieren zurücklassen. Die Tracht des reisenden Abyssiniers besteht in kurzen engen Beinkleidern und einer sehr langen dichten weissen Schärpe, die um die Hüfte gewickelt ist; darüber trägt er die ungenähte viereckige Toga (Quari), von der er ein Ende über die eine Schulter wirft. An seiner Rechten hängt das lange, krumme Schwert (Shotel), und ausserdem trägt er einen grossen runden bucklichten Schild aus Büffelhaut und eine langspitzige Lanze. Aber auch Feuergewehre, mit denen besonders Europäer einen einträglichen Handel treiben, sind von jeher sehr verbreitet gewesen. Eine solche Ausrüstung ist zum Schutz der Karawanen in dem unruhigen Lande unentbehrlich; oft hört man von Schlachten, die geschlagen wurden, um den freien Durchgang zu erzwingen, sodass diese Karawanenzüge mehr an unsere alten Ritterfahrten erinnern, als an die Reisen friedlicher Kaufleute. In Wahrheit ist jeder Abyssinier ein geborner Krieger, — eine natürliche Folge der politischen Zustände des Landes, die unsern mittelalterlichen in allem ähnlich sehen, ausgenommen in der Stellung der Stände. Wenn es in Abyssinien auch einen Adel gibt, der sich nur mit Kriegen und Rauben beschäftigt, so ist er doch von dem Kaufmann nicht durch eine breite Kluft geschieden; der Uebergang von dem einen Stande zum andern ist sehr leicht und kommt täglich vor. Ein Geburtsrecht wird in Abyssinien durchaus nicht anerkannt, ausser für den Kaiser. Der Bauer, der Kaufmann,

der Soldat, der Grundbesitzer, alle sind gleich wohlgeachtet, und selbst den Geringsten kann das Glück in eine angesehene Stellung führen. Der Herr wird arm und dient, der Diener wird reich und spielt den Herrn. Verächtliches ist nichts dabei; deswegen ist hier auch das Verhältniss des Dieners zum Herrn ganz anders, als in Europa, es ist viel vertraulicher und wird oft zur Freundschaft. Die Folge davon ist, dass auch der Diener viel mehr Ergebenheit zeigt, als in jedem andern Lande; er mag alle Laster haben, dennoch besitzt er die in einem so wilden Lande unschätzbare Tugend, treu zu sein bis in den Tod, dem er für seinen Herrn mit Freude entgegengeht. Geburtsstolz wird man aus dem angeführten Grunde bei den Abyssiniern kaum finden; viel stärker ist der Geldstolz. Da das Geld hier zehnmal mehr werth ist, als in Europa, und die grössten Handelsleute nicht mehr als ein paar tausend Thaler besitzen, muss es einem Europäer lächerlich vorkommen, Leute mit einem Vermögen von einigen hundert Thalern eine Grandezza annehmen zu sehen, wie wir sie bei unsern Millionären nicht finden. Wenn man einen Neggadé antrifft, der seine Quari bis zu den Augen emporzieht, was den Umstehenden zeigen soll, dass er sie als ihm untergeordnete Personen betrachtet, so kann man sicher sein, einen Capitalisten von wenigstens dreihundert Edri vor sich zu haben, die freilich mit eigenem langjährigen Schweisse erworben sind. Doch gibt solche Anmassung, die dann und wann auch gegen den Europäer an den Tag tritt, eher Stoff zur Erheiterung, als zum Verdruss. Uebrigens finden sich viele ehrenwerthe Ausnahmen, besonders unter den reichern Kaufleuten, die von der Welt genug gesehen haben, um zu wissen, dass es noch grössere Geldherren gibt, als die abyssinischen Neggadé.

Die mohammedanischen Abyssinier sind ohne Zweifel bedeutendere und bessere Handelsleute, als ihre christlichen Landsleute; ihr Hauptgeschäft ist der Sklavenhandel, der sie oft nach Djedda führt. Ich habe nie ein Volk gesehen, das

sich seine Religion so wahrhaft innig zu Herzen nimmt, wie diese Mohammedaner, die neben ihren Glaubensbrüdern, den Arabern, in Zucht und Rechtlichkeit wie Engel dastehen, und wahre Früchte des Glaubens hervorbringen. Ohne Zweifel wirkt darauf der Umstand ein, dass sie in Abyssinien die Minorität bilden, wie es auch in den paritätischen Ländern Europas sichtbar ist. Die abyssinischen Muslimin sind ihrem Glauben sehr zugethan, oft sogar etwas fanatisch, was aber nie offen hervortritt. Sie dienen in Abyssinien als Zöllner, wie die Kopten in Aegypten; sind durchschnittlich gebildeter, als die Christen, und bessere Rechner und Diplomaten, weswegen sie oft zu Gesandtschaften zwischen christlichen Fürsten gebraucht werden. Sie sind in der Welt des Islam sehr gut angesehen, und es gehen aus ihrer Mitte oft Sheichs hervor, die man auch in Djedda und im übrigen Arabien sehr hoch verehrt, und eines nähern Umganges mit Gott theilhaftig glaubt.

Jede Karawane theilt sich in verschiedene Gruppen, nach den bedeutenderen Kaufleuten, aus denen sie besteht, und um die sich die kleinern wie zu ihrem Hause gehörig schaaren. Das Haupt ist der Neggadéras, der frei gewählt wird, und während der Reise die Ausgaben für Zölle und andere Abgaben für die ganze Gemeinschaft bestreitet, und erst später die Auslagen von jedem Einzelnen einzieht. Das Leben während der Reise ist nicht unangenehm. Man macht ganz kurze Märsche, lagert immer ausserhalb der Städte im Schatten eines grossen Baumes, und erfreut sich mit Trinkgelagen (wozu man sich stets hinlänglich mit Honig versieht), wo nicht selten die Eifersucht des Chefs, durch die Trunkenheit aufgestachelt, tödtlichen Streit veranlasst, der zuweilen mit den Waffen ausgefochten wird.

Die Wahl der Waaren, die ein Neggadé nach Massua bringt, ist durch alte Gewohnheit geregelt; es würde einem kleinen Handelsmanne sehr übel genommen werden, wenn er

Elfenbein und Gold mit sich brächte, was nur den grossen Kaufleuten gestattet ist.

Der christliche Neggadé ist listig und interessirt, aber nicht sehr intelligent und ein ziemlich schlechter Rechner, daher ihn sein Geschäftsfreund in Massua, der mohammedanische Nésil, mit guten Worten nach seinem Wunsche, aber natürlich nicht immer zum Vortheil des Christen zu behandeln versteht. Aber der Krug geht eben nur so lange zum Brunnen, bis er bricht, und Rechtlichkeit bewährt sich auch in Massua als die einzig dauerbare Grundlage des Verkehrs.

Unter den Handelsartikeln wird Wachs aus den Provinzen Tigré, Godjam, Korata, Amhara und von Gallabat fast ausschliesslich nach Massua geführt. Das Tigré-Wachs ist schwarz, roh, und sehr schmutzig; Gallabat ist fast weiss und verlangt keine andere Reinigung. Die andern Sorten sind hellgelb und schon einmal gereinigt. In Massua nimmt man eine letzte Reinigung vor, und giesst das Wachs in Brode von etwa 20 Pfund um. Es gibt hier mehrere Leute, die sich nur mit dem Bleichen des Wachses abgeben, indem sie es in dünnen Schnitten der Sonne aussetzen. Dieses weisse Wachs geht meist nach Djedda für den Localgebrauch, während vom gelben viel nach Cairo und Europa kommt. Das letzte Jahr hat man ansehnliche Quantitäten nach Bourbon und Bombay exportirt. Es mögen jedes Jahr 4—500 Centner Wachs in Massua ankommen, und die Zufuhr wächst mit der Nachfrage, da das Wachs reichlich und zum Theil in Landschaften gewonnen wird, deren Verkehr mit Massua vom Wasserstande des Takkazé unabhängig ist.

Der Kaffee ist das Hauptproduct der Gallaländer (Gudru, Narea, Kaffa); die erste Qualität, Gudru, hat kleine gelbliche Bohnen mit einem starken Aroma. Man vermischt sie aber oft mit der untergeordneten Sorte vom Godjam, die grosse, grüne Bohnen hat, und so dem Mochakaffee ähnlich sieht. Der Gallakaffee wird selten rein von Massua exportirt; die Eingebornen mischen ihn mit dem Mocha, wodurch dieser

etwas wohlfeiler zu stehen kommt. In Cairo und Syrien schätzt man nur die letztere Qualität. — Die Hauptkarawanen des Kaffees kommen im Sommer an. Beim Ankauf unterscheidet man keine Qualitäten, man nimmt ihn, wie er sich in den Girbé findet, mit vielem Staub, Hülsen und schwarzen Körnern vermischt. — Es ist bekannt, dass das Wort Kaffee aus dem Gallalande Kaffa stammt, dem Heimatlande der Sorten des Jemen und somit der ganzen Welt; doch während die vielen verschiedenen Töchter ihre Liebhaber gefunden haben, bleibt die Mutter ganz unbeachtet. Der Galla-Kaffee ist nie auf den europäischen Markt gekommen, obwohl er des feinen Geruchs und Geschmacks nicht ermangelt.

Das Elfenbein kommt von allen Gebirgsländern dieses Continents, die waldig, nicht zu kalt, und nicht übervölkert sind, vom Tigré bis zu den fernsten Galla und von den Habab bis zum Sennaar. Den Werth des alljährlich nach Massua geführten Elfenbeins kann man auf mehr als 20,000 Thlr. veranschlagen, und die ganze Quantität wird gewöhnlich in Bausch und Bogen von den indischen Kaufleuten (Banianen) angekauft. Schon vier Tagereisen von Massua, bei den Habab, wird auf Elefanten gejagt. Es finden sich unter den Belou mehrere gute Schützen, die nach einer Abmachung mit Handelsleuten, welche ihnen das Material vorstrecken, auf halben Gewinn, mit einem kurzen, sehr schweren, massiven Luntengewehr von bedeutendem Kaliber auf diese Jagd ausziehen. Sie zielen, indem sie den Lauf auf die Schulter eines Begleiters auflegen, was den Rückschlag dieser kleinen Kanone schwächt. Man findet sehr gute Elefantenjäger in Dokono und unter den Abyssiniern; bei Vorsicht ist die Jagd nicht sehr gefährlich, doch sind noch wenige der in Massua bekannten Jäger eines natürlichen Todes gestorben.

Moschus kam früher in grosser Menge nach Massua; doch da diesem Artikel in Cairo und Djedda wenig nachgefragt wird, ist der Handel damit fast ganz aufgegeben. Dagegen wird Gold auch jetzt noch reichlich nach Massua gebracht

und von hier nach Bombay exportirt. Beim Ankauf wird es im Kohlenfeuer geprüft.

Für Sklaven war Massua früher ein bedeutender Markt; jetzt hat der Sklavenhandel aber sehr abgenommen, und im Jahre 1854 kamen kaum 1000 Köpfe an, meist Mädchen. Shankalla werden nur in geringer Anzahl als Sklaven nach Massua geführt, und bleiben meistens hier zum gewöhnlichen Hausdienst. Die Galla aber werden grösstentheils nach Djedda exportirt und theuer bezahlt. Sie sind sehr schön, aber durchgängig hochmüthig und perfid. Sie werden nie zu niederen Diensten verwandt, wozu sie sich kaum verstehen würden. Sie glauben sich bestimmt, im Haus zu regieren und stechen bei ihrem energischen Charakter die Hausfrau sehr leicht aus. Ihr Vaterland sind die verschiedenen heidnischen Gallaländer, wo die mohammedanischen Kaufleute sie wegstehlen oder von dem König des Landes oder den Eltern kaufen und auf den Markt nach dem Godjam bringen. Es ist den christlichen Abyssiniern unter Leibesstrafe verboten, sich am Sklavenhandel zu betheiligen; doch war es leicht, das Blutgesetz des Ubié zu umgehen, zumal da auch die Christen kein Verbrechen darin sehen, Heiden zu Sklaven zu machen. Die Gallaknaben werden gewöhnlich von türkischen Offizieren angekauft und in die Armee unter die Lohntruppen des Sultans im Jemen und Djedda eingereiht. Die Mädchen kommen in den Harem und gewöhnlich hat man sich über sie mehr zu beklagen, als dass sie beklagt zu werden verdienten: denn im Allgemeinen behandeln die Europäer ihre freien Diener schlechter, als die Muslimin die Sklaven. Der Haupthandelsplatz für Sklaven ist Zeila, trotz der Nachbarschaft Aden's und der Landsleute von Wilberforce. Der Handel hat durch das Verbot wenig gelitten, nur wird er mit mehr Heimlichkeit betrieben, um ihn vor den Augen der Europäer zu verbergen.

In frühern Jahren kamen sehr oft Schiffe aus Bourbon und Mauritius, um abyssinische Maulthiere und Pferde zu laden, die in den dortigen Plantagen verwendet werden. Doch

hat dieser Handel fast aufgehört. Die Maulthiere gelten im Durchschnitt an der Küste nur 10 Thaler, doch muss man riskiren, dass ein Theil der Ladung auf der Ueberfahrt zu Grunde geht; bei gutem Wind und hinlänglichem Wasser und Heu hat man indess keinen beträchtlichen Verlust zu besorgen. Das abyssinische Pferd ist schön, ein guter Renner, doch hat es nicht den eleganten Bau und die Intelligenz des echten Nedjd.

Abyssiniens Ausfuhrhandel könnte noch sehr erweitert werden. Das Land ist reich und vielgestaltig; alle Klimate sind in seinen Grenzen vertreten, von der Kälte des Semien bis zur Fieberhitze der Takkazé-Ufer. Der Abyssinier ist durch seine Naturanlage Ackerbauer und überlässt die Ausübung von Künsten und Gewerben meist den Juden (Falasha); demungeachtet sind die so verachteten Gewerbe, die sich mit dem Stein und dem Eisen befassen, zu einer seltenen Vollkommenheit, besonders in Gondar gebracht. Der Ackerbau wird sorgfältig betrieben, doch lassen die beständigen Kriege dem unglücklichen Landmann keine Ruhe und seiner Erndte beraubt, zieht er es vor, selbst Soldat zu werden, um nicht zu säen, wo ihm zu erndten nicht vergönnt ist. So liegen jetzt viele fruchtbare Striche wüst; aus dem Pfluge hat man ein Schwert geschmiedet. Im Friedenszustande könnte Abyssinien viel ausführen und mit Leichtigkeit den ägyptischen Weizen von den Seemärkten des rothen Meeres verdrängen. Die Schwierigkeit des Transports, aus Mangel an Strassen, ist ausser dem Kriege das einzige Hinderniss der wahren Entwickelung des abyssinischen Handels; das Land ist so gebirgig, die Pässe so schmal und steil, dass selbst das vorsichtige Maulthier nur mit Mühe und Gefahr seinen Weg findet.

Man bringt viel rothen Pfeffer von sehr guter Qualität für den Platzverbrauch nach Massua; er wird bei allen abyssinischen Speisen verwendet. Der schwarze gewöhnliche Pfeffer wird von Indien eingeführt.

Abyssinien erzeugt eine gute Baumwolle, die aber für

den Landesgebrauch so wenig ausreicht, dass man ihr Massen von Surati beimischt, die von den Banianen nach Massua gebracht wird. Das Spinnen derselben ist die gewöhnliche Beschäftigung der Frauen aller Stände. Alle Kleider werden im Lande gesponnen; die rohen Baumwollenzeuge europäischer Fabrikation taugen für das meist kalte Abyssinien nicht. Man kennt das Färben der Stoffe nicht und bedarf deshalb der Einfuhr besonders von rothen Baumwollenzeugen (Suli) aus Indien, womit man die weissen Togen (Quari) säumt.

Für die Europäer ist es nicht schwer, Besitzungen in Abyssinien zu erhalten; fast alle Reisenden, die dorthin gekommen sind, haben solche gehabt. Doch bis jetzt besteht der einzige Nutzen derselben in der Einführung der Kartoffeln durch Hrn. Schimper.

An Metallen ist Abyssinien reich, sie sind aber meistens unbenutzt. Das Eisen wird im Lande bearbeitet. Blei ist fast unbekannt; die Kugeln werden meist aus Eisen und sogar von Stein gemacht. Das Kupfer, das zu Kesseln verarbeitet wird; kommt von Cairo.

Die Einfuhr nach Abyssinien (Waffen ausgenommen) wird in der nächsten Zeit schwerlich bedeutend werden, weil die Bewohner dieses Landes, abweichend von den afrikanischen und arabischen Beduinen eine eigenthümliche, in Gewerben, Küche, Getränken, Landbau etc. fest ausgebildete, wenn auch etwas rohe Sitte haben. Bis jetzt ist es noch keinem Europäer gelungen, unsere Cultur dorthin zu verpflanzen, im Gegentheil haben sich alle Europäer, die nach Abyssinien gekommen sind, der Landessitte anbequemt. Diese aber bedarf des Auslandes fast gar nicht.

Die Ebene zwischen Dokono und Zula, die sich wohl sechs Stunden weit erstreckt, ist nur von dem dornigen Gummibaum bedeckt. Da diese Gegend schon als zum Gebiet der Saho gehörig betrachtet wird, haben diese das Recht der Erndte, die in den heissesten Sommermonaten auf Bestellung der Leute von Dokono vorgenommen wird; der

Ertrag wird nach Massua gebracht. Bei der ungeheuren Menge von Gummibäumen im Samhar kann er sehr gesteigert werden; jetzt richtet sich der Umfang der Erndte nach der Bestellung. Der hiesige Gummi ist dem sogenannten Suakni, der von Gadarif kommt, weit überlegen und kommt in grossen, weissen oder hellgelben, klaren, elastischen Stücken zu Markt, doch wird er beim Transport nicht genug geschont.

Das Senna ist eine Medicinalpflanze, die nach den ersten Regen im Ueberfluss im ganzen Lande emporschiesst und nach Verlangen von den Beduinen gesammelt wird. Ihr officineller Gebrauch ist den Eingebornen gut bekannt.

Der Handel der Insel mit den Beduinen ist sehr bedeutend; da sie alle Hirten sind, die wenig Ackerbau treiben und keine Industrie besitzen, so werden hierdurch die Hauptgegenstände des Exports und Imports von selbst bezeichnet. Die Saho bringen Kuhhäute in der Milch bearbeitet (félem) oder rothgegerbt (masbuk), dann sehr schöne grosse Ziegenhäute und Butter. Die Beduinen und die Habab haben dieselben Ausfuhrartikel, besonders aber rohe Kuhhäute, Butter und Fett.

Mit der Butter, die flüssig in Schläuchen von allen Ländern zwischen dem Meere und Kassala nach Massua gebracht wird, und den Häuten wird ein bedeutender Handel nach dem Jemen und Djedda getrieben. Diese Artikel werden gegen Durra vom Jemen und Baumwollenzeuge von Cairo, dem einzigen Kleidungsstoffe der Beduinen, ausgetauscht. Die rothen Kuhhäute gehen nach Aegypten, die bearbeiteten finden in Arabien bequemen Absatz. Die Karawanen der Habab haben in Zaga nahe bei Massua ihre Commissionäre, unter ähnlichen Verhältnissen, wie die Abyssinier. Auch die Leute von Hamasen kommen mit den genannten Waaren nach Massua, ausserdem bringen sie Honig und viel Getreide. In ihren Ankäufen gleichen sie aber eher den Abyssiniern.

Da die Beduinen sehr beschränkte Bedürfnisse haben, kann bei ihnen nur das importirt werden, was zur Kleidung nöthig ist. Der Unterschied, der sich in dieser Abhängigkeit von

den Fremden zwischen den Beduinen und den Abyssiniern zeigt, rührt von der socialen Stellung der Frau her. Da die Frauen der erstern es für eine Schande halten zu spinnen und der Bedui selbst von dieser Kunst auch nichts versteht, beschränkt sich die Thätigkeit aller dieser Hirten auf die Bereitung der Butter, die ihnen als Tauschmittel zur Erwerbung von Kleidungsstoffen und Cerealien dient.

Die Handelserzeugnisse, welche die Jagd liefert, sind die schon erwähnten Elefantenzähne und dann die Straussenfedern. Auf den Grenzen der Habab und der Beni Amer liegen im weiten Umkreise die Gebiete einer grossen Völkerschaft, die unter dem Namen Hadendoa (oder Harendoa) vom Meer bis zum Gash umherzieht. Sie besitzt ausgedehnte Heerden und beschäftigt sich daneben mit Straussenjagd auf besonders dazu abgerichteten Pferden und Kameelen, mit denen man das edle Wild nach und nach umzingelt. Der Lieblingsaufenthalt des Strausses sind die Wüsten, die sich zwischen Massua und Suakin ausdehnen, wasser- und vegetationsarme, trostlose Salzebenen, in denen sich die glühende Tropensonne wiederspiegelt. Dort sah ich die Strausse oft in grossen Heerden sich vorwärts bewegen, wie ein rasch hinziehendes Gewölk am fernen Horizont.

Das Samhar.

Die abyssinische Gebirgskette, die vom Meer etwa 20 Stunden entfernt 6—7000 Fuss hoch südwestlich von Massua sich hinzieht und mit der Küste parallel zu laufen scheint, erhebt sich zwar von fern gesehen wie plötzlich aus der Ebene; aber die Steigung ist durch zahlreiche Vorgebirge vermittelt, die den ganzen Strich zwischen dem Meere und dem Hochgebirge ausfüllen und nach und nach je mehr sie nach Norden fortschreiten, von der Küste zurücktreten und nördlich von Massua einer Wüste Platz machen, die mit wenig Undulationen sich von Beremi bis an den Fuss des Gebirges unter den Namen Sheb und Gedged erstreckt. Wir müssen uns vorstellen, dass das Meer ursprünglich direct an die Wand des Hochgebirges anschlug; diese wurde aber durch die Gewalt der niederströmenden Regengewässer ausgehöhlt; sie verwitterte und zerbröckelte sich und daraus wurden die Vorgebirge, von den Regenbächen noch jetzt zerrissen und ausgewühlt. Was aber das eigentliche ebene Uferland angeht, so war es gewiss früher vom Meer bedeckt, da noch jetzt Muscheln in bedeutender Höhe über dem Wasserspiegel den Boden bedecken (z. B. in Sheb); man kann es deswegen nicht als Alluvium der Hochgebirgsströme betrachten, die übrigens einen viel zu raschen Fall haben, als dass sie viel Thon auflösen oder absetzen könnten.

Im Hintergrunde des Golfes von Massua liegt die Stadt Arkeko, von den Eingebornen Dokono genannt, am Fuss des vereinzelt aus dem Meer emporsteigenden Berges Gedem, der den nahen Vorgebirgen Abyssiniens gegenüberliegend nur einen schmalen Pass nach dem nahen Zula (Azulis) offenlässt. Diesen Pass begrenzt das Küstenland Samhar von Süden vom Land der Danakil und Dokono. liegt eigentlich in der Mitte zwischen zwei Zonen sprachlich und politisch; denn hier berühren sich die Tigrésprache und die Sprache der Saho, die auch von den Danakil gesprochen wird. Wir wissen nicht die Bedeutung des Wortes Samhar; dagegen wird es von den Eingebornen auch Mudun oder in der Pluralform Mädäin genannt, was das Land der festen Wohnsitze bedeutet nach der semitischen Wurzel adene (عدن mansit, معدن mansio im Gegensatz zu dem Zelt des Nomaden). Deswegen heissen hier auch die feststehenden Häuser Mädeni. Mudun nannten also die Nomaden das Land, weil sich feste Ansiedlungen darin bildeten. Geographisch erstreckt sich das Samhar sehr weit nördlich, wir können sagen bis Aqiq; doch behauptet es seinen Namen nur in der Nachbarschaft von Massua, während seine nördliche Fortsetzung unter dem Namen Söhel (Gestade) dem Land der Habab anliegt.

Der natürliche Hafen und Marktplatz dieses Landes ist die Insel Massua. Sie vermittelt, wie wir gesehen haben, den Verkehr des Festlandes mit Arabien und den überseeischen Ländern überhaupt und ist also von beiden Seiten influenzirt.

Das Land Samhar mit seiner Aufdachung gegen das Hochgebirge bietet in einer Breite von kaum drei Tagereisen den Contrast des Südens und des Nordens, der tropischen Hitze und des kühlen Bergklimas, der todten flachen Wüste und des lebensvollen Hochgebirgs. Diese Contraste sind nur in seinem südlichen Theile durch die Vorgebirge vermittelt, wo sie ununterbrochen aufsteigende Terrassen bilden, während sie sich nordwärts in die Ebenen von Motad, Gedged und Sheb

verlaufen, sodass das Hochgebirge von Mensa wie plötzlich und unvermittelt aus dem Flachland emporzutauchen scheint. Dadurch erhalten wir in engbegrenztem Raum die mannigfaltigsten Bodenformen: Wüsten mit spärlicher Vegetation, seltenem Wasser und vielem Salz; Heiden, meist mit Mimosen bestanden, in der Regenzeit von üppiger Vegetation bedeckt; Thäler mit fruchtbarem Boden, Erosionsschluchten der Waldströme, die in der Regenzeit vom Hochgebirge hinunterbrausen, Baumstämme und Felsenblöcke in blitzschnellem Lauf bis zum Meer tragen und natürliche Zugänge zu dem Gebirge bilden; kleinere vom Hochgebirge unabhängige, trockene, zerklüftete, baumlose Vorberge, wahrscheinlich frühere Inseln; über alle emporragend endlich das Hochgebirge mit seiner Alp und europäisch kaltem, aber durch die Tropenzone gemildertem Klima und ewigem Grün.

Dieses Land liegt nun den Provinzen Okulekusai und Hamasen an; wo sich aber das Hochgebirge zum Ansebaland abflacht, da bildet es einen Sattel, der vermittelnd zum jenseitigen Barka und Gash hinüberführt.

Wir wollen nur insofern vom Klima reden, als dadurch der Charakter des Bewohners bestimmt wird. Die Sommerzeit dauert vom März bis October, wird aber jedes Jahr durch einen starken Augustregen unterbrochen. Im Schatten habe ich bis 40° R. beobachtet, 30 sind ganz gewöhnlich, bei Tag wie in der Nacht. Doch wird die Hitze durch die herrschenden Seewinde gemildert. Die Nächte sind nicht feucht; ich habe nie nachtheilige Folgen verspürt, wenn ich im Freien schlief.

Die Regenzeit des Samhar fällt in unsern Winter, während die tropische Regenzeit in den Sommer fällt. Sie tritt in Abyssinien schon im April ein und dauert bis September; am Anseba und im Barka dagegen dauert sie von Juni bis September; bei den Habab beginnt sie erst im Juli. Im Samhar währt die Regenzeit von November bis Januar. Es regnet gewöhnlich in der Nacht und sehr stark. Was für uns nicht

sehr angenehm ist, wird für die Eingebornen ein Fest; alles eilt in's Freie, um die erste Kühle nach heissen Sommertagen zu geniessen und freut sich der frischen neuen Luft. Das Festland, das im Sommer dürr und wüst liegt, bedeckt sich plötzlich mit reichlichem Grün; die Heerden, die über den Sommer in den Bergen bleiben, steigen mit dem ersten Regen in die Ebene hinab, die nach kurzer Frist dem Auge das Bild einer vegetationsreichen, von Tausenden von Kameelen, Kühen und Ziegen durchzogenen belebten Prairie bietet.

Wir sehen also, wie die tropische Regengrenze vor den Meereinflüssen ausbiegt, sodass sie sich dem Gebirgsabfall nach hält. Die ganze Küste des Rothen Meeres stimmt also hierin mit Aegypten überein. Dieser Strich hält sich so genau an den Saum des Hochgebirges, dass seine Grenzvölker innerhalb eines kleinen Raumes einen Doppelwinter geniessen und benutzen können; so brauchen die Bewohner der Hochlande von Karneshim, Gümmegan und Mensa nur wenige hundert Fuss gegen die Küste sich zu bewegen, um mit dem Winterregen zum zweiten Mal cultiviren zu können. Die natürliche Folge davon ist, dass sie zeitweise auch Bewohner des Samhar sind und es für Pflug und Weide ausbeuten.

Anderseits ergibt sich aus dem Gesagten, dass das Samhar nur eine sehr unvollständige Regenzeit hat; denn sie dauert nur drei Monate und beschränkt sich auf wenige starke Regengüsse, die um so weniger das Land befruchten, je stärker sie sind und so von dem leichten Boden absorbirt werden oder als Strom nach dem Meer abfliessen. Da nun die Weide nicht reichlich genug sein kann, um die Heerden der Ebene das ganze Jahr durch zu nähren, so sind die Bewohner des Samhar gezwungen, die Weiden des Hochlandes zu benutzen und werden ihrerseits zeitweise auch Bewohner Abyssiniens. So hangen Hochland und Tiefland auch politisch zusammen und es wird sich zeigen, dass dieser Zusammenhang wichtiger ist, als jede politische Abgrenzung.

Drittens können wir aus diesen Angaben schliessen, dass

das Samhar ein gesundes trockenes Klima hat; Dysenterien und Ophthalmien sind selten; Fieber kommen nur in der Regenzeit vor und sie sind meistens leicht. Die grosse Hitze its nicht ungesund, obwohl sie schwächt und den Appetit raubt. Die trockene, eher salzige Luft gibt dem Bewohner einen ausserordentlich schönen, reinen Teint; sie erhält ihn sogar gesund bei wenig Nahrung. Man muss sich verwundern, die Leute des Samhar bei sehr spärlicher Nahrung so gut aussehend zu finden; man kann sich aber gar nicht erklären, wie die Kühe des Samhar, die sich nie satt fressen können, doch ausgezeichnete Hautfarbe haben und nie magern. Natürlich ist das Samhar nur spärlich bewohnt. Man könnte das Land besser bebauen, vielleicht auch mit Stromstauen befruchten, aber die vorhandenen Bewohner gewinnen mehr, indem sie Massua mit Holz und Wasser versehen.

Wenn ich das Samhar gesund nenne, so weiss ich, dass mir Bruce widerspricht; weit entfernt aber, seine Aussage Lügen zu strafen, habe ich selbst Jahre erlebt, wo ungewöhnlich viel Regen fiel, infolge dessen auch ziemlich gefährliche Fieber herrschten. Gerade die letzten Jahre 1859—61 war der Regen sehr stark; die Eingebornen benutzten ihn zur Cultur, wovon die meisten ihr Fieber heimbrachten. Das Samhar schien sich ganz verändern zu wollen; man muss aber wissen, dass solche Jahre eher eine Ausnahme bilden und nur in längern Zeiträumen wiederkehren. Die Culturplätze sind die Ebenen von Weddubo, Beremi, Arkeko und Motad; man hatte seit drei Jahren schöne Erndten, aber böse Luft, bewölkte Tage mit 30° R. bedeuten viel mehr, als helle mit 40°.

Wir wollen aus dem Vorhergehenden sogleich die Schlüsse entwickeln, die für die Folge wichtig werden. Die Bewohner des Hochlandes konnten nun die günstige Gelegenheit nicht versäumen, die ihnen die Regenzeit des Tieflandes bot: sie nahmen es also in frühesten Zeiten in Besitz und benutzen es seitdem bis auf den heutigen Tag als Weide und für den Pflug. Politisch genommen haben die Abyssinier seit langer

Zeit wenig im Samhar zu sagen; das Land gehört im Staatsrecht den Türken; aber deswegen haben die Abyssinier den Grund und Boden bis zum Meer keineswegs aufgegeben. Der Grundbesitz im Samhar gehört noch heute nicht den eigentlichen Bewohnern, sondern den Herren des anstossenden Hochlandes. Die Ebenen Gedged und Sheb gehören den Mensa; alles Tiefland von da bis Asus und Gabe den Gümmegan, von Arkeko bis Zaga den Tsanadeglé, Motad den Karneshim u. s. w. Dieser Bodenbesitz wird von niemandem bestritten; jedes Grundstück kennt trotz der Länge der Zeit seinen Herrn. Bodenbesitz verjährt nie. Deswegen findet man im Winter die Saaten der Abyssinier und ihre Heerden bis in die Ebene hinab, weil sie auf eigenem Boden sind, während die ständigen Bewohner des Samhar, die Beduinen, die Tera, rechtlich gesprochen auf fremder Erde sitzen. Sollte dieser Boden einmal von dem unbestrittenen Eigenthümer an einen Fremden abgetreten werden, der seine Rechte geltend zu machen weiss, könnte man juridisch wenig dagegen einwenden. Das Samhar ist also rechtlich und factisch viel mehr abyssinisch, als man sich gewöhnlich vorstellt. Aber auch die Bewohner sind es, abgesehen von ihrer frühern Verwandtschaft, die sich noch in der Sprache kundgibt. Denn wir haben schon gesehen, dass die Natur sie von Abyssinien abhängig macht. Im April wird das ganze Land wieder öd und wüst und die zahlreichen Heerden müssen sich in's Hochland flüchten. Mit einem schweren Tribut erkaufen sich die Besitzer von den abyssinischen Fürsten und Gemeinden die Weide im Hochland und sie legen unbedenklich all ihre Habe in deren Hand. Sie vertheilen sich auf Tsanadeglé, Saher, Asmara, Karneshim, Gümmegan, Mensa, Bogos und Habab. Man muss wissen, dass die Leute vom Samhar sehr reich an Heerden sind; selbst die Leute von Massua halten viel auf Viehzucht. Die Abyssinier haben also nicht nöthig, ein Land zu erobern, das ihnen die Natur ohne Weiteres geschenkt hat. So stehen die Bewohner des Samhar in einer doppelten Abhängigkeit, von

Abyssinien wegen der Weide, von Massua wegen des Marktes; von beiden wegen der Sicherheit. Sie zahlen also an beide den Tribut und wenn man sagt, das Samhar gehöre den Türken, so sagt man nur die halbe Wahrheit.

Unabhängiger stände Massua durch seine Insellage, wenn es sich dazu verstehen wollte, ein Fischerdorf zu werden; solange es aber Hafenstadt von Abyssinien bleiben will, ist sein Wohl von dem Abyssiniens abhängig und es muss alles aufbieten, um die abyssinischen Karawanen an sich zu fesseln. Hierin hängt es nun auch von dem guten Willen der Festländer ab, die den Transit verhindern oder ablenken können. So konnte sich das Fürstenthum des Naib entwickeln, das allen diesen Verhältnissen Rechnung trug und eine Doppelstellung einnahm zwischen Abyssinien und dem Meer. Bevor wir diese Verhältnisse erläutern wollen, müssen wir uns die Bewohner des Samhar näher ansehen. Wir finden Angesessene und Nomaden.

Die Hauptbevölkerung des Samhar scheinen die Nomaden oder sogenannten Qabail (قبائل von قبيلة), auch Beduan genannt, gebildet zu haben. Sie reden alle Tigré, mit Ausnahme der Tero'a, die an den Abhängen von Asmara und Saher leben und die Sprache der Saho angenommen haben; denn aller Wahrscheinlichkeit nach sind sie den Mensa verwandt und ursprünglich Semiten.

Diese Beduinen leben in bestimmten Abtheilungen; von Stämmen kann man bei ihnen nicht reden, da sich das Bewusstsein der Abstammung schon lange verloren hat; diese Abtheilungen mögen im Anfange auf Stammunterschieden beruht haben, aber jetzt drücken sie nur das Zusammenleben aus. Denn den Stämmen ging an der lebendig bewegten Küste die aristokratische Geschlossenheit verloren; es mischten sich Ansiedler von allen Seiten, die des Gewinnes wegen in's Samhar kamen. Der Handel einigt und trennt; jeder lebt, wo er am meisten Gewinn findet, nicht wo sein Vater lebte; die Familie verliert ihre Bedeutung und so der Stammbaum, denn

Geburt ersetzt der Reichthum. So kann man die Nomaden der Küste nicht genau unterscheiden; der Grundtypus war jedenfalls äthiopisch (Geez) und er hat sich in der Sprache und den Sitten erhalten, dazu kamen Ansiedler von Mensa, Saho, Barka, Marea und auch über das Meer her. Sicher ist, dass diese Bevölkerung lange christlich war und erst zum Islam übertrat, als die Herrschaft mit dem türkischen Reich in Beziehung kam.

In den Abtheilungen, die wir jetzt aufzählen, findet sich die Doppeltheilung des Zeltenlagers in Zaga und Az Aha; die Kameelbesitzer bilden eine Ansiedlung, die Kuhbesitzer die andere, da jeder Theil seine eigene Weide nöthig hat. Die erstern bilden so das Zaga, das stabiler ist; im Samhar sind aus diesen Lagern mehrere Dörfer geworden. So haben wir:

1) Gedem Zaga oder kurzweg Zaga, nahe bei 'Mkullu; es ist wohl die älteste Ansiedlung der Beduan; es war die erste Residenz der Herrscher des Samhar. Zu ihm gehört das Dorf Asus, als Az Aha (Kuhdorf) in der Ebene Motad.

2) Az Ashker; bilden das Dorf ʿAilet.

3) Az Aṭal (Ziegenlager); ist nomadisch.

4) Az Shuma; ihr Zaga ist das Dorf Gumhod; der übrige grosse Stamm lebt nomadisch an den Abhängen von Karneshim.

5) Mäs'hälit; haben keine feste Niederlassung; sie wohnen an den Abhängen von Mensa.

6) Warea; weiden im Samhar und mit den Habab.

7) Thaura; weiden mit Az Temariam (Habab) zusammen und besorgen den Waarentransport zwischen Keren und Massua.

8) Gammaren; leben im Samhar und mit den Habab. Dann kennen wir folgende kleinere Stämme: Az ʿÖmer Weld ʿAli; Az Regbat (die auch im Söhel vorkommen), Az Said, Az Emir Mussa, Az Hetelab, Az Sherenei etc. Die meisten dieser Stämme gehören ebenso gut zu den Habab, wie zum Samhar; wir dürfen auch diese letztern nicht vergessen, wenn sie auch nur uneigentlich zum Samhar gehören. Sie bewohnen das Land

vom Anseba bis zum Meer in drei grossen Stämmen: Az Temariam, Az Teklés und Az Hibdés. Sie scheiden sich in Adeliche und Unterthanen. Die erstern sollen von Tsanadeglé stammen; die letztern sind ältere Einwohner, jedenfalls auch abyssinischen Ursprungs. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass das Samhar von diesen letztern bevölkert wurde: auch die Küste nördlich von den Habab bis Aqiq ist von den gleichen Stämmen bewohnt, wie wir später zeigen werden. Die Habab zahlten früher Tribut an die Fundj vom Sennaar, die auch das Barka unterworfen hatten. An ihre Stelle traten später die Naib von Dokono, aber der eigentliche Tribut ist ein Geschenk der neuesten Zeiten. Die Habab haben einen Stammfürsten aus Az Hibdés, mit dem Titel Kintebai. Dieser noch in Abyssinien gebräuchliche Titel bezeichnet den Ursprung des Volkes. Seit sich die Habab dem Naib unterworfen hatten, zahlte ihm der neugewählte Kintebai 100 Kameele, 100 Kühe, 100 Ziegen, 100 Wolldecken u. s. w., um bestätigt zu werden. Dagegen erhielt der Kintebai vom Naib Ehrenkleider und Armbänder. Die Habab waren bis auf die letzte Generation Christen; man kann sagen, dass die Natur sie zu Mohammedanern machte. Als Ackerbauer zogen sie von Abyssinien aus; sie fanden wenig zur Cultur günstigen Boden, sie wurden Hirten; sie fanden ein Land, besonders dem Kameel günstig, wasserarm, dornenreich; da sie als christliche Abyssinier Abscheu vor dem Kameel haben mussten, wurden sie Mohammedaner. Freilich liessen es auch die Naib an Drohungen und Versprechen nicht fehlen, um sie zu bekehren. Man findet noch immer christliche Namen. Wir haben über die Habab nichts Weiteres zu sagen, da sie sich einerseits an die Beduinen des Samhar anlehnen, anderseits an die Völker des Anseba, die Mensa, Bogos und Marea, mit denen sie Sitten und Recht gemein haben. Sie sind Nomaden und treiben nur ausnahmsweise Ackerbau; sie sind besonders reich an Kameelen und Schafen; aus der Wolle der letzteren bereiten sie Wollkleider, die von Massua bis Kassala besonders

von den Frauen getragen werden. Ihre Sprache ist das Tigré, das sie wohl am vollkommensten sprechen. Wenn wir nun eine Idee von den Volksursprüngen des Samhar gewinnen wollen, so müssen wir vorerst die Thatsache benutzen, dass das Land den Abyssiniern gehört. Die eigentlichen alten Herren des Landes waren also die Grenzgaue des Tigré, die das Küstenland bebauten und als Weide benutzten. In dieser Zeit waren abyssinische Colonien weit nach dem Norden vorgeschoben; das ganze Ansebaland bis zu den Marea und Habab war von ihnen bevölkert; die Nachkommen dieser Stämme sind die Unterthanen oder Tigré, die sich überall noch finden. Die alten Habab dehnten sich nördlich und südlich an der Küste aus; sie bevölkerten das Söhel bis Aqiq und rückten in das Samhar ein. Als Nomaden kamen sie mit den Bewohnern von Massua zusammen, die sich da des Handels wegen an sicherer Stätte niedergelassen. Der gegenseitige Verkehr lud zu festern Ansiedlungen ein; es entstand Zaga, zuerst ein Zeltenlager, das Massua mit Lebensbedürfnissen versorgte und noch versorgt. Je grösser Massua wurde, je mehr gewöhnten sich die Beduinen an das Land.

Nun aber kamen neue Factoren, die die Lage aller dieser Völker veränderten. Wohl zuerst breitete sich ein neuer Stamm, angeblich von Arabien kommend, vom Meer landeinwärts aus; als Tero'a bemächtigte er sich der Abhänge von Saher, als Mensa unterwarf er sich die alten Herren des gleichnamigen Ganes, als Marea drang er sogar nach Erota. In jüngerer Zeit schickte Abyssinien frische Colonien nach dem Norden; die Beit Bidel bevölkerten das obere Barka; die Takue liessen sich in Halhal nieder und die Beit Zeru in Geridsa; fast gleichzeitig wanderten die ersten Bogos in Mogarech ein: endlich gründeten die Beit Zere Buruk (Bedjuk) das Dorf Wasentet und ihre Verwandten, die Söhne Abib's, unterwarfen sich das Land der Habab. Alle diese neuen Einwanderer wurden im Laufe der Zeit mächtig und unterwarfen sich die Ureinwohner, nahmen aber ihre Sitten und Recht an und mit wenig Aus-

nahmen ihre Sprachen: Veränderungen, die wir in den folgenden Untersuchungen constatiren werden.

Auch das Samhar sollte seine Herren wechseln; aber sie kamen ihm von Norden; denn als neuer Factor treten etwa im 15. Jahrhundert die Belou auf. Sie kommen vom Norden der Küste nach und werden Herren von Zaga.

Als die Türken im 15. Jahrhundert sich Massua's bemächtigten, scheinen die Belou sich mit ihnen vereinigt zu haben; die Türken liessen eine Garnison zurück, die sich aber bald mit den Einwohnern vermischte. Die vornehmste Familie der Belou erhielt den Titel Naib.[1]) Seitdem ist der Fürst des Samhar direct vom Sultan abhängig und er erhält von der Douane von Massua einen Sold, den er mit seinen Soldaten theilt. So nahm der Naib eine dreifache Stellung ein; er beherrschte die Stämme des Samhar, er musste das Mögliche thun, um mit Abyssinien in gutem Einverständniss zu leben, um den Handelsweg nach Massua zu lenken, und eben deswegen erhielt er von Massua eine Entschädigung; es ist übrigens mehr als wahrscheinlich, dass dieser Sold so alt ist wie Massua d. h. die Kaufleute der Insel mussten sich mit einer Abgabe mit den Bewohnern des Festlandes verständigen, um mit Abyssinien freien Verkehr zu haben. Bevor wir nun die Schicksale der Belou weiter verfolgen, müssen wir über die Beduan noch einige Bemerkungen beifügen. Doch müssen wir zum Voraus andeuten, wie wenig die Sitten des Landes von dem abweichen, was wir in der Schrift über das Recht der Bogos angegeben haben.

1) Der frühere Sitz war Zaga; die jetzige Naibsfamilie setzte sich in Arkeko oder Dokono fest. So nennen es die Eingebornen; der Name soll von Dekeni kommen, in der Sahosprache „Elefant," da hier ein Wald gestanden habe, von Elefanten bevölkert.

Der Bedui.

Der Bedui ist durch seine Farbe Afrikaner, durch seine Physiognomie Kaukasier, durch seine Sprache Semite. Er ist im Ganzen schwarz, doch gibt es viele Nüancen und die entschiedene Farbe des Negers erreicht er nie. Im Lande selbst unterscheidet man roth (qaiḥ), womit Türken, Europäer und sehr helle Eingeborne bezeichnet werden, dunkelroth (hamelmil) und schwarz (dsellim). Die Bewohner von Massua sind viel heller, als die Hirten. Das Gesicht ist wohlgestaltet, die Nase lang und gerade, die Stirne hoch, das Auge gross; der Gesammtausdruck ruhig und nobel; der Körper eher lang, doch nicht selten fett und nicht besonders stark gebaut; die Frau meist delicat, klein, wohlgeformt und besonders durch regelmässige Gesichtszüge und die ganz griechische Nase ausgezeichnet. Sie ist im Ganzen schön, obgleich ohne den sanften Ausdruck und die Lebendigkeit der Abyssinierin.

Man muss den wahren Bedui bei den Habab suchen, die mit dem reinen Blut auch den ursprünglichen Charakter und Gesichtsausdruck bewahrt haben, während die Beduan des Samhar sich oft mit Arabern und Shoho vermischten. Die ganze Physiognomie hat etwas Edles. Der würdevolle Ausdruck ist gehoben durch die noble Haltung, den langsamen

fast affectirten Gang, die fast römische Tracht, das unbedeckte Haupt mit seinem reichen Haarwuchs und die Ruhe im Vortrag. Die Stimme hat etwas Gutmüthiges, aber Gemeines, was den Eindruck stört, und das Auge, das beim Kinde Muth und Feuer ist, verliert beim Mann den Ausdruck und erinnert daran, dass diese Nation ihre Blüthe und Kraft hinter sich hat. Die Physiognomie bleibt, doch Auge und Stimme verändern ihren Ausdruck mit dem Sinken des Menschen oder des Volkes.

Die Sprache des Bedui aber ist ganz semitisch. Sie ist das fast rein erhaltene Geez. Während es im christlichen Abyssinien, wie das Lateinische, nur in den Kirchenbüchern erhalten ist, sonst aber manche Veränderung erlitten hat, lebt es ausser seinem Vaterlande unter den Hirten so unverfälscht fort, dass die abyssinischen Theologen oft bei den Habab die Volkssprache befragen, um den verlorenen Sinn eines alten Wortes wieder ausfindig zu machen. Das Geez ist durch den verdienstvollen Ludolf in die europäische Wissenschaft eingeführt worden; doch fehlte diesem Gelehrten vor allem die Kenntniss des Tigré (so heisst das Geez unter den Beduan), womit er die Büchersprache vielfach hätte bereichern, berichtigen und erklären können.

Verfolgen wir jetzt das Leben des Bedui von der Wiege bis zum Grabe.

Das neugeborne Kind wird zunächst benannt. Die Leute in der Nähe von Massua nehmen ihre Namen fast immer aus den Erinnerungen des Islam, während die neubekehrten Habab die alten ihrem Lande eigenthümlichen Namen noch immer nicht aufgegeben haben, die entweder ganz heidnisch klingen oder an das Christenthum mahnen. Die Beschneidung ist hier wie in Abyssinien allgemein, hat aber in dem letztern nicht mehr eine religiöse Bedeutung. Den heidnischen Galla dagegen ist sie unbekannt. Die Incisio der Frauen, über die man sich in den Reisebeschreibungen nach Darfor belehren mag, ist unter den Shoho, Beduan, Bogos und über's Gash

hinaus bis nach Darfor hin allgemein gebräuchlich, um die Jungfräulichkeit zu bewahren. Doch erstreckt sich diese barbarische Sitte, die schwere Kindesnöthen und oft Fehlgeburten nach sich zieht, nicht nach Abyssinien.

Die Knaben und Mädchen wachsen zusammen bei den Heerden auf, die fast ebenso gelehrt sind, wie ihre Hüter. Das Mädchen bleibt bis zur Heirath bei der Mutter, während der Knabe meistens den Vater auf den Markt von Massua begleitet und früh mit dem Reiten der Dromedare vertraut wird. Man denkt nie daran, diesen ein Handwerk oder das Mädchen weibliche Arbeit lernen zu lassen, da die einzige Bestimmung des Mädchens darin besteht zu heirathen und nichts zu thun, und die des Knaben, ein ebenso guter Butterfabrikant zu werden, wie sein Vater. In Massua werden die Knaben früh in die Handelsgeschäfte eingeweiht und lernen meist lesen und schreiben, was bei den Beduan selten der Fall ist. Die Hirtenmädchen in der Umgegend von Massua verdienen immer etwas Geld, indem sie in die Stadt Wasser und andere Provisionen tragen. Die kleinsten Mädchen werden sorglos dahin geschickt und oft um mehr als ihr Geld betrogen, deswegen werden sie gewöhnlich nicht die besten Frauen, sie werden kokett und sehr auf's Geld erpicht. Die Delicatesse der Unschuld darf man in diesem Lande nicht suchen, sie ist auch bei der einfachen Einrichtung der Häuser und der Ungenirtheit der Unterhaltung nicht möglich. Aergerniss nimmt man an der letztern nicht; auch besteht die einzige Sorge der Familie darin, dass das Mädchen den äussern Schein der Jungfräulichkeit nicht verliere. Ein solcher Fall ist das höchste Unglück für eine Familie. Bemerkt man, dass ein Mädchen verführt worden ist, so wendet man alle Mittel an, den Verführer kennen zu lernen, der oft durch eine Heirath sein Verbrechen sühnen muss. Hat ein Mädchen geboren, so wird das Kind von seiner Grossmutter unbarmherzig getödtet. Ich habe oft von solchen Verbrechen gehört, ohne dass die Justiz sich darum bekümmert; die Eltern werden

in diesen Ländern als Herren der Kinder betrachtet; der Staat hat hier nicht mitzusprechen. Zuweilen gelingt es, den ganzen Vorfall so geheim zu halten, dass das Mädchen später heirathet; im andern Falle sucht man dasselbe nach Dahalak zu verheirathen, da die Bewohner dieser Inseln stets Mangel an Frauen haben und deshalb nicht sehr wählerisch sind.

Der Schleier wird vor der Heirath nie getragen und auch nachher ist er nur vor Fremden und bei Reisen gebräuchlich und bedeckt das ganze Gesicht. Doch richten sich die Bewohner Massua's viel mehr nach der arabischen Sitte.

Die Mädchen haben auch, wenn sie erwachsen sind, alle mögliche Freiheit; sie gehen aus und ein, wie es ihnen beliebt. Ich kann hier eine eigenthümliche Sitte nicht unerwähnt lassen. Am 8. des Monats Ashur ist es nämlich den Knaben erlaubt, jedes Mädchen, das sie antreffen, unbarmherzig durchzupeitschen, was gar nicht sentimental ausgeführt wird. Da sich die Mädchen natürlich an diesem Tage in den Häusern verborgen halten, verstellen sich die Knaben als Bettler oder wenden irgend eine andere List an, um sie herauszulocken. Da in dieses an sich unschuldige Spiel nicht selten sehr grosse Kinder sich mischen, entsteht oft böser Streit und Familienhass daraus.

Das freie Verhältniss der beiden Geschlechter verändert sich gänzlich durch die Heirath. Die Verlobung wird meistens sehr früh zwischen den Eltern oder Vormündern abgemacht, die es dabei auf Familien-Allianzen absehen. Doch geschieht es oft, dass der Jüngling, der immer den ersten Schritt zu einer solchen Verbindung zu thun hat, bis in das männliche Alter wartet und dann seiner Neigung folgend wählt. Bei der Verlobung wird die Summe abgemacht, die der Knabe dem Vater des Mädchens zu geben hat, und der auch Geschenke in Kleidungsstücken für die Mutter und die Verlobte beigefügt werden. Doch wird diess dem Knaben gut geschrieben und der Werth dieser Geschenke ihm bei der

Heirath vom Schwiegervater in Kühen zurückerstattet. Die Summe ist natürlich je nach den Verhältnissen der Leute. Vom Tage der Verlobung an ist der Jüngling verpflichtet, seiner Braut und deren Mutter sorgfältig auszuweichen. Sie nach der Verlobung sehen zu wollen, wird für sehr unanständig gehalten und führt oft die Auflösung des Verhältnisses herbei. Begegnet der Jüngling der Braut unerwartet, so verhüllt diese ihr Gesicht und ihre Freundinnen umringen sie, um sie dem Blicke des Bräutigams zu entziehen. Man geht nie eine eheliche Verbindung ein, ohne die Wahrsagerin des Dorfes über sein künftiges Schicksal befragt zu haben, und bei einem schlechten Omen wird das Verhältniss aufgelöst. Kommt die Heirath durch irgend einen Zufall nicht zu Stande, so wird natürlich alles zurückerstattet, was der Vater von dem Knaben empfangen hat.

Die Heirath erfolgt gewöhnlich ein Jahr nach der Verlobung, obgleich diess kein Gesetz ist. In Massua, das die alten Gebräuche nicht mehr so rein bewahrt hat, kann man in jeder Jahreszeit heirathen, während die Beduan nur im Winter diesen Act begehen, und, ohne Kalender ihres katholischen Alterthums eingedenk, nie in der Fastenzeit. Der Sonntag wird als ganz besonders günstig dazu angesehen. In Massua macht der Bräutigam dem Mufti einen Besuch, der ihm die Ermahnungen eines Pfarrers zu Theil werden lässt. Die Heirath selber verlangt aber nur die Zeugen, wie sie der Islam aufzählt. Man verheirathet sich, der Jüngling von siebzehn Jahren an, das Mädchen von zwölf, doch oft viel später, besonders in der Stadt.

Am Tage der Heirath versammeln sich die Knaben bei dem Bräutigam und die Mädchen bei der Braut und verbringen mit Spielen und Unterhaltung den Tag. Gegen Abend setzen sich die Freunde in Bewegung, um die Braut abzuholen, die nach einigen Unterhandlungen vermummt von den Freundinnen in's Haus des Bräutigams gebracht und diesem übergeben wird. Die Festlichkeit dauert drei Tage, die der

Neuverheirathete gewöhnlich bei seiner Frau zubringt, während die Anwesenden mit Honigwasser, Kaffee, Reis in Butter, Süssigkeiten und Fleisch tractirt werden. Da der Wein fehlt, bleibt aber alles ziemlich nüchtern. Tag und Nacht werden zwei verschieden gestimmte Pauken geschlagen, gesungen und von den Knaben Waffentänze improvisirt. Eigenthümlich ist die Sitte, dass jeder Eingeladene dem Bräutigam vor Zuführung der Braut einen oder mehrere Thaler zuwirft, was bei einer spätern Verheirathung des Gastes auf gleiche Weise zurückerstattet wird. Zu gleicher Zeit führt der Schwiegervater die stipulirten Kühe herbei, was dem Ehepaar einen gewissen Fonds sichert. — Das Hochzeitsgeschenk des Bräutigams an die Braut sind silberne Ringe um die Knöchel, die Arme, in die Nase, die Ohren, und ein Kamm für die Haare. In der Stadt wird alles dieses sehr massiv gearbeitet, und eine Frau trägt oft für zweihundert Thaler Schmuck. Bei den Beduan ist man aber viel bescheidener, meistens genügen zehn Thaler. Dessenungeachtet leben viele Leute im Concubinat, bis sie im Stande sind, ihrer Frau einen anständigen Schmuck zu geben. Dieserallein und die Kleidung, die den ganzen Leib bedeckt, unterscheidet die Frau von der Jungfrau.

Die jungen Eheleute bleiben vierzig Tage im Hause, wo sie von den intimen Freunden besucht werden. Bei einigen Stämmen muss die Frau volle drei Jahre im Hause aushalten, ohne auszugehen oder eine Arbeit anzurühren. — Da die Heirath in der Stadt grosse Ausgaben mit sich führt, ist Polygamie und Scheidung sehr selten, während der Bedui mit der Heirath seinen Viehstand vermehren will und daher oft drei Frauen nimmt. Diess ist besonders häufig bei den christlichen Bogos, die aber den Katechismus etwas vergessen zu haben scheinen. Heirathet jemand ein zweites Mal, so wird wenig Gepränge gemacht und der Mann bleibt nur etwa vierzehn Tage im Hause.

In jedem Hause ist in der Erde ein Gefäss mit enger Oeffnung angebracht, das jeder Zeit, besonders in den Flitter-

wochen mit duftendem Rauchwerk angefüllt wird. Die junge Frau setzt sich, vom Kopf bis zu Füssen wohl verhüllt, darauf und bleibt mehrere Stunden diesem Qualm, womit man den ganzen Körper wohlriechend machen will, ausgesetzt. Ausserdem werden Hände und Füsse stark mit Henna gefärbt, die Haare, nach der Art unserer Damen aufgescheitelt, mit Pommaden erfüllt und mit Blumen besteckt und endlich der ganze Körper mit wohlriechendem Oele gesalbt, sodass eine Dame von Weitem die Atmosphäre auf eine Weise afficirt, die einem Fremden Schwindel verursachen muss, von den Eingebornen aber als Vorgeschmack des Paradieses betrachtet wird. Da die Frau nichts zu thun und kein anderes Bestreben hat, als dem Mann zu gefallen, so bringt sie die ganze Zeit, die nicht mit Schlafen oder Schwatzen hingeht, mit ihrer Toilette zu.

Die Frau des Bedui betet selten, worin ihr übrigens ihr Mann das Beispiel gibt. In Massua dagegen sind die Frauen sehr auf's Beten versessen und etwas fanatisch. Wir können den Contrast nicht unbemerkt lassen, der sich in dieser Hinsicht zwischen dem Christenthum und dem Islam zeigt. Unsere Religion scheint eine Religion der Frauen zu sein und der Islam eine Religion der Männer. Im Beten gibt die christliche Frau ohne Zweifel das Exempel, während es bei den Muslimin gerade der Mann ist, dem das Bethaus ausschliesslich geöffnet ist, die Frau hingegen kaum an Religion und Gebet gemahnt wird. Auch würde sie bei den häufigen Niederwerfungen und Kopfdrehungen, die das Gebet fordert, eine sehr komische Rolle spielen. Die Frau schuldet dem Manne Gehorsam und Unterwürfigkeit, die sich in der Fusswaschung am besten ausdrückt. Sie geht nicht aus ohne des Mannes Wissen. Dagegen wird die verheirathete Frau als ein Wesen angesehen, das über der Arbeit steht. Der Mann selbst würde entrüstet sein, wenn man seiner Ehehälfte irgend einen häuslichen Dienst zumuthen wollte. Uebrigens sind die wenigsten reich genug, sich eine Sklavin oder Dienerin zu halten. Da

muss die Frau gezwungen aus ihrer Sphäre hinabsteigen. Doch ist die Küche und das Hauswesen so einfach, dass nicht viel Mühe erfordert wird. Mit Nähen, Stricken und Weben sind die Beduan-Frauen gänzlich unbekannt und würden solche Beschäftigung als Entehrung ansehen. In diesem Punkte sind sie noch viel schlimmer, als die Araberinnen, die doch aus der Faulheit keinen Grundsatz machen, während die abyssinischen Frauen, vornehm und gering, nie müssig gehen und ihren Stolz darein setzen, dass alle Kleider aus ihren fleissigen Händen hervorgehen und dass dem Mann bei der Heimkehr von seinen Geschäften die Lieblingsgerichte vorgesetzt werden, die ihm die erfahrene Hand der Hausfrau selbst zubereitet hat. Dieser Contrast in der Stellung der Frau führt mit sich, dass der Abyssinier mit selbstgewobenen Zeugen gekleidet geht und der ausländischen Fabrikate nicht bedarf, während der Bedui ohne die Einfuhr vom Ausland nackt gehen müsste.

Scheidung kommt nicht sehr häufig vor, da der Mann Gelegenheit hat, das Mädchen, das er heirathen will, kennen zu lernen. Die Kinder bleiben bei der Mutter, die dafür alle Hochzeitsgeschenke behält.

Ehebruch von Seiten der Frau wird selten ruchbar und meistens durch Scheidung im Stillen gesühnt. Der Mann dagegen hat alle Freiheit, besonders bei den Habab, und benutzt sie ohne Scheu. Deswegen sind in jedem Dorfe öffentliche Mädchen, meist von dem genannten Volke, und sie wohnen ungescheut mit den andern Leuten zusammen. Bei Todesfällen dienen sie als Klageweiber, bei Festlichkeiten werden sie angestellt, unter Begleitung der Pauken und Harfen zu singen. Ausserdem geben sie sich mit Bereitung des Honigweins und des Bieres ab. Ihre Stellung ist zwar im Koran scharf genug bezeichnet, doch liegt darin in diesen Ländern, wo die Moral viel laxer aufgefasst wird, nicht das Schreckliche, wie z. B. in Europa. Und eben deswegen, weil sie sich nicht so degradirt fühlen, wie ihres Gleichen in christ-

lichen Ländern, verlieren sie nie einen gewissen Anstand, der sie von der ärgsten Versunkenheit zurückhält. Bei den Habab und zu Mensa wird die Einweihung eines öffentlichen Mädchens zu einem Volksfest gemacht, wo immer mehrere Kühe geschlachtet und eine Nacht unter Gesang und Waffentanz zugebracht wird. Der Leser wird sich eines Entsetzens über diese Sitte nicht erwehren können; aber wir dürfen nicht vergessen, dass diese Barbaren kaum besser unterwiesen werden — und das Bewusstsein erst macht die Sünde zum Verbrechen, — während der stolze Europäer von Kindheit auf wohl weiss, was gut und schlecht ist und deshalb eine viel schwerere Verantwortlichkeit trägt.

Die Eheleute bauen sich mit Beistand von Freunden und Verwandten ihr eigenes Haus. Zu diesem Behuf werden die Kameele ausgeschickt, um eine genügende Menge von Stangen und Rohrgras heimzubringen. In der Nachbarschaft von Massua werden die Häuser gewöhnlich in der Form eines länglichen Vierecks aufgerichtet, die vier Hauptbalken mit verticalen Stangen verbunden und das Ganze mit einer aufgebundenen Schicht Gras bedeckt, ohne anderes Licht, als das durch die Thüre einströmt. Das Dach wird gewöhnlich mit einem Meergras bedeckt, das von Dahalak kommt und ganz wasserdicht ist. Das Haus ist in zwei Zimmer getheilt, wovon das eine der Familie vorbehalten ist und nach hinten einen ganz besondern niedern Ausgang hat. Diese Art Häuser ist aber unter den Habab und bei den übrigen Stämmen des Innern ungebräuchlich. Das eigenthümlich beduinische Haus hat die Form einer Kuppel, die durch gebogene Aeste und Stangen gebildet wird; die Wände sind von Matten, die Decke von Häuten gebildet, die den Regen abhalten und dazu beitragen, die Wohnung kühl zu halten, da die Matten die freie Luft passiren lassen. In dieses runde Haus ist ein gleichgeformtes Häuschen hineingestellt, das von der Frau bewohnt wird und das Privatzimmer bildet. Diese Häuser können in zwei Tagen bequem aufgerichtet und sehr leicht abgebrochen

und forttransportirt werden. Sie sind selten geräumig; wer einen grossen Haushalt hat, bringt ihn in zwei oder drei solcher Hütten unter, besonders wenn mehrere Frauen vorhanden sind.

Diese Architectur verlangt keine Maurer noch Zimmerleute. Es gibt unter den Beduan keine Handwerker. Die Schuhe verfertigt sich jeder selbst: sie bestehen aus einer Sohle, die mit Riemen am Fusse befestigt wird und die Oberfläche desselben sichtbar lässt. Viele Leute gehen barfuss, was aber in diesem Dornenlande nicht angenehm ist. Die Leute von Massua verwenden viel mehr Kunst auf die Verfertigung dieser Sandalen, die in der Stadt zu einem sehr geachteten Handwerk geworden ist. Das Leder dazu wird sehr solid bearbeitet, die Riemen bunt gefärbt, die Sohle sehr dicht gemacht. Das Ganze erinnert an die Sandalen der alten Griechen, denen diese Tracht wohl entlehnt sein mag, während die leichten Schuhe der Beduan sehr einfach, aber auf Reisen viel bequemer sind.

Die Kleidung besteht nur aus einem Stück Zeug, das um die Lenden gewickelt wird und einem grossen breiten viereckigen Stück, Arida, darüber, dessen zwei Enden kreuzweise über die beiden Schultern geschlagen werden. Die unverheiratheten Mädchen tragen im Innern selten mehr, als einen mit Franzen versehenen Gürtel um den Leib. Die Frauen tragen das Futta und das Shadir, das den ganzen Leib bedeckt. Das Futta, das man in Massua von den Banianen kauft, wird oft (wie bei den Shohos) durch ein ganz weich und weiss gegerbtes Stück Kuhhaut ersetzt. Die Männer verachten Tarbusch und Turban, die nur in der Nachbarschaft von Massua gebräuchlich sind; abweichend von den Arabern lassen sie den Haaren ihr volles Wachsthum und frisiren sie auf sehr mannichfaltige Weise, meistens in der Art, wie es am Hofe Ludwig's XIV. gebräuchlich war; als Pommade dient wohlriechendes Oel und Schmalz, das den Haaren einen weisslichen Glanz gibt und ihren Wuchs befördern soll. Da die

Beduan meist sehr reichliche, lange schwarze Haare haben, kann man einer solchen Frisur eine gewisse wilde Schönheit nicht absprechen.

Die Beduan sind ihrer Beschäftigung und ihrer natürlichen Anlage nach Hirten, treiben aber auch unter Benutzung der Winterregen Ackerbau. Jetzt aber bleibt die Viehzucht noch immer die Hauptsache. Man kann nicht sagen, dass es in der Umgegend von Massua reiche Viehzüchter gibt, die Tausende von Kühen besitzen. Die Kuh des Samhar ist klein und gibt bei dem magern Futter wenig Milch; die der Berge ist viel beträchtlicher. Ziegen werden besonders in der Nähe der Stadt in grossen Heerden unterhalten, um diese mit Milch und Fleisch zu versorgen. Um die Milch in der Hitze zu conserviren, wird sie stark geräuchert, was ihr einen unangenehmen Geschmack verleiht. Das Kameel des Samhar ist sehr gross und fett, trägt viel, ist aber schwerfällig und ermüdet den Reiter. Seine fette Weide ist das Thal von Ailet. Das der Habab ist ebenso gross, aber im Bergsteigen sehr gewandt und dient zum Reiten und Tragen. Als Reitthier ist besonders das zarte feine Kameel der Hadendoa berühmt, das von Jugend auf zur Jagd abgerichtet wird. Die Qualität des Kameels verbessert sich, je mehr man sich dem Gash und Sennaar nähert. Die schlechteste Art ist das Dankali, das sehr klein und scheu ist. Die männlichen (Geml) dienen zum Reiten und Lasttragen; die weiblichen (Ensa) geben eine Milch, die sich lange trinkbar erhält und der Gesundheit äusserst zuträglich ist. Die Beduan lieben das Kameelreiten sehr und thun es mit vieler Grazie. Den Sattel verfertigen sie selber aus einem sehr starken gelben Holz, auf die Weise, dass über den zwei Jochen ein Sitz angebracht ist, worauf man so bequem wie auf einem Stuhle sitzt, die Beine herabhängend oder gekreuzt. Ein gutes Dromedar scheut Wettrennen mit dem Pferde nicht, das auf lange Distancen nicht mit ihm rivalisiren kann. Für heisse Länder ist das Kameel das beste Reitthier; man kann Tage lang damit reisen, ohne sich er-

müdet zu fühlen. Pferde sind unter den Beduan selten und werden erst gegen Barka zu häufiger, wo man die Dongola findet. Von dort kommen auch die Esel, die in allen diesen Gegenden als Lastthiere dienen: Maulthiere bringt der Verkehr mit Abyssinien hierher.

Die Beduan haben zwar feste Dörfer, doch zieht ein Theil der Bewohner stets mit den Heerden umher, wie die Shohos, baut sich an den zeitweiligen Weideplätzen improvisirte Lager und beschreibt im Laufe des Jahres einen grossen Wanderkreis, der im nächsten Jahre von Neuem zurückgelegt wird. Es ist natürlich, dass über die nie fest begrenzten Weideplätze oft Streit entsteht. — Das einzige Fabrikat der Beduan ist die Butter, die bei der grossen Hitze ganz flüssig in Bockshäuten auf den Markt gebracht wird. Die Beduan sind grosse Liebhaber davon und trinken bedeutende Quantitäten ohne Widerwillen. Käse wird nicht fabrizirt. Die gewöhnliche Nahrung des Bedui ist Milch und Durra mit Butter. Brod ist im Innern selten; die Durra wird gemahlen und mit Wasser zu einem Brei angemacht, der unter den Namen Aṣida, Keled sehr beliebt ist. Fleisch wird selten und eigentlich nur bei Festlichkeiten genossen. Reis, Datteln und Kaffee werden als Luxus betrachtet. Als Getränk hat man eine Art Bier, das aus Durra oder Hafer bereitet ist und sehr sauer und bitter schmeckt; die Habab und Bogos bereiten ausserdem den Honigwein der Abyssinier (Mês, Têtsch). Leute, die sich streng an den Koran halten, trinken Honigwasser ohne Gährung, dessen sich auch die abyssinischen Muslimin bedienen.

Einen wichtigen Theil der Bevölkerung bilden die Sklaven. Reine Galla bleiben selten im Lande und diess nur in Massua, während die Shankalla von den reichen Beduan für den Hausdienst angekauft werden und durch ihr gebundenes Verhältniss meist mehr Vertrauen sich erwerben, als gewöhnliche Diener. Es gibt keine Nation, die unter so rohen Gesichtsformen so gute liebenswürdige Eigenschaften verbirgt,

wie die Shankalla. Sie sind treu, friedlich, demüthig und äusserst thätig. Man kann alles aus ihnen machen, wenn schon die Galla intelligenter sind. Das tiefe Gemüthsleben spiegelt sich in den fröhlichen Liedern ab, die bei keiner Arbeit fehlen, während der stolze melancholische Galla nie seine Heimat vergisst und seinem Schmerz in melodisch klagenden, aber eintönigen Gesängen Luft macht. Die Sklaven sind ihrer Mehrzahl nach weiblich. Der Sklave wird von den Muslimin nicht wie in Nordamerika für industrielle Zwecke gekauft, ist nicht Arbeiter, sondern wird ein Familienglied, das im Lauf der Jahre darin grossen Einfluss erlangt und selten schlecht behandelt wird. Wird eine Sklavin im Hause schwanger, so wird sie nie von ihrem Kinde, das natürlich auch Sklave wird, getrennt und nur bei höchster Nothwendigkeit mit ihm zusammen verkauft.

Eine eigenthümliche Sklaverei existirt bei den Habab, wo es sehr viele einheimische Familien gibt, die Leibeigene sind. Diese Hörigkeit ist jedoch keineswegs streng, da der Leibeigene bei schlechter Behandlung sich einen andern Herrn suchen darf, von dem man ihn nicht mehr zurücknehmen kann. Ich glaube diese Sklaverei aus den häufigen Kriegen erklären zu müssen, wo man die Gefangenen wegführt. Ausserdem verkaufen arme Leute, von Elend getrieben, ihre Kinder, die aber in ihrer Leibeigenschaft viel besser daran sind, als in der Freiheit.

Oft werden bei dem ungeordneten Zustand des Landes Beduinenkinder geraubt und in Massua im Geheimen verkauft; so machen es viele Beduan zu ihrem Geschäft, von den wehrlosen Mensa Mädchen zu stehlen. Solche Raubzüge werden selten bestraft und es gibt viele Leute in der Umgegend von Massua, die dadurch reich geworden sind.

In staatlicher Beziehung ist bei den Beduan die Eintreibung der Abgaben die Hauptsache. Verbrechen kommen selten vor. Zu Diebstahl fehlt die Anreizung, da alles Eigenthum in Heerden besteht und deren Raub eher als Krieg qualificirt

und demnach gerächt wird. Ich habe von einem einzigen Beispiel gehört, dass ein Bedui, der in Geschäften in's Innere ging, in der Wildniss beraubt und ermordet wurde. Der Naib wollte sich der Sache nicht annehmen, doch der damalige Gouverneur Ismael Aga liess den Mörder, der gestand, dass er schon mehr als zwanzig Leute ermordet habe, am Gerar, vis-à-vis Massua, aufknüpfen. — Eigentliche Criminalproceduren kommen nie vor, sie werden in patriarchalischer Weise erledigt: so wurde dann und wann auf der Insel gestohlen und selbst Leute vergiftet — man exilirt die Thäter. Im letzten Jahre wurde ein angesehener Bürger von Ailet vergiftet; die Volksstimme und gewichtige Indicien warfen die Schuld seines Todes auf Soldaten, die der Frau desselben nachgegangen waren. Doch wagte niemand zu klagen und der Pascha hätte es auch nicht gewagt, eine Untersuchung einzuleiten. Das höchste Verbrechen in diesem Lande ist Freimüthigkeit gegenüber dem Pascha, welches crimen laesae majestatis ohne Anstand mit Bastonnade und Fusseisen bestraft wird. Seitdem der Naib heruntergekommen ist, hat der Pascha auch die Rechtspflege auf sich genommen; doch ist die Justiz ziemlich blind, wenn sie auch nicht gleiche Wage hat, und wird stets mehr durch Laune, als durch ein Princip bestimmt. Mord scheint hier als ein Civilverbrechen betrachtet zu werden, das erst auf Klage hin untersucht wird.

Im Ganzen muss man gestehen, dass unter den Beduan schwere Verbrechen selten sind. Räuber und Mörder von Profession, wie man sie in Europa vor den Assisen erscheinen sieht, findet man hier nicht. Es ist klar, dass in diesen Ländern viel zu wenig regiert wird, dass der Staat kaum mehr, als eine finanzielle Einrichtung ist; die Türken sind die schlechtesten Regenten von der Welt, und doch geht in diesen barbarischen Ländern alles seinen ziemlich ordentlichen Gang und bei aller Ohnmacht des Staates ist es erstaunlich, wie wenig die öffentliche Ordnung und Sicherheit gefährdet

wird. Der Bedui ist zwar kleinen Diebereien und Betrügereien gar nicht abhold, doch fällt er nie in's Extrem.

Den Beduan eigenthümlich sind die Wetten (Rähn), die wegen unbedeutender Streitpunkte oft sehr hoch gehen. Der Naib hat die Entscheidung und den Nutzen, da der Theil, der Unrecht hat, das gewettete Gut, seien es Kühe, Sklaven oder Geld, ihm übergeben muss.

Die Waffen des Bedui bestehen in einer kurzen Lanze, einem schwarzen, runden, kleinen Schild meist aus Elephantenhaut und einem langen, geraden, breiten, zweischneidigen Schwert, das er über die linke Schulter hängt. Die gewöhnlichen Klingen sind deutsches Fabrikat, doch giebt es eine Art, die den Namen Frengi hat und sehr geschätzt wird. Sie ist damascirt und hat eine ausserordentliche Schärfe. Sie stammt wahrscheinlich von den Sarazenen ab, ist ziemlich selten und besonders bei den Habab sehr gesucht. Die Beduan sind sehr gewandt in der Führung des Schwertes, mit dem bewaffnet sie selbst den Löwen nicht fürchten. Panzer sind selten geworden und nur noch gegen das Sennaar hin gebräuchlich. Kriege entstehen oft aus Räubereien oder Differenzen wegen der Weideplätze und werden gewöhnlich durch den Naib beigelegt. Die Habab sind als sehr hitzig bekannt und Händel bei ihnen fallen meist sehr blutig aus; der Sieger führt die Heerden des Besiegten fort, macht die Gefangenen zu Sklaven und verbrennt die Dörfer. Die stete Uneinigkeit zwischen den einzelnen Stämmen allein hat es dem Naib möglich gemacht, alle zu unterjochen.

Die Beduan haben theils aus Gewohnheit, theils zur Sicherheit die Sitte, bewaffnet auszugehen. Vor einem Treffen ermuthigen sich die Jünglinge mit Gesang und Waffentanz unter Begleitung der Pauken. Es giebt im Lande eigentliche Sänger oder Declamatoren, die in halb melodischen Anreden das Lob eines Mannes improvisiren. Die Beduan lieben Tanz und Gesang unter Begleitung der Harfe. Der Tanz besteht mehr in wunderlichen Verbeugungen und Verdrehungen, als in einer

leichten runden Bewegung, nie zu Paaren, wie bei uns, doch oft durch mehrere Personen zusammen ausgeführt und von Gesang und Declamation begleitet. Die Lieder der Beduan sind sehr einförmig, nach europäischem Ohr ohne Takt und ohne Melodie, doch ermangeln sie eines eigenthümlichen Reizes nicht. Sie fehlen bei keiner Gelegenheit, am allerwenigsten auf der Wanderschaft in der Wüste, wo das Lob des Propheten in Wechselreimen gesungen das Auge munter, die Nacht kurz und das Herz furchtlos macht.

Die Religion der Beduan ist mit Ausnahme der Bewohner Mensa's der Islam. Doch ist er bei den meisten Stämmen noch so jungen Datums, dass er auf die Gesellschaft wenig eingewirkt hat. Von der altchristlichen Zeit sind noch immer Ueberbleibsel da. Der Samstag heisst Sembet nush (kleiner Sabbat), der Sonntag Sembet abei (grosser Sabbat). Weihnachten und Ostern kennen die Beduan so gut wie wir, obgleich sie doch kaum den Kalender lesen. Doch ist die Erinnerung an die alten Zustände ganz verloren, und obgleich man sich wenig um dogmatische Lehrsätze kümmert, hängt man doch fest an dem Glauben im Allgemeinen. Der Islam greift sehr schnell um sich, da er praktisch einfach und leicht verständlich ist und dem Hang der Menschen nach Formen schmeichelt. Die Beduan beten selten und fasten noch weniger; den geistigen Getränken haben sie noch nicht abgesagt. Doch wissen sie und sind stolz darauf, dass sie Muslimin sind und Mohammed hat in ihre Lieder, d. h. in das Volksgefühl Eingang gefunden. Die Feste des Islam haben die altnationalen verdrängt.

Wo der Glaube nicht klar ist, da wuchert der Aberglaube. Es gibt viele wunderthätige Sheichs, die mit ein paar Koranversen Kranke heilen, Teufel bannen und sogar ein kaltes Mädchenherz in Glut bringen können. Sie lassen sich natürlich dafür gut bezahlen. Von einigen Frauen glaubt man sogar, dass sie dann und wann im Himmel Visiten abstatten. An bösen Geistern fehlt es besonders in alten Steinhäusern

nicht, und wo einmal vor vielen hundert Jahren eine Unthat geschehen, da hat der Mussubian, der seinen Frieden nicht gefunden, noch immer seinen Sitz und verscheucht die ängstlichen Menschenkinder. Alte Frauen (Gatata) prophezeien, und niemand thut einen wichtigen Schritt, ohne ihr Orakel zu befragen. Auch an Werwölfe glaubt man; die Hyänen sind böse Geister, deren Heulen den Tod verkündet. Schwarze Vögel zur Rechten und ein altes Weib zur Linken rathen von einer Reise ab, die nur an glücklichen Tagen unternommen wird. Wer am Freitag oder Sonntag in's Meer geht, mag Meerwasser zu schmecken bekommen. Und der böse Blick oder ein haderndes Wort bringt den Menschen auf's Sterbelager.

Bei Krankheiten wird gewöhnlich sehr unvernünftig verfahren. In der Stadt gibt es einige einheimische Doctoren, die für Geld prakticiren und in Bezug auf die Landeskrankheiten ziemlich gute Erfahrungen besitzen. Doch helfen sich die meisten Leute ohne sie. Fieber sollen mit eiskaltem Wasser gekühlt werden, bei Diarrhoe wird eine Masse saurer Milch getrunken. Hauptmedicin ist aber das Waraka (Koranverse), die das böse Auge kraftlos machen. Kommt endlich der Tod, so werden die Gebräuche des Islam beobachtet. Die Klageweiber überschreien den Schmerz. Der Mann trauert nur wenige Wochen um die Frau, während diese ein ganzes Jahr lang jede Nacht mit ihren melodischen Klagen in Wechselgesängen mit ihren Freundinnen ausfüllt. Die Gräber sind grosse runde Hügel, die von calcinirten Steinchen bedeckt und nie angetastet werden. Auf den Gräbern der Grossen bei den Hababb werden Hunderte von Kühen geschlachtet und zu ihrem Andenken Steinhäuser (Maraba) errichtet.

Der Bedui ist ruhig, bedacht, intelligent, wenn auch ohne die geistige Regsamkeit des Arabers. Er ist nicht schwunghaft und idealistisch, besitzt aber viel praktischen Verstand. Er liebt das Geld, wird aber nie sehr reich, da er es durch kleine Kniffe zu erwerben sucht und nie in kaufmännischen

Speculationen. Er liebt zu leben und ist gastfreundlich gegen Landsleute, bettlerisch bei dem Europäer, an dem er nur eine Eigenschaft schätzt: sein Geld. Er ist sinnlich und kennt kein ideales Glück. Doch fehlt die Excentricität, die Leidenschaft. Deswegen wird er nie sehr unglücklich, und von Wahnsinn habe ich nur ein Beispiel gesehen, einen Menschen, dem der Umgang mit freidenkenden Europäern seinen Glauben und damit den Verstand genommen hatte.

Der Bedui ist nicht verschlossen und mürrisch, wie der Shoho: er ist heiter und artig, gesprächig und sogar zuvorkommend; er weiss seine schlechten Eigenschaften unter schmeichelnden Worten zu verbergen; doch macht er unwillkürlich den Eindruck eines verblühten abgelebten Volkes und diess besonders aus drei Ursachen.

Die erste ist der Mangel an moralischer Energie, die nur aus der Selbstachtung entspringt. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, dass der Bedui nicht feig ist. Im Kampf mit wilden Thieren zeigt er oft eine bewunderungswürdige Kaltblütigkeit. Ein Mann von Ailet wurde von einem Löwen angegriffen. Als man ihm nachher sagte, wie lange er mit demselben zu ringen gehabt, sagte er, er hätte ihn schnell tödten können, das köstliche Fell habe ihn aber gereut. Einem andern wurde in der Nacht sein Kameel von einem Löwen angegriffen. Der Bedui stellt sich zwischen beide und furchtlos, aber respectvoll redet er den sitzenden Gegner an, wie er nur über seine Leiche weg könne. Der Löwe wartet ruhig bis er ausgeredet und als er sich zuletzt auf seine Beute stürzt, trifft ihn das schneidende Schwert. — In Kriegen haben sie oft Proben von Muth gegeben. Dessenungeachtet ist es ein paar hundert gar nicht gut bewaffneten Türken möglich, das ganze Land unterwürfig zu halten; sie haben den Beduan gegenüber einen Ton der Ueberlegenheit, dem diese sich fügen; sie verüben alle Unthaten ungestraft, drängen sich in das Haus und die Familie des Bedui frevlerisch ein und finden nie Widerstand. Der Pascha regiert wie der leibhaftige Satan

und wird doch von den Beduan nur ein gestrenger Herr genannt. Revolution ist nie zu fürchten. Die Beduan haben sich selber aufgegeben, die guten Männer ohne Eigennutz und Ehrliebe fehlen. Jeder denkt nur für sich und steht daher allein, d. h. hülflos da. Der Name Bedau ist ein Schimpfwort geworden. — Die Folge davon ist schmeichlerische Falschheit, die Intriguen spinnt und Treue unmöglich macht. Es fehlt nicht an guten Herzen, wohl aber an einem lebendigen Gefühl für nationale Ehre.

Das zweite Zeichen des Niedergangs ist der Hang zum Trunk, der im Stillen überhand nimmt. Der Trunk findet sich bei jungen Nationen wie bei abgelebten. So bei den Germanen und den Altvordern der Beduan. Seitdem aber der Islam gekommen ist, wurde aus dem leichten Uebel ein verderbliches Laster. Das Verbot gibt erst den Reiz der Sünde und unglücklicherweise üben die geistigen Getränke überall denselben ertödtenden Einfluss auf alle uncivilisirten Völker, und den Beduan sind sie ein Gift, wie den Indianern.

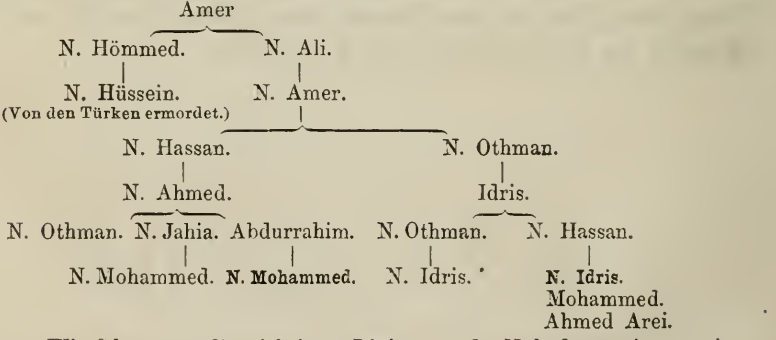
Das dritte bedenkliche Zeichen ist nicht die Unsittlichkeit, aber der Mangel an sittlichem Bewusstsein. Man ist hier nicht lasterhafter, als anderswo; aber man fühlt sich durch das Laster nicht gedrückt. Man sieht das Sittengesetz nur mit dem Verstande, nicht mit dem Herzen an. Man weiss es, dass man den Koran verletzt, empfindet aber doch keine Reue, denn diese ist die Reaction eines reinen Herzens und Reinheit des Herzens kennt der Koran nicht.

Die Belou und der Naib.

Von den alten Zuständen des Samhar wissen wir fast nichts, da die Erinnerungen nicht über die Familie Naib Amer's hinausgehen. Man erzählt von mehreren Herrscherfamilien, die sich folgten; sie sollen von Abyssinien abhängige Christen gewesen sein mit dem Titel Bahernegassi (Fürst der Meerregion), der noch jetzt in den Grenzprovinzen Abyssiniens in Gebrauch ist. Der letzte Herr vor den jetzigen Naib war Jussef, seine Residenz Zaga, das seine Nachkommen noch immer nominell zu regieren haben; sein Zollamt stand in Tadali, auf der Strasse nach Safati. Nach der Tradition war er ein Belou, da noch jetzt seine Familie Belou Beit Jussef heisst.

Es ist kaum zu bezweifeln, dass die jetzige Herrscherfamilie*) von den Belou, die früher die jetzigen Beni Amer be-

*) **Die jetzige Familie der Naib.**



Wir führen nur die wichtigern Linien an; das N. bedeutet einen regierenden Naib. Die jetzigen Prätendenten sind mit fetter Schrift gedruckt.

herrschten, herstammen. Die Verwandtschaft wird von beiden Seiten anerkannt und ist übrigens wohl kaum zehn Generationen alt. Der Name des Stammvaters dieses Geschlechtes ist uns nicht erhalten; er kam wahrscheinlich das Söhel (Meerufer) hinauf von Norden. Er sowohl als sein Sohn Amer lebten als Gäste, ohne an der Regierung Theil zu haben. Der erste regierende Naib war Hömmed, der seine Jugend im Dienst von Jussef verbrachte. Die Sage, die alles ausschmückt, erzählt, der Diener habe einmal seines Herrn Pferd bestiegen, worauf Jussef den Sattel waschen liess. Darauf hin habe ihn der Sheich des Landes, Mahmud, gesegnet und Hömmed habe der Segen zum Sieg verholfen. Die Wahrheit der Sage ist, dass Hömmed seinen frühern Herrn stürzte; die Geistlichen scheinen ihm beigestanden zu haben, denn noch jetzt sind die Nachkommen des Sheich Mahmud die eingebornen Sheich und Kadi von Dokono. So gründete Hömmed eine neue Herrscherfamilie, die seither in Dokono residirte. Es mag etwa vor 150 Jahren gewesen sein. Man schildert ihn als hart und grausam; seine Herrschaft scheint nicht sehr fest gewesen zu sein, da er sich einmal zu den Danakil flüchten musste. Er soll da aus Eifersucht seinen Brudersohn ermordet haben, dessen Kinder nach Korbarea im Hamasen auswanderten und noch jetzt als Az Samra in Duarba leben. Hömmed hatte sein Amt von den Türken, die seit der ersten Eroberung hier eine Garnison hielten, deren Nachkommen aber mit den Landeseingebornen sich verschmolzen haben; es scheint, dass Hömmed auch mit ihnen im Unfrieden lebte, da sie ihm seinen Sohn Hüssein ermordeten.

Die Naib*) (نائب Stellvertreter) betrachteten sich immer als directe Vasallen des Sultans. Sie erhielten als Besoldung jeden Monat 1005 Thaler von der Douane in Massua, die unter ihre Soldatenfamilien gleichmässig vertheilt wurden. Diese

*) Der Name Naib hat im Plur. Nijab نيباب, wir sagen aber der Einfachheit wegen «die Naib».

Soldaten bildeten das Dorf Dokono und waren in Compagnien vertheilt; sie bestanden aus Belou, aus Abkömmlingen der alten Garnison und aus zusammengelaufenem reisigen Volk. Sie hiessen und heissen noch 'Ashker (عسكر) des Sultans. Die Geschichte der Naib besteht in Kämpfen für diese Besoldung, genährt von der Eifersucht der zwei Familien von Hassan und Othman, den Söhnen Amer's, die noch jetzt fortwirkt; sie wechselten beständig im Amte ab, wo dann der Amtlose die patriotische Sache verfocht; diese Familienfehde unterwarf sie immer der Regierung.

Von Naib Hassan ist nichts bekannt. Naib Othman Amer's Sohn, in der Absicht, die Herrschaft zu befestigen, lässt türkische Truppen kommen, die in Dokono eine Festung bauen mit vier Thoren und Geschütz und die Stadt mit einer Mauer umgeben; sie unterstützen den Naib auf einem Feldzug gegen Buri. Der Naib zieht allen Handel nach Dokono; Massua bleibt verlassen; die Douane selbst wird an's Festland verlegt. Doch dauerte das Einverständniss nicht lange, da die Türken sich gegen die Eingebornen alles erlauben und dem Naib sogar den üblichen Sold verweigern. Daraufhin erhebt sich das Land, die Soldaten werden ermordet; die wenigen, die Pardon erhalten, nach Abyssinien deportirt. Briefe werden an den Sultan geschickt, um sich zu entschuldigen; in einem Frieden werden die alten Vorrechte des Naib bestätigt, die Douane und der Handel aber zur grössern Sicherheit nach Massua zurückverlegt.

Ihm folgt Naib Ahmed Hassan's Sohn; er macht einen Feldzug gegen das Hamasen, wird aber von Bahernegassi Bokru von Tsasega auf's Haupt geschlagen. Erst später gelingt es ihm, die Scharte auszuwetzen, indem er mit Hülfe des Kaisers von Abyssinien Tsasega verbrennt und alles Land bis Molasenei verwüstet. Er vermehrt den Sold um 700 Thaler.

Sein Nachfolger ist Idris Othman's Sohn; da in dieser Zeit der Sultan sich wenig um das Rothe Meer kümmerte, erkennt Idris den Sherif von Mekka als seinen Herrn an. Zuletzt

unterwirft er sich dem Herrn von Aegypten, dessen Truppen sich in Massua festsetzen; der neue Gouverneur Abedin Aga setzt den Sold wieder auf 1005 Thaler herab.

Ihm folgt sein Sohn Othman, der mit den Aegyptern gemeinsame Sache macht; der Kaimakan im Einverständniss mit ihm verweigert den üblichen Sold und setzt mehrere Bürger von Dokono, die sich darüber beklagen, in's Gefängniss. Der Naib, von seiner Stadt zur Rede gestellt, verspricht die Auszahlung des Soldes, wenn alle vornehmen Familien Geiseln stellten. Nun versammelt sich die ganze Bürgerschaft auf dem Rathsplatz; die Neggaret wird geschlagen; der Naib, aufgefordert das Volk gegen die Fremden zu führen, legt sein Amt nieder, das an Jahia den Sohn Naib Ahmed's übertragen wird. Der neue Naib schliesst Massua von allem Verkehr ab; am dritten Tag seiner Regierung beginnt der Angriff; eine auserlesene Schaar erbietet sich freiwillig, Massua mit Barken zu erstürmen, während die Hauptarmee unter Führung des Naib mit vier Kanonen am Gerar gerade gegenüber der Insel sich aufpflanzt. Die Leute, die den Seeweg genommen, dringen in die Insel ein und überfallen einen Kanonierposten; sie machen die Kanoniere nieder; nur drei werden gefangen und die Kanone erbeutet. Zu früh aber erheben sie das Siegesgeschrei; der Kaimakan, Hüssein Aga, verschliesst den Diwan und bombardirt das Lager am Festland, während sich die wenigen Eingedrungenen in den festen Häusern der Banianen verschanzen und behaupten. Doch entschliesst sich der Kaimakan, der nur über hundert Soldaten zu verfügen hat und Wassermangel fürchtet, zum Abzug; er ladet all seine Habe und Mannschaft auf drei Barken und zerlöchert alle andern Barken, um sie an der Verfolgung zu hindern. Da der grosse Weg durch die Batterie versperrt ist, nimmt er den engen Weg linksab bei Dokono vorbei und gewinnt die hohe See. Von seinen Gefangenen nimmt er nur drei Mann mit, die ihm bis Dahalak als Lootsen dienen sollen und lässt sie da frei. Naib Jahia zieht in Massua ein; die

drei gefangenen Türken werden niedergemacht, als Sühne für die drei Mann, die im Kampfe umkamen. Die Leute von Dokono werden nur durch die Vorstellungen des Kadi von der Plünderung der Insel abgehalten. Von Neuem gehen Briefe an den ägyptischen Statthalter im Hedjas; es wird Friede geschlossen; der alte Sold wird neu bestätigt; nur für die drei getödteten Soldaten drei Monate als Blutsühne abgezogen; der Naib wird anerkannt und ein neuer Kaimakan kommt nach Massua.

Dem Naib Jahia folgt sein Sohn Mohammed; die patriotische Sache vertheidigt diessmal Hassan, der Sohn des Naib Idris, der von den Patrioten abgesetzt worden war. Der Sold wird wieder verweigert. Mit Mühe verstehen sich die Bürger von Dokono dazu, den Naib auf einem Feldzug gegen Az Teklesan zu begleiten, das verbrannt wird. Nach der Rückkehr wird alles aufrührisch; der Kaimakan, der niemandem traut, lässt den Naib Mohammed bewachen; sein Nebenbuhler Hassan wird mit schönen Worten nach Massua verlockt und gefangen genommen. Nun schickt der Kaimakan Ismail sein Kanonenboot nach Dokono; die übrigen Truppen greifen die Stadt zu Land an; sie wird bombardirt und eingeäschert; Widerstand ist nutzlos, da die Partei der regierenden Naib sich passiv verhält. Hassan wird nach Djedda abgeführt; die Bewohner von Dokono zerstreuen sich; der alte Sold bleibt für immer abgeschafft. Ismail lässt in Dokono aus den Trümmern der alten Citadelle eine neue erbauen und bemannt sie mit Arnauten. So war Dokono gedemüthigt; auch Naib Mohammed, der sich durch einen Besuch bei Ubié verdächtig macht, wird nach Djedda deportirt, wo er stirbt; seine Stelle nimmt sein Gegner Naib Hassan ein. Jenen Streit setzen noch ihre Nachkommen fort, von der Familie von Idris der jetzige Naib Idris, von der Familie von Ahmed der jetzige Naib Mohammed Weld Abdurrahim.

Seitdem hätten sich die Naib wieder aufschwingen können, da sie von dem Festlande stets allein anerkannt wurden; doch

fehlte ihnen die Einigkeit; es entstanden in der eigenen vielverzweigten Familie Spaltungen über die Erbfolge, welche zuletzt mmer vor das türkische Tribunal gebracht wurden, das nie gänzlich entschied, eingedenk des Wortes: Divide et impera. So ging die Macht der Familie gänzlich verloren, Arkeko verarmte und seine Bewohner suchten meist andere Zufluchtsstätten.

Als ich nach Massua kam (September 1853), bekleidete in Arkeko Idris, Sohn des oben erwähnten Naib Hassan, die Würde eines Naib, und wurde von Ibrahim Pascha gebraucht, um den Tribut einzutreiben. Doch waren die Völker des Festlandes schon damals für den Naib Weld Abdurrahim, einen Vetter von Idris, eingenommen, der als Schiedsrichter beliebt und wegen seiner Klugheit und Entschlossenheit weithin geachtet war; dieser ging mit seinen nächsten Verwandten nach Djedda, um sich gegen den Pascha zu beklagen und für seine Linie zu plaidiren. Unterdessen regierte der Pascha mit Idris, dem die Hände gebunden waren, und der aus Mangel an Soldaten und Geld beim besten Willen zu seinen Gunsten nichts unternehmen konnte.

Diess zeigte besonders der Conflict mit den Shoho (Saho), der dem Pascha sehr wenig Ehre gemacht hat. Dieser Völkerstamm sollte, dem alten Gebrauche zuwider, zum Tribut gezwungen werden. Der Pascha schickte Soldaten in ihr Land, die sich Unordnungen erlaubten; diess führte bei dem hitzigen Temperament der Shoho zu einem Scharmützel, das aber ohne weitere Folgen zu bleiben schien. Kurze Zeit nachher kamen einige Shoho in Geschäften nach Arkeko. Der Pascha lässt sie ergreifen und schickt sie mit einer Lügenprocedur als Hauptverbrecher nach Djedda. Die Shoho, durch diesen ungerechten Act empört, erhoben sich, nahmen alle Kameele von Arkeko, die sich auf ihrem Weidegebiete befanden, weg, sperrten die Pässe nach Abyssinien und verhinderten alle Zufuhr vom Innern nach Massua. Der Pascha hatte 200 Irreguläre unter Mustafa Aga auf dem Festlande stehen, doch

fürchtete er die Verantwortlichkeit, diesem Soldatenchef einen geschriebenen Befehl zum Angriff zu geben, was dieser natürlich für nothwendig erklärte. Nach langem Hin- und Herreden mit dem Naib liess man die gefangenen Shoho im Stillen zurückkommen und lieferte sie an ihr Volk aus. Doch da in diesem Conflict die geringe Bedeutung des Naib und die Unentschlossenheit des Pascha klar zu Tage gekommen und der bisherige Respect der Gebirgsvölker vor diesen Autoritäten verloren war, wurde die Sicherheit auch nach dem Frieden nie mehr ganz hergestellt und es verging kein Tag, dass die Shoho nicht einen räuberischen Anfall auf die Heerden der Beduan oder auf die Reisenden nach Abyssinien machten. Der Naib war ohnmächtig und der Pascha drohte nur mit Worten, seine 400 Soldaten amüsirten sich in ihrer Kaserne. Diess dauerte fast ein Jahr, bis August 1854.

Um diese Zeit kam der jüngere Bruder des Naib Weld Abdurrahim, Abdul Kerim, aus Djedda an, mit der Nachricht, dass sein Bruder zum regierenden Naib erhoben und Idris entsetzt sei. In Folge dessen flüchtete sich dieser mit seinem Bruder Mohammed zu den Shoho in die Berge. Gleichzeitig fielen die Völkerschaften des Hamasen, durch die Schwäche des Naib ermuthigt, über das Dorf Ailet her, wo gerade die Heerden von Zaga weideten. Die Wächter derselben, mehr als 30 Mann, wurden erschlagen und die Heerden weggetrieben. Glücklicherweise stellten sich die Räuber mit diesem ersten Erfolge zufrieden und kehrten in ihr Hochland zurück. Der Naib Idris, um sich für seine Entsetzung zu rächen, wiegelte unterdessen die Shoho auf, gegen Massua zu ziehen, versammelte an 800 Mann im Taranta und zog geradewegs, ein kleiner Coriolan, gegen seine Vaterstadt. Als die Nachricht davon, durch die Furcht vergrössert, nach Massua kam, flüchteten die Leute der Umgegend ihre Habe und Familien auf die Insel und nur wenige Männer wagten es, in ihren Dörfern zu bleiben. Der Pascha liess in Arkeko grosse Boote bereit halten, um im Nothfall die dort stationirenden Landes-

vertheidiger in Sicherheit zu bringen. Aber Naib Idris wusste eigentlich nicht, was er wollte oder er besass nicht den Einfluss, die Shoho zu entschiedenen Schritten zu bewegen und mochte selbst in seiner Vaterstadt geringer Sympathien gewärtig sein. Er verweilte mehrere Tage in der Nachbarschaft von Massua, besuchte Zaga, wo ihn seine Freunde von gewaltsamen Schritten abmahnten und nachdem er sich hinlänglich an der Angst des Pascha geweidet, trat er ohne weitere Schritte den Rückzug in die Berge an. Indess benutzten die Shoho die Gelegenheit, nach allen Seiten hin zu plündern und die Heerden der Beduan wegzutreiben; es bildeten sich förmliche Räuberbanden, welche die nächste Umgegend Massua's unsicher machten.

Nun gelangte Mohammed zur Regierung; aber er wurde bald wieder durch Idris ersetzt, der nach Mekka gegangen war. Für den Pascha des Hedjas bildet nämlich dieser Wettstreit eine gewisse Einkunftsquelle, da jeder jährlich abgesetzte Naib seine Stelle mit Geschenken und Versprechungen wieder zu erhalten sucht und sie nur für die Zeit erlangt, die nöthig ist, um seine Schulden bezahlen zu können. Naib Mohammed lehnte sich mit bewaffneter Hand gegen die Türken auf; er versammelte eine ziemlich grosse Armee aus den Beduinen und den ihm befreundeten Abyssiniern; er zerstörte das Dorf Hotumlu und brachte die Türken sehr in Verlegenheit. In der letzten Noth sandte der Statthalter in Massua einen Brief nach Kassala an den ägyptischen Statthalter, worin er ihn um Hülfe ersuchte; 400 schwarze Soldaten unter Befehl des bewährten Ali Aga kamen auf dem grossen Umweg über das Söhel in Eilmärschen nach Massua und schlugen den Naib mit seinen Tausenden bei Ailet auf's Haupt; dann drangen sie in die Berge der Shoho, die gehörig gedemüthigt wurden. Nachdem das Land beruhigt war, kehrten sie nach dem Gash zurück; der ganze Feldzug hatte sie drei Mann gekostet.

Nun musste Mohammed wieder nach Mekka wandern, wäh-

rend Idris das Land beherrschte. Jetzt mischten sich aber auch die Europäer in diesen Wettstreit. Es wurde nämlich Idris für französisch, Mohammed aber für englisch gesinnt angesehen und proportionell war der erste für Negussie, der letztere für Tedros. Man erzählt, dass der Pascha von Massua die beiden Nebenbuhler einmal dieser Tendenzen beschuldigte und fragte, wer denn eigentlich von der Partei des Grossherrn sei. Diese Freundschaften beschränkten sich aber meist nur auf schöne Complimente. Nun wurde es anders. Der französische Consul Hr. Gilbert nämlich, ein sehr entschlossener und fähiger Mann, interessirte sich so sehr für den Naib Idris, dass er ihn von Konstantinopel aus auf zehn Jahre bestätigen liess. Es ist natürlich, dass Idris für diese unerhörte Gunst nicht undankbar war; Hr. Gilbert war mehrere Jahre fast unumschränkter Herr des Landes. Als die Mission von Hrn. Russel nach Zula kam, um nach Abyssinien zu gehen, wurde sie natürlich von dem Bruder des Naib, Ahmed Arei, empfangen und bergauf begleitet. Hr. Gilbert war der erste europäische Consul, der eine wirkliche Macht ausübte; schade, dass er sie theilweise willkürlich verwandte und seinen starken Arm sogar dem Europäer fühlen liess.

Im Herbst 1860 wurde Hr. Gilbert von seinem Posten abberufen: bald darauf fiel auch Negussie. Nun wurde Mohammed, der sich seither in Mekka aufgehalten hatte, wieder in's Amt eingesetzt; da aber Idris von höchster Stelle für zehn Jahre bestätigt war, so konnte man ihn schlechterdings nicht absetzen; daher wurde fortan das Amt zwischen beiden getheilt. Mohammed erhielt das eigentliche Samhar mit den Habab; Idris das Land südlich von Arkeko. Was den Charakter dieser zwei Häuptlinge betrifft, so ist Mohammed im Allgemeinen beliebter, denn er hat den Vorzug eines anziehenden Aeussern, guter zuvorkommender Manieren und vieler Beredsamkeit; er ist sogar ein guter Dichter, aber kein besonderer Held. Idris ist rauher, gröber, auch ehrlicher. Er

hat sich immer gegen die europäische Freundschaft dankbar gezeigt; er erweist sich gegen alle Europäer sehr zuvorkommend und will unsere Liebe wirklich verdienen, während Mohammed nur zum Spiele die Freundschaft der Engländer in Anspruch nahm. Der Naib Idris und seine Brüder sind energische Leute, klar, entschieden, reell, gerecht. Besonders der dritte Bruder Ahmed Arei ist ein sehr bedeutender Charakter. Er hat sich bei den Shoho, die er früher zu regieren hatte, sehr respectirt und beliebt gemacht. Seinen Muth beweist der Löwe, den er, von seinen Dienern im Stich gelassen, mit dem Schwert niederhieb. In der letzten Zeit hat er den Auftrag des Pascha, von Massua bis zum Bab-el-Mandeb an allen Küstenplätzen die Ottomanische Flagge aufzuziehen, mit vieler Gewandtheit ausgeführt. Der Küstenbesitz war nämlich bis jetzt nur nominell; die Türken hatten die ganze Küste entlang nichts zu befehlen. In dieser Zeit aber, wo es schien, als wollten sich die Franzosen im Rothen Meer festsetzen, mussten die Türken ihren Besitz manifestiren. Ahmed Arei besuchte die ganze Küste bis Beilul; er pflanzte die türkische Flagge auf der Insel Desset auf — ich weiss nicht, ob es wahr ist, dass die französische Flagge aufgerichtet war — dann auf der Insel Hauakil, in Hamfila, ʿEdd*) und den andern Küstenplätzen. Mit Hülfe des Sheich's von ʿEdd, Namens Othman, bewog er alle Küstenbewohner, die türkische Oberhoheit anzuerkennen; aber Tribut wurde keiner entrichtet. In Beilul allein erklärten die Bewohner, keine Flagge dulden zu können, da sie von den Abyssiniern von Aussa abhängig und so dem Kaiser Theodoros allein unterthänig seien.

Um noch einmal auf unser Verhältniss zu den Naib zurückzukommen, so weiss ich freimüthig gesagt nicht, warum wir den einen dem andern vorziehen sollen; ich weiss, was für grosse Interessen wir zu wahren haben; die Bevorzugung der

*) Man weiss, dass dieser Platz einem französischen Hause gehören soll, obgleich die Gültigkeit des Kaufes von den Eingebornen angefochten wird.

einen Partei macht am Ende nur böses Blut, ohne reellen Nutzen. Ist es möglich, dass die Franzosen und Engländer, die in China und Japan für die wirklichen Interessen einmüthig kämpfen, an den wüsten Küsten des Rothen Meeres bis auf die Erbärmlichkeiten Massua's sich bekämpfen und verächtlich machen, während nichts sie hindert, einig zu sein und auch hier die Franken geliebt und gefürchtet zu machen?

Die Herrschaft des Naib erstreckte sich von Buri bis zu den Habab; sie umfasste das Gebiet der Saho, der Hasauerta, der Terora, das ganze Samhar mit Zula*) und die Habab. Doch zahlten alle diese Völkerschaften wenig eigentlichen Tribut. Die Einkünfte bestanden also aus den erwähnten 1005 Thalern, die aus der Douane bezahlt wurden, aus gewissen 'Auaid (von عاد), ebenfalls von dem Zollamt und aus unregelmässigen Abgaben in Form von Geschenken. In ganz Nordostafrika ist übrigens der eigentliche Tribut ein Geschenk der neuesten Zeit, die deswegen überall hier die Zemen Sultanet (die Zeit des Kaiserthums) sehr bezeichnend benannt wird. Weder die Fundj, noch der Naib bekamen geregelte Abgaben; man muss sich aber die Einkünfte deswegen nicht geringer vorstellen. Seit die Türken wieder mächtiger geworden sind, zahlen die Bewohner des Samhar einen regelmässigen Tribut; die Dörfer sind sehr schwach besteuert, während die Beduan sehr viel zahlen müssen. So entrichtet Az Shuma allein 1000 Thaler. Die Habab zahlen 9700 Thaler, wovon Az Hibdés 6000, Az Temariam 3000, Az Tekles nur 700 Thaler. Diese Steuern werden vom Naib eingezogen und an den Diwan entrichtet; der Naib hat davon den Zehnten; aber es steht ihm frei, für sich noch eine besondere Abgabe zu erheben. So hat der Naib nicht mehr seine frühere Stellung, aber er ist doch noch fast unumschränkter Richter; jeder Kläger citirt seinen Gegner

*) Zula wird vom Stamm Hamboketo der Hasauerta bewohnt, denen sich eine Sheichfamilie von Dokono beigesellt hat. Von eigentlichem Tribut war nie die Rede, so wenig wie bei den Saho. Die Sheichsfamilie heisst Azuli, was auf das Adulis der Alten hindeutet.

auf die Chassamet Naib (auf die Feindschaft des Naib), der nie widersprochen wird. Die Chassamet entspricht der abyssinischen Dsagga. Er ist immerhin das nothwendige Medium zwischen den Türken und dem Festland und man muss gestehen, dass das Samhar sehr gut regiert ist; die herrschende Ordnung erfreut den Reisenden.

Früher waren die Belou die Soldaten dieses Reiches, das ihr militärischer Geist in Ehren hielt. Sie bestanden aus einer beschränkten Anzahl Familien, die ihren Rang im Heer und den damit verbundenen Gehalt von Vater auf Sohn vererbten. Wessen Urgrossvater z. B. Fähnrich war, war es auch noch in neuester Zeit. So hatte jede Familie ihren Sold, wovon sie lebte, etwa wie jetzt viele Leute von den Burgangütern; sie waren verpflichtet, den Naib auf seinen Zügen zu begleiten; andere Gewerbe kannten sie nicht. Der Sold wurde von den 1005 Thalern bestritten; sobald er abgeschafft wurde, hörte diese Soldateska zu existiren auf. Mit ihrer Hülfe brachten es die Naib dahin, dass sie nach und nach in dem ganzen Küstenlande bis zu den Grenzorten Abyssiniens die Gewalt von Schiedsrichtern bekamen; sie befestigten ihren Einfluss, indem sie hier Heirathsallianzen mit den entfernteren Stämmen schlossen, dort durch treulose Rathschläge Zwistigkeiten hervorriefen und dann leicht der in ihrer Vereinzelung schwachen Gegner Meister wurden. Ihr Hauptbestreben ging natürlich dahin, die abyssinischen Karawanen sämmtlich nach Massua zu leiten, da diese ihnen die wichtigste finanzielle Hülfsquelle sicherten. Sie thaten diess, seit sie die Unmöglichkeit sahen, den Handel von Massua direct nach Dokono zu ziehen. Denn diess wollten die Türken nicht zugeben, anderseits bot allein die insulare Lage die nöthige Sicherheit für den Handel, während jedermann einsieht, dass eine kräftige Regierung nie zu der getrennten Insel Zuflucht genommen hätte. Um nun dem Handel die gewünschte Richtung zu geben, brauchten die Naib List und Gewalt. Ganz verschieden von den Fürsten von Adel sahen sie wohl ein,

dass es in ihrem Interesse liege, mit dem mächtigen Abyssinien in gutem Einverständniss zu leben; daher sicherten sie sich durch Verträge die Freundschaft der Grenzstädte; sie liessen sich sogar meist von den abyssinischen Kaisern mit der Herrschaft belehnen und nahmen an der Politik des Hochlandes eifrigen Antheil, wie das die wiederholten Kriegszüge in's Hamasen beweisen. Noch der jetzige Naib Mohammed verbrannte vor etwa funfzehn Jahren Tsasega. Sie wurden sogar von den abyssinischen Kaisern mit Dörfern im Hochlande belehnt, die sie erst in der letzten Zeit verloren haben. Noch vor einem Jahr (1862) ging der Naib Mohammed zum Kaiser mit vielen kostbaren Geschenken, um sich in der bedrohten Herrschaft sicher zu stellen.

Gegen Schwächere wurde um desselben Zweckes willen rücksichtslose Gewalt angewandt. Als der Naib im Anfange dieses Jahrhunderts merkte, dass das günstig gelegene 'Edd abyssinische Karawanen anziehe, die über die Salzebenen dorthin gingen und so den Einkünften Dokono's einen gefährlichen Abbruch zu machen drohe, überzog er dieses friedliche Land plötzlich mit Krieg und Verwüstung und zwang den Häuptling dieses Ortes, auf das Buch feierlichst zu geloben, nie mehr Karawanen bei sich aufzunehmen, was seither treulich gehalten wurde; das aufblühende 'Edd wurde dadurch ruinirt und der Handel von Neuem an den Hafen von Massua gefesselt.

Die Naib machten wiederholte Versuche, Mensa unter ihre Botmässigkeit zu bringen. Der Kintebai von Beit Ebrahé wurde noch in unserer Zeit wiederholt aufgefordert, sich zu unterwerfen und den Islam anzunehmen; endlich wurde das Land mit Krieg überzogen; ich habe unterhalb Geleb die Walstatt gesehen, wo die nicht vorbereiteten Männer dieses Dorfes dem Naib ein Treffen lieferten, das mit ihrer Niederlage endete. Der Kintebai wurde nach Massua abgeführt und nur gegen Geiseln frei gelassen. Doch brachte es der Naib nie zu vollständiger Unterwerfung, wenn er auch den gerech-

ten Einfluss auf Mensa besitzt, den jede grössere einheitliche Macht auf kleine, von Factionen zersplitterte Gemeinwesen ausübt. — Wir wissen, dass der Naib sich die Habab unterwarf, aber den Berg (Mäs'hälit), der die Habab vom Anseba trennt, überschritt er nicht, obgleich der Islam in Bedjuk bedeutende Fortschritte gemacht hat.

Die Macht des Naib wurde meist durch friedliche Unterhandlungen aufrecht erhalten; doch musste oft Waffengewalt die Diplomatie unterstützen. Dann wurde der Heerbann aufgeboten, dessen Kern die Belou bildeten, die immer viele Feuergewehre mit sich führten, zu Tausenden vermehrt durch die Beduan und Saho. Die Expeditionen waren fast immer von Erfolg gekrönt; denn gegen den Schwächern wurde prompte Gewalt angewandt und wo etwas zu riskiren war, Unterhandlungen vorgezogen. Der Naib reiste und reist noch fast das ganze Jahr herum, stets in Begleitung einer tüchtigen Schaar — hier um ein Schiedsgericht zu halten, dort um Differenzen wegen der Weidemarken zu schlichten, oder auch um Räubereien zu züchtigen und das Geraubte zurückzuerlangen, endlich um den jährlichen Zehnten einzutreiben. Sein Reich war und ist keine ordentliche Monarchie, sondern nur das Richteramt zwischen Völkern, die in beständigem Zwischenverkehr leben, doch durchaus keine Conföderation bilden, im Gegentheil täglich in Krieg untereinander verwickelt sind.

Man weiss, dass die Naib sich in den letzten Zeiten ihrer Unabhängigkeit besonders gegen die Europäer sehr übermüthig betrugen. Man lese bei Bruce, welche vielleicht etwas übertriebenen Schwierigkeiten er zu bestehen hatte, um von Arkeko fortzukommen. Noch in neuester Zeit waren Missionäre gezwungen, dem Naib tausend Thaler zu bezahlen, um in's Innere gehen zu können. Ein Belou der alten Zeit stand an Stolz einem Civis romanus nicht nach.

Seit Dokono's Macht gefallen ist und die Belou des Soldes verlustig gegangen sind, haben sie meist das Land verlassen und sich des Handels zwischen dem Meer und Nil bemächtigt;

sie sind in allen Stämmen Nordabyssiniens zerstreut angesiedelt und treiben einen lebhaften Handel mit der Küste; man findet sie selbst in Südabyssinien, unter den Galla, ja unter den Bazen. Sie vermitteln den Elfenbeinexport vom Nil nach Massua; sie bringen Wachs und Kaffee von Metamma; ihre Strasse ist Keren. Sonst beschäftigen sie sich mit der Bereitung von Schmalz, den sie nach dem Jemen ausführen. Sie sind überall als Ashker (Soldaten) bekannt und meist sehr angesehen. Man findet unter ihnen sehr ehrenfeste Leute. So blüht Arkeko in der Fremde.

Route vom Samhar nach Keren.

Die Routen, die vom Samhar in's Hochland von Abyssinien führen, sind hinreichend bekannt; wichtiger für uns sind diejenigen, die die nördlichen Abdachungen als Sattel benutzen, um in das jenseitige Tiefland Barka und Gash hinüberzugehen und so das Meer mit dem Sudan verbinden. Es gibt nun zwar eine Route, die das Hochland umgehend in sehr weit nördlich geführtem Bogen um die Marea herum in's Barka einlenkt; doch ist sie viel zu weitschweifig, als dass sie dem Verkehr dienlich sein könnte. Allen Anforderungen entspricht allein die Strasse, die den Lebka-Torrent benutzend das Land der Bogos berührt. So haben wir den Weg von Massua nach Keren zu erläutern.

Von dem Gerar — so heisst die Küste direct gegenüber der Insel — führen mehrere Wege nach Keren; der directeste geht über Asus; von da benutzt er den Torrent von Kussret, der zwischen den Abhängen von Gümmegan bis an den Fuss des Hochgebirges nach Gabe führt; der Bergübergang wird durch die Hochebene Maldi vermittelt, wovon ein Sattel, der den Debre Sina mit Wara verbindet, zum Land der Bogos

hinabführt. Diese Strasse ist aber nur für Lastochsen gangbar und wird daher von den Handelsleuten weniger benutzt.

Der zweite Weg geht über Amba, durchzieht die Ebene Gedged und tritt bei Af Lawa in das Gebirge ein; er verfolgt den Torrent Lawa aufwärts und verlässt ihn erst, um über einen steilen Sattel in die Hochebene von Geleb abzufallen. Der Torrent ist sehr baum- und wasserreich; aber mehrere Katarakten erschweren den Weg und vollends der letzte Sattel (Mogerbebit) ist für Kameele nur mit grosser Gefahr gangbar. Von Geleb nach Keren ist der Weg durch den Sattel von Belta und den jähen Abhang von Eibaba sehr erschwert. Er wird deshalb selten benutzt.

Der dritte Weg geht über das Lebka; da er die gewöhnliche Karawanenstrasse ist, so wollen wir ihn ausführlich beschreiben; er wird uns auch das Profil des Samhar in nordwestlicher Richtung deutlich machen. Er theilt sich natürlicherweise in drei Theile.

1) Vom Meer bis ʿAin durchzieht er das Samhar in NNW. Richtung ohne bemerkbare Steigung.

2) Von ʿAin verfolgt er den Strom Lebka, mit unausgesetzter Steigung zwischen den Bergen von Az Temariam sich durchwindend, zuerst in westlicher, dann in südwestlicher Richtung bis zum Sattel von Mäs'hälit, der vom Meergebiet zum jenseitigen Anseba hinüberführt und so tritt er

3) in fast südlicher Richtung in das Thal des Anseba über.

Vom Thal von 'Mkullu führen steinige Hügel zu der Ebene Weddubo, einem Thal ohne Torrent, das nordwestlich sich gegen Beremi zum Meer hinzieht; es besteht aus ganz ebenem, schwarzen Alluvialboden und wird jährlich von den Leuten von Massua cultivirt. Die Strasse durchschneidet es in einer Viertelstunde.

Nun steigen wir etwa hundert Fuss hoch auf eine weite steinige Fläche, die den Namen Desset (abyssinisch Insel) führt; sie ist eine eigentliche Insel, da sie im Süden von Weddubo,

im Norden von einem breiten Torrent abgeschlossen wird und sich in ihrer Erhebung bis zum Meer hinzieht. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass sie einst eine Insel war. Sie ist mit Gräbern besetzt, die in vier Gruppen ein Viereck bilden; jede Gruppe besteht aus 7—10 Grabhügeln, die etwa funfzehn Fuss hohe Kegel sind, eigentliche Steinhaufen. Ausserdem sieht man am Nord-Ende der Fläche einen kuppigen Thurm ohne Thor und Fenster, ohne Cement aufgebaut.

Diese Fläche führt zum tieferliegenden Torrent von Desset hinab, der westlich dem Meer zuläuft.

Nachdem wir über diesen Torrent gesetzt, durchziehen wir eine wüste baumarme Ebene im Niveau von Desset, die vom Torrent von Shakat qaih unterbrochen ist und kommen durch eine Hügelreihe zum grossen Torrent Amba, den wir bei Maqret passiren. Bemerkenswerth sind nur die Gypshügel in der Nähe von Desset.

Von Maqret führen Hügelzüge zu dem Torrent Kanfer, bewaldet von vielen Tamarisken und Mimosen; auch der Hotum kommt sehr häufig vor.

Von hier führt die Ebene Sheb nach Ain ganz flach. Der Weg geht parallel mit dem Hochgebirge von Mensa; einige schwarze baumlose Berge unter dem Namen Wurek trennen Sheb von Gedged. Die ganze Ebene besteht aus sandigen, wellenförmigen Dünen, dann und wann von Humusstreifen unterbrochen, selten von Gersabäumen belebt. In diese todte Fläche sind isolirt Bergkegel hineingeworfen, unter denen der Sheb Göneb hervorzuheben ist, da die Strasse links an ihm vorbeiführt. Hier überschreiten wir einen Torrent, der von Halibo kommt und selten Wasser führt; er hat sich ein wohl zwölf Fuss tiefes Flussbett ausgewühlt. Die ganze Wüste ist im Winter von reichlichem Grase bedeckt und von zahlreichen Heerden der Warea und Gammarén belebt. Von Göneb bis Ain ist der Weg steinig und reichlich mit Mimosen bewachsen.

Ain heisst das Thal, wo sich der Torrent Lebka aus den Bergen der Habab in's Freie hinauszwängt, um etwa acht Stunden davon bei Qabet in's Meer zu fallen, nachdem er den Berg Kafr Illah berührt hat. Hier verlassen wir also die offene Ebene, um den Windungen des Torrent nachzugehen.

Ain selbst ist von Hügeln ziemlich eingeschlossen; der Torrent hat das ganze Jahr spärliches fliessendes Wasser. Die Vegetation ist spärlich, meist hohes Schilf längs dem Ufer. Von Bäumen sind ausser Asclepiaden (Oshar) und Tamarisken besonders die Gersabäume*) (wohl Salvadora persica) zahlreich.

Von Ain geht die Strasse im Torrent, der durch hohe kahle Berge eingeengt ist, aufwärts. Nur hie und da treten sie ein wenig zurück und erlauben die Bildung von kleinen Uferebenen; so ganz nahe ober Ain Gadem duqqet, eine Ebene, die wie alle die Ebenen, die zwischen die steil abgezackten, flächelosen Berge vereinzelt hineingeworfen sind, von den Az Temariam und auch den Bedjuk fast jedes Jahr cultivirt wird und eine schöne Erndte gibt. Eine zweite Uferebene ist Wonber harattib, die wohl hundert Fuss über

*) Die Gersa ist ein kleiner, aber schattenreicher, sehr nützlicher Baum; er ist im Samhar, im Lande der Habab und auch im Barka sehr häufig. Seine Frucht, die von der Grösse einer Kirsche ist und eigentlich einer vollen Kaffeebohne am ähnlichsten sieht, wird von den Beduinen, die selten Getreide haben, im Frühjahr eingesammelt und aufgespeichert. Sie wird in Wasser gekocht und so als Belila (geschwellt) gegessen. Sie ist sehr nährend, aber blähend und hat wenigstens für den Anfänger einen Seifengeschmack. Der Abguss dieser Bohne gibt erkaltet eine schwarze, pechartige, sehr bittere Brühe ab, die sogenannte Mararet, die den Schmalz vor Ranzigwerden bewahrt. Die Gersa findet sich auch im Lande der Bogos und im Barka, aber die Bewohner dieser Länder ziehen ihr die in Baum und Frucht ganz ähnliche Hamta vor; halb Baum, halb Strauch wird sie selten acht Fuss hoch; sie bildet die Hauptnahrung dieser Länder; auch sie wird als Belila genossen und ist ziemlich schmackhaft.

dem Torrent gelegen ist; eine dritte Azmat Obel. Hier trennen sich die Wege; der eine gewöhnliche Karawanenweg verfolgt den bisherigen Torrent; der andere lenkt rechts ab in einen kleinen Zufluss des Lebka, und führt ihn verlassend über einen kurzen Sattel in die Ebenen Aidé und Af Abed, wo die Az Temariam ihre Hauptsitze haben. Diese letztere Strasse wird in der Regenzeit, wo der grosse Torrent unwegsam gemacht ist, auch von den Karawanen benutzt, die von Af Abed wieder bei Qelamet in den Lebka einbiegen.

Oberhalb Azmat Obel bricht sich der Torrent einen oft kaum zehn Fuss breiten Weg durch furchtbar steil abfallende Schieferfelsen über kleine Katarakten, die schwer zu passiren sind. Diese Enge heisst mit Recht Aualid Öret (die Töchter der Unterwelt). Nun wird das Thal freier; es vereinigen sich dem Haupttorrente mehrere Torrente; die Aussicht wird offener, nur von kleinen Hügeln beschränkt; links fallen die Vorberge von Mensa direct auf den Lebka ab, rechts dehnt sich eine schiefe Ebene bis zu den Bergen von Az Tekles, die unser Stromgebiet von dem Anseba trennen. Die Station Qelamet, wo der Strom sehr breit ist und oberflächliches Wasser hat, ist ein Scheidepunkt, da von hier der Weg nach dem untern Anseba und den Marea rechtsab, die Rora Az Tekles links lassend, über einen unbedeutenden Sattel zum Anseba von Gedlet führt, an den Fuss von Geridsa. Die Mareakarawane benutzt diese Strasse.

Oberhalb Qelamet wird der Strom wieder eng und hat Schnellen; doch finden hie und da hübsche, grasige Uferebenen zwischen dem Torrent und den ihn einschränkenden Ebenen Platz. Die Steigung wird immer stärker und führt uns endlich an die eigentliche Quelle des Lebka. Ein Sattel von etwa vierhundert Fuss Höhe trennt das Gebirge Aggaro (Mensa) von der Rora Az Tekles und führt auf der andern Seite etwa sechshundert Fuss tief in das Hügelland von Bedjuk hinunter, das vom Anseba durchzogen wird; sein Zufluss, der

Dari, bringt uns in die Ebene Mogarech, an deren östlichem Ende Keren liegt, am Fuss des Zeban*).

---

*) Es scheint uns nicht überflüssig, die Entfernung der einzelnen Reisestationen hier speciell anzugeben:

Von Massua	— 'Mkullu.	Stunde 1. —
	— Desset	1. 15.
	— Shakat qaih	1. 30.
	— Amba	2. —
	— Mai Auálid	2. —
	— Sheb Göneb	4. 30.
	— Ain	3. —
	— Azmat Obel	4. —
	— Aualid Öret	1. —
	— Mohäber	2. —
	— Qelamet	2. 30.
	— Qogai	3. 20.
	— Höhe Mäs'hälit	1. 30.
	— Gabena (Anseba)	1. —
	— Mohäber Dari	2. 30.
	— Dorf One	— 45.
	— » Tantarua	— 30.
	— » Keren	— 15.
		Stunden 34¾.

Reise in's Land der Marea.

Von Keren nach Halhal.

So nahe das Land der Marea den Bogos liegt, so war es doch noch nicht von Europäern besucht worden, da wir bis jetzt nicht über Halhal hinausgekommen waren. Ein Besuch dieses Gebietes musste schon als terra incognita nicht wenig Interesse bieten und bot nebenbei die beste Gelegenheit, über das untere Stromgebiet des Anseba sich in's Klare zu setzen. Während meines langen Aufenthaltes bei den Bogos war ich trotz meines guten Willens nie dazu gekommen, diesen Wunsch zu erfüllen; es ist eine triviale Wahrheit, dass man aufschiebt, was man sicher in seinen Händen zu haben glaubt. Nun mahnte mich aber die kurze Zeit, die wir noch unter den Bogos verbringen sollten, an die Reue, die eine unbenutzte Gelegenheit mit Recht verursacht. Schon war der Tag der Abreise bestimmt, als den 23. August mein Freund Dedjas Imam in Keren einrückte, von seinem Vater Heilu beauftragt, den Tribut der Niederlande einzutreiben. Natürlich musste ich nun die Abreise hinausschieben, da ein plötzliches Fortgehen gewiss nicht meinem wissenschaftlichen Eifer, sondern bösem Willen zugeschrieben, ja mir als Flucht aus-

gelegt worden wäre. Mehrere Tage vergingen mit Besuchen; die alte Freundschaft wurde neu beschworen und zum Beweis erhielt ich den 27. August ein junges, sehr feuriges, gut geschultes Maulthier zum Geschenk. Zu gleicher Zeit fragte ich um die Erlaubniss, meine Reise machen zu können. Imam konnte nicht begreifen, was ich eigentlich da Schönes finden sollte; doch warf mein Bal dsaraba (Vermittler) Fitorari Sahlu geschickt ein, es könne schon im Interesse der Regierung nicht unnütz sein, wenn ein Freund diese unbekannten Gaue selbst ansehe und studire. Als mir Imam darauf sagte, dass er auch dahin zu gehen beabsichtige und so meine Gesellschaft zu haben hoffe, dankte ich ihm natürlich für seine Freundschaft, erwiederte aber, dass das Kriegsgetümmel meinem friedlichen Geschäft nur hinderlich sein könne, da ich das Vertrauen der Eingebornen nöthig habe. Da ich zu gleicher Zeit hörte, dass Imam wirklich einen Verwüstungszug beabsichtige und manche meinten, es sei auf die Marea abgesehen, so musste ich den Strom vorbeilassen, um auch nur seinen Lauf zu wissen und es schien, als ob mir die Politik die ganze Reise verderben wollte: denn es ist immer höchst gefährlich, vor oder nach einer Armee in ein Land zu kommen, wo man natürlich mit Misstrauen angesehen wird.

Doch hob sich die Ungewissheit schneller, als ich gehofft; den 29. Vormittags zog Imam mit tausend bewaffneten Männern von Keren fort und noch denselben Tag vernahmen wir, dass der Heerzug, meine Strasse links lassend, den Weg über den Anseba nach dem Lebka genommen habe. So stand meiner Abreise nichts mehr entgegen. Es fehlte nicht an Abrathenden: die Marea seien ein Volk, dass nie Franken gesehen habe, das von Aegypten und zugleich von Abyssinien unabhängig lebe. Die Logik war nicht anzugreifen; aber ich setzte mein Vertrauen in das Gast- und Geleitsrecht, dessen sich auch die Marea rühmen; das übrige sollte meine Sprach- und Landeskenntniss thun und die nie unnütz verschwendeten guten Worte. Mit Vergnügen nahm ich Hrn. Schubert's An-

erbieten an, mich auf dieser Reise zu begleiten. Meine Vorbereitungen waren bald gemacht; jeder von uns ritt ein Maulthier; ein drittes war für unsere Habseligkeiten bestimmt, die in Mehl für eine Woche, Kaffee und einigen zu Geschenken bestimmten Spezereien und Glasperlen bestanden. Das Maulthier ist in Bergländern das nützlichste Lastthier; es trägt viel; aber das Aufpacken raubt viel Zeit und ist der genauen Distancenberechnung sehr hinderlich. Unser Bett bildete eine abyssinische braungegerbte Haut; jeder von uns war noch mit einer Decke versehen, die auch als Teppich dienen sollte. Wir vereinfachten unsere Habe so viel wie möglich, da wir als Eingeborne reisen und leben wollten. Ich hatte meine Uhr, die dem Zwecke genügte und einen Fernrohrkompass mit Stock, Geschenk meines unglücklichen Freundes H. Page, das er mir einen Monat vor seinem Tode in Djedda geschenkt. Ausser vier neuangeworbenen Dienern, worunter sich auch Din befand, der später die Kunámareise mitmachte, nahm ich einen Handelsmann von Arkeko, Namens Gaber mit, da er das Marealand kannte. Die Zahl fünf sollte nicht die Sicherheit vermehren, aber den guten Anstand, der manche Gefahr verhütet. Mehr mitzunehmen schien nicht räthlich, da es bei der heurigen Theure schwer fallen musste, viel Leute zu ernähren.

So verliessen wir unser Haus den 30. August Nachmittags um drei Uhr. Wir wählten den nördlichen Weg, der in langem Bogen den Lalamba umgeht, um hinter Dobak wieder in die Sehne, die über Shinare führt, einzufallen. Da der letztere Weg gegenwärtig über unbewohntes Land führt und wir über Imam's Bewegungen sichere Nachrichten einziehen wollten, nahmen wir den erstern, um bei dem Stamm Az Gaim, der hinter dem Lalamba angesiedelt ist, zu übernachten. Ein furchtbarer Platzregen zwang uns in One unter Dach zu stehen. Von diesem Dorfe führt der Weg über einen kurzen, aber steinigen und steilen Sattel, der den Lalamba und den Berg von Tshabbáb verbindet und in das Thal Gabdsi zu den

Hütten von Az Gaim führt. Wir finden hier mehrere von Imam's Soldaten, die uns erzählen, das Heer sei schon von seinem Raubzuge zurück; es habe die Habab vergeblich bis Qogai (am Fuss von Mäs'hälit) aufgesucht; Imam selbst lagere in Wasentet.

Wir werden von einem der Häuptlinge, Idris Weld Nureddin, gut empfangen; da der Stamm provisorisch in Mattenzelten lagert, ziehen wir vor im Freien zu schlafen. Die Az Gaim wohnten nämlich bis jetzt in Hubub; da aber zwischen dem Stamm Az Gultane im Barka und dem Takuestamm Az Kelb Zwistigkeiten ausgebrochen waren, in Folge derer die letzteren einen grossen Raubzug ausgeführt hatten, so schien es den Az Gaim, die neutral bleiben wollten, nicht räthlich, an der grossen Strasse zu wohnen; sie verliessen ihr Dorf und siedelten sich näher bei den Bogos an. Wir erhalten zum Nachtessen eine Ziege, da Durra nicht zu haben ist.

Den 31. August wenden wir uns gegen das nördliche Ende des Thales, wo am Abhang des Berges Engellé das alte Dorf Hubub steht und lenken dann, den Torrent Shitámo überschreitend, in die Strasse von Dobak ein, wo mir eine Adansonia den Anhaltspunkt abgibt, um die ersten Directionen zu nehmen. Wir lassen zur Linken das Thal von Gabei Lugum, wo über einen Sattel eine Kameelstrasse nach Medjlel führt, die sich nach einem kurzen aber jähen Abhang mit der von Mogareh kommenden Strasse von Afharom vereinigt. Wir lenken in das Thal Bab Gengerén, das links vom Hochland Aretta, rechts von den Abhängen von Halhal und Eres beschränkt wird. So bildet sich ein grosses vielverzweigtes Thal, das bei Zeron zum Anseba ausläuft. Der Weg ist ganz flach; das gut cultivirte Bab Gengerén wird immer enger, bis zum Fuss des Abhanges, der als Gabei Elos sehr steil zum Hochland hinaufführt. Von der Höhe nehme ich Directionen. Dann senkt sich das Land wieder etwas; der Kamm bildet die Wasserscheide, von welcher südlich alles dem Anseba, nördlich alles dem Barka zugeht. Vor uns sehen wir die Ebene Halhal,

die allmählig gegen die Marea hin aufsteigt und rechts von der etwas erhabenen Terrasse von Eres beschränkt ist; die Luft ist leicht und kalt; man glaubt sich im abyssinischen Hochland. Hier begegnet uns der Häuptling von Az Gabdja, mein alter Bekannter Nussur, der auf die Nachricht, ich sei seinetwegen gekommen und werde heute sein Gast sein, mit uns zurückkehrt. Wir gelangen zum Wasser Hindjune, wo wir uns unter derselben Sykomore lagern, wo ich ein Jahr vorher mit Hrn. v. Beurmann einen vergnügten Nachmittag verbrachte. Da die Wolken Regen befürchten lassen, brechen wir schnell auf und kommen, ein anderes Wasser, Tarakbé, überschreitend, nach einer halben Stunde zum Dorfe Halhal, Ansiedlung der Az Gabdja, das auf einem Hügel gelegen die Ebene beherrscht. Da die Ansiedlung noch jung ist, finden wir nur ganz kleine Hütten; wir werden in einer derselben einquartirt und lagern uns auf einem Bett, das mehr als die Hälfte derselben einnimmt. Nussur bringt uns sogleich eine Polenta. An Gastfreundlichkeit haben es die Az Gabdja nie fehlen lassen; leider befinden sich die Heerden im Tiefland, sodass keine Milch zu bekommen ist und auch Getreide ist wenig mehr vorräthig; die grosse Erndte vom letzten Jahr wurde fast ganz an die Marea verkauft, die nichts geerndtet hatten. Die Leute haben mit dem Preis ihre Heerden stark vermehrt, aber sie sind bis zur neuen Erndte sehr bedrängt. Wir empfangen viele Besuche von alten Bekannten.

Den 1. September bringt mir Nussur eine Ziege, wovon ich dem Landesgebrauch gemäss das Brustfleisch und die Haut dem Geber zurückschicke. Ich gehe auf den kleinen hinter uns liegenden unfernen Berg One, wo die eben aus dem Nebel auftauchenden Berge ein schönes Panorama gewähren, doch ist die Richtung gegen die Bogos hin von dem Kamme von Elos verdeckt. Den Nachmittag haben wir tüchtigen Regen.

Den 2. September nimmt mein Maulthier, das seine alten Lagerfreunde noch nicht vergessen hat, Reissaus nach Keren

zu; ich schicke drei meiner Diener, um es zurückzubringen. Ich mache einen Spaziergang nach Eres, von wo man mir einen schönen Ueberblick der Berge gegen den Anseba verspricht. Der Weg geht an der Quelle der Hindjune vorbei, wo sie sich einen vielleicht funfzehn Fuss tiefen Graben ausgehöhlt hat, ohne aber einen eigentlichen Sandtorrent zu bilden; von da lassen wir den Weiler Az Tesfei unfern links, den von Euphorbien bedeckten Hügel Wonber, worauf früher das Dorf von Az Feda stand, rechts und durchschneiden eine langsam aufsteigende Ebene, bis sie von einer höhern Terrasse beschränkt ist, als Fortsetzung des Kammes von Elos: diess ist Eres, aus Ebenen und Hügeln zusammengesetzt. Einem schmalen Torrent nach steigen wir bis zur Terrasse hinauf; wir finden viele Steinkreise der frühern Häuser von Az Hesbei, Az Feit und der letzten Barea, Adjumfai, welche alle jetzt anderswo angesiedelt sind. Wir sehen die Fläche mit Weizen, Gerste und weisser Mashella gut bebaut. Der wilde Olivenbaum ist hier besonders häufig, auch der grosse schattige Ädeda (in Abyssinien Kaueh, bei den Marea Tembuk genannt), dessen schwärzlich und roth gestreiftes Holz in Adua zu Bettstellen verzimmert wird. Wir finden auf dem Platz des alten Dorfes von Az Feit eine schöne Aussicht gegen Süden und Westen; die von Keren her postirten Thäler und Gebirge liegen ganz deutlich vor uns; auch der Berg von Keren, der Zeban, ist deutlich zu unterscheiden. Abyssinien ist von Wolken verhüllt. Die Aussicht gegen die Marea und die Habab verschliessen die Höhen von Metkél Abét und One, doch ragt das Gebirge von Dsereh und Agame heraus. Wir finden also hier wieder den Namen One, der wahrscheinlich von den Barea herrührt. Diese letzten Anhöhen sehen sehr bewaldet aus; sie wären sehr leicht urbar zu machen, da ihr Boden wenig schroff ist; mit der Urbarmachung verschwindet die scheinbare Unebenheit. So wäre auf der Karte angebautes Land und Wald zu unterscheiden; das erstere scheint eben, aber

ermangelt nicht seiner Unebenheiten; dem letztern gibt der Baumwuchs das Aussehen von abgeschlossenen Bergen, während es entwaldet kaum von der Ebene zu trennen wäre. So bildet Halhal einen wenig geneigten Kessel, dessen Tiefe die Wasser von Hindjune und Tarakbé bilden. Der beginnende Regen zwingt uns zur Rückkehr; er hält auch den ganzen Nachmittag an. Die Angelegenheit des Tages ist natürlich der Tribut an Imam. In der Nacht kommt sogar die Nachricht, die Amhara seien im Anzug; doch reducirt sich die Armee auf einen Boten Imam's, einen Adelichen von Keren, der in Tributsachen zu den Marea geht. Er erzählt, Imam habe das Dorf Wasentet (Bedjuk), da es seiner Armee den Unterhalt verweigert, vollständig ausplündern lassen und sei dann nach Keren zurückgekehrt; er ermahnt die Leute von Halhal, schleunigst den Tribut zu entrichten, sonst hätten sie alles zu befürchten. Sogleich wird auch in meiner Hütte Rath gehalten; man schickt Boten nach Gabei Alabu, das im Tribut mit Halhal zusammenhängt. Da sich die Leute nicht zu entschliessen wissen, kommen sie oft, ohne gerade rebelliren zu wollen, in's Unglück. Ackerbauer müssen sich freilich jedem Mächtigen unterwerfen, da der Boden sie festhält, während die Hirten an nichts gebunden sind. Die Berechnung des Tributs liefert mir unerwartet genaue Notizen zur Landesstatistik.

Den 3. September sehe ich mir die Kirche hinter dem Dorfe an; sie war ziemlich gross, viereckig, mit flachem Dach; die Mauern sind noch 2—3 Fuss hoch erhalten. Das Thor befindet sich auf der westlichen Seite; die Altarkapelle ist noch jetzt an der Scheidemauer erkennbar; die Stützbalken sind kurz abgebrannt. Die Schieferplatten, die als Glocken dienten, wie es in Abyssinien der Brauch ist, sind in den letzten Jahren verschwunden. Die Kirche ist nach abyssinischer Weise von christlichen Gräbern umgeben. Ich konnte mir nicht ohne Schmerz die schönen grünen Hügel und was-

serreichen Ebenen, von Weizen und Gerste bedeckt, ansehen, diese Miniatur des abyssinischen Hochlandes, und daneben die zerfallene Kirche mit den Gräbern so vieler Generationen; ich dachte an alle die Stämme, die nach echt afrikanischer Weise jeder den andern verdrängt, ohne selbst ihren Namen zu hinterlassen; ich dachte der alten Religion, die früher allen Bergvölkern dieser Zone eigen war und ohne Hoffnung auf Rückkehr immer mehr dem Islam Platz macht, der sie uns immer mehr entfremdet.

Der Aufenthalt zu dieser Zeit kann nicht sehr angenehm genannt werden; die Nächte verbittern unzählige Flöhe und Wanzen, den Tag die kleinen und grossen Fliegen. Die Ratten zerfressen all unser Gepäck und keine schützende Katze ist sichtbar. Termiten sind hingegen selten. Unsere Maulthiere besonders verlieren ob der peinigenden Mücken die Geduld. Hier lässt sich erst vom December an gut wohnen; die Heerden befinden sich deswegen jetzt im Tiefland; erst in der trocknen Zeit werden sie in's Dorf gebracht. Auffallend ist die Menge von Skorpionen; man kann fast keinen Stein aufheben, ohne ein oder zwei Stück zu finden. Die Gräbersteine liefern uns eine schöne Ausbeute an Käfern. Wild ist in diesem Hochland selten; es finden sich nur die zwei Antilopenarten Agasen und Sasseha, dann das Wildschwein. Auch Vögel sehen wir nur selten, schon wegen des Mangels an Bäumen. Den Eingebornen kommt das Land freilich sehr waldig vor, da die bösen Zeiten, wo es brach lag, der Natur ihr Recht gegeben haben. Wenn die Az Gabdja so glücklich sind, noch einige Jahre in Frieden hier leben zu können, so wird das ganze Land wieder ganz kahl und der Vergleich mit dem Hamasen vollständig werden. Was hier besonders erfreut, ist das lebendig hervorquellende nie versiegende Wasser. Was Pflanzen betrifft, so stimmen sie mit denen von Az Maman, was auf gleiche Höhe schliessen lässt; am Wasser finden sich fast nur Feigenbäume, besonders der hochländische Daro. Hyänen fehlen nicht, aber sie scheinen

sehr feig zu sein, da man unsern Maulthieren erlaubt, im Freien zu übernachten. Das Dorf scheint sehr klein, da die ganz winzigen provisorischen Hütten eng zusammengedrängt sind; man geizt mit dem theuren Boden, soviel man kann, selbst für die Gräber, die eng aneinander liegen. Man sieht noch Spuren von viereckigen Steinhäusern, nach Art des Hamasen, woher die Takue stammen. Seit Keren haben wir wenig Wind; erst im October kommt der Nord und vertreibt den Regen und die bösen Fliegen.

Den 4. September mache ich der alten Kirche noch einen Besuch. Der Priester soll noch leben; er ist ein alter kinderloser Mann, der mit den Heerden herumzieht; er ist fast einzig seiner Religion treu geblieben. Wenn auch fast das ganze Dorf mohammedanisch ist, so finden sich doch noch viele christliche Erinnerungen und Gebräuche. Die alten Festtage werden noch geheiligt; Mariam geniesst immer der alten Ehrfurcht. Dem Ackerbauer steht das Christenthum besser an, als die nomadische Araber-Religion.

Im Laufe des Morgens bringen meine Leute endlich mein Maulthier zurück, das nur mit Noth eingefangen werden konnte; es hatte sich wieder im Lager Imam's zu seinem alten Kameraden, einem Pferde, gesellt. Es ist auffallend, dass die Maulthiere eine ungemeine Zuneigung zu den Pferden haben, die aber von diesen gar nicht erwiedert wird. Sie haben ein sehr gutes Ortsgedächtniss und vergessen einen einmal betretenen Weg jahrelang nicht. Mit meinen Leuten zusammen kommt ein Soldat Imam's, der zur Zeit, als Ubié das Dorf Halhal verwüstete, von dessen Soldaten nach Abyssinien entführt wurde; seitdem ist er ein Mann geworden und bei Imam recht gut angesehen; nach sechzehnjähriger Abwesenheit wurde er im Lager bei Keren von seinen Verwandten wiedererkannt und kommt jetzt auf Besuch. Er wird unter Freudengeschrei in's Dorf geführt, mit Ziegenblut gewaschen und verhüllt in seiner Mutter Haus geführt. Doch scheint der Civilisirte wenig Geschmack zu finden an seiner

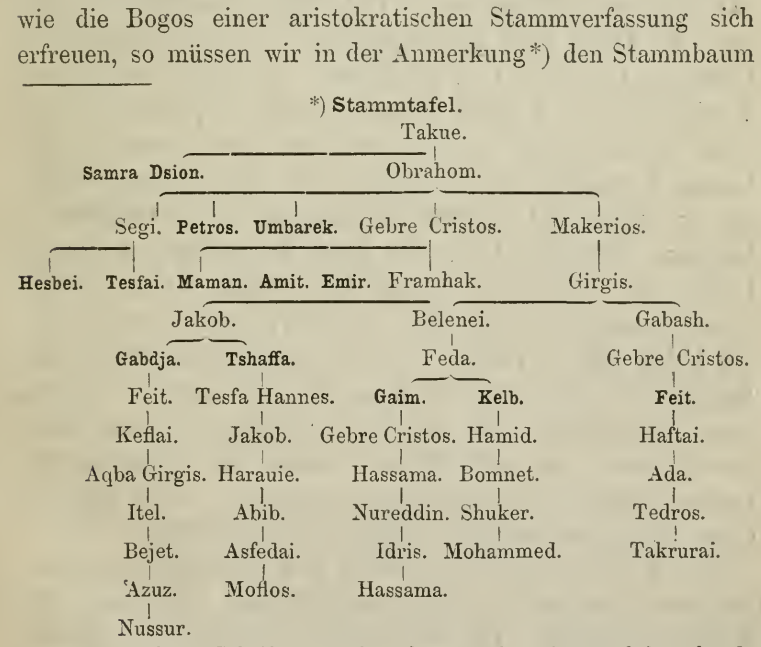
neuerworbenen Verwandtschaft; er hält sich zu uns, wo er doch Amharisch reden kann.

Da nun nichts mehr der Weiterreise entgegensteht, bestimme ich sie auf den folgenden Tag und fordere Nussur auf, mir bis zu den rothen Marea das Geleit zu geben.

Ueber die Beit Takue.

Da die Ebene Halhal als Stammsitz der Beit Takue zu betrachten ist, so scheint es zweckmässig, einige Bemerkungen über dieses Volk hier einzuschalten. Da die Beit Takue ganz wie die Bogos einer aristokratischen Stammverfassung sich erfreuen, so müssen wir in der Anmerkung*) den Stammbaum

*) **Stammtafel.**



Die mit fetter Schrift gedruckten Namen sind alles noch bestehende Familien.

der herrschenden Geschlechter geben, wie ihn der Familienstolz im Andenken behalten hat. Natürlicherweise erwähnen wir nur die Hauptlinien. Wir finden also dreizehn Generationen bis zum Stammvater des Volkes, dem er seinen Namen gegeben hat; Belen nennt man die Takue auch uneigentlich nach ihrer Sprache. Dass die Takue von den Gümmegan im Hamasen abstammen, wird von niemandem bezweifelt; noch jetzt werden sie von den letztern als Verwandte anerkannt und man zeigt bei Az Teklesán ihnen gehörige Grundstücke, die bei der Abwesenheit der Eigenthümer brach gelassen werden. Die Takue sind also ein Zweig der grossen Familie Beit Atoshim, die das Hamasen beherrscht und grösstentheils auch bewohnt. Die Ueberlieferung nennt als den ersten Einwanderer von Abyssinien Samra Dsion, Takue's Sohn. Er soll (also etwa vor 300 Jahren) zusammen mit seinen Verwandten Bidel und Zerfu den Abhang von Af Gula hinab über Shütel an den Fuss des Debre Salé gekommen sein, wo sie zusammen in Hömmeret Goila ein Dorf gründeten; man erzählt sogar, ihre Kirche habe bei Af Sabr (unweit Adarté) gestanden. Man weiss nicht, warum sie sich nicht mit ihrer ersten Niederlassung begnügten: sie beschlossen, sich einen besseren Wohnsitz zu suchen und schickten Kundschafter in das benachbarte Hochland. Der eine lernte den Debre Salé kennen, der zweite Halhal, der dritte Ere. Jeder lobte seinen Fund und da keiner nachgeben wollte, kam es zur Trennung: Bidel nahm den Debre Salé in Besitz, wo noch Spuren seiner Dörfer und Kirchen vorhanden sind; Zerfu wandte sich nach Ere, von wo seine Nachkommen von den Marea verdrängt worden sind; Samra Dsion kam nach Halhal. Indem wir später auf die beiden Gefährten zurückzukommen gedenken, wollen wir jetzt seine und seines Stammes Schicksale weiterverfolgen.

Die Nachkommen Samra Dsion's sind verkümmert und ausgestorben; ihr Dorf von Mai Auálid besteht nicht mehr, die Kirche ist zerfallen. Die jetzigen Takue stammen fast alle von Obrahom's Söhnen, wovon die bedeutendsten Gebre Cristos und

Makerios wurden: die andern Zweige schliessen sich ihnen an und leben mit ihnen zusammen. Nun aber kamen bei der Einwanderung auch Tigré oder Unterworfene mit; mit Samra Dsion kamen die Dsauen; mit Obrahom sollen aber sieben Männer gekommen sein, Namens Dsarui, Dengenei, Legenei, Sakrenei, Hamasenei, Garai, Kasenei, deren Nachkommen sich nach diesen Namen in ebenso viele Stämme scheiden; sie sind aber wohl alle eher Ursprungs-, denn Eigennamen, was bei Kasenei (Mann von Kasen, einem Dorf im Karneshim) und bei Hamasenei deutlich hervortritt.

Was nun die Barea betrifft, so muss man sie als die alten Einwohner des Landes anerkennen; auch die Ortsnamen deuten darauf, wie z. B. Aretta. Wie gesagt, finden sich bei der Einwanderung nur spärliche Reste; der grösste Theil des Volkes sei schon früher freiwillig in ihre jetzigen Wohnsitze ausgewandert. Das Land am Anseba theilten damals Beit Mushe und oberhalb die Qaqin. Die Gengerén besassen Bab Gengerén und Aretta; sie bestehen noch immer; wir werden auf sie zurückkommen. Wer die jetzt ganz ausgestorbenen Beit Mushe seien, ist schwer zu entscheiden, sie hatten ihren Hauptsitz in Saraua, wo jetzt Az Feit wohnen. Die Takue behaupten, sie hätten von ihnen ihre jetzige Sprache angenommen; demnach wären die Beit Mushe den Bogos verwandt und die Takue müssen lange mit ihnen zusammengelebt haben. Nur so lässt sich erklären, dass die Takue Belen reden, während ihre Stammsprache äthiopisch ist; so wenig absolut darf man aus der Sprache auf den Ursprung schliessen; auch hier würde man sich irreführen lassen, wenn nicht die Tradition von der Verwandtschaft mit Gümmegan so frisch und unbezweifelt wäre.

Wie wir sahen, waren die ersten Niederlassungen Az Samra Dsion mit eigener Kirche in Mai Auálid und Az Obrahom in Halhal mit der heil. Jakobskirche. Als der Stamm für den engen Raum zu gross wurde, blieben die Gabdja und Tshaffa zusammen in Halhal; erstere wohnten um den Nebekbaum (Kosla),

letztere um die Sykomore (Darotet), woher der Doppelname des Dorfes rührt. Die Az Feda aber gründeten ein Dorf in Wonber mit einer Marienkirche; die Az Feit setzten sich in Eres, gehörten aber zur Kirche von Wonber. In Folge von Streitigkeiten verliessen die Az Tshaffa Halhal und liessen sich in Gabei Alabu nieder. Endlich konnten sich auch die Az Gabdja nicht mehr behaupten; sie sind erst seit drei Jahren mit den Az Hesbei wieder dahin zurückgekehrt nach vielen Irrsalen, worauf wir wieder zurückkommen müssen.

Nun muss ich aber sagen, wie die Takue das Ansebathal occupirt haben. Tekla Dsion, der älteste von Feda's Söhnen (etwa vor 140 Jahren), verlässt zuerst das Hochland und lässt sich in Zeron nieder, wo seine Nachkommen noch leben; Zefe und Hassama (vor 100 Jahren) gehen nach Hubub; Bomnet geht nach Waliko und sein Brudersohn nach Maragas, das er aber wieder verlassen hat; die letzten wanderten die Az Feit nach Saraua aus (vor 22 Jahren). Die Erstgebornen von Gebre Cristos sind Az Kafu, von Makerios Az Feit; ihre Stammältesten werden noch immer in Eres begraben; eine steinerne Grabkammer ist ihnen gemeinschaftlich; stirbt der Shum (Häuptling) von Az Feit, so wird die Erde entfernt, der steinerne Deckel des Sarges ausgehoben, die alten Knochen zur Seite gelegt, der Leichnam beigesetzt und über den Deckel Erde geworfen; den Platz bezeichnen zwei über dem Kopf und Fuss eingerammte, etwa 4 Fuss hohe Steintafeln.

So wurden die Takue, als es der zahlreichen Familie zu eng wurde, am Anseba Nachbarn der Bogos; sie scheinen sich meist nur feindlich mit ihnen berührt zu haben, doch sind sie jetzt durch gegenseitige Heirathen verschwägert worden. Was ihre nördlichen Nachbarn, die Beit Zer'u, ihre frühern Verwandten betrifft, so führten sie mit ihnen einen beständigen Krieg; die Beit Zer'u sollen einmal sogar ihre Feinde in Halhal selbst aufgesucht und es verwüstet haben. Mit Abyssinien kamen die Takue wenig in Berührung. Man erzählt, ein gewisser Elos sei mit einem Heer von Hasaga bis Halhal ge-

drungen; von ihm rühre der «Weg des Elos» her; doch erinnert sich niemand der Zeit dieses Ueberfalles. Erst seit den letzten zwanzig Jahren mussten auch die Takue die abyssinische Uebermacht fühlen. Ubié's Truppen lagerten nach verzweifelter Gegenwehr zum ersten Male 1844 in Halhal; die Blüthe der Jugend fiel im Heldenkampf; der lange angehäufte Reichthum des Landes verschwand; nur langsam konnte es sich erholen. 1849 wiederholte Ubié seinen Besuch und drang sogar bis Ere; doch rettete sich der grösste Theil des Volkes durch Flucht. So machte sich Ubié auch hier gefürchtet und noch wird jeder abyssinische Heerzug, von wem er veranstaltet sei, kurzweg Ubié getauft. Doch blieb das Land unabhängig; von Tribut war keine Rede. Als Dedjas Heilu Statthalter des Hamasen wurde, unterwarf er sich den untern Anseba langsam und klug; nachdem er sich bei den Bogos festgesetzt hatte, fing er an auch Az Gaim und Az Kelb mässig zu besteuern; er nannte das für den Anfang freiwillige Gabe. Als Marit an seine Stelle gesetzt wurde, begnügte er sich (August 1859) mit der seinem Vorgänger entrichteten Abgabe. Als er aber im November desselben Jahres gegen Bedjuk zu Feld zog, riss der Strom auch die Nachbarn in's Verderben: Hubub, Zeron, Waliko, Saraua wurden von den beutelustigen Amhara verwüstet, viele Heerden weggetrieben, die halbe Erndte zerstört und besonders viele Leute erschlagen. Geschreckt sandten auch die Bewohner des Hochlandes, die Az Gabdja und Az Tshaffa, um Frieden und mussten sich dazu verstehen, den ersten regelmässigen Tribut an Abyssinien zu zahlen. Im Jahr 1860 zahlten nur die untern Takue Tribut an Imam; 1861 endlich will derselbe Fürst in die Fussstapfen Marit's eintreten und es ist vorauszusehen, dass die Takue wie die Bogos ganz regelmässige Unterthanen Abyssiniens werden müssen.

Wie wir gesehen, waren die Takue Christen mit Kirchen ihre Priesterfamilie stammt von Az Shehei (vom Hamasen). Die Islamitisirung hat erst nach Ubié begonnen; die vollständige Bekehrung datirt erst von 15 Jahren, obgleich es noch

jetzt einzelne Christen gibt. Das islamitische Recht ist noch nicht durchgedrungen, obgleich Anklänge nicht fehlen. Wenn also das Leben noch christlich ist, so steht der Glaube an Mohammed doch sehr fest und kann kaum rückgängig gemacht werden. Das Beten und Fasten wird immer allgemeiner.

Wenn wir nun das Volk der Takue vom Ausland wenig berührt sahen, finden wir seit alten Zeiten, wie es alle seine Energie gegen seine eigenen Eingeweide wendet. Die Geschichte besteht aus einer unaufhörlichen Reihe von Familienfehden, wo aller Muth und Talent dem Brudermord geweiht sind. Die fürchterliche Hartnäckigkeit, die bei diesem permanenten Bürgerkriege entwickelt wurde, hat das Volk sehr klein gemacht; nicht zufrieden, mit dem eigenen Schwert zu mähen, rufen die entzweiten Familien oft auch ausländische Hülfe herbei und, was besonders auffallend ist, die sich am nächsten verwandten Stämme bekämpfen sich am heftigsten. So dauert die Blutfehde zwischen Az Gabdja und Az Tshaffa schon vierzig Jahre; während sie noch in Einem Dorf zusammenleben, rufen die Az Tshaffa die rothen Marea zu Hülfe; einige Jahre später verwüsten dieselben mit Hülfe der Marea und der Algeden Az Gabdja in Halhal, wobei die Kirche niedergebrannt und der Nebekbaum, der dem Dorf den Namen gegeben, niedergehauen wird (1836). 1837 stiften die Az Tshaffa die Az Ali Bachit gegen die untern Takue auf; doch als die Beni Amer mit reicher Beute beladen den Rückzug nach dem Barka antreten, vereinigen sich dieselben Az Tshaffa mit Az Gabdja und hauen ihre Freunde am Abhang des Gebirges zusammen. Im Jahre 1838 greifen die Az Tshaffa im Verein mit den gleichen Az Ali Bachit die Az Gabdja in Halhal an, werden aber zurückgeschlagen; erst 1843 gelingt es ihnen, das Dorf Halhal einzuäschern. 1847 vereinigen sich sonderbarer Weise die Blutfeinde Gabdja und Tshaffa, um im Bund mit Az Gultáne die Heerden von Az Kelb zu vernichten. Die Az Gultáne wurden erst 1861 für diesen Ueberfall bestraft; die Az Kelb überfielen ihr Zeltenlager am Fuss des Debre

Salé, nahmen 25 Heerden weg und tödteten 25 Hirten. Im Jahr 1850 vereinigen sich die gleichen Stämme wieder und verwüsten Hubub. Im folgenden Jahre hat die Freundschaft schon wieder ein Ende: die Leute von Az Tshaffa machen den Häuptling von Az Gabdja, den weitberühmten Helden Azuz Weld Bejet, im Schlafe nieder. Nussur, sein Sohn, flüchtet sich zu den Az Teklés, verwüstet, von ihnen unterstützt, Az Tshaffa und tödtet den Mörder seines Vaters. Dann lässt er sich in Dobak nieder unter dem Schutz der Bogos, denen er mütterlicherseits verwandt ist. Ich lernte ihn in dieser Zeit kennen und hatte oft Gelegenheit, mich auch thatsächlich für ihn zu interessiren. Er ist kaum 25 Jahre alt, ziemlich schwarz, mit starkem Bart, fein gebogener Nase, die mit der hohen Stirne fast zusammenläuft; er ist sehr muthig und zeigt jetzt auch vielen Verstand. Er hat sich seitdem mit allen Blutfeinden ausgesöhnt; er hat sich die Marea durch Verschwägerung zu Freunden gemacht und thut alles, um all das Blut, das sein Vater vergoss, vergessen zu machen. Er hat, was hier zu Lande viel heisst, seine vier Brüder zu Freunden gemacht, indem er sie bei der Erbtheilung sehr grossmüthig behandelte. Er ist bei seinem Stamm sehr beliebt und alles sammelt sich jetzt um ihn in Halhal zu einem grossen, blühenden Dorf. Die Az Gabdja haben zwar wenig Unterworfene, die Bewohner des Dorfes sind also fast alles Brüder von gleichem Blut und Adel, auf die aber Nussur grossen Einfluss hat.

Zu Europa ist Beit Takue, ohne es zu wissen, in ein gewisses Schutzverhältniss getreten. Die obern Takue, die auch im Barka Pflanzungen haben, brachten viele Jahre lang dem Häuptling der Beni Amer jährlich sieben Kameellasten Weizen als Tribut und erkauften sich damit die Sicherheit für ihre Heerden und Pflanzungen im Tiefland. Die Häuptlinge der untern Takue hingegen hatten sich 1854, das Schicksal der Bogos fürchtend, förmlich den Türken unterworfen. Als nun aber die Grossmächte die Bogos vor den ägyptischen Angriffen sicherstellten, wurden auch die Takue in den Vertrag einge-

schlossen und hatten seitdem nichts mehr von dieser Seite zu fürchten. Da sie nun aber, des alten Blutes gedenk, die Heerden der Az Gultane, die türkische Unterthanen sind, weggeraubt haben, so ist zu erwarten, dass sie der bisherigen Immunität verlustig gehen und dass die Türken den Begriff von europäischer Unterthanenschaft nicht so weit treiben werden, um diese neuen Montenegriner immer in Ruhe zu lassen.

Ich hatte bei Abtragung des Tributes Gelegenheit, mich über die statistischen Verhältnisse von Beit Takue genau zu erkundigen.

Bevölkerung.

Dörfer: 1) Hubub, provisorisch in Gabdsi, bewohnt von Az Gaim, mit denen viele Gengerén und Az Tokel zusammenleben. Häuptlinge sind Hedad Weld Raka und Idris Weld Nureddin. Erwachsene Männer 350

2) Waliko, bewohnt von Az Kelb mit ihren zahlreichen Unterthanen; mit ihnen leben viele Az Teklés (Habab) als Niedergelassene. Häuptlinge sind Shuker Weld Bomnet und Dafla Weld Temariam. 500

3) Zeron, bewohnt von Az Tekla Dsion, Häuptling ist Weld Feda. 100

4) Saraua, bewohnt von Az Feit, Häuptling Takrurai. 200

Im Hochland sind

5) Halhal, bewohnt von Az Gabdja mit anderen kleinen Zweigen der Takue; Häuptl. Nussur 300

6) Kaseḥ, bewohnt von Az Tesfei 100

7) Gabei Alabu, bewohnt von Az Tshaffa mit vielen Unterthanen und niedergelassenen Marea; Häuptling Asfedai Weld Abib 450

Im Ganzen M. 2000

Rechnet man an Weibern und Kindern drei auf jeden Mann, so käme die Bevölkerung auf 8000 Seelen. Man darf sie nicht nach den Häusern berechnen, da ein grosser Theil derselben beständig mit den Heerden der Weide nachgeht.

Ausser dieser Schätzung hatte ich Gelegenheit, eine genaue Berechnung der erwachsenen Shmagilli (der Vornehmen, d. h. der eigentlichen Nachkommen von Takue) zu machen, deren Resultat folgendes ist:

Az Gabdja hat	200	streitbare	Shmagilli
Az Tshaffa	250	»	»
Az Shum Dähn	30	»	»
Az Hesbei	110	»	»
Az Tesfei	100	»	»
Az Kelb und Az Tekla Dsion	200	»	»
Az Gaim	30	»	»
Gengerén	100	»	»
	1020		

Ich füge eine annähernde Uebersicht der Heerden, der pflügenden Stierpaare und des Tributs bei.

	Heerden.	Stierpaare.		Tribut (1861).
Halhal und Kaseh	50	400	1/3	Thlr. 320*) (1859 Thlr. 500)
Gabei Alabu	100		2/3	
Hubub	80	100		» 150
Waliko und Zeron	170	180		» 250

Den Tribut entrichten Tshaffa und Gabdja zusammen, letzteres übernimmt ein Drittel. Die Az Feit erkennen sich als dem Naib unterwürfig an; so konnte ich mir keine Idee von ihrem Besitzthum machen. Ausser Kühen ist besonders Hubub reich an Ziegen, viel weniger Waliko; die obern Takue besitzen deren fast gar keine. Die Eintreibung des Tributs ist für die Häuptlinge eine erwünschte Einnahmequelle; er wird nach den Jochen berechnet, deren jedes 1 Thlr. zahlt. Ueberdiess werden die Heerden noch extra besteuert; vom Ueberschuss werden die laufenden Gemeindeausgaben bestritten, doch kann sich der Häuptling immer etwas bei Seite legen.

Wir fanden also, dass die eigentlichen Takue etwa die Hälfte der Bevölkerung ausmachen; das Verhältniss ist bedeu-

*) Unter Thaler verstehen wir immer den östreichischen Maria-Theresia-Thaler, etwa 5¼ Frc.

tend stärker als bei den Bogos*); während wir bei den Bogos durch den alten unverkümmerten Landbesitz die frühern Herren des Landes kennen lernen, sehen wir in den Takue ein Volk, das entweder in ein fast leeres Land gekommen ist oder die Ureinwohner vernichtet hat: denn der Bodenbesitz ist in Händen des herrschenden Stammes.

Die meisten Tigré (Unterworfenen) halten sich in Waliko auf, da der Anseba ihren Heerden zusagt. Hier wohnen auch

---

*) Wir erlauben uns, nach neueren Forschungen eine Uebersicht der statistischen Verhältnisse der Bogos einzuschalten.

Az Zemat, Adeliche und Unterworfene, wohnen in:
Hashala — Qunné — Konfu — Deraq — Habin Mentel — Gedjíla — Kalankuilei — Azafa — Guraroch — Tdjarasi.

Az Itekel wohnen in
Degi — Habin Mentel — Mai Goga (Boggu).

Az Hadembes in Keren.

Az Ebrahé in Gabei Alabu und Ferhén.

Az Shebot in One und Seti (Boggu). Einzelne in Keren.

Az Idjel in Tantárua und Keren.

Az Bürhano in Faladarib und Tantárua.

Beit Gabru leben in Keren und mit den Az Shebot.

Die Bevölkerung kann jedenfalls zu 10,000 Seelen berechnet werden, wovon 1% Muslimin.

Kuhheerden:

One und seine Tigré	50	Heerden.	
Bürhano	5	»	
Idjel	15	»	
Shebot in Keren	5	»	
Shebot in Boggu	7	»	
Ebrahé	40	»	
Hadembes	35	»	
Itekel	30	»	
Zemat	123	»	
	310	Heerden zu 50 Stück à 3 Thlr.	46,500 Thlr.
In Geld, Schmuck etc. kann man rechnen wenigstens			10,000 »
Die Ziegen bilden das Vermögen der Unbemittelten; sie liefern mehr Milch als die Kühe; man kann 1000 H. annehmen zu 50 St. im Werth von 20 Thlr.			20,000 »
		Also mag das Gesammtvermögen betragen	80,000 Thlr.

Also nimmt der höchste Tribut (1000 Thlr.) kaum mehr als 1%. Dabei sind die Pflugstiere nicht in Betracht gezogen, wovon wenigstens 1200 Paare da sind, die besteuert werden.

viele Habab vom Stamme Az Teklés; sie benehmen sich aber den Takue gegenüber eher als Herren, denn als niedergelassene Schützlinge. Mit den obern Takue leben aber viele Marea, die aber auch in ihrer Heimat tributpflichtig sind. Die erwähnten Gengerén sind ihres Ursprunges Thaura; ihre Verwandten leben mit Az Temariam zusammen und vermitteln den Waarentransport zwischen Keren und Massua. Sie sprechen Tigré und waren bis auf die Gegenwart Christen. Früher waren sie auf dem Plateau Aretta angesiedelt. Dann liessen sie sich in Dobak nieder, von wo sie aber auf nichtige Vorwände hin von den Bogos vertrieben wurden. Seitdem leben sie zerstreut in Hubub und Halhal, nur ein kleiner Theil von ihnen bewohnt in Duarba am Fuss des Aretta ein eignes Dorf. Sie werden von den Takue als ebenbürtiger Adel angesehen. Zu erwähnen haben wir noch die Az Tokel, die in Hubub leben; der Hexerei beschuldigt, wurden sie von ihrer Heimat Bedjuk vertrieben und fanden erst nach langem Herumirren gegen ein Geschenk von 100 Thlr. bei den Az Gaim Schutz und Unterkommen. (Vergl. mein Recht der Bogos, pag. 91.)

Die Grenze der Takue gegen die Bogos hin bildet die Berglinie (Modakka), die sich von Afharom zum Sattel von Dobak zieht, dann der Lalamba und seine Verlängerung bis Tshabbab. Von hier an bildet der Anseba selbst die Grenze gegen die Bedjuk, denen das rechte Uferland gehört. Von der Enge Saraua an beginnt das Gebiet der Az Teklés. Gegen die Marea hin bildet die Grenze der Strom von Kerkeriu. Gegen das Barka ist die Grenze unbestimmt, da die Abfälle von Melbeb und Tshellema auch von den Marea beansprucht werden. Unter Hafulei weiden die Heerden der Takue und der Beni Amer gemeinschaftlich, wenn auch das eigentliche Gebiet der letztern unter dem Debre Salé beginnt.

Die Leute von Hubub bepflanzen Gabdsi und die Hochebene Modakka mit Durra und Bohnen; doch benutzen sie oft auch die Tiefebene von Medjlel. Die Leute von Zeron, Waliko und Saraua begnügen sich mit den fruchtbaren Uferebenen

links vom Anseba, die selten ihre schöne Erndte verfehlen. Die Leute von Halhal bebauen die Hochebenen von Halhal selbst, Mai Aualid, Eres mit Weizen, Gerste, Nuhuk und Mashella woqár. Sie wechseln mit Weizen und Gerste; besonders die letztere ist sehr schön. Das Land wird in ganz kleine Streifen vertheilt, sodass jeder ein kleines Feld bekommt; die Häuser und Gräber sind auf den kleinstmöglichen Raum zusammengedrängt. Rother Pfeffer, Zwiebeln, kurz alles was Abyssinien hat, würde hier vollkommen gedeihen. Doch ist das Hochland für die Heerden nicht sehr günstig; in der Regenzeit sind die Fliegen unausstehlich, im Herbst wird die Kälte äusserst empfindlich. Das Hochland genügt übrigens den Bedürfnissen durchaus nicht; die Az Gabdja bebauen zusammen mit den Gengerén das Thal Bab Gengerén; die Az Tshaffa dagegen benutzen im Barka die Thäler Hafulei und Tshurum bis Hömmeret Goila. Die Hochebene Aretta wird von den Gengerén bebaut. Die Takue sind sehr eifrige Ackerbauer, doch pflügen sie nur einmal über die Saat hin; gedüngt wird theilweise, indem man die Heerden auf dem Feld übernachten lässt. Tabak wird wenig gepflanzt, aber viel geraucht; man führt ihn von den Bogos und von Massua ein. Schnupfen und Kauen wird immer allgemeiner.

Was nun Sitten und Rechtsverhältnisse der Takue betrifft, so fand ich eine bis auf das Kleinste gehende Uebereinstimmung mit allem, was ich früher als Recht und Sitten der Bogos beschrieben habe, sodass jedes dort gesagte Wort auch hierher passt. Ich war mir schon früher dieser Gleichheit bewusst, habe sie aber auf dieser Reise bis auf jede Einzelnheit constatirt, ein Resultat, das bei der Verschiedenheit der Stämme auffällt, besonders wenn man berücksichtigt, dass die Habab, die Marea, die Mensa der gleichen Rechtsprincipien theilhaftig sind, die bei den Bogos herrschenden Sitten und Gebräuche aber ausser den genannten Völkern auch dem Samhar und zum Theil auch dem Barka gemeinschaftlich sind.

So dürfen wir nur auf das für die Bogos Gesagte hin-

weisen; selbst der Islam hat noch wenig Begriffe umgestaltet. Wir haben hier nur ganz wenig Ausnahmen zu constatiren.

Wenn wir hier wie bei den Bogos eine ziemlich lose zusammenhängende Aristokratie finden, so müssen wir gestehen, dass diese letztere bei allem bösen Willen sich viel mehr schont, während die energischeren Takue sich durch die ewigen Familienfehden aufreiben. Das Verhältniss des Tigré ist das gleiche; früher brachte er seinem Herrn Bier, jetzt entrichtet er ihm eine kleine Abgabe in Getreide und Schmalz. Versäumt er seine Pflicht, so wird er zum Dadè gemacht, worauf er mit seiner Nachkommenschaft an seinen Herrn für immer gekettet ist. Diese Art beschränkter Leibeigenschaft kommt übrigens auch bei den Bogos häufig vor. Sonst kann der Herr seinen Tigré nicht verhindern, sich einen neuen Herrn zu wählen; aber er hat das Recht, ihm bei seinem Austritt alle etwaigen Ansprüche ohne allen Beweis aufzählen zu können. Sklaven besitzen die Takue sehr wenige; der Ursprung der Sklaverei ist auch hier meist Zahlungsunfähigkeit. — Der Takue schwört, indem er das Grab eines Kinderlosen betritt. — Derjenige, der ein fremdes Feld bebaut, entrichtet dem Grundbesitzer den dritten Theil der Erndte, was sich aus dem Mangel an genügendem Land erklärt. — Der gebundene Haus-, Feld- oder Kuhdieb befreit sich mit Zahlung von 30 Kühen, einem Kameel und einem Teppich; sonst wird er leibeigen. Ehehindernisse finden wir dieselben, wie bei den Bogos; doch werden sie seit Einführung des Islam für die mütterlichen Verwandten nicht mehr streng eingehalten und es ist vorauszusehen, dass in Kurzem das mohammedanische Ehegesetz das Landrecht ganz verdrängen wird. — Der Tochtersohn ist mit seiner mütterlichen Familie noch enger verbunden, als bei den Bogos, da er seinen mütterlichen Onkel rächen darf; ein Verhältniss, das seine höchste Ausbildung bei den Barea und den Bazen erhalten hat. — Die Frau ist hier insofern besser gestellt, da sie vor dem Gemeinderath (Mohäber) auf Scheidung klagen darf. Die Wittwe

trauert für ihren Mann, sei er ein Vornehmer oder ein Geringer, ein volles Jahr. — Der Landbesitzer, der sein Grundstück verliehen hat, hat das Recht, es das folgende Jahr nach eigenem Gutdünken zu verwenden. Land wird unter alle Erben gleichmässig vertheilt. Gefundenes herrenloses Gut muss der Tigré seinem Herrn bringen, der ihn nach Gutdünken dafür belohnt. — Der durch Eid überwiesene Dieb ist zu dreifacher Rückgabe verbunden. — Der Blutpreis ist derselbe wie bei den Bogos, er wird ohne Bevorzugung der nächsten Verwandten an alle Glieder der Familie gleichmässig vertheilt. Der Preis für einen getödteten Tigré beträgt aber 120 Kühe, wovon die Hälfte seinem Herrn ist. Im Blutpreis werden auch Land und Ziegen angenommen. — Auf ausserehelliche Schwängerung steht der volle Blutpreis, den aber der Gebrauch auf 60 Kühe reducirt hat, nicht wie bei den Bogos, wo sich der Vater oft sogar mit einer einzigen Kuh versöhnen lässt. — Ausgeschlagener Zahn oder Auge gilt 10 Kühe. — Die Takue verstehen sich für ihren getödteten Gast oder Tigré selten zu Annahme des Blutpreises, während sie sich für den getödteten Verwandten leicht mit dem Blutgeld versöhnen lassen. Das Gast- und Geleitsrecht ist hier besonders heilig gehalten; man hat Beispiele, dass der Gast, der im Dorf selbst jemanden erschlagen hatte, unversehrt nach seiner Heimat entlassen wurde. — Wer im Streit mit seinen Verwandten auswandert, dessen Land wird brach gelassen; deswegen liegen die Grundstücke der Takue in ihrer alten Heimat bis auf heutige Zeit brach. — Der Kläger führt den Zeugenbeweis, in dessen Abwesenheit der Angeklagte zum Entlastungseid berechtigt ist, wie im mohammedanischen Gesetz. — Das Blut oder die Schuld der Frau übernimmt der Mann oder der Vater, je mit wem sie gerade lebt.

Wir haben sehr wenige Ausnahmen zu constatiren; im Uebrigen gleicht das Recht dem der Bogos auf das Haar; das Gleiche gilt von den Sitten und Gebräuchen, die für beide Völker ganz dieselben sind. Wir haben nur Weniges beizu-

fügen. Ein am Mittwoch geborenes Kind wurde früher getödtet, jetzt ist man tolerant geworden. Das Leben der Frau ist das gleiche; Scheidung und Vielweiberei ist auch hier nur eine Ausnahme. Die Häuser waren früher viereckige steinerne Nihiss mit flachem Dach, wie sie im Hamasen üblich sind oder Tuqlo mit steinerner Ringmauer. Jetzt baut man sie wie bei den Bogos oder lebt in Mattenzelten.

Die Takue sind entschlossener, thätiger als die Bogos; es fehlt ihnen nicht an Muth; doch wenden sie ihn nur untereinander an, während sie mit dem Ausland meist in Frieden leben. Das verkehrte, falsche Herz haben sie mit den Bogos gemein; ihre Freundschaft ist unzuverlässig. — Die Landessprache ist das Belen, das sie aber sehr eigenthümlich aussprechen und auch grammatikalisch mit dem Tigré vermengen. Doch wird das Tigré allgemein gesprochen und es ist vorauszusehen, dass es bald das Belen ganz verdrängen wird.

Von Halhal nach Kelbetu.

Donnerstag den 5. September um 9¼ Uhr Morgens verlassen wir, begleitet von Nussur, das Dorf. Der Weg geht nordwärts zuerst durch anmuthige Kornfelder, dann wird er unebener und wir steigen mehrere Hügel auf und ab, die mit Oliven bewaldet und zuerst von der Querebene Sultane und dann vom Thal Mai Auálid (Jungfrauenwasser) unterbrochen sind. Das letztere ist lang und schmal, von Kornfeldern bedeckt; das Wasser, wo früher das Dorf stand, liegt ¼ St. rechtsab vom Weg. Von da kommen wir durch einen dichten Wald zu einem Bach, der sich nicht unfern mit Mai Auálid verbindet und den Kerkeriu bildet, der in jähem Abgrund das Gebiet der Halhal und Marea voneinander trennt; so liegt nur am Abfall von Metkel Abet ein sehr enger Pass offen, der als Beit Höbei (Affenhaus) schon von Weitem durch eine mächtige Felswand zu unterscheiden ist. Jenseits dieses Passes kommen wir über mehrere kleinere Berge zu der wasserscheidenden Höhe und sehen unter uns das grosse Thal Geridsa als Kessel, den diesseits und jenseits schief in die Mitte ablaufende Ebenen, hier Melebso, dort Rehi, durch den Torrent Eig getrennt, bilden. Von dem Kamme führt der Weg ganz sanft zur ersten Ebene hinab, deren Kornfelder mit zer-

streuten Weilern abwechselnd ein erfreuliches Bild gewähren. In der Tiefe des Kessels überschreiten wir den Torrent Eig, dessen Thal mit dichtem Wald die zwei Culturebenen trennt, und steigen die jenseitige Ebene Rehi hinauf, wo wir bei dem grossen Häuptling der rothen Marea unser Nachtquartier nehmen in einem Weiler von etwa 20 Mattenzelten. Wir setzen uns neben einige dem Dorf anliegende Felsblöcke; die ersten, die zum Willkomm zu uns herauskommen, sind einige hier angesessene Handelsleute von Dokono (Arkeko). Nach langem Warten, das die Eingebornen wohl zur Berathung über unser Kommen verwenden, schickt uns Beri Weld Dafla seine Grüsse; er wäre selbst gekommen, aber seine Augen seien sehr angegriffen; wir möchten hineinkommen. Man führt uns innerhalb der Umzäunung in ein kleines, aber sehr reinlich gehaltenes Ablu, das einer alten Sklavin des Häuptlings gehört. Wir haben wenig Zudrang von Neugierigen; freilich ist das Dorf sehr klein und wennschon rings herum, so weit das Auge reicht, Weiler an Weiler zu erblicken sind, so sind sie doch weit genug voneinander entfernt, um Lärm zu vermeiden und dem Land einen Anstrich von Einsamkeit zu geben. Das Aussehen der Ebene versetzt uns ganz in das abyssinische Hochland; sie ist viel weiter und freier, als Halhal und ebenso baumlos. Die alte Hausmutter, die scheint es immer die Einquartirung der Gäste besorgt, überlässt uns ihr Bett und reservirt sich nur einen Winkel in der Hütte; sie wird von allen mit vieler Achtung behandelt, da sie als alte Haussklavin sich mit der Herrenfamilie fast identificirt. Gewiss sind geborne Sklaven, die nie die Freiheit gekannt haben, nicht unglücklich; sie finden ihre Lage natürlich und theilen Leid und Freud der Familie; wehe denen, die noch die Ehre der Freiheit kennen.

Den 6. September Morgens früh verabschiedet sich Nussur, nachdem er uns in den Schutz Beri's übertragen hat; ich liebe sein offnes Gesicht und Rede, aber nicht seine Bettelei. Da ich ihm für seine Gastlichkeit und Geleit gegeben, was

recht ist, erkläre ich ihm offen, dass ich aus eigenem Antrieb zu geben gewöhnt sei und nicht in Folge des danklosen Bettelns, wo die Gabe erzwungen scheint. Ich führe diess an, um die Grenze der adelichen Gesinnung bei diesen Völkern anzugeben, anderseits um den Reisenden die gleiche Handlungsweise zu empfehlen: dass der Gast, besonders der für steinreich angesehene Europäer freigebig sein muss, ist keine Frage; aber eine mässige freiwillige Gabe hat mehr Werth, als grosse Geschenke, die man sich so zu sagen abzwingen lässt. Nach Nussur's Abreise mache ich dem Häuptling Beri einen Besuch. Ich finde ihn in einem sehr grossen Mattenzelt; wir setzen uns auf ein Angareb in der äussern Abtheilung, die ein Vorhang von dem Frauengemach trennt. Ich kenne Beri schon vom letzten Jahr, wo er sich in Sachen des Tributs lange Zeit als Geisel in Keren aufhielt. Er ist ein Sechziger, obgleich ihn sein Augenübel viel älter scheinen lässt. Er ist sehr gesprächig; er klagt über das Hungerjahr, über die vielen Regen Tag und Nacht, die auch dieses Jahr den Getreidewuchs verhindern, über das frühe Kommen der abyssinischen Tributexpedition. Er meint mit Recht, der Tribut sollte erst nach der Erndte genommen werden. Freilich kennt er die zweifelhaften Verhältnisse Abyssiniens nicht, wo jeder nimmt, was er kann, da er des morgigen Tages nicht sicher ist. Er erzählt mir viel über die Ursprünge seines Volkes und bestätigt seine Verwandtschaft mit den Mensa und Tero'a; er leugnet bestimmt den abyssinischen Ursprung. Er befragt mich etwas ängstlich über die Beweggründe meines Besuchs, obgleich er mich schon gestern hatte vernehmen lassen; ich erwiedere ihm offen, es habe mich als Nachbar interessirt, meine Nachbarn kennen zu lernen; er wisse wohl, dass es einem Franken nicht einfallen könne, nach ihrer Armuth gierig zu sein; es sei aber in Europa geehrt, wer viele fremde Völker besucht habe. Beri fand mich gewiss sehr thöricht; da er mir aber glaubte, war mir an seiner Meinung wenig gelegen. Von einem seiner Söhne, einem kleinen recht bescheidenen

Knaben, geleitet, gehe ich dann nach Balkat, einer felsigen, nur ½ St. fernen Anhöhe, welche die Ebene von Geridsa gegen Norden abschliesst. Wir haben eine prächtige Aussicht; gegen S. die ganze Ebene, unter uns der jähe Abgrund von Darikal und fast westlich der von seinem Winterwasser weiss glitzernde Anseba, der scheinbar stark fallend aus einer Enge, welche die Abhänge von One und Az Teklés bildet, sich hinauszwängt. Uns gegenüber das langgestreckte Hochgebirge der Ḥabab, das mit uns in gleicher Höhe sich zu halten scheint. Die Anhöhe von Balkat trug früher Beri's Dorf, das sich aber wegen ausgebrochener Pocken und der steten Ueberfälle von Leoparden, die sich an Menschenfleisch gewöhnt hatten, flüchten musste.

In's Dorf zurückgekehrt, hören wir, Dedjas Imam habe mit Kommen gedroht, wenn man sich nicht mit dem Tribut beeile; da Beri dazu bereit ist, sendet er Boten zu seinen vornehmsten Verwandten, um sich darüber zu verständigen. Abends besucht mich Dafla, Beri's Lieblingssohn, ein hübscher junger Mann, mit dem ich mich lange über die Landessitten unterhalte; mit Fragen muss ich immerhin vorsichtig sein, da wir noch nicht eingewöhnt sind oder, wie das Tigré sagt: «Wir haben noch nicht den Geruch genommen». Von Gastfreundlichkeit gibt Beri wenig Proben, um so besser bewirthen uns die Leute von Arkeko, die uns überall bei den Marea wie alte Bekannte aufnahmen.

Den 7. September kommen viele Häuptlinge, Beri's Verwandte, hier an, um sich mit ihm über den an Imam zu entrichtenden Tribut zu verständigen. Uns ist für morgen das Geleit versprochen und wir sind dessen froh; unsere Maulthiere sind von den Fliegen so gepeinigt, dass sie nicht mehr an's Fressen denken können; die Flöhe sind zum Glück weniger lästig, als zu Halhal. Wir sehen weder Hunde noch Katzen, dagegen bevölkern ihre Feinde, die Ratten, und die Hyänen das Land in unglaublicher Zahl; zwanzig Hyänen auf Einem Platz zu sehen, ist gar nichts Seltenes. Das Wild ist von der

Cultur verjagt worden, da in der ganzen Ebene kein Fleck brach da liegt. Der Mangel an Bäumen gibt dem Land ein kahles Aussehen; es macht den Eindruck, als ob die herben Herbstwinde alles weggefegt hätten. Die Marea scheinen uns sehr eifrige Muslimin, aber ihr Leben haben sie noch nicht dem Glauben angepasst. An Aberglauben fehlt es natürlich auch nicht. Die paar heitern Tage bringen uns fast in den Ruf von Regenvertreibern; auch unser vieles Schreiben scheint manchem Hexerei, da in diesem Lande alles Geschriebene Koran oder Talisman ist. Selbst Beri, dem es an klarem Verstand nicht fehlt, scheint von Aberglauben nicht frei; er empfiehlt mir sein Maulthier, das heute krank von den Heerden hierher gebracht wurde; ich verstehe den Sinn dieser Empfehlung nur mit Mühe und als ich ihm bedeute, dass alles in Gottes Hand sei, erwiedert er naiv, es gebe auch ausser Gott Kräfte, die nützen und schaden können. Wir sind im Ganzen sehr wohl angesehen; die Leute können nur nicht begreifen, dass wir mit all unserer Gelehrsamkeit Ungläubige bleiben konnten; es sei eben unsere Bekehrung nicht im Buch des Schicksals geschrieben, erwiedern wir ihnen.

Den 8. September um 10 Uhr erscheint endlich unser Führer zu den schwarzen Marea, ein anderer Sohn unseres Wirthes, Adam, ein magerer langer Junge von etwa funfzehn Jahren; er hatte sich bis jetzt am Anseba bei den Heerden aufgehalten, aber die Milch hatte bei ihm, scheint es, nicht angeschlagen. Er sollte also fortan unser Schützer sein und er konnte es wohl, da nicht sein Arm für unsere Sicherheit bürgt, sondern der gute Klang seines Namens. Wir brechen um ½11 Uhr unter leichtem Regen auf, gehen wohl eine Stunde lang zwischen kahlen Hügeln auf und ab, bis gegenüber dem Berg Henik Hamas; von da kommen wir über ein tiefes von einem Bach durchflossenes enges Thal zu der jenseitigen Fortsetzung der Hügelreihe, die zum Gebirgsabhang führt; wir finden hier und da sogenannte Shiffr d. h. alte Heerdenlager, die überreichlich gedüngt, von hohem immer-

grünen Gras üppig bedeckt sind. Am Rand des Gebirges sehen wir uns gegenüber den Gebirgszug der schwarzen Marea, durch ein sehr tiefes geräumiges Thal von uns getrennt. Wir brauchen eine gute halbe Stunde, um den sehr jähen Abhang hinunterzusteigen und kommen in das Engthal Sor, einen Zweig des grossen Thales, das die beiden Rora (Plateaux) voneinander trennt. Wiederum finden wir unsern alten Bekannten, die Adansonia; überhaupt lässt die Vegetation schliessen, dass wir uns ziemlich auf gleicher Höhe mit dem Anseba bei Daueloch befinden. Wir gelangen dem Torrent nach, der jetzt fliessend ist, zu einem Heerdenlager von Az Tesfa Girgis, einem Zweig der rothen Marea; die Umzäunung befindet sich auf einer kleinen Uferebene. Obgleich es noch früh ist, satteln wir ab, um unsere Maulthiere mit der prächtigen Weide für die Hungertage im Hochland zu entschädigen. Wir werden sogleich von der ganzen Bevölkerung dieses wandernden Dorfes umringt; zum ersten Male haben sie die Gelegenheit, sich von der Existenz weisser Menschen zu überzeugen. Der erste Eindruck ist nicht der günstigste; einer fragt sogar unsere Leute, ob wir fähig seien, Milch zu trinken; in der Meinung, er werde von uns nicht verstanden, bemerkt ein anderer unserem jungen Führer, die schwarzen Marea würden seinem Vater kaum dankbar dafür sein, ihnen solche Gäste zugeschickt zu haben. Alle zeigen sie ihr Misstrauen über unsere möglichen Absichten bei diesem unerhörten Besuch. Doch verändert sich die Scene, als ich mit ihnen in gut Tigré zu reden anfange; etwas Freigebigkeit öffnet vollends das Thor der Freundschaft; ein paar Prisen Schnupftabak, die ich unter sie austheile, machen sie alle zu sehr artigen gesprächigen Leuten, was mir die trivialste Wahrheit, für die ganze Welt gültig, wieder beweist. Auch die Neugier ist bald befriedigt und jeder kehrt zu seinem Geschäfte zurück; der eine schnitzt sich mit dem Beil ein hölzernes Kopfkissen zurecht; ein anderer hobelt und glättet seinen Krummstock mit einer Glasscherbe; ein dritter ist sorgfältig bemüht,

seinem Freund die Haare zu flechten und dieselben dann vermittelst schneeweissen Lammfettes einzupudern. Das Aussehen des Thales gleicht dem des obern Anseba, wozu der hier vorherrschende auch bei den Bogos so gewöhnliche Wolwal mit der Papierrinde viel beiträgt; auch zeigen sich viele Rieseneuphorbien (Qulqual), Tserga und Tamarindenbäume. Von Feigenbäumen ist die Tshaqamte sehr häufig; sie gleicht der Darosykomore im Holz, hat aber längliche Blätter. Affen zeigen sich in grossen Schaaren. Der Boden ist wie in dem Lande der Bogos Granitschutt.

Den 9. September gelangen wir in fast sechsstündigem Marsch von Sor das ganze Thal überschreitend an den Fuss des jenseitigen Gebirges. Wir gehen zuerst den Torrent hinab bis One, wo sich ihm ein Waldbach vereinigt; da das Thal sehr eng ist, waten wir beständig im Stromwasser. Unter One wird das Thal freier, die Aussicht offener; in Hush verlassen wir endlich den nördlichen Sera zueilenden Strom. Wir haben seit Sor viele Heerdenlager angetroffen. Hush kann als Thaltiefe angesehen werden. Nun gehen wir über einige Hügel, die eine lokale Wasserscheide bilden, zum Wassergebiet Azmat über; dieses Hügelland ist uns als Kednet bekannt, Sitz von Az Tshankera, die hier zerstreut in ihren Feldern leben. Der Baumwuchs des ganzen Thales erinnert an Boggu; die Sonne brennt wie im Barka, woran auch die Frühreife des Durra mahnt. Freie Aussicht über das Thal haben wir nur in Kednet. So gelangen wir, einen Zufluss des Azmat, den Kush, hinaufgehend, der ein breites sandiges Bett hat, an den Fuss des jenseitigen Gebirges. Wir finden hier auch Beni Amer, die mit ihren Ziegen von Sera hinaufgekommen sind. Meine Leute sind jetzt, wo wir das Gebiet der schwarzen Marea betreten haben, etwas beängstigt; vor einem Ueberfall schützt uns unser Geleitsmann, aber den Eintritt in's Land kann man uns immer verbieten. Wir hörten später, dass die schwarzen Marea sich über unsern Besuch nicht besonders freuten, da sie ihr Land so viel wie mög-

lich vor jedem Fremden zu verbergen suchen; glücklicherweise kamen wir im bewohnten Lande an, ohne dass eine Nachricht uns vorausgeeilt wäre. Wir brechen nach kurzer Rast auf; der Vogel Wass, zu unserer Rechten pfeifend, verspricht meinen Leuten gute Aufnahme. Von Kush wird der Weg immer enger und steiler, bis zum eigentlichen Fuss des Berges, den wir zu Fuss hinaufklimmen. Die Steigung ist durch viele Krümmungen des Weges erleichtert und mag die Höhe des Halhalabhanges (Elos) haben. Auf dem Kamme angelangt, sehen wir noch einmal auf das jenseitige Geridsa zurück und durchziehen dann drei von Abgründen voneinander getrennte Culturebenen, Sheliwai, Erota und Kelbetu. Der dritten Ebene liegt das Dorf unseres gewählten Gastherrn in Felsen versteckt an; wir haben aber auch in den zwei ersten mehrere Weiler passirt, deren Bewohner uns wahrscheinlich für Abkömmlinge des Propheten halten; sie begrüssen uns mit vieler Ehrfurcht und wünschen ihrem Lande zu unserer heiligen Gegenwart Glück. Wir steigen mitten im Dorfe ab und setzen uns, bevor man nur unsern Besuch ahnen konnte; so sind wir auf eigene Faust hin des Gastrechts theilhaftig. Der Empfang ist sehr feierlich; der Häuptling, Ab Bakita zubenannt (Glücksvater), eigentlich ʿEzaz Weld Mussa, kommt mit grossem Geleit aus seinem Haus auf uns zu; er ist ziemlich lang und schwarz; mit dem jungen Gesicht, dem frischen lebendigen Auge contrastirt seltsam der graue Bart; der Vorderkopf ist etwas kahl, die Hinterhaare schwärzlich, die Nase etwas gebogen. Er trägt ein weites farbiges Kleid, wie sie in Kassala gewoben werden; seine Begleiter tragen alle das Schwert auf der linken Schulter. Er bittet meinen Begleiter Gabir, den er kennt, mich zu bewillkommnen. Mögt Ihr mit Glück und Frieden gekommen sein, ruft er uns zu. Mögt Ihr uns mit Glück und Frieden erwartet haben, erwiedere ich. Daraufhin gibt er Befehl, unsere Effecten in's Dorf zu tragen und führt uns in ein hübsches, ganz geräumiges Haus. Abends habe ich eine lange Unter-

haltung mit Ab Bakita; da er meinen Besuch mit den Bewegungen Imam's in Verbindung zu bringen sucht, habe ich ziemlich viel Mühe, ihn von meinen lautern Beweggründen zu überzeugen. Wir finden auch hier Handelsleute von Dokono, die sich sehr gefällig zeigen und mir als Cicerone dienen, was mir sehr lieb ist, da ich mit meinen Fragen die Eingebornen nicht misstrauisch machen will.

Sie begleiten mich den 10. September auf den dem Dorfe gegenüberliegenden Debr Kuddus (heiliger Berg), auf dessen Rücken Spuren alter Wohnungen sichtbar sind. Von seiner Spitze aus kann ich mir einen klaren Begriff von der Form des Marealandes machen, eines durch Schluchten in eine Menge kleiner Ebenen zertheilten Plateau. Der Wald fehlt; nur die Abgründe sind bewaldet, während die Ebenen kahl daliegen. Bei Kelbetu gibt es noch viel Euphorbien (Qulqual), aber keine Oliven mehr. Die Fliegen und die Flöhe sind ganz verschwunden; die Luft ist viel wärmer, als in Geridsa. Alle diese Umstände überzeugen uns, dass wir ziemlich viel tiefer uns befinden. Das Dorf Kelbetu selbst ist von allen Seiten von Feldern umgeben, die durch Felsen und Wald malerisch unterbrochen sind. Nach meiner Rückkehr bringt mir Ab Bakita eine fette Ziege; überdiess versieht er uns jeden Morgen und Abend mit Milch und Brod. Der Tag vergeht mit sehr lehrreichen Gesprächen mit den Eingebornen, die sich sehr ehrerbietig gegen uns betragen; unter den Besuchenden ist auch Mohammed Weld ʿAbbi, ein Vornehmer von Az Teklés, dessen Bruder mir seit längerer Zeit befreundet ist. Er gibt mir wichtige Aufschlüsse über die Geographie des untern Anseba.

Den 11. September brechen wir um halb elf Uhr von den Dokono begleitet auf, um B'at zu besuchen, einen felsigen Berg, der vom südwestlichen Ende des Plateau auf das Tiefland des Barka direct hinabschaut. An einem nie vertrocknenden Teiche vorbei kommen wir über eine von Hügeln und Abhängen unterbrochene Ebene zu einem wild über Felsgeröll hinbrausenden Strom, der den Fuss des Felsberges netzend,

die ihm vorliegende Ebene gleichen Namens durchzieht und dann in's Barka hinunterfällt. Der Berg selbst besteht aus einem ungeheuren sehr hohen Felsthurm, der an seiner Basis von gewaltigen Felsblöcken umringt ist, die ordnungslos übereinander gefallen eine Unzahl von Höhlen und Schachten bilden. Die alten Einwohner, welche die Wichtigkeit dieser Stätte als Zuflucht in bedrängten Zeiten einsahen, hatten ihr Dorf am Fuss des Berges über dem Strom errichtet und halfen der Natur einigermassen nach, um sich zu befestigen. Den Pass gegen Norden verwehrten sie mit einer starken Mauer ohne Cement, deren Reste noch drei Fuss hoch stehen. Das Thor bildeten zwei mit der Mauer verbundene Felsblöcke. Es finden sich im Innern dieser Befestigung mehrere mit dem Meissel ausgehöhlte Felsblöcke; darunter ist besonders ein ziemlich kleiner bemerkenswerth, da er im Innern ganz ausgehöhlt ist und nur eine ganz enge Oeffnung hat; im Innern fanden sich Knochensplitter, sodass diese Höhle als eine Todtenkammer zu betrachten ist; sie gleicht im Aussehen ganz der auf Debre Sina bei Mensa noch benutzten Todtenhöhle. Eine andere ähnliche Höhle konnten wir mit allem Suchen nicht finden, obgleich die Dokono sie früher gesehen zu haben versicherten. Wir sehen auch ein zwölf Fuss langes und drei Fuss breites Grab, zwei Fuss erhaben über dem Boden von sehr regelmässigen Steinen winkelrecht gebaut; es war wahrscheinlich früher viel höher, da viele ähnliche Steine zwecklos herumliegen. Senkrecht dazu liegt ganz in der Nähe ein ganz regelmässig viereckiger, sechs Ellen langer, einen Fuss breiter Stein, der einen Fuss hoch frei auf der Erde liegt; es ist uns aber unmöglich, ihn von der Stelle zu rücken; er scheint auch zu einem Grabe zu gehören. Wir finden ferner viele Spuren runder Steinhäuser. Die herumliegenden Steine sind alle so regelmässig, dass sie behauen oder wenigstens zu dem Zweck sorgfältig ausgesucht sein müssen. Nachdem wir so der Menschen Werk besichtigt, besuchen wir die durch die Felsblöcke gebildeten unterirdischen Kammern. Wir zün-

den eine Kerze an und steigen Schachte auf und ab, die meist miteinander in Verbindung stehen und in der Tiefe oft sehr geräumig sind. Wir finden Ueberreste von Thongefässen, die noch vor Kurzem unversehrt gewesen sein sollen. Aus den Abgründen, welche die Blöcke untereinander bilden, wachsen ungeheure Bäume gerade zum Himmel empor. Wir besichtigen eine Menge von Höhlen und klimmen sehr steile glatte Schachte auf und ab; doch finden wir keine Zeichen menschlicher Kunst. Der ganze Berg hat dieselbe Beschaffenheit; vor zwei Jahren, als man einen Einfall von Marit's Truppen befürchtete, hatten sich die Handelsleute von Dokono mit ihren Habseligkeiten für einen ganzen Monat hierher geflüchtet. Auf dem Gipfel, behaupten die Eingebornen, wohnt ein böser Geist, dessen Anblick Menschen und Vieh tödtet. Wir bestiegen ihn nicht, weil der bedeckte Himmel wenig Aussicht versprach. Es ist unzweifelhaft, dass es nicht die Marea waren, die sich diese Zufluchtstätte bereiteten; die freilich rohe Kunst verräth eine Cultur, die von den jetzigen Bewohnern nicht erreicht wird; sie denken nie daran, der Natur irgendwie nachzuhelfen. Doch konnten wir darüber nichts Sicheres erfahren. Immerhin kamen wir etwas enttäuscht zurück, da ich gehofft, Inschriften zu finden, aber durchaus nicht unzufrieden; schon der Anblick des Felsenmeeres mit der ihm entsteigenden Felsenburg und der es umgebenden Wildniss bot einen erfreulichen Contrast zu der Einförmigkeit der Culturebenen.

Wir hätten jetzt grosse Lust gehabt, noch einige Tagereisen weit dem Anseba nachzugehen; aber wir wussten nicht, wie bald die Expedition von Keren aufzubrechen gedenke. So stellten wir unsere Abreise auf den folgenden Tag fest. Die übrige Zeit benutzte ich noch, um meine geographischen Kenntnisse zu vergenauern. Ab Bakita brachte mir noch express mehrere Zeugen über den Lauf des Anseba und seinen Zusammenfluss mit dem Barka, die meisten Leute vom Barka, die oft bis To'ker gekommen waren. So konnte ich die Reise

als nicht ungelungen betrachten, da sie zu einem klaren Begriff des Fluss- und Bergsystems der Marea mich führte. Ethnographisch erhielt ich nicht unwichtige Aufschlüsse. Alle diese Resultate sind in andern Abschnitten dargestellt. Kelbetu selbst hinterliess mir einen sehr freundlichen Eindruck; schon das nähere Zusammenwohnen zeichnet es vortheilhaft vor dem einsamen Rehi aus. Die dem Dorf anliegende Felsengruppe bot auch Jagdgelegenheit, indem sie von zahlreichen Wildschweinen, Hyänen und Tshuanbesa bewohnt ist. In drei Tagen waren wir wie alte Freunde geworden; der Häuptling und seine Leute wetteiferten in Gefälligkeit. Ich gab zum Abschied einige kleine mit Dank empfangene Geschenke; besondere Freude hatte Ab Bakita an einem Rasirmesser, das für das Haupt seines jüngsten Sohnes bestimmt war; mit vielem Nachdruck bat er mich, die Gabe zu segnen, damit sie das Haupt, das es berühre, glücklich machen möge. Um Mittag brachen wir auf, von allen Vornehmen und Geringen zum Dorf hinausbegleitet. Noch einmal empfiehlt sich Ab Bakita meiner Freundschaft für alle Zeiten und bittet mich, ihre Sache bei den abyssinischen Fürsten zu vertreten. Einer seiner Söhne und ein Bruderssohn sollen uns an die Grenze der Beit Takue begleiten; den Rückweg wählen wir über Ere. Mit beiderseits wohlgemeinten Wünschen trennen wir uns.

Ueber das Volk der Marea.

Da bei den aristokratischen Völkern, die wir bis jetzt am Flussgebiet des Anseba kennen gelernt, der Begriff von Gemeinde und Familie zusammenfällt, sodass gewöhnlich jede Familie mit ihren Schutzbefohlenen ihren eigenen Wohnsitz innehält und die Bevölkerung nicht nach Köpfen gezählt wird, sondern nach engern und weitern Familien, so haben wir nie verschmäht, die Stammbäume der uns bekannten Völker mitzutheilen, da daraus nur der Stammzusammenhang begreiflich wird und auch bei den Marea folgen wir der gleichen Methode. Es ist keine Frage, dass eine solche Stammversteinerung, wo jedes Individuum nur als Glied des Familienringes seine Bedeutung hat, wo jedes Kind seiner Verwandtschaft und Genealogie sich bewusst ist, nur bei sehr isolirten Völkern sich bilden kann, bei Völkern, die von Verkehr und Handel wenig berührt werden.

Nun reicht aber der Stammbaum selten über funfzehn Generationen hinaus, aus dem einfachen Grunde, weil er, je weiter zurück er geht, um so weniger politische Bedeutung

hat; denn über sieben Grade hinaus reicht die eigentliche Blutsverwandtschaft nicht; die noch weiter liegende Verwandtschaft begründet zwar ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, entbehrt aber aller politischen oder rechtlichen Folgen. Es wäre also mit der Geschichte eines Volkes schlecht bestellt, dessen Genealogie auf höchstens 350 Jahre zurückführt. An ihre Stelle tritt eine Tradition, die mit Vorsicht gebraucht nicht ganz werthlos ist; denn es wird sich bald herausstellen, ob sie mit der Tradition der benachbarten oder verwandten Völker übereinstimme. Die letzte Instanz wäre freilich die Sprache, aber sie erlaubt wohl entscheidende Schlüsse auf grössere Völker, aber nicht auf kleine Stämme, die meist von einer einzigen oder von ganz wenigen Personen abstammen. Während ein ganzes Volk ungern seine Sprache aufgibt, kann das ein kleiner zwischen fremdredende grosse Völker eingedrängter Stamm wohl thun und am leichtesten können es seine Stammväter, die, in geringer Zahl eingewandert, sich neben den Ureinwohnern des Landes niederlassen und erst nach und nach zu einem selbstständigen Volke anwachsen.

Deswegen finden wir die Takue im Gebrauch des Belen, trotz ihrer äthiopischen Abstammung, weil ihre Stammväter, als sie noch wenige waren, sich an ein Belen redendes Volk anlehnen mussten; eben deswegen sind sie jetzt auf dem Punkte, diese Sprache gegen das Tigré zu vertauschen, weil sie von Tigré redenden Völkern umringt sind. Im Barka selbst haben gewiss das Tigré und das To'bedauie seit langer Zeit nebeneinander bestanden und bezeichnen zwei grundverschiedene Völker; aber damit ist gar nicht gesagt, dass die jetzige Sprachvertheilung sich genau an die Volksursprünge halte; der Zufall hat eher hier das To'bedauie, dort das Chassie überwiegen lassen; sonst könnte man sich nicht erklären, dass der herrschende Stamm, die Nebtab, im Barka meist To'bedauie, im Söhel aber Chassie sprechen. Je grös-

ser freilich ein Volk wird, um so schwerer wird sich seine Sprache verändern.

Nach Sitten und Recht die Volksursprünge zu bestimmen, ist noch viel schwieriger; denn die Bogos, Takue, Mensa, Habab und die Bewohner des Samhar stimmen in den wichtigsten Punkten vollkommen überein, obgleich sie historisch genommen einander gar nicht verwandt sind. Da wir nun aber genau wissen, dass alle diese Stämme in nicht ferner Zeit von sehr verschiedenen Gegenden in ganz kleiner Zahl eingewandert sind und die Ureinwohner dieses Landes ersetzt oder unterjocht haben, so liegt der Schluss nahe, dass die früheren Einwohner eine gewisse Zusammengehörigkeit hatten und gemeinsames Recht und Sitten; dass die neuen Einwanderer sich dem gebotenen Gebrauch der Majorität fügten und dass sie dieses adoptirte Recht erst, als sie die Uebermacht erlangten, aristokratisch umgestalteten. Dass sie es trotz des ungleichartigen Ursprungs ziemlich gleichmässig bilden, ist leicht erklärlich aus dem Zustande einer einzigen fremden Familie, einer Minorität gegenüber der im Land einheimischen Majorität, die zum festen aristokratischen Zusammenhalten zwingt.

Freilich erzählen alle diese Völker ihre Geschichte auf eine Art, dass man meinen möchte, sie seien von ewigen Zeiten her der Adel gewesen. Dem widerspricht aber, dass sie sich selber von wenigen Einwanderern herleiten. Denn klar ist, dass ein paar Fremde, die in ein bevölkertes Land kommen, nicht ohne Weiteres sich seiner Herrschaft bemächtigen können; sie müssen lange Zeit mit Duldung zufrieden sein, bis sie sich endlich genug vermehrt haben, um selbstständig auftreten zu können. Deswegen sind die Ursprünge dieser Völker sehr in's Dunkel gehüllt, weil unbedeutende Anfänge zu wenig Aufsehen machen, um der Erinnerung würdig gehalten zu werden.

Mit diesen Vorbehalten wollen wir den Ursprung der Marea erzählen, wie ihn die Tradition aufbewahrt hat.

Wie sich aus der Anmerkung*) ergibt, kann man bis auf Mariu, der als Stammvater des Volkes gilt, zwanzig Generationen rechnen; die Besitznahme des Landes fiele also in die Mitte des 14. Jahrhunderts. Dass dieser Termin nicht zu weit hinauf verlegt sei, wird durch zwei Umstände bewiesen:

1) Erinnern sich die Marea nur dunkel ihrer Einwanderung und der ersten Zeit ihres Aufenthaltes, was auf alte Zeiten zurückweist;

2) gibt es bei ihnen wenig Spuren von Ureinwohnern, was man sich nur aus der langen Dauer der Herrschaft erklären kann.

Von Mariu schreiben sich nun eine Menge von Familien her, von denen aber nur die Söhne Shum Reti's hervorzuheben sind und zwar nur die vier erwähnten, deren Nachkommen heutigen Tages den wichtigsten und herrschenden Theil des Volkes bilden. Die andern schwächern Zweige lehnen sich an diese vier Hauptstämme an, ohne darum des

---

*) **Stammtafel der Marea.**

Mariu. — Dann zwei Namen vergessen. — Matluq. — Seberdem. — Inkisem. — Jakob. — ʿAzuz. — Mikal. — Reti. — Tedros. — ʿAzuz. — Shum Reti.

Shum Reti
hat zehn Söhne, wovon die bedeutendsten

von seiner ersten Frau (schwarze Marea).			von seiner zweiten Frau (rothe Marea).
Shum Tembellé.	Tshankera.	Ato Byrhán.	Girgis.
Shum Mahmud.		Idjel.	Ashhad
Shum Hömmed.		Gerenai.	Dafla.
Shum Ukut.		Mussa.	Beri.
Shum Idjel. **Shum Nur.**		ʿEzaz Ab Bakita. (65 Jahr alt).	Abu Bekr. (45 Jahr alt).
Ibrahim. (40 Jahr alt).			

Die Ausgezeichneten sind die Stammfürsten (Shum).

Adels verlustig gegangen zu sein; das Machtverhältniss scheint auch nicht immer das heutige gewesen zu sein, da gerade diese schwachen verkommenen Zweige viel Grundbesitz haben, was auf ihre frühere Bedeutung hinweist; so besitzen z. B. die Aterbat, die fast ausgestorben sind, noch jetzt den Berg Melbeb.

Die Tradition behauptet, die Marea seien von Arabien eingewandert, sie seien Qoreishiten, Kinder Abu Gahel's, des Onkels und Feindes des Propheten. Nach seinem Tode, erzählt man, fuhren Abu Gahel's Kinder über das Rothe Meer nach Buri (an der Bucht von Hánfila); von da verbreiteten sie sich landein: ein Zweig blieb in Samhar und bildete den Stamm Hazo, der noch existirt; ein zweiter setzte sich als Terô'a an den Abhängen von Abyssinien fest; ein dritter gelangte in das Gebiet der jetzigen Mensa und bildete den Stamm Mensa, von dem die Marea ein Zweig sind.

Die Abstammung von Abu Gahel lasse ich dahingestellt; die Brüderschaft dieser vier Zweige aber scheint unzweifelhaft zu sein, da alle vier die gleiche Tradition haben und sich noch heutigen Tages als stammverwandt betrachten. Die Mensa behaupten wenigstens vom Meere gekommen zu sein; die Terô'a und Hazo dagegen versichern, von Mekka selbst zu stammen. Eine arabische Abstammung scheint gar nicht unwahrscheinlich. Der Häuptling der rothen Marea versicherte mir auf die Frage, ob sie je in Steinhäusern gelebt hätten, sie seien keine Abyssinier, sie seien Zeltenbewohner; auch jetzt wohnen die Marea nur in Zelten und sind noch immer halbe Nomaden.

Hören wir, wie die Tradition weiter erzählt. In der Zeit, wo Mariu noch mit den Mensa zusammenlebte, verlor sich sein Maulthier. Der Herr folgt seiner Spur, kommt über den Anseba nach Halhal, dann nach Rehi, Kednet und findet endlich sein Thier wieder in der Ebene von Erota. Er fängt es und sucht ein Unterkommen für die Nacht; er findet ein kleines Dorf in Abligo, vom Stamm M'aqebu

bewohnt; der Häuptling desselben, Weld Durui, empfängt ihn als Herrn und ladet ihn ein, sich bei ihm niederzulassen. Mariu kehrt nach Mensa zurück, nimmt seine Familie und seine siebzehn Tigré mit, wandert aus, ohne seine Absicht laut werden zu lassen, und lässt sich in Erota nieder. Er vertheilt das Land an seine Tigré, indem er sich die noch bestehende Abgabe ausbedingt. Er unterwirft sich auch die M'aqebu, die man für Abyssinier hält und von denen nur spärliche Reste noch übrig sind.

So weit die Sage. Abgesehen von der Ausschmückung bewahrt sie das Andenken an die Verwandtschaft mit Mensa. Die M'qebu scheinen die Herren des Landes gewesen zu sein. Die siebzehn Tigré sind insofern historisch, als noch jetzt siebzehn verschiedene Tigréfamilien existiren. Ob diese nun mit Mariu, wenn dieser Name nicht überhaupt collectiv ist, eingewandert sind oder ob sie von ihm erst unterjocht wurden, ist nicht mehr zu entscheiden. Die Sage behauptet das erstere und auch jetzt unterscheidet man zwischen M'aqebu als Aboriginern, zwischen den siebzehn ältesten Tigré und spätern von allen Seiten hergekommenen Unterthanen. Jedenfalls sind die Marea auf sehr kriegerische Weise Herren des Landes geworden; denn sie nehmen ihren Unterthanen gegenüber eine ganz unerhört bevorzugte Stellung ein, die nur auf Kriegsrecht fussen kann.

So war Erota der erste Sitz der Marea; bis auf Shum Reti war ihr Gebiet auf die sogenannte rothe Rora beschränkt. Geridsa, der jetzige Sitz der rothen Marea, war lange von den früher erwähnten Beit Zefu bewohnt gewesen. Man weiss nicht, warum sie das Land verliessen; Factum ist, dass die Marea dasselbe fast leer fanden. Es gibt noch einige ihres Stammes unter den Bogos; ein grosser Theil ist nach Abyssinien zurückgewandert und wohnt in Karneshim; bei den Marea sind nur noch die Bargalle übrig, ein Zweig der Zefu, in Rehi ansässig. Shum Reti's Söhne verstanden sich, weil von verschiedenen Müttern geboren, schlecht zusammen. Girgis mit

seinen drei Brüdern von gleicher Mutter wandte sich zuerst nach Ser'a, wohin ihm auch die andern Brüder folgten. Als aber Tembellé heimlich nach Erota zurückkehrte, zog Girgis nach Shaka und von da nach Geridsa, das er fast unbewohnt fand. Er nahm das Land also ohne alle Mühe in Besitz; seinen mitgebrachten Tigré überliess er nur wenig Grundbesitz. Erst von dieser Zeit (etwa vor 180 Jahren) datirt die förmliche Trennung der Marea in schwarze (tsellam) und rothe (qaih).

Den Titel Shum (Stammfürst) haben zwar nur die Nachkommen Tembellé's; die mit dieser Würde verbundene Macht erstreckt sich aber auch nur auf die schwarzen Marea. Da von den rothen Marea die Nachkommen von Girgis bei Weitem die Oberhand haben, so stehen sie gewissermassen als Ein Stamm da, während die schwarzen nach den drei Söhnen Reti's in drei Stämme sich theilen: die Tembellé haben das Land von Andellet bis B'at und Sheliwai; die Atobyrhan von da nördlich den Rest des Hochlandes und jenseits Shaka; ihre Grenze ist der Sattel, der von One zum Anseba führt. Die Tshankera besitzen das Thal zwischen den zwei Hochgebirgen.

Die Marea sollen bis auf die jüngsten Zeiten Christen gewesen sein; auch soll eine Kirche früher in Erota existirt haben und ein Abkömmling der alten Priester noch vorhanden sein; doch war jedenfalls christliches Leben seit langem erloschen. Die Bekehrung zum Islam fing mit den Tigré an, wie in Mensa und Bedjuk auch; die Adelichen folgten erst später. Die schwarzen Marea haben sich vor etwa vierzig Jahren bekehrt; der Vater unseres Wirthes Ab Bakita gab das Beispiel. Die rothen Marea sind erst vor fünfundzwanzig Jahren übergetreten. Seit das Volk mohammedanisch ist, werden keine Grabhügel nach Art der Bogos mehr errichtet, sondern man hat sich dem unter den Muslimin üblichen Gebrauch genähert, indem man das Grab mit einer Ringmauer umgibt.

Die alte Geschichte der Marea erzählt von einem langen

Krieg derselben mit den Medjelli. Man erinnert sich nicht, je von Abyssinien oder vom Barka abhängig gewesen zu sein. Die Unterwerfung war unsern Zeiten vorbehalten. Die schwarzen Marea wurden vor etwa siebzehn Jahren gezwungen, den ersten Tribut an die Aegypter zu entrichten; doch zahlten sie ihn nicht regelmässig jedes Jahr; die türkischen Truppen lagerten dann in Kednet, vom Barka über Ser'a das Thal hinauf kommend. Die rothen Marea wurden nur mit Gewalt unterworfen; das erste Jahr drangen die Türken bis Geridsa, wurden aber geschlagen; das zweite Jahr mussten sich die rothen Marea unterwerfen und haben seitdem dreimal Tribut entrichtet. Seit einigen Jahren haben beide Stämme den Tribut verweigert. Während aber die schwarzen sich in Folge ihrer Lage kaum der türkischen Botmässigkeit entziehen können, haben die rothen ihr Auge auf Abyssinien geworfen; den ersten Tribut zahlten sie an Marit, den zweiten im letzten Jahre an Dedjas Heilu.

Es ist schwer, die Kopfzahl der Marea zu schätzen, da sie in unzählige Weiler zerstreut sind, die oft je nach dem Feldbau den Platz ändern. Von vielen gutunterrichteten Männern wurden mir die rothen auf 1500 erwachsene Männer, die schwarzen auf 2500 geschätzt, was auf eine Gesammtbevölkerung von etwa 16,000 Seelen schliessen lässt. Tribut zahlen die schwarzen das Doppelte von den rothen. Die Aegypter bezogen im Ganzen dreitausend Thaler. Das lebendige Gut der rothen wird auf hundertfunfzig Heerden angeschlagen, das der schwarzen auf das Doppelte. An Marit zahlen die rothen vierhundert Thaler. Der Tribut lastet auf den Heerden, nicht auf dem Pflug; er wird von allen ohne Ausnahme, Vornehmen und Geringen, bezahlt. Der Feldbau erstreckt sich auf Weizen, Gerste, Nuhuk und Mashella; doch werden die erstern Producte im Grossen nur in Geridsa gepflanzt, obgleich sie der Boden von Erota durchaus nicht verbietet. Die Az Tshankera allein benutzen das mittlere Tiefland. Tabak wird wenig gebaut.

Das ganze Land besteht aus Ebenen, die von bewaldeten Schluchten unterbrochen und hervorgehoben werden. Die Grenzen sind natürlich bestimmt durch den nördlichen Gebirgsabfall, durch den Anseba und den Abgrund Kerkeriu gegen die Takue. Die Tiefen des Ansebathales werden nicht zur Cultur benutzt, dagegen bringen die Heerden die Regenzeit dort zu, zur Zeit, wo die Fliegen das Hochland unausstehlich machen. In der trocknen Zeit erst nähern sie sich dem bewohnten Land. So wird der Anseba der Weidegrund der rothen Marea, während die schwarzen ihre Kühe unter Kednet gegen Serʿa hinunterschicken. Ziegen halten die rothen keine, dagegen die schwarzen ziemlich viel. Die Kühe sind halb Begeit, halb Arado (von der abyssinischen Rasse). Bei den rothen Marea sieht man schwarze Kühe besonders häufig, das Gleiche habe ich in Abyssinien bemerkt; es scheint, die schwarze Farbe sei gegen die Kälte angemessener, die rothe gegen die Sonne; wenigstens beobachtete ich immer, dass die schwarzen Kühe gegen die Sonne sehr empfindlich sind.

Der Boden der rothen Marea ist schwarz, der der schwarzen roth; daher heisst der erstere auch schwarzes Plateau (Rora tsellam), der letztere aber Rora qaiḥ (rothes Plateau), im Gegensatz zu dem Namen des Volkes. Dieser letztere rührt daher, dass die einen Söhne Shum Reti's, Girgis und seine Brüder, sehr hellfarbig waren, Tembellé und seine Brüder aber schwärzlich; diese Färbung hat sich im Allgemeinen noch so erhalten, dass der Name auch heutigen Tages passt. Das Land der Marea ist im Ganzen sehr fruchtbar; es war nicht seine Schuld, dass bei unserer Anwesenheit grosse Theuerung herrschte, da die Käfer, die Dinshere, die vorige Erndte vernichtet hatten. Die schwarze Rora ist sehr kalt, besonders im December; viel wärmer ist die rothe Rora, schon weil sie niedriger liegt. An Wasser ist Geridsa sehr reich, die Quellen sprudeln frei aus dem Boden hervor; spärlicher bedacht ist die rothe Rora, wo oft auch Brunnen gegraben werden müssen.

Als Wohnung bedienen sich die Marea der Ablu oder Mattenzelte, wie sie in den nomadisirenden Lagern der Hababb und der Bogos gebräuchlich sind; doch werden sie bei den Marea solider gebaut, mit viel mehr Stangen und einem dünnen Stützbalken versehen, vor dem Regen mit Kuhhäuten und oft auch etwas Durraschilf geschützt: so werden sie halb Zelt, halb Haus. Für die Ziegen, die gegen Regen und Kälte sehr empfindlich sind, werden grosse Hütten in der Art der Shogasho der Bogos erbaut. Es existirt nichts, was man Dorf nennen könnte; jeder Vornehme errichtet sein Mattenzelt neben seinem diessjährigen Feld, umgeben von seinen nächsten Verwandten und Sklaven. So sieht man in der Ebene von Rehi allein wohl funfzehn Weiler auf einen Blick; oft besteht ein solches Gehöft nur aus drei Hütten, doch auch wie bei Kelbetu aus wohl funfzig. Auch ist die Lage derselben sehr veränderlich, da sie sich nach dem Feldbau richtet. In dieser Vereinzelung gleichen die Marea den Tero'a, den Shoho und den Az Shehei. Sie scheint ihnen grössere Sicherheit zu gewähren, da die allfällige Verwüstung immer nur einen Theil treffen kann. Die Leute haben also trotz des Ackerbaues und vielleicht gerade deswegen nomadischen Instinct, da jeder seinem Felde nahe zu leben wünscht.

Als wir einst Recht und Sitten der Bogos zum Gegenstand einer ziemlich eingehenden Monographie machten, war es uns keineswegs bloss darum zu thun, dieses Völklein besser bekannt zu machen; wir wählten die Bogos, weil uns das ostafrikanische aristokratische Recht hier besonders consequent ausgebildet schien, während noch viele andere Völker derselben Rechtsgefühle theilhaftig sind und in den Sitten besonders alle miteinander genau übereinstimmen. Wir meinen hiermit alle aristokratischen Völker Nordostafrikas, selbst die doch sonst ziemlich fremdartigen Beni Amer. Ein Beobachter, der nicht gerade mit dem Mikroskop arbeitet, würde im Leben der Leute des Samhar, der Habab, Mensa, Bogos, Takue, Marea kaum einen bemerkbaren Unterschied finden.

Wenn wir also von Recht und Sitte der Marea reden wollen, so stützen wir uns auf die für die Bogos gelegte Basis und notiren lediglich nur die Ausnahmen.

Das Recht der Bogos nun, so folgerichtig es ausgebaut ist, ist nach zwei Richtungen unvollendet geblieben. Wir sehen einen Stamm, der andere Stämme beherrscht; seine Macht beruht auf seinem Ursprung von Einem Vater, den je der erstgeborne Sohn des Erstgebornen unter dem Namen Shum repräsentirt. Nun ist aber in der Wirklichkeit diesem Shum nur der Name geblieben, die wirkliche Gewalt aber ist dem Zufall und der Faust anheimgestellt und so zeigt sich uns eine Familie ohne Vater und ohne Haupt.

Ferner sehen wir denselben Stamm über andere Stämme herrschen, aber die Unterthänigkeit beschränkt sich fast auf den Namen; die gegenseitigen Ansprüche sind nicht scharf begrenzt, wir fühlen, dass die Unterjochung auf halbem Wege stehen geblieben ist.

Es wird nicht ganz unnütz scheinen, dem Recht der Marea einige Betrachtungen zu widmen, da es gerade in diesem Doppelverhältniss des Adels unter sich und gegenüber den Unterthanen sich mit einer eigenthümlichen Energie ausgebildet hat und so die äusserste Spitze dieser Verfassung zeigt.

Wenn ich von Adel rede, so verbinde ich damit nicht den europäischen Sinn des Wortes, sondern ich meine den patriarchalischen Adel der Semiten, dessen König der Erstgeborne ist als nothwendige Spitze des Hauses. Deswegen ist hier das Königthum aus dem Adel herausgewachsen, während es in Europa als Feind des Adels ein Kind der Demokratie ist. Die Marea nun haben dieses Königthum des Stammvaters aufrecht erhalten und im Gefühl dieser Einheit bilden sie ihre Stellung gegenüber den Unterthanen viel schroffer aus.

Wir sehen also seit undenklichen Zeiten den Erstgebornen des Erstgebornen von Mariu her den Titel Shum tragen; er bedeutet Stammfürst, gerade wie Kintebai in Mensa oder

bei den Habab. Dieser Shum regierte die Marea bis auf die Söhne Shum Reti's, die sich entzweiten und trennten. Das Shumet blieb freilich bei den schwarzen Marea als Erstgebornen; aber die rothen Marea machten sich nach und nach selbstständig und wenn sich auch beide Stämme als Brüder fühlen, so sind sie in der Wirklichkeit zwei sich ganz fremde Völker. Die rothen Marea entzogen sich also der Gewalt des Shum und hatten auch nicht das Recht, einen Shum zu salben, aber die Rechte desselben übertrugen sie auf ihren Stammältesten, als Haupt der Familie Girgis. In beiden Stämmen findet sich also das monarchische Princip aufrecht erhalten. Man kann sogar sagen, dass bei den rothen Marea das Amt ohne den Titel viel mehr reale Macht bewahrt hat, weil die Nachkommen von Girgis allein tonangebend sind, während die schwarzen Marea aus drei ganz gleich starken Zweigen bestehen, wo Az Tembellé nicht immer mächtig genug ist, die nach Unabhängigkeit strebenden Brüder in Schranken zu halten. Das Verhältniss ist das gleiche, wie bei den Mensa: der kleinere Stamm Beit Shakan ist einiger, da die Familie von Mesmer vorwiegend ist, während in dem mächtigeren Beit Ebrahe die Familie des Kintebai kaum die ebenso mächtigen Bruderzweige Az Ailiei und Az Hafarom zügeln kann.

Der jetzige Shum der schwarzen Marea ist Nur, Bruder und Nachfolger des 1860 verstorbenen Shum Idjél; Häuptling der rothen Marea dagegen ist Beri Dafla's Sohn. Shum wird gewöhnlich der erstgeborne Sohn des verstorbenen Shum, doch steht die Wahl dem ganzen Stamm zu, der oft dem Sohn den Bruder vorzieht; seit das Land mehr oder weniger von den Türken abhängig geworden ist, muss sich der Neuerwählte auch ihrer Zustimmung versichern. Als Shum Idjél starb, wählte der Stamm seinen Bruder; doch thut dessen Sohn, der auch seine Partei hat, alles, um sich mit Hülfe des Deglél (des Fürsten der Beni Amer) an seine Stelle zu setzen. Diese Eifersucht ist es vorzüglich, die das Volk vom

Ausland abhängig macht; denn mit dem fremden Richter geben sich die Streitenden einen Herrn.

Der Shum bei den schwarzen und so auch der Häuptling bei den rothen Marea hat die Gerichtsbarkeit in allen Fällen, die nicht von der Familie entschieden werden. Bei den Bogos und den Takue fehlt diese letzte Instanz; können die streitigen Familien sich nicht über den Richter verständigen, muss am Ende die Faust entscheiden. Hier kennen die streitenden Brüder den Vater, der über allen stehend ihr natürlicher Richter wird. Der Verletzte also, der sein Recht nicht finden kann, citirt seinen Gegner auf das Leben (Dsagga) des Shum vor dessen Tribunal und ebenso ist bei den rothen Marea der Häuptling oberster Richter. Da das Amt des Shum eine patriarchalische Heiligkeit geniesst, so wird es als fluchwürdig angesehen, seinem Gericht zu trotzen. Da nun die rothen Marea viel einiger dastehen, so wird sehr oft an die höchste Behörde appellirt; bei den schwarzen Marea aber richtet gewöhnlich jeder der drei Hauptzweige selbstständig für sich und nur in den wichtigsten Fällen wird der Shum angerufen. Wir müssen hier nebenbei bemerken, dass das Recht der Marea sich von dem der Bogos in Bezug auf die Procedur insofern unterscheidet, dass die Frau in keinem Falle Zeugniss ablegen kann, was freilich die Bogos im Princip auch sagen; ferner steht dem Kläger der Zeugenbeweis, dem Beklagten der Entlastungseid zu, obgleich diess wohl erst dem mohammedanischen Recht entlehnt ist, während das alte Recht dem Kläger auch den Eidbeweis gestattet. Die jetzt gewöhnlichste Eidform ist das Berühren des Koran, während früher das Grabüberschreiten üblich war.

Der Shum hat nun ein bestimmtes Einkommen von dem Stamme und zwar erhält der Shum der schwarzen Marea am Tage seines Amtsantrittes von jeder Heerde des Stammes eine Kuh als Abgabe, zu welcher die Adelichen ebenso gut beitragen, wie die Gemeinen.

Ferner entrichtet bei den schwarzen Marea jede Cultur-

ebene an den Shum einen jährlichen Bodenzins von sieben Gabeta Getreide (was einer grossen Ochsenlast gleichkommt). Unter Culturebene verstehen wir jede grössere, von Wald oder Schlucht abgegrenzte bebaute Fläche, wie z. B. Abligo, Erota, Kelbetu u. s. w.; man zählt deren etwa zwanzig.

In allen Fällen, wo die Gemeinen ihren Herrn unterstüzzen müssen, bei dem Reggaz (Todtenfeier), dem Metlo (Aussteuer) und Majbetot (Armenunterstützung), nimmt der Shum bei den schwarzen, der Häuptling bei den rothen Marea den vollen Zehnten (von zehn Kühen eine) für sich selbst.

Bei den Marea ist überdiess Gesetz, dass der Tigré oder Unterworfene die gleiche Abgabe, die er seinem Herrn zu entrichten hat, zum zweiten Mal auch an den Shum oder bei den rothen an den Häuptling des Stammes zahlt, wer auch speciell sein Herr sein möge.

Bevor wir nun die Stellung der Tigré untersuchen, müssen wir die Zusammengehörigkeit des Adels kurz näher bestimmen. Wir haben also rothe und schwarze Marea, beide selbstständig für sich. Die rothen Marea stehen nun in der gesammten Rechtsverantwortlichkeit (Terq) zusammen, sowohl was Blut, Leichenfeier, Armenunterstützung als Aussteuer betrifft; bei den schwarzen Marea dagegen stehen die drei Hauptstämme nur in Blutsachen, Armenunterstützung und Leichenfeier alle zusammen; in der Aussteuer handelt jeder Stamm unabhängig für sich.

Die Stellung des Tigré oder Hömeg (Geringe, Gemeine), wie man den Nicht-Marea nennt, ist im Gegensatz zu allen uns bekannten ähnlichen Verhältnissen auffallend gedrückt und so zu sagen rechtlos. Noch viel rücksichtsloser haben die Marea sie geordnet, als die immerhin sehr energischen Beni Amer, da im Barka die Religion wenigstens vor der Leibeigenschaft schützt, während bei den Marea der Tigré seiner Freiheit nie sicher ist. Es ist nicht nur die Grösse der Abgaben, die auffällt, sondern die doppelte Abhängigkeit

des Tigré, zuerst von seinem eigentlichen Herrn und dann von jedem Adelichen des ganzen Stammes.

Ein Abkömmling von Mariu, ein sogenannter Weld Shum (Sohn des Shum), so nennt sich hier der Shmagilli, so arm und schwach und verächtlich er auch werden möge, verliert doch nie den Namen und die bedeutenden Vorrechte, die damit verbunden sind. So herabgekommen er auch sein mag, er wird immer als ein freier unabhängiger Mann behandelt; er hat nie nöthig, dem Schutz eines reicheren oder mächtigeren Verwandten sich zu empfehlen oder gar sich ihm zu unterwerfen. Wir haben bei den Bogos gesehen, wie der Tigré in der Wahrheit besser daran ist, als der schwache Shmagilli, da der letztere von seinen mächtigen Verwandten so viel wie möglich unterdrückt wird, während es ihr wahres Interesse ist, ihre schutzbefohlenen Tigré so gut wie möglich an Leib und Gut zu hüten. Wir haben bei den Bogos die sogenannten dünnen Adelichen kennen gelernt (die Kadsin), die nicht Regimentsfähigen, die sich sogar in die Clientel des grossen Adels begeben und trotzdem nie aufrichtig beschützt werden; sie verstehen sich sogar dazu, zu melken und so ihr Adelssymbol aufzugeben, während der elendeste Marea nie sich zu dieser Handlung bequemen wird, die ihn zum Tigré herabwürdigt. Ferner ist der Weld Shum auf ewige Zeiten frei, was auch sein Betragen sein möge, er kann keinem andern Mann leibeigen werden; sein Adel ist unzerstörbar. Ganz im Gegentheil ist bei den Bogos der Adeliche ebensowohl dem Verlust der Freiheit ausgesetzt, wie der Gemeine: der Adel hat eben nicht mehr Einheit und Zusammenhang genug, um auch den schwächeren Gliedern die angebornen Vorrechte zu sichern; die Oligarchie unterdrückt die Aristokratie. Bei den Marea ist ferner das Strafgesetz ein ganz anderes, je nachdem es einen Vornehmen betrifft oder aber einen Gemeinen. Die Abgaben sind folgende:

Der Tigré liefert seinem Herrn jährlich eine Mäthäne Schmalz (etwa 8 Flaschen voll) und eine Gabeta Getreide; er

bringt ihm jede Woche einen Schlauch voll Milch in's Haus. Jeder von ihm gemachte Fund gehört seinem Herrn; ebenso das Fleisch der Kuh, die crepirt oder lahm geworden ist. Von jeder Kuh, die der Tigré schlachtet, bringt er dem Herrn die Zunge und das Brustfleisch. Diesem gehört ferner jede unfruchtbare Kuh seines Tigré; ferner aller von ihm gefundener Honig. Ist der Herr krank, so bringen ihm seine Tigré Milch und Fleisch als Arznei; ist der Kranke der Shum, so pflegen ihn die Tigré des ganzen Stammes auf dieselbe Weise. Der Tigré und seine Familie haben nicht das Recht, goldene oder silberne Armbänder zu tragen; die Tochter eines Vornehmen wird nie einem Tigré zur Frau gegeben, es ist eine Ausnahme, wenn ein Vornehmer die Tochter eines Tigré heirathet.

So weit die Pflichten des Tigré seinem Herrn gegenüber, nun hat er aber viel bedeutendere gegenüber dem ganzen Stamm und zwar vorerst bei dem Reggaz.

Stirbt ein Adelicher, gleichviel von welcher Linie, so sind die Tigré des ganzen Stammes, zu dem er gehört, verpflichtet, jeder erwachsene Mann eine Kuh der Familie des Verstorbenen als Todtenopfer zu bringen. Ist der Verstorbene ein rother Marea, so ist jeder Tigré dieses Stammes zu dieser Steuer verpflichtet. Was nun bei der Leichenfeier die adelichen Verwandten an's Grab bringen, wird geschlachtet und verzehrt; was aber die Tigré bringen, fällt an die Erben des Hingeschiedenen. Dieses Recht des Todten auf den Lebenden hat jeder Weld Shum, so arm und verlassen er auch sein Leben zugebracht hat. Von dieser Abgabe nimmt der Shum oder der Häuptling zehn Kühe für sich. Oft geschieht es, dass der Tigré zu arm ist, eine rechte Kuh zu liefern, dann kauft er eine alte Kuh um einen geringen Preis und lässt sie sich nicht bis zum Grabe schleppen, sondern schlachtet sie und bringt das Fleisch zur Todtenfeier. Es kommt oft vor, dass ein Vornehmer in Geldnoth von seinem Tigré Geld entlehnt mit der Aussicht auf den Tod eines Verwandten.

Stirbt aber ein Tigré, so opfern seine Verwandten an seinem Grabe so viel Kühe sie wollen; sein Herr ist verpflichtet, eine einzige Kuh am Grabe zu schlachten.

Verliert ein Adelicher sein Vermögen durch Krieg, so wendet er sich an den Shum oder bei den rothen an den Häuptling und dieser lässt ihm von jeder Heerde des Stammes, ob sie einem Vornehmen oder einem Tigré gehöre, eine Kuh entrichten; der Shum oder Häuptling nimmt von dieser Aushebung auch zehn Kühe für sich.

Will ein Adelicher seinen Sohn oder seine Tochter aussteuern, so gibt er dem Shum oder dem Häuptling Kunde davon und dieser versammelt an einem bestimmten Tage alle Tigré des Stammes und erhebt je nach dem Betrage der Heirathsgaben eine Steuer zu Gunsten des Adelichen und nimmt überdiess noch für sich selbst wieder zehn Kühe. Freilich halten hierin nur die rothen Marea zusammen, während bei den schwarzen Marea die Heirath nicht als Sache des ganzen Stammes betrachtet wird und so jeder der drei Zweige für sich steht.

So hat bei den Marea jeder Weld Shum wohl seine eigenen Tigré, aber wir haben gesehen, dass diese in den wichtigsten Angelegenheiten als Gemeingut des Stammes behandelt und besteuert werden. Im Uebrigen unterstützt der Tigré seinen Herrn auch in der Bezahlung des Blutgeldes; der Herr nimmt ihn in jeder Noth in Anspruch, er entlehnt von ihm Geld, er bestiehlt ihn, er nimmt ihm fettes Schlachtvieh von der Heerde weg; der Tigré darf sich nicht beklagen. Weh ihm, wenn er die geringste seiner Pflichten versäumt; er wird vorerst zum Dade (unveräusserlich) erklärt und dann zum Leibeigenen. Das Gesetz ist besonders gegen den Unterschlag gefundenen Gutes streng; doch hängt natürlich alles vom Charakter des Herrn ab. Uebrigens erleichtert das Gesetz den Austritt aus dem Dienstverband. Ist der Tigré mit seinem Herrn unzufrieden, so verlangt er von ihm, einem neuen Herrn überwiesen zu werden; der Herr hat das Recht, sich von ihm

alle nicht gelieferten Gebühren bezahlen zu lassen; den Austritt darf er ihm nicht verwehren, die Sitte des Landes will es so und im Nothfall zwingt ihn dazu der Shum.

Es ist keine Frage, dass alle diese Gesetze schon durch ihre Mannigfaltigkeit den Tigré in die beständige Gefahr bringen, leibeigen zu werden. Seine Lage hat viel Aehnlichkeit mit der des Tigré von Mensa; doch während dieser viel weniger Pflichten hat, ist er auf der andern Seite in viel schlimmerer Lage; denn wenn in Mensa ein Vornehmer Geld nöthig hat, so tritt er seine Unterthanen gegen einen Preis an einen andern Vornehmen ab; der Tigré wird also verkauft, ohne gerade leibeigen zu sein. So weit treiben die Marea den Begriff von Eigenthum nicht. Es versteht sich von selbst, dass alles bei den Bogos über den Ursprung der Leibeigenschaft Gesagte hier seine volle Anwendung findet; sie gründet sich meist auf Rechtsmissbrauch. Auch hier unterscheidet man zwischen neuen und geerbten Sklaven. Der erstere, von freien Eltern abstammend, hat das Recht, sich zu befreien, indem er seine ganze Habe seinem Herrn überlässt; der letztere aber, der von Sklaven Erzeugte, kann auf keine Weise wieder frei werden; er gehört zur Kaste.

Noch ist ein Wort über die Leute von Dokono zu sagen, die, seit ihre Vaterstadt von den Türken verbrannt und aller Vorrechte beraubt wurde, als Handelsleute die Länder zwischen Nil und Meer besuchen und sich auch bei den Marea in grosser Zahl niedergelassen haben. In dem Marealand finden sich etwa 80 Dokono häuslich niedergelassen. Sie sind freilich auch nicht Marea, sie müssen sich einen Schutzherrn wählen und ihm eine Abgabe entrichten; aber sie sind geachtet und beliebt und kein Marea schämt sich, einem von ihnen seine Tochter zur Frau zu geben. So sind alle diese Dokono mit Töchtern des Adels verheirathet, von denen sie Kinder haben, die ein Mittelding zwischen Vornehm und Gering bilden. Diese Dokono haben im Land ihre Heerden und Felder und treiben nebenbei Handel. Ich werde ihnen

für ihre freundliche Aufnahme und für die Gefälligkeit, womit sie mir über das Land Aufschlüsse gaben, immer dankbar sein.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich eine ziemlich besondere Entwickelung des Eherechtes, wo also die Stände streng geschieden sind und nur ebenbürtige Ehen geschlossen werden. Die Heirathsbedingungen sind im Ganzen wie bei den Bogos, nur ist der Nackenpreis viel bedeutender; er besteht aus einem goldenen Nasenring, 2 silbernen Armringen, einer Eselin, 5 Kühen, einer Kameellast Durra, 4 Kühen (als Preis des üblichen Teppichs) und 9 Kühen (an der Stelle von 2 Kameelen.) Wir führen diese Gegenstände, womit der Heirathende seine Frau erwirbt, speciell an, weil sie nicht zu dem gegenwärtigen Zustande passen. Die Marea haben keine Kameele und können in ihrem Hochland keine haben; dieser Nackenpreis (Segad), der von undenklichen Zeiten her üblich ist, deutet auf ein nomadisches Volk, das Kameele besitzt und weist bestimmt auf den von der Tradition beanspruchten arabischen Ursprung hin.

Das Metlo ist willkürlich; hat der Bräutigam bei der Verlobung z. B. 1 Thaler entrichtet, so bekommt er bei der Heirath vom Vater der Braut das Doppelte, also eine Kuh. Für eine Wittwe wird nur der Nackenpreis entrichtet. Der Betrag des Metlo wird alleiniges Eigenthum des Bräutigams. Der Vater der Braut theilt das erhaltene Metlo mit seiner engern Familie, die ihn dann bei der verdoppelten Rückerstattung unterstützt; der Nackenpreis fällt ihm allein anheim. Wir müssen zum Verständniss dieser Verhältnisse wieder erinnern, dass wir uns auf die im Recht der Bogos entwickelten Grundsätze beziehen, die auch hier im Allgemeinen geltend sind.

Der Nackenpreis einer Tigrait (Tochter eines Tigré) ist nur Eine Kuh; das Metlo ist auch hier nach Vermögen und Lust willkürlich.

Die Stellung der Frau ist von der bei den Bogos wenig verschieden; sie kann nicht zeugen und nicht bürgen und

auch nicht erben; doch fängt man bei den schwarzen Marea an, nach mohammedanischem Recht auch die Töchter zur Erbschaft zuzulassen. Kommt die Frau zum ersten Male nieder, so ist ihre Familie verpflichtet, ihrem Gemahl zehn Kühe zu schenken, die dessen Privateigenthum werden. Bei allfälliger Scheidung nimmt die Frau nur ihr Hausgeräth, ihren Schmuck und was bewiesenermassen ihr Eigenthum ist, für sich; auf das sonstige Eigenthum hat sie keine Ansprüche. Können sich Mann und Frau nicht vertragen, so wird ihnen vom Familienrath ein Probejahr gegeben, nach welchem erst sie förmlich geschieden werden können. Die unzufriedene Frau darf, wenn sie eine Adeliche ist, nicht eigenmächtig ihren Mann verlassen; es verstösst diess gegen die Sitte des Landes. Dagegen flüchtet sich die Tigrait, die sich mit ihrem Mann unglücklich fühlt, aus seinem Haus, sie muss aber fortan im Ausland leben. Die Wittwe, wie die geschiedene Frau wartet ein volles Jahr, bis sie sich wieder verheirathen darf. In allen diesen Beziehungen stimmen die Marea mit den Bogos und allen andern Nachbarn überein; die gleiche Arbeitsscheu, Kleid, Schmuck, Haartracht, Rauchbad, Vorhang u. s. w. finden wir auch hier. Dagegen fallen die altchristlichen oder jüdischen Ehehindernisse immer mehr weg; bei den schwarzen Marea ist sogar die Heirath zwischen Geschwisterkindern üblich geworden.

Das Erbrecht stimmte bis jetzt ganz mit dem der Bogos überein; die Bevorzugung der Erstgebornen ist die nothwendige Beigabe einer aristokratischen Verfassung. Der Islam aber, dessen Principien demokratisch sind, der bekanntlich alle Kinder gleichstellt und sogar die Töchter nicht ausschliesst, hat schon angefangen, sich bei den Marea einzunisten und das alte Volksrecht der neuen Religion anzupassen. Den Tigré beerben natürlich seine Verwandten; steht er allein, sein Herr.

Was den Bodenbesitz betrifft, so sehen wir bei den schwarzen Marea das Land meist in den Händen der siebzehn Tigréfamilien, die mit Mariu gekommen waren; wir glauben

nur halb der Versicherung, Mariu selbst habe das Land seinen Unterthanen ausgetheilt. Im Gegentheil scheint der Bodenbesitz auf den Ureinwohner hinzudeuten. Bei den rothen Marea, die evident in das fast öde daliegende Geridsa als Stamm einrückten, haben die Vornehmen wenigstens nicht den gleichen Edelmuth bewiesen, indem sie sich das meiste Land vorbehielten. Erwähnenswerth ist, dass neben den Tigré die verkümmerten Zweige der Marea, die jetzt wenig mehr zu regieren haben, die grössten Landbesitzer sind, was beweist, dass nicht die herrschenden Geschlechter die erstgebornen Söhne Mariu's sind. Dieser herabgekommene Adel nährt sich jetzt hauptsächlich von den Zinsen seiner Grundstücke. — Der Lohnbauer erhält von seinem Herrn ausser der Nahrung ein Drittel der Erndte. Der Bodenzins regelt sich nach den jeweiligen Bedürfnissen. Ueber sonstige Verträge ist nichts zu bemerken, da das Sachenrecht sich in nichts von dem der Bogos unterscheidet.

Wenn wir nun endlich von der Verletzung der Person und der Sache reden müssen, so fällt uns wieder die ungeheure Bevorzugung des Adels gegenüber den Gemeinen auf. Fangen wir mit dem Blutrecht an. Allgemeines Princip ist freilich Blut für Blut; doch erleidet es bedeutende Ausnahmen. Tödtet ein Adelicher einen Ebenbürtigen, so wird ihn dessen Familie nach Zeit und Gelegenheit rächen; sonderbarerweise mischt sich der Shum nicht in die Sache; von Blutgericht ist keine Rede. Selten verständigen sich die verletzten Familien zu Annahme des Blutpreises, der nicht weniger als 800 Kühe beträgt. So hoch schätzen die Marea ihr edles Blut. Sollte aber der Friede wirklich um diesen Preis zu Stande kommen, so hilft die ganze Familie bis auf sieben Grade (also die rothen für sich und ebenso die schwarzen) ihrem schuldigen Bruder bei der Entrichtung des Blutpreises, der auf alle Männer gleichmässig berechnet wird, und ebenso vertheilt die Familie des Todten den erhaltenen Blutpreis unter den ganzen Stamm, natürlich mit Bevorzugung der engern Familie. Da nun die

Parteien meist alle Blutsverwandte sind, so sind Geber und Empfänger oft die gleichen und die Entrichtung des Blutgeldes nur nominell.

Der Blutpreis eines Tigré ist 150 Kühe. Tödtet nun ein Adelicher einen Tigré, so rächt sich dessen Herr dadurch, dass er einen beliebigen Tigré dieses Adelichen ermordet; die Familie des Getödteten darf natürlich nie daran denken, sich an einem Adelichen zu vergreifen. Hat ein Tigré das Unglück, einen Adelichen zu tödten, so wird er selbst hingerichtet und seine engere Familie geht als Dade (d. h. als unveräusserliche Unterthanen) an die Familie des Getödteten über, die auch ihr gesammtes Vermögen confiscirt. In diesem Fall aber geschieht es gewöhnlich, dass der Herr dieser Familie, der sie nicht im Stich lassen will, sie auf eigene Faust in's Ausland, z. B. zu den Takue geleitet und so die Blutsverantwortlichkeit auf sich selber nimmt.

Eigenthümlich ist die Behandlung der Schwängerung als Blutverbrechen. Die Jungfrau oder Wittwe oder ledige Frau, die ausserehelich empfängt, wird von ihrem eigenen Vater oder Bruder durch den Strang zum Tode gebracht und ebenso der Schwängerer; das Kind aber wird erstickt. Dieses Gesetz wird bei beiden Klassen gleich streng gehandhabt. Eine Ausnahme wird gemacht, wenn der Schwängerer ein Adelicher, die Frau aber eine Tigrait ist; dann werden beide begnadigt; der Bastard aber wird nie geduldet. Ist die Schwangere überdiess verlobt, so rächt sich ihr Verlobter an ihrem Vater. Das Recht ist um so unbarmherziger, je edler sich die befleckte Familie wähnt; das Motiv ist nicht Tugendstolz, sondern Adelsübermuth. Von Ausnahmen habe ich nie gehört. Ein ähnliches Gesetz haben auch die Beni Amer im Barka; es erinnert lebhaft an den hohen arabischen Begriff von Jungfrauenehre.

Der Adeliche, der gestohlen hat, wird zu einfacher Rückerstattung angehalten, ohne Busse oder Strafe. Bestiehlt ein Tigré den andern, so wird sein ganzes Vermögen von dem

Herrn des letztern confiscirt. Wagt er aber, das Eigenthum eines Adelichen anzugreifen, so geht er als Dade und oft sogar als Leibeigener an diesen letztern über, der auch sein Vermögen einziehen kann. Hat er aber im Dienst und Gefolge eines Adelichen den Raub begangen, so fällt natürlich alle Verantwortlichkeit auf diesen letztern. Verwundet der Tigré einen Tigré, so zahlt er ihm eine Entschädigung; ich kenne ein Beispiel von sieben Kühen, die als Medicin galten. Von Verwundung von Adelichen untereinander kenne ich keinen neuern Fall. Verwundet aber der Tigré einen Adelichen, so muss er ihm all sein Hab und Gut überlassen und wird sein Sklave.

Während also der Tigré beim geringsten Zufall seine Freiheit verlieren kann, so steht der Adeliche ganz über jeder Strafe; stiehlt er, so kann er von seinem Ebenbürtigen auch bestohlen, tödtet er, so kann er getödtet werden. Aber er darf nie zur Verantwortung gezogen oder gefangen genommen werden; er kann, sei er stark oder schwach, nie seiner Freiheit beraubt oder im Vollgenuss seiner Privilegien geschmälert werden. So kann er sich immer in Wahrheit adelich und Weld Shum nennen. Gegen diese allmächtige Aristokratie, die Einer Wurzel entsprossen ist, wo die vielen Zweige doch auf den Einen Stamm deuten und von ihm leben, können die Tigré, die einer Menge verschiedener Stämme angehören, sich nimmer wehren; die einzige Rettung des Bedrückten ist, sich durch Auswanderung, bei den Takue oder den Beni Amer'n z. B., eine mildere Botmässigkeit zu suchen. Trotz dieser Erniedrigung aber, der nur der Name fehlt, um Leibeigenschaft zu sein, muss man sich nicht vorstellen, die Tigré fühlten sich gedemüthigt; auch sie zählen ihre Vorfahren auf und ihre Verwandtschaft und wähnen sich ein Adel zweiter Klasse zu sein. Niemand bildet sich ein, dass es anders sein könnte.

Was den europäischen Beobachter bei diesen Zuständen empört, ist keineswegs die niedrige Stellung des Tigré; sie muss auch in seinem Charakter gewissermassen gerechtfertigt

sein, sondern die Leichtigkeit, womit der freie Mann zum Dade und Leibeigenen umgewandelt wird, eine Strafe, die nicht nur den Schuldigen trifft, sondern sein ganzes Fera, d. h. seine Familie auf zwei Grade hinaus. Die verabscheuungswürdige Gewissenlosigkeit, womit man den Freien wegen wahrer oder eingebildeter Vergehen, Beleidigung, Schulden knechtet, ist nicht den Marea eigenthümlich; alle nördlichen Grenzvölker Abyssiniens: die Mensa, Bedjuk, Habab, Bogos und Takue, halten mit demselben Princip ihre Unterthanen in Respect; ihr Strafrecht läuft immer auf Verlust der Freiheit hinaus. Alle ihre Leibeigenen stammen von dieser unlautern Quelle; selten haben diese Herren nöthig gehabt, sich auf den Sklavenmärkten mit Kindern der Galla oder Negern zu versehen; mühelos finden sie wohlfeile Sklaven im eigenen Land, von derselben Farbe, oft vom eigenen Blut. Der Schuldner setzt seine Freiheit ein; ja es braucht sich der Arme nur kurze Zeit von dem Reichen ernähren zu lassen, um seiner Freiheit für ewig verlustig zu gehen. Die Az Teklés, ein Zweig der Habab, sind besonders durch ihre Gewissenlosigkeit in dieser Hinsicht berüchtigt; es gibt da Leute, Landeskinder, die wegen eines Stück Brod ihre Freiheit verloren haben. Freilich wird der ungerechte Ursprung dieser Leibeigenschaft dadurch charakterisirt, dass bei allen diesen Völkern der Sklave lebt wie und wo er will. Ebenso allgemein ist bei allen der Verkauf der Kinder durch die eigenen Eltern; nicht dass es an Liebe fehlte, wo es Mütter gibt, aber die Freiheit des Unterthanen scheint so precär, dass manchem ein Stück Brod lieber ist. Das mohammedanische Recht, das jeden freigebornen Muslim von Gotteswegen für ewig frei erklärt, ist bei diesen neubekehrten Völkern noch nicht zur Anwendung gekommen. Seine Ermahnung, dem Sklaven Gott zu lieb die Freiheit zu schenken, wird hier nicht berücksichtigt. Die wahren alten Mohammedaner haben Sklaven, aber gekaufte; der Sklave muss arbeiten, aber er hat Hoffnung auf Befreiung; der Kinderverkauf wird streng bestraft; der Sklave, der sich

als freigeboren ausweisen kann, wird befreit; wegen Verbrechen kann niemand die Freiheit verlieren. Dieselben Grundsätze sind auch dem christlichen Abyssinien eigen; man kann also nicht sagen, der Islam sei hierin dem Christenthum an Humanität überlegen, sondern die aufgestellten Grundsätze beruhen auf einer höhern Selbstachtung, die jedem Monotheismus eigen ist.

Wir wollen unsere Darstellung mit einigen allgemeinen Betrachtungen schliessen. Trotz der Autorität des Shum, der eben kein Strafrecht besitzt, sind die Marea, wie alle die genannten rechtsverwandten Völker, reich an innerem Zwist (Gedebo). Das adeliche Kind wird zum Stolz erzogen; je übermüthiger es wird, um so mehr freut sich der Vater des künftigen Helden; der Mangel an religiöser Erziehung zieht die Sucht nach fremdem Gut heran, der Mangel an einem wirklichen Staat lässt den Ehrgeiz ohne Schranken. Die Vielweiberei bei den Häuptlingen nährt den Bruderzwist, da sich Kinder von verschiedenen Müttern nie vertragen können und den Bruderhass schon mit der Muttermilch einsaugen. Daher sieht man das hässliche Schauspiel, dass Brüder noch bei Lebzeiten ihres Vaters sich um die Erstgeburt streiten. Die Bevorzugung der jüngsten Frau und ihrer Kinder weckt die Eifersucht der älteren Kinder, deren Mutter vernachlässigt oder verstossen ist und oft nehmen sie im Gedanken an die Zukunft Partei gegen den eigenen Vater. So sahen wir bei den rothen Marea die Autorität des Häuptlings Beri, der bisher fast unumschränkt regiert hatte, dadurch sehr geschwächt, dass seine älteren Söhne, die ihre jüngeren Brüder der Mutter wegen bevorzugt sahen, gegen ihn auftraten. Das ist ganz biblische Geschichte von Isaak an bis auf Absalom. Die Leute selbst beklagen sich wohl über diesen Uebelstand; indem sie aber viele Kinder für die erste Quelle von Macht und Ehre halten, bedenken sie nicht, dass die verschiedenen Mütter eine Quelle von Hass und Neid sind, welcher die Kraft der Familie ohne alles äussere Zuthun aufreibt.

Der innere Zwist besonders bei den schwarzen Marea, wo die drei fast gleich starken Stämme einander trotzen, raubt dem Stammkönig die nöthige Kraft, während die Marea, einig zusammenhaltend, jedem Feinde widerstehen könnten. Nach der geographischen Lage des Landes sollte man die Marea für die Herren des Barka ansehen, nicht umgekehrt; doch liefert der übertriebene Unabhängigkeitssinn, der seinem Bruder in nichts nachgeben will, das Land in die Hände der Fremden, besonders seit grössere Monarchien, die türkische und abyssinische, an den Grenzen der Republik stehen und keine Gelegenheit versäumen, um interveniren zu können.

Der Unabhängigkeitssinn zeigt sich auch in der Zerstreutheit der Dörfer; wenn sie auch für den Ackerbau bequemer ist, hat sie doch ihren wahren Grund in dem übertriebenen Individualismus; jeder will in seinem Haus Herr und Fürst sein und bedenkt nicht, dass die Nation, die nichts an das Gemeinwesen abgeben will, zerfallen muss. Die Marea haben mit ihren Nachbarn selten Krieg geführt, dagegen bekämpfen sie sich untereinander; jeder Tag bringt einen neuen blutigen Hader, in Folge dessen der Schwächere auswandert. Vielleicht kann man noch froh sein, dass sie so zerstreut leben und jeder Luft genug hat; das Zusammenleben könnte den Streit nur heftiger und vernichtender machen. Die Takue wenigstens vertragen sich viel besser, seitdem sie das enge Halhal verlassend weit auseinandergerückt sind. Eine Folge des ewigen Zwistes ist auch, dass die Marea, besonders die rothen, die böse Gewohnheit haben, sich gegenseitig und ihre Nachbarn im Barka zu bestehlen; kommt die Strafe, so fällt der Schaden natürlich auf die Tigré; den Nutzen vertheilen sich die Herren.

Schon der Blick auf die Karte zeigt, dass die Marea vom Ausland ziemlich isolirt dastehen: Abgründe begrenzen das Land von allen Seiten; es ist daher kein Wunder, dass sie sich immer ziemlich unabhängig erhalten konnten. Der Tribut bedingt an und für sich noch keine Unterwerfung, solange

sie noch eigenes Gericht haben und selbst der Tribut ist noch gar nicht fest eingerichtet. Von der Lage rührt auch die Unwissenheit der Marea, deren Geographie kaum bis Keren reicht. Uebrigens scheinen auch bei den Bogos, deren Horizont doch ein weiterer ist, die Marea, Dank den Abgründen und steilen Bergen, ein sehr entferntes Volk, von dem man um so seltener Nachrichten hat, da sich nie ein Marea bis nach Mogareh wagt. Dagegen verkehren die rothen Marea mit den Habab, die schwarzen mit den Beni Amer'n, ihren respectiven Nachbarn. Die erstern verschwägern sich deshalb meist mit den Habab, denen sie sehr ähnlich sehen, die letzteren mit Az Amer und Gultane von Barka, denen sie auch in mancher Hinsicht gleichen. Da eine offene Strasse nach Halhal führt, so sind die rothen Marea eher den Angriffen von Abyssinien ausgesetzt; die schwarzen dagegen müssen sich die Freundschaft der Beni Amer bewahren, da ihre Heerden in dem Barka die beste Weide finden. Die Marea gehen in theuren Zeiten mit Eseln und Stieren bis Kassala, um Getreide zu kaufen.

Die ausschliessliche Sprache des Landes ist das Tigré, das die Marea so schön wie die Habab sprechen; niemand erinnert sich je eine andere Sprache gesprochen zu haben. Bei den schwarzen Marea ist auch das To'bedauie wenigen geläufig; auch das Tigré sprechen sie etwas mit dem affectirten Accent der Beni Amer.

Die Frauen der Marea sind für diese Länder sehr fruchtbar zu nennen; 6—8 Kinder sind häufig. Die Zeugungskraft der Männer scheint spät aufzuhören; alle diese alten Häuptlinge hatten noch ganz kleine Kinder, freilich von jungen Frauen. Die Mädchen zeichnet ein sehr reicher, dichter und langer Haarwuchs aus. Vielweiberei ist nur bei den Vornehmsten häufig, sonst im Ganzen selten. Im äusseren Aussehen unterscheiden sich die Marea wenig von allen ihren Nachbarn, den Habab, Takue, Bogos etc.; Nüancen gibt es für den Kenner schon, aber sie lassen sich nicht anatomisiren.

Da wir das Volk der Marea auf Grundlage und gewissermassen in Fortsetzung des über die Bogos Festgestellten betrachtet haben, so wollen wir auch aus ihrer geographischen Lage einen Vergleich ziehen. Die Bogos sind durch die Natur feindlichen und freundlichen Angriffen sehr ausgesetzt; sanft aufsteigende Thäler verbinden ihr Land mit dem Meer und dem Barka; so wird es Handelsstrasse und dem Luftzug des Lebens mehr ausgesetzt. Die Bogos haben alle Gelegenheit, an dem Handelsverkehr theilzunehmen; das nachbarliche Barka bietet ihnen herrliche Erndten und fehlen sie, nahrhafte wilde Früchte. Die Abgeschlossenheit des Landes erhält die Marea unabhängig, aber beraubt sie des freien Verkehrs. Eine schlechte Erndte führt Hungersnoth mit sich, da keine Kameelstrasse Proviant zuführt; selbst die wilden Früchte fehlen. Die Freiheit will ihre Opfer haben.

Wenn ich die kleine unscheinbare Pflanze mit dem Mikroskop bis auf ihre einzelnsten Theile untersuche — denn so eine Pflanze ist das kleine Volk, das wir uns angesehen — wenn ich dabei auch den Leser ermüde, der meinen Details folgen soll, so thue ich es mit der Hoffnung, hier und da dem an sich todten Stoff eine neue Seite des menschlichen Geistes abzugewinnen und wohl auch eine neue Wahrheit.

Rückkehr nach Keren.

Erst bei Sheliwai lassen wir den frühern Weg links und gehen auf dem sehr schmalen Scheitel, der links nach Kednet, rechts in ungeheurem Abgrund gegen das Barka hinuntersehen lässt, etwa zwei Stunden weit; sehr selten erweitert er sich in eine hinaustretende Ebene. Nach und nach dehnt er sich aus und wir kommen in die Ebene Dekinet an einem Dorf vorbei. Vor uns haben wir einen von Osten nach Westen laufenden Bergzug, der in sanften Terrassen aufsteigt und dann wieder sehr unbedeutend in das offene Hügelland von Ire abfällt, wo wir in dem Weiler von Shum Idjél, der aus einigen zwanzig Hütten besteht, absteigen. Das Gebirge, auf dessen westlichem, gegen das Barka geneigtem Abfall Ire liegt, hängt in seiner östlichen Verlängerung mit Rehi zusammen. Die Wasser gehen alle in das zu unsern Füssen sich ausbreitende Barka. Die Ebenen von Ire sind ziemlich eng durch Fels und Klüfte unterbrochen, die Weiler hier und da in die Felder hingestreut. Debre Salé dehnt sich im Süden vor uns aus; sein östliches Ende ist das Ziel der morgigen Reise. Wir sehen die Hügel von Afdehob und am Ende des Horizontes den über sein Plateau als Pyramide sich erhebenden Berg von Algeden, den die weit gezogene Barkafläche von uns trennt.

Ich glaube, dass die warme Luft des Barka, dem Ire zugewandt ist, auf die Vegetation bedeutenden Einfluss hat, wie die Nachbarschaft und der Verkehr auch die Menschen einander ähnlicher gemacht hat, besonders da Ire von dem Gebiet der rothen Marea durch den bedeutenden Gebirgsabfall klimatisch isolirt ist. Denn die meisten Bäume sind mit denen von Keren identisch, über welchem Ire doch fast 1000 Fuss erhaben sein muss. Wir finden das Durra noch sehr klein, da dieses Jahr die Sonne gefehlt hat; Weizen kommt nicht mehr vor. Da Shum Nur abwesend ist, empfängt uns sein Bruder Omar und die Söhne des verstorbenen Shum Idjél. Den 13. September brechen wir früh Morgens auf und nehmen unmittelbar hinter dem Dorfe vom bewohnten Land der Marea Abschied. Wir gehen eine Stunde lang über steinige Hügel und Abhänge, dann steigen wir, den Berg Mussa Qerbetu rechts lassend, in das sehr tiefe enge Thal von Shashagné hinab, das in eine Ebene führt, wo der Torrent, dem wir nachgegangen, mit einem zweiten von Andellet und einem dritten von Melbeb herkommenden Strom sich vereinigend, durch die letzten Vorberge, die uns noch vom Barka trennen, nach der Ebene Mareit durchbricht. Wir gehen den von Melbeb kommenden Torrent hinauf und steigen so, dem Hochgebirge nach uns haltend, über den hohen Sattel Asalla in das Thal von Angesha hinab, das Ziel unseres Morgenmarsches. Wir finden uns so am östlichen Ende des Debre Salé, an seiner Nase, wie das die Eingebornen bezeichnen, wo ihn das Thal von Angesha von dem Gebiete der Marea trennt. Wir haben links die Höhen von Melbeb und Tsellema, rechts die äussere Bergwand gegen das Barka, die durch den Af Marat, der sich nach dem Barka durchbricht, vom Debre Salé getrennt ist, der hier quer in's Barka hinausliegt. Unser heutiger Weg war sehr beschwerlich, da er von einem Sattel zum andern das Hochgebirge umgeht, ohne in die Tiefe hinabzusteigen. Er gleicht einer Baumverästung: wir treffen ihn beim Zweig, der zum Ast führt; wir verfolgen ihn abwärts bis wo er vom

Stamm ausgeht; anstatt aber nun den Stamm hinabzuklimmen, gehen wir auf einen entgegenliegenden Ast über bis zu seiner Spitze, um dann zu einem zweiten Baum überzugehen. Die Aeste sind die kleinen Torrente, der Stamm der vereinigte Strom. Der Af Marat oder Strom von Angesha hat eine starke Strömung, da er seine Quelle in dem wasserreichen Geridsa hat, während die Zuflüsse vom Sattel von Asalla und vom Sattel von Angesha nur momentan fliessen, da sie nur das lokale Abhangswasser mit sich führen. Wir sehen hier alle die grossen Bäume des Anseba, die Aie, Zellazelé und Tamarinden; auffallend ist eine kaum 2 Fuss dicke, aber wohl 40 Fuss hohe Adansonie mit Wipfel ohne Aeste, da diesen Baum der kurze fette Stamm mit naher Verästung charakterisirt.

Wir brechen um ½ 3 Uhr von hier auf, überschreiten den Hauptstrom, verfolgen noch eine halbe Stunde das Thal von Angesha aufwärts bis zu einem Sattel, der die Wasser von Angesha und Af Sabr trennt und zum Debre Salé hinaufführt. Vor diesem Sattel biegen wir in das Querthal Angesha Katsin ein, das zu einem zweiten Sattel führt, der in's Thal Hafulei hinabführt. So haben wir das Gebiet der Marea umgangen und treten wieder in das Land der Takue ein. Wir gehen ein anmuthiges, grünes, schattiges Thal ohne Fels in sanftem Fall hinab in der Richtung des Berges Hafulei, und kommen dann der südlichen Verlängerung des Thales nach zu einem Heerdenlager der Az Tesfa Girgis, desselben Stammes, den wir bei Sor getroffen. Das Thal selbst ist von den Az Tshaffa sorgfältig angebaut. Den Namen Hafulei hat das Thal vom gleichnamigen Fruchtbaum, der hier sehr häufig ist.

Den 14. September gehen wir um die Ecke des Berges Hafulei herum und kommen über einen unbedeutenden Sattel zum Strom Kerkeriu hinüber, an dessen Ufer wir ein grosses Zeltenlager der Az Tshaffa finden, die uns mit Milch bewirthen. Nun verfolgen wir den Kerkeriu aufwärts und biegen dann, die Berge von Gabei Alabu links lassend, in seinen

Zufluss, den Tshurum, ein, den wir bis zu seiner Quelle verfolgen. Die Uferebenen sind alle angebaut, sodass wir durch die Pflanzungen kaum einen Weg finden; der Torrent fliesst, soll aber im Sommer nur theilweise Wasser haben. Das Thal mahnt an das Boggu der Bogos und es hat dieselbe Bedeutung für Gabei Alabu, wie Boggu für Keren, als Supplement zu der Hochebene. Hier reift das Durra sehr schnell und die Heerden gedeihen ausserordentlich. Für Baumwolle besonders wären diese Thäler sehr günstig. Das Thal Tshurum hat mehr Wasser, als Boggu, weil seine Quellen aus dem Innern des Hochlandes kommen, während Boggu nur von Abhangswasser genährt wird und so fast immer trocken liegt. Die Az Tshaffa cultiviren stromab bis Hömmeret Goila; dort fängt das Gebiet der Beni Amer an; das Thal verschwindet, die weite Ebene gehört den Hirten. Wir lagern um Mittag auf einer Uferebene, wo uns Schwärme von ʿAuer empfangen, ein bienenähnliches Insekt, dessen Stich unsere Maulthiere auf's Blut peinigt.

Nach kurzer Rast ersteigen wir die Höhe des Sattels, der einerseits Tshurum von Bab Gengerén trennt, anderseits Halhal und Aretta verbindet. Wir brauchen eine halbe Stunde, um den steilen, von dem hohen Gras unwegsam gemachten Abhang hinunterzuklettern und zu dem Punkte zu kommen, wo der Abhang von Gabei Elos anfängt. Es wird schon Nacht und in der Hoffnung, ein Heerdenlager unserer Freunde, der Az Gabdja, zu erreichen, eilen wir das Thal hinunter; die Aussicht auf ein freundliches Lagerfeuer und eine heisse Milch spornt unsere Schritte. Den Dienern vorauseilend komme ich mit Hrn. Schubert und Gabir, dem Mann von Dokono, an dem Baum an und auf dem Hügel, von wo ich vor zwei Wochen Directionen genommen und wir erblicken zur Linken Lagerfeuer, die wir den Az Gabdja zuschreiben. Wir gehen über Stock und Stein in der sehr finstern Nacht. Das Licht geht vor uns her; wir rufen unsere Gefährten mit Flintenschüssen und haben kaum noch drei und nicht sehr sichere

Schüsse, als wir neben dem hohen Lagerzaun ankommen. Da wir weder Thür noch Thor sehen, rufen wir, aber die Hirten, durch das Schiessen erschreckt, halten uns für abyssinische Soldaten und bedeuten uns, schnell uns fortzumachen. Wir sehen, dass wir auf Az Tesfei gefallen sind, ein mir ganz fremder Stamm der Takue. Ein Wort gibt das andere; Gabir, etwas zu übermüthig, prahlt mit unsern Flinten. Die Leute des Dorfes, die einen Trupp Soldaten vor sich zu haben meinen, öffnen plötzlich den Zaun und dringen mit wildem Kriegsgeschrei auf uns ein. Die Lanzen blitzen in der Nacht. Ich sehe die Gefahr und bitte Schubert, sein Gewehr bereit zu halten, da in keinem Falle Flucht etwas nütze; ich ziehe meinen Revolver aus dem Halfter; aber da ich als alter Bewohner des Landes wohl weiss, dass viele Hunde des Hasen Tod sind und Feuerwaffen in der Regenzeit auch den Dienst versagen können; da ich bedenke, dass es hier zu Land fast ebenso misslich ist, zu tödten als getödtet zu werden, stecke ich meine Waffe wieder an ihren Platz und trete, meine Nilpeitsche in der Hand, in die Mitte der tobenden Hirten. Ich fasse den ersten besten, der mir ein bejahrter Mann zu sein scheint und frage ihn, was sie zu dieser Handlungsweise bringe. Auf mein Zureden besänftigt sich der Haufe; ich beklage mich über die verweigerte Gastfreundschaft. Die Leute erwiedern, sie hätten uns für Soldaten gehalten; schon gestern seien sie von solchen übel zugerichtet worden; sie baten, die Sache nicht übel zu nehmen und jetzt mit ihnen zu übernachten. Da aber die Gastfreundschaft einmal verletzt und zu fürchten war, der Streit möchte zum zweiten Mal ausbrechen, lehnte ich das Anerbieten ab. Wir fanden kaum eine Viertelstunde weiter das Lager der Az Gabdja, wo wir freundlich empfangen und bewirthet wurden.

Den 15. September lenkten wir in das Thal von Dobak ein und nachdem wir den Ṣattel erstiegen, der es von Shinnare trennt, sehen wir vor uns das «weisse» Mogareh und an seinem SW.-Ende Keren, wo wir um Mittag glücklich ankommen.

Geographische Skizze über das Ansebaland.

Jedes Hochgebirge erscheint dem See- oder Wüstenfahrer von fern gesehen als Ein ununterbrochener Zug ohne Lücke und Thor; die fast eben fortlaufende Höhenlinie ist nur selten durch Spitzen etwas mannichfaltiger gestaltet. Er gewinnt so den allgemeinen Ueberblick, aber nur die halbe Wahrheit. Denn, wenn er von der Neugierde gezogen sich den Bergen nähert, vergeht ihm die Illusion mit jedem Schritt mehr. Die Einheit fällt weg; Thal und Berg scheinen unordentlich untereinander geworfen, unmöglich, darin irgend Einen zusammenhängenden Naturgedanken zu finden. So hat er die Anschauung, die specielle Wirklichkeit; aber auch ihm fehlt die Wahrheit, wenn ihn die Ausnahme verführen sollte, die Regel zu vergessen. Was hülfe dem Reisenden der Wulst von Bergen und Flüssen, wenn daraus nicht ein System würde, was ihm den sinnreichen, poetischen, fast menschlich verständlichen Gang der Natur offen legt. So können auch wir unsere geographischen Beobachtungen nur dadurch deutlich machen, dass wir ihnen zuerst ihre Stelle im grossen Ganzen angewiesen haben. Wir sind um so mehr dazu gezwungen, da nur das Basrelief ein Land treu wiedergibt, nicht die Karte.

Um die Gebirgsconstruction der Marea zu begreifen, müssen wir auf ihr Princip, die Hochebene von Hamasen, zurückgehen. Als Gebirgsstock, als Basis stellt sich uns das Plateau von Tsasega dar, östlich bis zum Abfall gegen das Samhar, westlich gegen die Qolla Dembelās sich ausdehnend, ohne in seinem Niveau durch ein Thal gestört zu sein — was die wahre Hochebene charakterisirt. Ueberdiess ist Tsasega als die höchste Stufe Nordabyssiniens zu betrachten, da es sich gegen alle Seiten bald wieder absenkt; gegen Süden wird die Hochebene wenige Stunden ober Tsasega vom Mareb zerschnitten und getheilt, und fast plötzlich gräbt sich dieser schnell erstarkende Fluss ein schauerlich tiefes Thal, wodurch das Plateau in zwei Arme getheilt wird, östlich die Hochebene von Aggela und Saher, westlich die Halbinsel Sarae. Ohne in dieser Richtung fortgehen zu wollen, haben wir der Analogie wegen diese Verästung der Basis aufgezeichnet, da im Norden dasselbe Phänomen sich uns darstellt, aber viel langsamer, consequenter und regelmässiger ausgeführt. Die Rolle des Mareb spielt hier der Anseba, der in regelmässigen sanften Stufen in's Tiefland hinabfällt und so die nördliche Fortsetzung der Hochebene mit seinem breiten Thale in zwei Gebirgsreihen theilt, die mit fast constanter Höhe das Daga sehr weit fortführen. So haben wir als Basis unserer Betrachtung den Gebirgsstock, der gegen Norden in zwei fast parallel laufende Aeste ausläuft und den Anseba, der aus dem Stock hervorquellend stufenweise ein tiefes Thal sich bildet, das die Ausläufer des Hauptstockes voneinander trennt.

Als Quelle eines Flusses muss man sonst annehmen die Stelle, wo er als lebendiges Wasser entspringt; diess gilt jedoch nur für ein constant fliessendes Wasser. Ist der Fluss nur ein Regenbett (Torrent), dann muss man den Arm als Quelle ansehen, der am weitesten aus dem Innern der Hochebene herabläuft und keineswegs die vom Gebirge abfallenden Regenbäche; streiten sich mehrere Zuflüsse darum, muss der vorgezogen werden, der zum unteren Lauf das natürlichste

Verhältniss bewahrt, ohne auffallende Laufsveränderung. Diesen Principien zu Folge muss als Quelle des Anseba der Mai Goila von Tsasega angesehen werden; denn der Anseba kann nicht als Fluss, sondern nur als Torrent betrachtet werden, da er nur in der Regenzeit von drei Monaten fliessendes Wasser hat. An Länge steht der Mai Goila keinem Zuflusse nach; überdiess stehen die andern Gewässer, die sich rechts und links dem Hauptlauf anfügen, in schiefen Winkeln darauf, während der Mai Goila senkrecht in ihn übergeht.

Hüten wir uns, den Namen Anseba etymologisch erklären zu wollen oder ihn gar Ain Saba (Quelle von Saba) zu nennen, mit ungehöriger Bezüglichkeit auf das alte Saba. Denn seit sechs an seinen Ufern verbrachten Jahren haben wir nur Anseba ohne gutturalen Spiritus aussprechen hören. Wir können diesen Namen aus unsern Kenntnissen nicht erklären und möglicherweise gehört er einer Sprache an, die mit ihrem Volk verschwunden oder ausgewandert ist. Der Name fängt von dem Augenblick an, wo der Strom, die auf seinem Niveau liegende Ebene verlassend, seinen Fall beginnt und hört erst weit unter dem Marea nach seinem Ende auf; denn da erhält er von Stunde zu Stunde verschiedene Lokalnamen, die eigentlich eher die anliegenden Uferebenen bezeichnen sollen, als das Strombett. Nur der Abyssinier und auch er nur zum Theil fasst den Fluss als ein Individuum auf, dessen Leben er von der Quelle bis zum Ende verfolgt, das er demnach einheitlich tauft, während der Bewohner der Niederlande den Fluss, der ihm weder zur Schiffahrt, noch zur Cultur dienlich ist, der vielmehr den Verkehr hindert und durch seine Miasmen und durch seine Fliegenschwärme gefährlich wird, nur nach seinem Ufer beobachtet und dann und wann auch nach seinen Wasserplätzen, wo aus tiefen Löchern das Vieh getränkt wird. Der Name Anseba selbst dient auch zur Bezeichnung des anliegenden Landes und bezeichnet bei den Eingebornen die Qolla von Gundebertina bis Sarana. Wir theilen seinen Lauf vorläufig in oberen, mittleren und unteren

ein, indem wir uns vorbehalten, jeden besonders zu charakterisiren. Der Oberlauf geht bis Kuariko, der Mittellauf bis Saraua, der Unterlauf bis zu seiner Vereinigung mit dem Barka.

Der Anseba bildet sich sogleich nördlich von Tsasega ein Thal, das sich stufenweise immer mehr vertieft. Das Hochland zieht sich rechts als Ostrand durch Karneshim und Dümbesan ohne Abfall fort, während es links in den langsamen, sanften Stufen von Az Johannis, Az Maman und Gundebertina sich abdacht. Der Anseba gräbt sich zwischen dem Ostrand und dem westlichen Terrassenland ein sehr tiefes, enges und steiniges Thal, reich an Katarakten, nimmt die Wasser von Karneshim und den Stufenländern auf und kommt erst in Gundebertina wieder zum Niveau des Westrandes. So weit geht der Oberlauf; sein Charakter besteht darin, dass er die Hochebene noch nicht consequent als tiefes Thal in zwei gabelförmige Ausläufer trennt, sondern sich vielmehr in zwei nach Norden parallel laufende Stufen scheidet, die eine höhere, den Stock fortsetzend, die andere in Stufen, die von Ost nach West gerichtet sind, sich senkend, wozu der Anseba wild mit weniger Ordnung, aber sich corrigirend, wieder zurückkommt; er ist in diesem seinem Oberlauf noch sehr eng, ohne Uferebene, ohne Gebiet.

Unter Gundebertina reisst sich der Anseba von seiner Abhängigkeit los und bildet sich ein eigenes Reich, die Qolla der Bogos; das Hochgebirge trennt sich erst hier entschieden; der Anseba in der Mitte bildet sich ein Thal, das breiter und enger mit dem Fluss auf gleichem Niveau steht, aus Uferebenen und wenig erhabenem Hügelland bestehend; die einzelnen Berge bilden keine Ausnahme von besonderem Charakter. Dieses Flussgebiet bildet das Gebiet der Bogos, Bedjuk und Beit Takue von Kuariko bis Saraua, etwa zwölf Stunden lang und sehr breit; der Fluss mit langsamerem Fall, nur selten von Katarakten gehemmt. Dieses Thal ist rechts und links von den Ausläufern des Hochgebirges in der Mitte

gehalten; sein Ausläufer geht als Hochland von Mensa und Habab mit fast immer gleicher Höhe (5—6000 Fuss) und schönem, ebenem Land, ohne die Abfälle wohl fünf Stunden breit, von Südost nach Nordwest. Gegen Nordost fällt er in Vorbergen langgezogen gegen die Küste ab; gegen West begrenzt er als Eibaba und Aggaro die Bogos und Bedjuk von Mensa, verengt sich dann bei Mäs'hälit und erniedrigt sich zu einem Sattel, wovon gegen Ost gehend das Thal von Lebka ihn durchschneidet, und nähert sich endlich als Zerech und Agáme und Rora Az Tekles wieder dem Anseba. Der Abfall dieses Ostausläufers fällt gegen das Meer 5000 Fuss ab, aber ohne Steilheit, gegen den Anseba dagegen nur 1500 Fuss, aber als steile Mauer.

Der Westausläufer des Hochgebirges verlängert sich von Gundebertina links hin gerade fortlaufend zur Rora Beit Andu und Rora Az Geret, wird dann plötzlich durch das tiefe und breite Thal von Boggu schief geschnitten und unterbrochen; setzt sich dann als Rora Az Gabru und Aretta wieder fort und geht durch einen schmalen, wenig gesenkten Sattel kaum unterbrochen in das Hochland der Halhal über, wo sein Ostabfall bei Sarana, gegenüber der Rora Az Tekles, bis an's Wasser des Anseba tritt. Dieser Westausläufer des Hochlandes ist sehr ungleich an Höhe; doch hält er sich stets im Niveau des Olivenbaums. Sein innerer Abfall ist nicht so kühn und klar, wie der Abfall von Mensa und viel unregelmässiger, mit vermittelnden Thälern und Vorbergen. Der Ostausläufer ist viel ausgedehnter, enthält grosse, bevölkerte Ebenen und fällt langsam vermittelst Längen- und Querthälern in das Samhar hinab; der Westausläufer ist schmal, mit kleinen Ebenen, wenig bewohnt und fällt den freilich viel kürzeren Abhang nach dem Barka viel steiler hinab. Aehnlich sind sich die beiden Gebirgsausläufer darin, dass sie dem Anseba nur Abhangswasser zuschicken; das eigentliche Hochwasser, das aus dem Kern der Hochebene herausläuft, schicken sie gegen aussen, Mensa und Habab dem Lawa und Lebka,

Rora Beit Andu und Rora Az Geret dem Barka zu. Den Anseba bereichern sie nur zufällig. Sie gehen parallel untereinander und mit dem Anseba.

Das Tiefland, das der Mittellauf durchzieht, ist nicht sehr breit und durch die Ausläufer der zwei Gebirgsketten bei Tshabbab in zwei Theile gesondert. Den oberen Theil charakterisiren die grossen Hügel, fast Berge, die den Strom einengen und verbergen; unter Tshabbab erniedrigen sich die Hügel, die Uferebenen werden grösser und zahlreicher, das Land offener. Bei Saraua treten die Gebirgszüge wieder ganz nahe an den Strom, als ob sie sich vereinigen wollten und es gelingt ihm nur mit Mühe, sich durch die Felsen durchzuzwängen; er wird eng, schroff, düster, steinig, selten durch eine Uferebene oder ein Thal erweitert. Das ist sein Unterlauf. Die Gebirge, die ihm so den Weg versperren, sind links die von Halhal und Marea, äusserster Westausläufer, und rechts die Rora Asgede mit ihren Fortsetzungen, äusserster Ostausläufer des Hochgebirges. Hier scheint es, als ob sich diese Ausläufer wieder zum Charakter der abyssinischen Daga emporschwingen wollten; ihre Höhe, die Ausdehnung, die Wasser und die Vegetation ihres Rückens zeigen uns ein zweites Hamasen. Selbst die Trennung, die sie seit Gundebertina freiwillig eingegangen, scheint sie zu reuen, sie streben wieder zusammenzuwachsen; doch lacht der schon mächtig gewordene Anseba ihrer Anstrengung, jetzt hat er Wasser genug, um Berge zu überschwemmen, siegreich durchbricht er die Engen und kämpft sich den Weg in's freie Land, während seine Gegner, die zwei Brüdergebirge, von der übermässigen Kraftentwickelung wie erschöpft, fast plötzlich zur Ebene hinabfallen. Doch behauptet auch hier der östliche Ausläufer den Vorrang, da er ungleich breiter weitentlegene, aber frische Zweige bis Beit Male und Hager sendet, wo zum letzten Male die Olivenwälder und die sprudelnden Quellen an das ferne Mutterhochland mahnen; seine Abdachung gegen das Meer ist allmälig, während der Westausläufer fast ohne

Uebergang steil in's Barka abfällt. Gegen Süden, dem Anseba zu, sinken sie beide gleich plötzlich als senkrechte Mauer hinter. Die Ostkette beherbergt die Habab und die Beni Amer vom Söhel; schöne, fruchtbare Hochebenen werden nur zur Weide benutzt, während die Westkette, deren sparsame Enge den Raum um so kostbarer macht, zum letzten Mal die Production Hochabyssiniens, den Anbau von Weizen, Gerste und Nuhuk, erfolgreich nachahmt. Diess ist das Land der Halhal und Marea, Ziel unserer Reise.

Der Enge, seinem Element, entronnen verliert der Anseba seine Selbstständigkeit; er ist nicht mehr Princip, er wird Theil des Barka-Fluss-Systems schon vor seiner Vereinigung, er kommt in's Niveau der Ebene und anstatt den Namen zu geben, nimmt er ihn vom Ufer an und endlich übergibt er sich dem stärkeren Bruder, dem gewaltig breiten Barka, dessen Anfänge ihm bei Gundebertina so nahe standen. Auch hier spiegelt sich der Zusammenhang der Menschen und der Natur. Der abyssinische Anseba ist schmal, mager und nervig, wie der ihm anwohnende Mensch, aber gewaltiger mit grösserer Zugkraft und Wassermenge, die er fast unversehrt dem Ziele zuführt, während der Barka ungeheuer breit, das Kind der Ebene, grossen Namen und imponirendes Aussehen hat und der Vereinigung den Namen gibt; sein Wasser verliert er zum grossen Theil auf dem Wege; er kann seinem prahlerischen, fetten, phlegmatischen Anwohner verglichen werden. Und dass nicht der Anseba die Vereinigung tauft, ist natürlich, da der Barka, in der Ebene geboren und auferzogen, bis zum Ziel in seinem Elemente bleibt, während sein «Bruder vom Berge» in der Fremde sich wohl dem Landeskind anschmiegen muss.

Das Gebiet von Halhal und Marea sendet seine Wasser spärlich dem Anseba, reichlich dem Barka zu. Doch müssen wir hier noch die Zuflüsse des mittleren Barka berühren, da ihr Thalgebiet politisch zu Halhal gezählt wird.

Der Mittellauf des Anseba empfängt eine halbe Stunde unter-

halb Tshabbab den Felelloch, der von den Abhängen des Lalamba entspringt. Er ist ein von grossen Bäumen beschatteter breiter Strom; da sein Lauf aber sehr kurz und der Scheitel des Lalamba schmal ist, so ist er fast beständig wasserlos.

Bedeutender ist der Shitámo oder Bijan, mit diesem Namen nahe seiner Mündung benannt, dessen Gebiet ein längliches Thal mit mehreren Ausläufern bildet; seine Quellen sind die Bäche von Bab Gengerén, Dobak, Gabei Lokum, die ebenso viele kleine Thäler bilden. Er lässt den Berg von Hubub Angellé rechts und vereinigt sich mit dem Anseba bei Zeron.

Unter Zeron empfängt der Unterlauf des Anseba nur die Wasser des Bergabhanges, da das Hochgebirge selber dem Barka zugewandt ist; so den Strom von Darikal, der vom Abhang von Rehi sich in den Abgrund ein enges Thal aushöhlt und unter Gedlet sich vereinigt; ebenso der Waldbach, der, von der Wasserscheide zwischen Shaka und Asunfa entspringend, sich bei Höbero in den Anseba stürzt. Wir berücksichtigen diese Zuflüsse nur, weil der erstere eine, wenn auch unvollkommene Strasse nach Rehi bildet; die Karawanen von Massua laden ihre Kameele hier ab und transportiren ihre Waaren das Thal hinauf mit Eseln. Der Bach von Höbero führt zu einem nicht steilen Sattel, der auf der Westseite ganz sanft nach One und so nach Kednet hinabführt und so bildet er den kürzesten Weg, auch für Kameele gangbar, von Erota nach dem Anseba.

In Sherit, eine Tagereise unterhalb Kednet, vereinigt sich der Strom von Serfa, so mit dem letzten Ausläufer gleich benannt; ihn bilden:

1) Der Strom von Sor, mit dem sich der Bach von One vereinigt.

2) Der Strom von Azmat, den der Bach von Kednet, ein zweiter von den Abhängen von Ire und ein dritter von Kush bilden.

Die zwei Bäche vereinigen sich eine Stunde unterhalb Azmat.

Verfolgen wir den Anseba unterhalb Sherit bis zu seiner Vereinigung.

Wenn es leider nicht möglich war, dem Lauf so weit nachzugehen, hatten wir doch bei unserem Aufenthalt in Kelbetu die schönste Gelegenheit, durch eine Reihe von Augenzeugen, Leuten von Marea, Barka, Beit Male, uns über diese Strecke vollständig zu vergewissern. Von Höbero bis Sherit ist der Anseba noch immer eng und klippicht. Gegen Sherit hin erweitert sich sein Thal, da das Marea-Gebirge plötzlich abfällt und die Habab-Berge mehr zurücktreten.

In Sel'a vereinigt sich mit dem Anseba von rechts der Strom von Adobha, der zwei Quellen hat; die erste kommt von den Abfällen der Habab, die zweite von Hager und dem Gebirge von Beit Male. Von Hager (altem Kloster Agere Nageran) werden schöne Hochebenen mit Wäldern von Oliven und Agam gerühmt.

Die Vereinigung des Anseba mit dem Barka geschieht zwei Tagereisen unterhalb Sel'a bei Ijob. Nach den vielen Erkundigungen von allen Seiten kann ich über diesen Punkt keinem Zweifel mehr Raum geben. Wenn mir früher der grosse Sheich der Beni Amer, ohne die Vereinigung in Frage zu ziehen, als die Stätte derselben nicht Ijob, sondern Falkat nannte, verändert das die Hauptfrage nicht; übrigens kann Ijob auch Falkat heissen, da dieser letztere Name in der Tigré-Sprache «Gabel» bedeutet und also so gut wie Mohäber (Vereinigung) eigentlich jeder Mündung eines Flusses in den andern zukommt. Der Name Mohäber ist daher sehr häufig und das Gleiche kann mit Falkat stattfinden.

Wir haben schon bemerkt, dass das Wasser von Halhal und Marea fast nur dem Barka zufliesst.

1) Den Sabr bilden erstens der Kerkeriu, Vereinigung des Wassers von Mai Aualid, von Tshurum und Halhal (Hindjune). Die beiden letzteren, kaum eine Stunde unter der Höhe von Tshurum vereinigt, werfen sich zwei Stunden ober-

halb Mohäber in den Kerkeriu, der das Wasser von Mai Analid und Beit Höbei zwischen dem Gebirge von Gabei Alabu und Mosafar nach Mohäber trägt, wo er zweitens den Aig empfängt, der in Molebso entsprungen, Mosafar und Tsellema trennend, am Berg Hafulei vorbei nach Mohäber geht. Dann gehen sie vereinigt als Sabr an Hömmeret Goila vorbei und münden in den Barka eine Stunde unter Adartie bei Af Sabr (Mund des Sabr.)

2) Den Hademdemé bilden die Wasser des Debre Salé; er mündet in den Barka eine Stunde unter Dunguaz bei Af Hademdemé.

3) Der Hombol und Marieit, beide von den Marea kommend, vereinigen sich miteinander im Tiefland angekommen und mit dem Barka bei Karkabat.

Den Marieit bilden:

a) Der Af Marat, der als Mädeit von Henik Hamas entspringend, zwischen Tsellema und Melbet durchfliessend, in Angesha die Lokalwasser des Längenthales von Asalle und den Höhen von Angesha aufnimmt und sich am Nordrand des Debre Salé in das Tiefland stürzt.

b) Der Strom von Andelet, bereichert durch die Bäche von Melbet und Mussa Gerbetu, nimmt dieselbe West-Richtung.

c) Der vereinigte Strom von Ire und Dekinet.

Diese drei Ströme vereinigen sich in der gleichbenannten Ebene Marieit und dann mit dem

Hombol, der die Wasser von ganz Nord-Marea, Erota, Kelbetu, Bat mitführt.

Von ihrer Vereinigung bei Ijob kennen wir den Lauf des Barka bis Kerr (von den Hadendoa mit dem Artikel To'kerr, vulgo Tokar genannt). Wir führen hier die übereinstimmenden Angaben der Eingebornen an, da uns die vielen europäischen Reisenden keine bestimmte Nachricht über seinen weiteren Lauf gegeben haben. Dass der Anseba oder der vereinigte Anseba-Barka nach Aqiq fliesse, das habe ich von niemandem gehört und auch wissend nie behauptet. Nach

allen Berichten von Augenzeugen strömt der vereinigte Fluss flach ohne alle Hülfe der Kunst in die Ebene hinaus, die er auszuhöhlen wohl keine Kraft mehr hat; der ungeheure Lauf mit sehr breitem Bett bei unbedeutendem Fall macht, dass er nur wenig Hindernisse nöthig hat, um See oder Sumpf zu werden. Ich weiss nicht, was ihn in seinem Lauf gegen das Meer hemmt; aber die Eingebornen behaupten einstimmig, dass er nur bis To'kerr gehe: von einer Mündung bei Badur wusste niemand etwas, und wenn da auch ein Strom mündet, kann er wohl ein anderer sein, von den Abfällen des Gebirges herkommend. So lange niemand mit eigenen Augen diesen Punkt vergewissert hat, sollte man sich rein an die Aussagen der Eingebornen halten und sollte sich ja vor müssigen Conjecturen hüten, die die Geographie nur zu oft in Verwirrung bringen. Der Versuch, den Anseba nach Aqiq zu bringen, würde seine Vereinigung mit dem Barka in Frage setzen, da der letztere mit dem Namen von To'kerr identisch ist und schwerlich wieder nach Aqiq zurückkehren kann.

Das Gebiet des Anseba ist das Gebirge, er sinkt nur allmälig in die Ebene hinunter; der Barka ist das Kind der Ebene, seine fernsten Quellen kommen nur vom Gebirgsabhange, während das eigentliche Hochgebirge des Hamasen sein Wasser zwischen dem Anseba und Mareb vertheilt. Daher hat der Barka, kaum geboren, wenig Fall mehr nöthig, um in Kerr anzukommen; sein Fall wird noch durch die Länge des Laufes vermindert, während der Anseba, der sonst direct in gerader Linie seinem Ziel entgegengeht, und vom Innern der Hochländer, 6000 Fuss, kommt, einen sehr bedeutenden Fall nöthig hat. Der Anseba ist immer von Bergen und Hügeln eingeschränkt, eng, reich an Katarakten, während der Barka, in offenem Land geboren, breit und offen daliegt, ohne Stromschnellen und Hindernisse. Wir möchten, wenn es erlaubt ist, den Anseba dem Nil oberhalb Assuan, den Barka dem Nil-Delta vergleichen. Der Anseba erkämpft sich sein Bett und höhlt es aus, der Barka scheint sich sein

Ufer erst gebildet zu haben. Der Anseba beraubt sein Uferland; der Barka schafft sich erst ein Ufer und macht es so zum fruchtbaren Alluvialland.

Der Lauf des Anseba ist sehr schnell, der des Barka bedächtig langsam. Das Wasser des ersteren wird im Winter sehr tief, während der letztere selten sein Flussbett ausfüllt. Der Anseba bildet wenig und sehr kleine Uferebenen, während der Barka so reich daran ist. Daher ist der Anseba für Cultur wenig geeignet und selbst unter Tshabbab, wo er am offensten ist, würde er, künstlich aufgehalten, wenig nützen, da sein Wasser doch nicht die Hügel überschwemmen kann. Im Gegentheil ist der Barka, der fast auf dem Niveau seines Ufers steht, zu künstlicher Bewässerung sehr geeignet, doch fehlt ihm vielleicht die nöthige Wassermenge.

Da der Anseba wenig Ufer hat, ist seine Vegetation für die Viehzucht von wenig Bedeutung, während der Barka mit seinen Ebenen in dieser Beziehung sehr wichtig ist. Dagegen ist der Anseba reich an schönen, hoch und gerade gewachsenen Bäumen, mit ewigem Schatten, der ihm einen dunkeln Anstrich gibt, während der Barka von einförmigen Dum-Waldungen begleitet und so schattenlos ist. Der Anseba ist das Land christlicher Ackerbauer; seine Bewohner waren bis auf die neuesten Zeiten Christen; Ueberreste von Kirchen und Klöstern finden sich bis Hager, während das Barka-Land, fast immer von heidnischen oder mohammedanischen Nomaden bewohnt, ausschliesslich für Viehzucht benutzt wurde.

Beide Flüsse fliessen nur im Winter auf der Oberfläche, doch haben sie das ganze Jahr einen bedeutenden unterirdischen Fluss, beim Anseba von durchschnittlich 6 Fuss, beim Barka von 15 Fuss Tiefe. Daher sind beide reich an kalten, feuchten Dünsten und bedrohen ihre Anwohner mit Fieber. Doch verbietet schon der Mangel an Raum dem Menschen, am Anseba seinen Wohnsitz aufzuschlagen; nur unterhalb Tshabbab ist er auf die Uferebene angewiesen, während der Barka als eigener Schöpfer seines Landes (als sein Herr)

und als einzige Wasserquelle, ohne Berg und Höhe die Bewohner in der Tiefe festhält. Dass aber der Anseba auch reich an Fieber ist, beweisen die jährlichen Septemberfieber der Leute von Bedjuk und selbst von One, und die Sage von den Beit Mushe, deren Dorf am Anseba in Einer Woche bis auf den letzten Mann vernichtet wurde, sodass Haus und Heerde ohne Herrn und Hirten gefunden wurden, muss eine furchtbare Wahrheit andeuten.

Charakteristisch ist, dass die Wasser des West-Hochgebirges fast ohne Ausnahme dem Barka zueilen, sodass der Anseba keinen Zufluss hat; der Strom von Serfa macht der Bodenfigur nach keine wahre Ausnahme von dem Gesetz. Das Gleiche kann man vom Ost-Hochgebirge, wenigstens von Maldi, Mensa bis Az Teklés nachweisen, deren grosse Gebirgswasser alle dem Meere zueilen. Die Zuflüsse des Anseba kommen ihm von den Abhängen und der Qolla; seinen Reichthum an Wasser bringt er sich schon von seiner Quelle mit. Unterhalb Az Teklés habe ich persönlich nicht beobachtet; wir haben aber da nie von einem bedeutenden Zufluss reden gehört, wenn man nicht den Adobha davon ausnimmt, dessen Quellgebirge aber nicht mehr zum Habab-System zu gehören scheint. Diesen Umstand verständlicht nur die Figur der beiden parallelen Hochländer, die sich uns wie zwei Mauern darstellen, deren schiefe Dächer gegen aussen gekehrt gegen West und Ost abfallen. Die Wasser von Rora Beit Andu, Adürbe, Beit Gabru, Orella, Halhal, Marea haben ihre grösste Höhe dem Anseba zugekehrt und senken sich gegen das Barka hinab; ebenso zeigen die Gebirge von Maldi, Mensa und Habab dem Anseba nur den Rücken und neigen sich zum Meer hinunter. Die beiden Hochgebirge öffnen sich gegen aussen in langen, vom Kern der Hochebene hervorkommenden Thälern, während sie sich vom Anseba stolz abschliessen, ohne Verbindung und Terrassenabfall, und so ist dieser Fluss unterhalb Saraua fast nur negativ als Trenner der Hochländer wichtig, und tiefer und tiefer wühlt er sich sein eigenes Bett und als Isolator in

schauerlichem Abgrund zwei Hochländer trennend, die früher vielleicht zusammenhängend in Höhe, Natur und Boden ganz gleich sind, tritt er nirgends mit denselben in freundlichen Verkehr und Zusammenhang.

Nachdem wir nun so den allgemeinen Wasserzusammenhang begriffen haben, werden wir die so gewonnene Anschauung zur Erklärung der Gebirgsformen benutzen. Um uns davon ein klares Bild zu machen, wollen wir sie nur mit Hülfe der Wasserkraft genetisch entwickeln.

Man muss zuerst, die Wasserkraft ganz unberücksichtigt gelassen, das Hochland von Halhal und Marea als einen einigen, gegen NNW. gerichteten Gebirgsstock fassen, von 6 Stunden Breite und 15 Stunden Länge, als schiefe dem Barka zugewandte Ebene, den Scheitel dem Anseba zugewandt und in dieser Richtung steil abfallend, im Grossen und Ganzen als Fortsetzung der Rora Beit Gabru und Rora Aretta.

Auf diese schräge Ebene hat das Wasser in zwei Directionen gewirkt; die erste Direction ging von Ost nach West und hat sich drei Thäler ausgewaschen, die den Westrand des Gebirges in ebenso viele einzelne Gebirgszüge zertheilen, deren jeder einzelne vom andern durch eine schmale, aber sehr tiefe Kluft getrennt ist. Man kann sich so den südlichen Theil von Marea als eine Hand vorstellen, deren Fläche, östlich liegend, ihre langen Finger gegen Westen ausspreizt. Die Hand stellt das fast zusammenhängende Hochland von Halhal bis Geridsa vor; die Finger sind die Ausläufer von Gabei Alabu, Mosafar, Tsellema und Melbeb. Diese vier Höhenzüge sind offenbar gegen West in der gleichen Linie und haben gleiche Höhe. Doch fallen sie nicht plötzlich bis zum Barka hinab, sondern machen auf halbem Wege Halt, und die Mittelterrasse, die dermassen gebildet wird, zeigt sich als Längenthal, das, dem obern Gebirgsrand parallel laufend, durch die Sättel von Asalle getrennt von Mussa Gerbetu bis zum Sattel von Angesha sich hinzieht und so die getrennten Gebirgsausläufer vor ihrem Fall in die Ebene wieder miteinander verbindet.

Nördlich von Geridsa hört die Trennung in Querthäler auf, aber der Ostrand fällt von Andellet mit bedeutender Senkung gegen die Ebene von Ire ab. Von da fängt das Wasser an von Süden gegen Norden zu wirken und gräbt sich das Thal von Kednet aus, als Miniatur-Nachahmung des oberen Anseba, und zertheilt so das Gebirge in zwei Ausläufer, die gegen Norden gerichtet sind. So dehnt sich Geridsa rechts bis Asunfa und Shaka aus, während Ire und Dekinet linkshin zuerst als sehr schmaler Gebirgsrücken fortzieht, in Sheliwai breiter wird und als Hochebene Serʿa erreicht.

Debre Salé hängt bei Angesha mit seinem Eckwinkel insofern mit dem Marea zusammen, als es davon nur durch eine Mittelterrasse getrennt ist und nicht von dem Niveau des Barka an allein hinaussteht. Dieser Berg ist reich an grossen culturfähigen Ebenen, die aber schon lange nur als Weiden benutzt werden. Sein Wasser könnte nur für die Bewohner genügen.

Alle diese Hochländer haben ungefähr das gleiche Niveau mit etwas höherem Ostrand. Wenn wir Keren zu 4400 Fuss über dem Meer annehmen, Boggu zu 3600 Fuss, Anseba und Tshabbab zu 4200 Fuss und Mensa zu 5600 Fuss, können wir durch Schätzung und durch Vergleich analoger Vegetations-Verhältnisse folgende Höhen annähernd annehmen: Halhal zu 5600 Fuss, Geridsa zu 5900 Fuss, das Thal von Kednet bei Azmat, wo seine grösste Tiefe (wie Boggu) zu 3600 F., Kelbetu und Ire zu 5100 Fuss (wie Adürbe), Hafulei zu 3600 Fuss und Debre Salé zu 5000—5600 Fuss. Die Berge von Habab sind von uns nicht geschätzt worden, sie müssen aber fast so hoch als Geridsa sein, da ihr Rand sowohl von One Halhal über Mogedde hinaus, als von Debr Kuddus über Shaka hinaus von uns erblickt worden ist. Auch das Habab-Gebirge ist eine Rora, d. h. enthält Hochebenen, die aber den Heerden überlassen sind. So sind die abyssinischen Habab zu Nomaden geworden und die arabischen Marea zu fleissigen Ackerbauern.

Wenn man sich also unter den Hochgebirgen von Halhal und Marea ein Hufeisen vorstellt, dessen zwei Arme gegen Norden gerichtet sind und an dessen südlichem Bogen eine Hand quer darauf geheftet ist, deren Finger gegen Westen ausgestreckt sind, hat man den wahrsten Begriff von ihrer allgemeinen Configuration.

Alle diese Hochebenen, wie Molebso und Rehi (allgemein Geridsa genannt), Asunfa und Shaka, Ire und Dekinet, Erota, Sheliwai, B'at, Abligo u. s. w. muss man sich nicht als regelmässig fortlaufend denken, sondern als unregelmässiges Hügelland, das durch Wald, Feld, Kluft und Strom wieder in eine Menge kleiner Flächen streng abgesondert ist; die grösste dieser Ebenen ist gewiss Geridsa, das fast ununterbrochen von Rehi bis Tsellema und Mosafar und vom Abhang von Molebso bis zum Henik Hamas fortläuft.

Die Natur hat dieses Gebiet auch politisch eingetheilt:

1) Den Anseba selber theilen sich von Tshabbab aus die Bedjuk und die unteren Beit Takue, die ersteren rechts, die anderen links des Flusses.

2) Die Az Gabdja und Az Tshaffa trennt links der Abgrund von Kerkeriu, rechts die Ebene von Beit Höbei von den Marea.

3) Die rothen Marea trennt der Abhang von Andellet von Ire, der Abfall von Tshabel von Kednet und der Sattel von One von Shaka, alle drei Sitze der schwarzen Marea.

4) Das so isolirte Shaka wird von Az Ato Byrhan, einem Zweig der schwarzen Marea, bewohnt.

5) Die durch Andellet abgeschnittene Ebene von Ire mit ihrer Verlängerung bis B'at haben die Az Tembellé inne, ein anderer Zweig der schwarzen Marea.

6) Nördlich von B'at und Sheliwai bis zum Abfall von Serfa wohnen Az Idjél, ein anderer Zweig von Az Ato Byrhan.

7) Das Thal von Kednet haben die Az Tshankera inne, ein dritter Zweig der schwarzen Marea.

8) Den Anseba selbst bewohnen vorzüglich die nomadischen Az Teklés.

9) Debre Salé, früher christliches Land, ist jetzt Gemeindeweide der Beni Amer, Beit Takue und Marea.

10) Das Barka selbst gehört den Beni Amer'n, doch wird es auch von den Hochländern zur Weide benutzt und die Thäler von Tshurum, Medjlel bis Hömmeret Goila und Shelab sind noch Eigenthum der Beit Takue und werden von ihnen zur Cultur benutzt.

Ueber die Beni Amer.

Allgemeine Bemerkungen.

Das Land der Beni Amer theilt sich in zwei scharf abgegrenzte Striche, in das Barka und das Söhel. Das Söhel (arab. ساحل, Meergestade) ist die directe Fortsetzung des Samhar gegen Norden. Es erstreckt sich als Gebiet der Beni Amer bis Aqiq. Es unterscheidet sich insofern vom Samhar, als es weniger von einem hoch aufsteigenden Gebirgsland begrenzt wird, sondern sehr allmählig steigend zu dem wenig erhabenen Barka sich erhebt. Das Samhar lehnt sich an das 6000 Fuss hohe Abyssinien, das Söhel geht in das kaum 2000 Fuss hohe Barka über. Wir müssen uns das Söhel als eine grosse Ebene vorstellen, von einem zerrissenen Bergland begrenzt, als Wasserscheide zwischen Meer und Barka. Die Beni Amer bewohnen also hier die Verlängerung des Landes der Hababb, welche auch vom östlichen Abhang des Hochlandes bis zum Meergestade hinaus wohnen. Wir haben das Innere des Söhel nie besucht, wir lernten nur das Gestade kennen; es wird von allen Augenzeugen als sehr dürr geschildert und ist noch wasserloser, als das Samhar.

Nach dem, was wir in der geographischen Skizze gesagt, lehnt sich das Barka an das nördliche Hochland Abyssiniens. Es bildet eine Ebene, die aber noch oft von letzten Gebirgsausläufern unterbrochen wird; es hat also einen Doppelcha-

rakter, der sich auch seinen Bewohnern aufprägt; die Beni Amer sind nämlich halb aus Abyssiniern und halb aus Bedou oder Bedja, den Kindern der unermesslichen Fläche, zusammengesetzt. So fehlt es dem Barka nicht an Bergen; da sie aber keine Hochfläche bilden, so sind sie nur fähig, die einzelnen Ebenen voneinander zu trennen, nicht aber dem Lande einen Gebirgscharakter zu verleihen.

Wir haben schon in andern Untersuchungen gezeigt, dass das abyssinische Hochland, das nach Osten hin schroff gegen das Meeresgestade abfällt, gegen Norden nur allmählig zur Ebene sich abflacht und zwar in drei Richtungen: das Plateau von Tsasega als Fortsetzung des Okulekusai verlängert sich gegen Norden in rechtem Flügel als Land des Anseba und zieht sich mit immer abnehmender Erhebung fast bis Suakin. Das Plateau des Tigré sinkt gegen Norden zum Shiré, Adiabo, Bazenland als linker Flügel; es streckt sich noch als unbedeutendes Plateau von Algeden aus, das sich zwischen Mareb und Barka legt und weist noch weit nördlich als Hadendoaberge seine letzten Spuren. In der Mitte dieser beiden Flügel endlich sinkt das marebumflossene Sarae zur Qolla Sarae ab und ihm lehnt sich von Norden das Flachland Barka an, gleichsam als Hof zwischen einem Flügelgebäude rechts vom Ansebaland beschränkt, links vom Plateau von Algeden. Ihm gehört also auch der untere Anseba an, wie das politisch getrennte Land der Barea.

Dieses Tiefland durchzieht und schafft eigentlich der Strom Barka, den wir geographisch charakterisirt haben; seine durchschnittliche Höhe ist 2000 Fuss bis zum 16. Grad. Wir haben Höhenbestimmungen von Serobeti (2113), von Mogelo (2340), von Taura (2000 Fuss). Seine Höhe geht dem des Gash ungefähr parallel (Kassala 1800). Das Land Barka besteht aus grossen Alluvialebenen mit schwarzer fetter Erde, von den Strömen gebildet und unterbrochen von einzelnen Bergen und welligem, dürrem, steinigem Hügelland. Besonders das

obere Barka bis El Hesh wird von Bergen sehr eingeschränkt; es ist grasreich und den Heerden besonders günstig.

Der Name Barka bedeutet eigentlich Wildniss (im Amhar. Berha); es ist die «Baraka» der Abyssinier; die Ansebavölker nennen es Barka, die Beni Amer aber Baraka. Er bezeichnet sowohl den Strom selbst, als sein Gebiet. Es ergibt sich aus dem früher Gesagten, dass er ein Torrent ist, d. h. nur ausnahmsweise in der Regenzeit fliesst; sonst hat er nur unterirdisches Wasser. Auch in der Regenzeit hat er selten viel Wasser, da sein Quellgebiet beschränkt ist. Dagegen erreicht er eine bedeutende Breite, die ihm in seinem Unterlauf kein Berg wehrt. Seinen Lauf bezeichnen die ihn fast bis zum 16. Grad begleitenden Dumwälder. Das Land Barka hat also kein fliessendes Wasser, dagegen finden sich unweit Dunguaz bei Bela Genda zwei kleine Seen, wovon der grösste etwa eine Quadratstunde gross ist und nie austrocknet. In der Regenzeit findet sich überhaupt viel stagnirendes Wasser, das der thonige Boden aufbewahrt. Stunden weit ist oft der Boden mit Wasser bedeckt. Der Regen fällt von Ende Juni bis September, während das Söhel mit dem Samhar correspondirt; er fällt meist in der Nacht mit grosser Heftigkeit. Das Klima ist der Viehzucht äusserst günstig; Ackerbau verbietet bis jetzt nur die dünne Bevölkerung und die Unsicherheit der Zustände; Baumwolle würde ausgezeichnet gedeihen. Obgleich Fieber wie in jedem heissen Tieflande nicht fehlen, so haben sie selten den gefährlichen Charakter der Sudanfieber. Wir haben es also mit einem dünnbevölkerten Lande zu thun, da Nomaden nicht eng beieinander wohnen können; deswegen fehlt ihm der Reiz der ungestörten Wildheit nicht; zahlreich sind hier alle Thiere der afrikanischen Steppe vertreten, vom Elefanten und dem Nashorn bis zur Gazelle; die Vegetation ist fast ohne Ausnahme die des Sudan.

Ethnographisches.

In diesen weitläufigen Niederungen also, die Abyssinien von Norden anliegen, auf eine Weise wie das Meer die Insel bespült, finden wir ein nomadisches Hirtenvolk, das gewöhnlich unter dem Namen Beni Amer (Amer's Söhne) zusammengefasst wird. Sie theilen sich, wie gesagt, in zwei grosse gleich starke Provinzen, in die Bewohner des Barka und die Bewohner des Söhel. Wenn wir nun untersuchen wollen, was unter diesem Volke zu verstehen ist, so thun wir es gezwungen durch die vielen falschen Vorstellungen, die von Zeit zu Zeit in den geographischen Werken zu Tage treten. Denn in der Frage über ein äthiopisches Urvolk spielen natürlich die Beni Amer eine gewisse Rolle.

Um uns nun vollständig zu orientiren, müssen wir uns die Stellung der Beni Amer in Ostafrika ansehen und finden vorerst im Norden die Hadendoa und Besharin, die den grossen Raum zwischen Nil und Meer von den Grenzen Aegyptens an ausfüllen. Obgleich diese Völker politisch getrennt sind, haben sie ungefähr den gleichen Typus und gleiche Lebensart, und sie sprechen ohne Ausnahme die gleiche Sprache, das To'bedauie, dessen Grundzüge wir den Kennern mittheilen wollen, aber ohne zu wagen, seine Stellung zu den andern Sprachen zu bestimmen.

Im Süden der Beni Amer finden wir Semiten, die das Hochland in seiner weitesten Ausdehnung in Besitz halten und Dialecte der äthiopischen Sprache reden. Der eine dieser Dialecte ist das Tigriña, noch immer den Bergbewohnern des eigentlichen Abyssiniens eigenthümlich, der andere ist das Tigré, das die nördlichen und östlichen Abfälle des Hochlandes beherrscht.

Zwischen diesen zwei Hauptstämmen stehen die Beni Amer keineswegs unabhängig in der Mitte, denn sie haben keine eigenthümliche Sprache, sondern reden die Sprache ihrer Nachbarn von Süden und Norden; ihr Land ist der Kampfplatz zwischen dem To' bedauie (vulgo Bedja) und dem Tigré oder, wie es hier zu Lande genannt wird, dem Hassa.

Die natürlichste Erklärung ist daher, dass das Volk der Beni Amer das Erzeugniss von dem Zusammenstoss der beiden Hauptnationen ist, indem sich die Aethiopen gegen Norden, die Bedou aber gegen Süden ausdehnten. Wir müssen nun untersuchen, inwiefern die jetzigen Verhältnisse des Volkes dieser Annahme entsprechen und welche Elemente hinzugesetzt wurden, um aus dieser Mischung ein neues Volk zu machen.

Das Volk der Beni Amer besteht aus Adelichen, Unterworfenen, Sheichfamilien und Sklaven. Die zwei letzten Rubriken können wir einstweilen unberücksichtigt lassen, da ihre Anwesenheit im Lande eher zufällig ist. Es bleiben also die zwei erstern Abtheilungen. Die Adelichen nun theilen sich in zwei Stämme, die sich ihrer Verschiedenheit immer bewusst sind, die Belou und Nebtab.

Die Belou waren in frühern Zeiten die einzigen Herrscher des Volkes, sie sind erst in jüngsten Zeiten durch die Nebtab ersetzt worden. Doch sind sie immer als adelich angesehen, haben ihre eigenen Unterthanen und bewohnen mehrere Lager zwischen Barka und dem Gash. Der grösste Theil hat sich in den verschiedenen Ansiedlungen zerstreut.

Die Nebtab dagegen bilden den eigentlichen Adel des Landes und sind von den Türken als solcher anerkannt. Sie sind alle Kinder eines Mannes von wenig Generationen her, haben sich aber sehr vermehrt und leben in vielen Zweigen über das ganze Gebiet zerstreut; wir wollen ihre Hauptzweige anführen.

Zaga, Lager von Az Mussa, Residenz des obersten Häuptlings des ganzen Volkes; in der Regenzeit stationirt es in Afdchob, im Sommer am Barka in der Gegend von Dunguaz.

Az Ali Bakit, lagert im obern Barka von Tshagie bis Shytel und Boggu.

Wass, lagert an den Abhängen des Dembelas (Mansura etc.).

Az Gultane am Debre Salé.

Az Taulé, am Barka (bei El Hesh etc.) in der Nähe von Az Ali Bakit.

Az Omer und Az Amer weiden zwischen dem Barka und den Barea und Bazen.

Az Nurei, Az Naseh, Seniab, Senkakdena leben unterhalb Zaga gegen die Hadendoa zu.

Az Menn'a wohnen vereinzelt am Gash ober Kassala.

Im Söhel wohnen Az Ukut, Hasri, Ibrahim u. a. m., sie kommen aber in der Regenzeit oft den Anseba und den Barka hinauf.

Die Az Wossale gehören auch zum Adel, obgleich sie keine Nebtab sind, sie lagern wie die Az Ali Bakit am obern Barka.

Wir müssen nicht vergessen, dass alle diese Stämme Nomaden sind, dass man also nur im Allgemeinen ihren Weidebezirk angeben kann, da sie ihn nach Convenienz jederzeit ändern können.

Mit dem Adel nun leben die Unterthanen zusammen oder sie bilden eigene Zeltenlager für sich. Während der Adel aber Einer Familie angehört, zerfallen die Unterthanen in viele einzelne Stämme, die sich nur der Sprache nach wieder gruppiren lassen.

Die Unterthanen scheiden sich selbst in zwei Gruppen, in

Hassa und Bedaui. Hassa bezeichnet einen Tigré redenden Stamm, Bedaui dagegen einen Unterworfenen, dessen Sprache To'bedauie ist.

Von den Stämmen wollen wir die wichtigsten anführen.

Hassa sind: Az Allabia, Az Kukui, Az Bidel. Die erstern sind sehr zahlreich, leben aber über das ganze Land zerstreut, während die beiden letztern eigene unabhängige Dörfer bilden.

Ferner Regbat (meist im Söhel), Ab Hashéla, Adambush und Karot, alles Stämme, die mit ihren Herren zusammenleben.

Die Beit M'ale und die Aflenda im Söhel sprechen auch nur Hassa; die letztern haben wir unter dem Namen Warea schon im Samhar gefunden; die erstern gehören zur Hälfte den Habab an; beide leben nördlich vom Lande der Habab, die Beit M'ale in der Nähe des Hager Nageran.

Bedauie sprechen die Abakel, Shijab, Shemmer, Allahiohéré, Gugumta, Ramedj (in Zaga); sie leben mit den Nebtab zusammen; die Qareb leben im Norden der Marea.

Wir finden ferner Reste von Kelou (Haffara) in Zaga und dann Heikota, die beide meist Tigré sprechen.

Im Ganzen genommen leben also die Unterthanen neben ihren Herren; das Lager benennt sich gewöhnlich nach diesen letztern, besonders da die Tigréfamilien sich meist, je nach Convenienz, im Land zerstreuen. Während sie sich aber nach ihren Sprachen genau scheiden, hängen die Nebtab nur politisch zusammen; die Söhne der gleichen Familien sprechen verschiedene Sprachen. Die Nebtab, die im Söhel ansässig sind, sprechen nur Hassa, das sie offenbar ihren Unterthanen entlehnt haben. Die Nebtab im Barka reden die einen eher Hassa, die andern Bedauie; Zaga, Wass, Taule sprechen wie ihre Unterworfenen das letztere, während Az Gultane und Az Ali Bakit fast nur Hassa verstehen. Diess beweist, dass die Nebtab ihre gegenwärtige Sprache von ihren Unterthanen erlernt haben.

Die nahe Berührung der Sprachen bringt es mit sich, dass von vielen beide verstanden und gesprochen werden, diess gilt übrigens fast nur im Barka, während im Söhel, in der Nachbarschaft der Habab, ausschliesslich Tigré gesprochen wird. Auch die Belou reden beide Sprachen, obgleich ihnen das To'bedauie eigenthümlicher anzugehören scheint. Da also die Unterworfenen in der Sprache den Ton angeben, so haben wir sie eher als ältere Bewohner des Landes anzusehen.

Dieser Dualismus in der Bevölkerung zeigt sich auch in den arabischen Geographen, wo die Chassa und die Bedja unterschieden werden. Diese beiden Namen bedeuten natürlich den ursprünglichen Volksunterschied, den die Sprachverschiedenheit andeutet; aber darum sind Chassa und Bedja nicht Volksnamen. Die Araber theilten die Völker nach ihren Sprachen in zwei Klassen. Der Name Bedja ist ein alterirtes Bedou. Die Hadendoa und Beni Amer selbst nennen ihre Sprache To'bedauie, d. h. das Beduinische, ganz wie im Arabischen البدويه. Da aber dieses d fast gequetscht lautet, so kann es das ungewöhnte Ohr wohl für ein ج nehmen und dann für ein g; auch der Name Bidel klingt oft Bidjel und dann selbst Bigel. Auch jetzt noch nennen die Türken und Araber das Bedauie einfach Bega; das Dorf der Beni Amer, das an den Mauern Kassala's angesiedelt ist, besteht aus vielen Unterthanen des Barka, die die Hoffnung auf Gewinn hierher gezogen hat; da sie fast alle das Bedauie reden, so nennen die Bewohner der Stadt ihr Dorf Bega, nicht dem möglichen Ursprung gemäss, um den sich niemand kümmert, sondern wegen ihrer Sprache.

Was den Namen Chassa betrifft, so ist er verhärtet aus Hasa, wie noch jetzt die Beni Amer den Namen aussprechen. Jedenfalls folgt aus der Thatsache, dass beide Namen so früh vorkommen, dass die beiden Sprachen schon lange sich in dieser Zone bekämpfen; aber deswegen kann der Unterschied zwischen Besharin und Hadendoa doch älter sein, als Makrisi.

Wenn wir nun die zwei grossen Hauptstämme uns in das jetzige Land der Beni Amer eingewandert denken, indem wir die Hassa von den Geez herkommen lassen, die Bedou aber von den Hadendoa und den Besharin vom Norden, auf eine Weise, dass wir die Wenigen von den Vielen herleiten, so fragt sich, ob und wen sie im Lande vorgefunden haben. In Bezug auf das Barka können wir theilweise darauf Antwort geben.

Wir wissen nämlich aus der Tradition, dass in alten Zeiten das Volk der Kelou die abyssinischen Nordgrenzen in Besitz hatte; man zeigt ihre Gräber noch im Sarae, Hamasen, und Barka bis Algeden. Vom Land der jetzigen Bogos hatten sie die Thäler von Boggu über Haggaz bis Shytel in Besitz. In Haggaz findet sich noch das Grab eines ihrer Häuptlinge, Thilo, wo die Landbebauer jährlich, um eine gute Erndte zu haben, Opfer spenden. Es ist noch jetzt das Land am obern Barka als Eigenthum der Kelou anerkannt. In Keren lebt nur noch eine Frau ihres Stammes, die aber noch immer von den ihr Land bauenden Bogos einen gewissen Bodenzins erhält.

Noch jetzt wohnen einige Haffara, die Kelou sind, in Algeden und Zaga; das Dorf Tarifat am Gash, das von den Kunáma vernichtet wurde, gehörte auch ihnen. Diess sind ihre lebendigen Reste bis auf die heutige Zeit. Zu welcher Sprache sie gehörten, ist freilich nicht mehr auszumachen.

Ausser ihnen sollen das Barka die Heikota bewohnt haben.

Dieser Stamm, der auch Haza genannt wird, war früher sehr bedeutend und soll zusammen mit den Kelou das Barka bewohnt haben. In neueren Zeiten war er am Gash ober Kassala angesiedelt und trieb Ackerbau und Viehzucht; dann wurde er von dem jetzigen Häuptling der Beni Amer nach Kufit in das Land der Barea versetzt und nach Zerstörung

dieses Dorfes nach Dunguaz übergesiedelt. Doch entstand seitdem ein Process zwischen diesem Fürsten und dem Fürsten der Hadendoa, Sheich Mussa, der die Heikota als seine Unterthanen beanspruchte und derselbe wurde endlich zu des letztern Gunsten entschieden.

Wir erwähnen die Ueberreste der Kelou und der Heikota, weil sie sich von den übrigen Tigré dadurch unterscheiden, dass sie als Aboriginer gelten, während die gewöhnlichen Tigré ebensowohl wie ihre Herren sich eingewandert glauben.

Diese zwei Stämme bewohnten also das Barka; es ist aber anzunehmen, dass sie sich den Bergen nahe hielten. Zu ihnen kamen dann drei Stämme, die Beit Bidel, die Allabia und ihr Zweig, die Az Kukui; alle Christen, die vom Hamasen über Gerger hinab kamen. Es ist durch die Genealogie bewiesen, dass sie zu der grossen Familie Atoshim gehören, die den grössten Theil des Hamasen noch jetzt innehat. Im Hamasen erkennt man sie immer als Verwandte an; es gibt sogar noch Bidel in Hazaga. Ueber die Bidel sind wir besonders genau unterrichtet, da sie mit den Takue in Verbindung gesetzt sind. Die Tradition beider Stämme stimmt vollkommen überein. Sie bewohnten lange den Debre Salé; ihr Stammvater heisst Mellak vom Stamme Dehebde. Erst in neuerer Zeit scheinen sie den Debre Salé verlassen zu haben. Sie sind jetzt fast ausgestorben; dagegen bekamen sie Zuwachs von Abyssinien durch Teklei, der von Az Shehei vor etwa hundertundfunfzig Jahren auswanderte; er gewann die Oberhand im Stamme, sodass jetzt sein Urenkel Ibrahim als Häuptling der Beit Bidel anerkannt ist. Die Ansiedlung vermehrten überdiess Einwanderer von allen Seiten, sodass ihr der Name Bidel nur uneigentlich gebührt, da die wahren Beit Bidel fast verschwunden sind; sie war und ist aber immer von Abyssiniern zusammengesetzt, treibt Feldbau, spricht nur Tigré und hat sich erst in unserer Zeit zum Islam bekehrt. Sie ist nur fünfundzwanzig Jahre alt. Das christliche Gefühl hat sich noch so frisch erhalten, dass die Bidel in grosser

Noth anstatt des neuen Allah zum alten Gott Egziabeher ihre Zuflucht nehmen; in Zeit grosser Dürre fordert der Häuptling den Stamm auf, von Gott Regen zu erflehen; dann gehen alle Leute in Procession um das Dorf und singen: Egzio maherenna o Cristos, Gott erbarme dich unser, o Christus! Wunderbarer Klang im Munde von Mohammedanern! Die Bidel bewohnen die Ebenen zwischen dem Barka und den Barea.

Ueber die Allabia und Az Kukui haben wir keine weitern Nachrichten; dagegen sind sie noch immer sehr zahlreich, besonders die letztern bilden noch immer sehr grosse Zeltenlager.

So blieb das Barka noch bis vor etwa hundertundfunfzig Jahren; eigenthümlich ist die Beschreibung, die die Tradition davon macht.

Das Barka, so erzählte mir Ibrahim Weld Jaui, der sehr alte Häuptling von Beit Bidel, der es von seinem Grossvater Sare, Teklei's Sohn, wissen konnte — war in jener Zeit öde, wild und leer, fast nur von wilden Thieren bewohnt. Die wenigen Bewohner wagten sich kaum in die Ebene; sie wohnten an den Bergen in sicherer Stellung, während die Tiefe Urwald war. Das ist der Sinn der Sage von den funfzig Jünglingen, die, nachdem sie an Einem Tage die Weihe der Mannbarkeit erhalten, auf einem Raubzuge auch alle zusammen spurlos verloren gingen. Auf das Gleiche deutet die Geschichte vom Elefanten, den die Riesenschlange auffrass, die hinwiederum von den schwarzen Ameisen aufgezehrt wurde. Noch jetzt hat das Barka des Fürchterlichen genug, der Mensch ist aber doch Meister geblieben. Dagegen scheint sich der Baumcharakter verändert zu haben; denn die Bidel behaupten, ihre Grosseltern hätten die erste Dumpalme bei Demba gesehen, während sie jetzt den Stromufern nach einen wohl funfzehn Stunden langen fortdauernden Wald bildet.

Zu diesen bisherigen Bewohnern des Landes traten nun von Westen kommend die Az Sale, von der Familie der S'adab

von Shendi, also zum Stamme der Djalin gehörend. Sie sind also den Nebtab einigermassen verwandt. Sie liessen sich neben den Bidel nieder, mit denen sie friedlich zusammenwohnten. So viel über das obere Barka. Das untere Barka bevölkerten die Bedou, die sich gegen Süden immer mehr ausbreiteten.

Was nun das Söhel betrifft, so ergibt sich aus der jetzigen Lage, dass es von Süden her bevölkert wurde. Denn die jetzigen Bewohner sind alle Hassa in Stämmen, die noch jetzt bei den Habab und im Samhar vorkommen; die Bevölkerung der Küste von Massua bis Aqiq ist, die später gekommenen Nebtab ungerechnet, ganz die gleiche. Deswegen finden wir mehrere Stämme, deren Herrschaft zwischen dem Naib von Arkeko und dem Deglel streitig ist. Natürlich war diese Bevölkerung christlich; deswegen machte sich der Verkehr zwischen Abyssinien und Suakin auf diesem Wege, nämlich den Anseba hinab; die Pilger nach Jerusalem gingen bis Hager Nageran durch christliches Land und gelangten sicher bis Suakin, wo sie sich einschifften. Dieser freundliche Verkehr hörte mit der Islamitisirung des Landes auf; das Kloster Hager wurde zerstört; die Pilger mussten sich andere Wege suchen, obgleich die Erinnerung an diesen Weg noch immer fortlebt und von Zeit zu Zeit ein Pilger mit Mühe und Noth nach Hager wallfahrtet.

Zu den alten Bewohnern des Landes traten dann — wir denken vor etwa fünfhundert Jahren — die Belou.

Wer dieser Stamm ist, kann nicht mehr entschieden werden. Sie selbst nennen sich Araber und sogar Abbasiden. Trotzdem sie ihrer Physiognomie nach jedenfalls zu den Semiten gehören, wollen wir darüber nicht entscheiden, um so weniger, da die Belou nur noch den kleinsten Theil des Volkes ausmachen. Uebrigens weiss ich nicht, warum man jede arabische Herkunft der Afrikaner leugnen sollte. Die Araber, die Spanien überschwemmten, können doch auch über das enge Meer gesetzt sein. In Westafrika lässt man sie gelten

und in Ostafrika sollten sie unmöglich sein, da wo ein beständiger leichter Verkehr die Küsten verbindet?

Wir wissen ja, dass Mohammed selbst alle seine Hoffnung auf Abyssinien setzte, dass er selbst Apostel dahin schickte; es gibt noch jetzt Familien in Abyssinien, die sich davon herschreiben. Wir wissen, dass Abyssinien und Arabien sich näher standen, als jetzt. Wir sehen noch jetzt täglich Einwanderungen nicht von Völkern, sondern von Familien, die aber in der Länge der Zeit zu einem Volke werden und besonders wenn es Semiten sind, die an der Stammverfassung zäh festhalten. Analogien fehlen hier nicht, wie bei dem Volk Takue's, der nach dreizehn Generationen nicht weniger als viertausend Nachkommen hat.

Trotzdem wollen wir den Ursprung der Belou dahingestellt lassen; ihre Herrschaft dehnte sich von Norden ausgehend aus; ihre ersten Sitze waren nach aller Ueberlieferung in der Nähe von Aqiq*); sie unterwarfen sich nach und nach die Bewohner des Söhel und gingen mehr und mehr den Anseba und Barka hinauf; doch scheinen sie das obere Barka nicht berührt zu haben. Die Jesuiten setzen auf ihrer Karte das Königreich Balou in diese Gegenden; es kann sich das nur auf die Belou beziehen. Sie waren so lange Zeit Herren des Landes, dass ihr Name (Belaui) mit dem Namen „Herr" gleichbedeutend geworden ist. Sie scheinen aber ziemlich strenges Regiment geführt zu haben, denn Belaui nennt man noch jeden sehr harten, grausamen, böswilligen Mann. Jedenfalls scheinen die Belou seit undenklichen Zeiten Mohammedaner gewesen zu sein. Wir wissen, dass ein Zweig dieses Stammes der Küste entlang nach Süden gehend nach dem Samhar kam und noch jetzt die Herrschaft desselben in Besitz hat.

*) Darauf deutet hin, dass die Belou von Dokono auch von dieser Seite her kamen und dass auch die Nebtab, die zuerst sich den Belou anschlossen, im Söhel wohnten.

Die Belou wurden erst in jüngster Zeit von den Nebtab ersetzt: wir dürfen hierin der Tradition glauben, da sie die neue Herrschaft auf kaum sechs Generationen zurückführt. Der Stammvater des Geschlechtes kam als Gast zu den Belou und wurde ihnen verschwägert.

Seine Nachkommen sind also mütterlicherseits die Kindeskinder der Belou. Wie es das Geschick mit sich brachte, das neue Geschlecht vermehrte sich stark, während das alte immer mehr abnahm. So wurden die Nebtab Herren des Landes. Das Neggaret (die grosse Pauke) und der Fürstenhut ging an sie über, obgleich die gedemüthigten Belou noch immer als ebenbürtiger Adel anerkannt sind. Sie schreiben sich von den Djalin her, denen sie noch ziemlich gleichen. Ihre ersten Wohnsitze hatten sie im Söhel; die Grossväter der jetzigen Generation sind da begraben: erst nach und nach erweiterte sich die Herrschaft den Barka hinauf und linksab bis an den Fuss des Hochgebirges. Auch der Herrschersitz hat sich in's Barka gezogen (Zaga). Mit ihnen wanderten auch Bewohner des Söhel mit, daher finden wir z. B. die Az Regbat auch im Barka. Nun wurden auch die alten Bewohner des obern Barka unterworfen, die Bidel, Kukui u. s. w., ebenso die Bedaui sprechenden Stämme, von denen man behauptet, sie seien mit den Nebtab eingewandert; wir glauben, sie seien eben Hadendoa und so immerhin von Norden her an den Barka gelangt, wo sie von den Nebtab unterworfen wurden.

So sehen wir das Land der heutigen Beni Amer von zwei Seiten her bevölkert. Von Süden kommen die Geez-Völker in zwei Richtungen: die einen dehnen sich vom Lande der Habab nordwärts aus bis Aqiq und füllen so alles Land zwischen Anseba und Meer mit Tigré redenden Stämmen; die andern steigen vom Hamasen gegen das Barka nieder. Sie sind alle Christen.

Von Norden her breiten sich die Bedaui, d. h. die Nomaden immer mehr gegen Süden aus; sie waren nie Christen,

jetzt sind sie Mohammedaner. Sie scheinen das Geezelement ziemlich überwunden zu haben, da die jetzigen Beni Amer in Recht und Sitte sich eher zu den Hadendoa neigen. Die Belou und die Nebtab bilden nur einen kleinen Theil der Bevölkerung; sie überwanden die alten Völker politisch, wurden aber sprachlich von ihnen überwunden; auch sie neigten und neigen sich aber eher zum Bedauie hin, besonders die Belou, deren Reich vorzüglich von Bedauie sprechenden Völkern scheint gebildet worden zu sein. So entstand ein Volk, das unter dem Namen Beni Amer zusammengefasst wird, obgleich es eigentlich nur den Belou zu gehören scheint. Das Klima hat diese verschiedenen Stämme einander ähnlich gemacht und auch dem Volksleben seinen Stempel aufgedrückt; denn während die Agāzi in dem kalten Hochland Ackerbauer geworden sind, während die immer nomadischen Hadendoa am Gash von der Ueberschwemmung zur Bodencultur eingeladen werden, haben die weitläufigen Ebenen des Barka und des Samhar die Bewohner zu nomadischen Hirten gemacht; die Beni Amer ebensowohl, wie die Habab und die Leute des Samhar haben sich fast ganz der Vielzucht gewidmet; sogar die Beit Bidel wenden sich immer mehr vom Ackerbau ab. Sie haben alle die Nomadenreligion angenommen und sind alle Kameelzüchter geworden, so viel Abscheu auch die christlichen Habab zuerst vor dem Kameel haben mussten. So bestimmt der Boden den Charakter und die Lebensart, trotz des verschiedenen Ursprunges.

Politische Verhältnisse.

Nach den bisher gewonnenen Resultaten kann man annehmen, dass die Beni Amer zwischen zwei grossen Nationen, den Abyssiniern im Süden und den Hadendoa im Norden, gewissermassen eingekeilt, den Angriffen dieser Mächte ausgesetzt waren. Wir lesen denn auch in den abyssinischen Chroniken von Verwüstungszügen, welche die abyssinischen Kaiser von Zeit zu Zeit in's Tiefland unternahmen; ebenso zeugt der heutige Nationalhass und der nicht beendete Kampf gegen die Hadendoa von uralter Feindschaft und die heutige Stellung beweist, dass die Beni Amer den Kürzern zogen. Sie mussten sich also um jeden Preis einen Halt suchen, um sich ihrer Feinde zu erwehren und sie fanden ihn in den Fundj, die, vom Sennaar ausgehend, Nordostafrika unterwarfen; sie haben endlich diesen Halt nach dem Untergang der Fundj in den Türken gefunden.

Man darf sich nicht über die leichte Eroberung grosser Landstriche im Orient wundern; sie ist nur leicht, solange sie sich mit dem orientalischen Begriff der Herrschaft und mit dem Tribut begnügt; sobald sie sich Recht und Gericht, Sitten und Verfassung unterwerfen will, wird sie auf ernste

Schwierigkeiten stossen und zwar besonders bei Nomaden. Diese wollen sich mit dem Tribut nur sichere Weide erkaufen, bedroht man aber ihre innere Freiheit und Eigenthümlichkeit, so haben sie Mittel genug, sich dem drohenden Joch zu entziehen. Sie ziehen sich in die wasserlose Steppe zurück, wohin kein Heer folgen kann; die Kameelmilch ersetzt ihnen das Wasser; sie sind ohnediess an grosse Wanderungen gewöhnt und zum Transport eingerichtet; alle ihre Habseligkeiten sind leicht fortzuschaffen und ihr Verlust ist kein grosser Schaden. Das Haus ist ein Zelt, von Matten bedeckt, die schnell ersetzt werden können. Grundbesitz ist keiner da; wo Weide ist, da ist des Nomaden Heimat. Da hat die Auswanderung für ihn keinen Schreck. Nomadische Völker sind also leicht zu unterwerfen, aber nur bis zu einem gewissen Punkte; was nicht den Tribut angeht, werden sie immer unabhängig sein.

Die Beni Amer, ebenso wie die Habab, standen also unter der Botmässigkeit der Fundj, obgleich das obere Barka mehr von Abyssinien abhängig war. Die Fundj erhielten einen kleinen jährlichen Tribut in der Form eines Geschenkes und belehnten den Vornehmsten der Belou und dann der Nebtab mit dem braunen Sammethut als Abzeichen der Fürstenwürde. Diese Art Dreispitz wird noch bis auf den heutigen Tag von dem Mek von Tegele, dem Sheich der Hallenga und dem der Hadendoa getragen, wie von dem Fürsten der Beni Amer. Zweites Abzeichen der Würde war das Neggaret, die Pauke von Metall, die noch jetzt im Hause der Deglel aufbewahrt und bei feierlichen Anlässen geschlagen wird. Der Titel eines solchen Belehnten war Deglel, eigentlich ein Tigréwort, das alt (senior) bedeutet; dieser Titel gebührt noch immer dem Stammfürsten der Beni Amer. Der Deglel als Haupt des Stammes erhielt natürlich nur freiwillige Gaben von seinen ebenbürtigen Verwandten; als Symbol der Familieneinheit war sein Amt heilig, aber sonst war er nur der Erste von Gleichgestellten, der lebendige Repräsentant des Stammvaters. An-

ders stand natürlich das Verhältniss zwischen dem herrschenden Stamm und seinen Unterthanen, auf deren Stellung wir zurückkommen werden.

Das Verhältniss zum Auslande änderte sich vollkommen mit der Eroberung des Sennaar durch Mohammed Ali, der sich viel zu mächtig fühlte, um sich mit dem Scheinregiment der Fundj, an deren Platz er im Sudan trat, zu begnügen. Das Verhältniss wurde strenger und fester, aber auch die Türken haben es nicht zu einer ordentlichen Regierung gebracht. Als die Fundj gefallen waren, näherten sich die Völker des Sudan nur misstrauisch den Türken, deren Farbe schon befremdete; die Türken selbst thaten alles, um diese Abneigung zu erhöhen; auf der Spitze ihrer Bajonette errichteten sie zuerst ihr Regiment, ohne die Verhältnisse des Landes zu berücksichtigen. Alles fühlte sich bedroht oder verletzt; man sah in dem Türken den fremden rohen Barbar, der nach Hab und Gut, ja nach Weib und Kind die Hand ausstreckt; es war kein einziger Stamm, der sich ganz freiwillig unterworfen hätte. Besonders die Hadendoa, die sich selbstständig stark genug fühlten, leisteten hartnäckigen Widerstand; ihr Muth und ihre Ausdauer zwangen selbst den Türken Bewunderung ab. Die Beni Amer dagegen wehrten sich nur in der ersten Zeit gegen die Fremdlinge; sie sahen bald ein, dass sie selbst die Türken nöthig hätten, ebenso gut wie vorher die Fundj, als Halt gegen die erfolgreichen Angriffe ihrer Nachbarn, der Hadendoa, der Barea und der Abyssinier. Sie retteten durch ihre Unterwerfung eigentlich ihre Existenz. Dasselbe thaten auch die Hallenga, die, von alten Zeiten her von den Hadendoa bedrängt, sich mit den Türken gegen ihre Erbfeinde vereinigten. So wurden die Türken Herren des Landes; was sich nicht freiwillig unterwarf, das bezwang die imposante Militärmacht.

Sobald aber die Herrschaft gesichert schien, handelte es sich um den Nutzen und die Politik änderte sich. Die rohe Gewalt, mit der bis jetzt regiert wurde, erforderte eine bedeu-

tende Militärmacht, die einerseits viel kostete, anderseits in den Händen eines Ehrgeizigen gefährlich werden konnte. Der Tribut war sehr drückend, aber brachte keinen Nutzen, da die Bevölkerung im Verhältniss zum Areal sehr klein ist: die Occupation wurde darum um so schwieriger. Das Land durch neue Industrie und Hebung des Ackerbaus zu bereichern, das verstanden die Türken nicht. Das Land wurde ausgesaugt, aber der Staatsschatz musste dessenungeachtet den Finanzen immer aufhelfen. Aufgeben konnte man das Sudan nicht, weil Aegypten damit einen militärischen Rückhalt hat und der Handel Aegyptens diese Besitzung verlangt. Eine wohlfeile Regierung konnte nur dadurch hergestellt werden, dass die Türken die natürlich im Lande schon vorhandenen Machtverhältnisse zweckmässig benutzten und sich mit dem Adel des Landes verbanden. Die Türken sicherten dem Adel die Herrschaft über die Unterthanen zu; der Adel hingegen erleichtert den Türken die Herrschaft. Seitdem ist eine grosse Militärmacht überflüssig geworden, denn der Adel ist für seine Einkünfte von den Türken abhängig. Auch die Stammfürsten empfangen jetzt an der Stelle der freiwilligen Gaben einen gewissen Tribut, den ihnen die Soldaten eintreiben helfen: so haben sich die Verhältnisse ganz geändert. In der ersten Zeit ihrer Herrschaft bedrückten die Türken Adel und Gemeine ohne Unterschied und beide wurden gleich gerecht oder ungerecht behandelt. Die Gemeinen waren aber nicht fähig, den Vortheil der Gleichheit zu begreifen, sie schlossen sich der Regierung nur halb an; der Adel dagegen schmollte so lange, bis die Türken einsahen, dass von ihm alles abhänge. Nun wurden Türken und Adel gegen die Gemeinen einig. Die Türken nehmen also vorerst ihren eigenen Tribut und dann treiben sie einen zweiten ein zu Gunsten der herrschenden Klasse. Widerstand ist natürlich unmöglich und Klagen bleiben ungehört. Seitdem regiert der Adel viel unumschränkter und besonders der Deglel hat eine nie gekannte Macht bekommen. Dieses System hat seinen Abschluss durch den

Besuch Said Pasha's bekommen, der die Steuern vom Vieh auf den dritten Theil herabsetzte; man muss aber nicht glauben, der Ausfall sei den Besteuerten zu gute gekommen; er wurde nur den Häuptlingen überlassen*).

*) Um uns diese Verhältnisse klarer zu machen, wollen wir die Bevölkerung und den Tribut der Az Ali Bakit hier aufzählen, eines der bedeutendsten Stämme der Beni Amer.

Er hat erwachsene waffentragende Männer:

100	Nebtab oder Adeliche.		Alles Zweige der Az Ali Bakit.
105	Tigré	von Az Bejet.	
90	»	von Az Zemat.	
20	»	von Az Erbet.	
110	»	von Az Arei.	
55	»	von Az Nussur.	
100	»	von Az Omer.	
30	»	von Hintiteré.	
70	»	von Az Hömmed.	
30	»	von Az Daqalli.	
50	»	von Az Omer Hajet.	

760 erwachsene Männer, wovon 1/7 Nebtab.
Dazu kann man noch etwa 240 Mann rechnen, Arme oder Steuerfreie.
1000 Mann oder 4000 Seelen.

Der Tribut wird auf den Kopf berechnet, aber je nach dem Vermögen etwas erhöht; auf den Mann kamen durchschnittlich vier Thaler.

In frühern Zeiten nahmen die Türken von diesem Stamme zweitausend Thaler und überliessen es den Häuptlingen, was sie von ihren Unterthanen nehmen wollten; seit Said Pasha ist es anders:

Tribut von 1860.

1)	für den Diwan des Pasha, eigentliche Steuer	Thaler 500.
2)	zu Gunsten des Deglel Hamid, Fürsten der Beni Amer	» 200.
3)	für den tributeintreibenden Lieutenant	» 100.
4)	für den Statthalter des Stammfürsten Mohammed Weld Hömmed	» 100.
5)	für seinen Bruder Erbet, Steuereinnehmer	» 150.
6)	für seinen Bruder Ali Bakit	» 70.
7)	für Unterhalt der Truppen, einen Monat	» 240.
8)	für den Häuptling der Ali Bakit, Mohammed	» 400.
9)	für seinen Statthalter Hamid	» 200.
10)	für ein dem Häuptling gekauftes Pferd von dem Tribut entschädigt	» 80.
11)	Geschenk an den Fürsten des Hamasen, Heilu	» 100.
12)	für laufende Jahresausgaben	» 200.
		Thaler 2340.

Es ist klar, dass die Häuptlinge keinen Grund haben, mit den Türken unzufrieden zu sein; sie haben viel grössere und sicherere Einnahmen, als früher. Würden die Türken das Land verlassen, so würde dieser Zustand einer Anarchie Platz machen; jeder Tribus würde sich vom Gesammtverband unabhängig zu machen suchen und nach langem Kampf der Gewandteste Herr bleiben.

Um diess genau zu verstehen, muss man bedenken, dass die Erbfolge bei diesen Stämmen nicht gesichert und regelmässig war, während die jetzigen Häuptlinge die Türken benutzen, um ihr Amt ungefährdet ihren Kindern zu hinterlassen. Selbst bei den Beni Amer'n ging das Amt eines Deglel oft von einer Familie in die andere über. Bei andern Völkern entstammen die jetzigen Häuptlinge sogar ganz unbedeutenden Familien und unterdrücken mit Hülfe der Türken die alten Geschlechter, so in Algeden, Sabderat und bei den Hallenga, sodass sie den Türken alles verdanken.

Natürlicherweise beschäftigen wir uns hier nicht nur mit den Beni Amer'n, sondern wir haben das ganze Sudan im Auge. Die Politik Said Pasha's vereinfachte sicherlich die Regierung, aber sie hat ihre ungeheuren Schattenseiten, die wir nicht verkennen dürfen. Indem die Regierung einem Theil ihrer Unterthanen die Hand bot und das fehlende Militär durch ein Compromiss mit diesem zu ersetzen suchte, büsste sie den Respect ein, und mit dem Respect ging auch die Ordnung und Sicherheit verloren. Solange die agressive Soldatenherrschaft dauerte, erzwang die Hoffnungslosigkeit blinde Unter-

---

Von dieser Summe geht also nur $\frac{1}{5}$ an die Regierung, $\frac{1}{5}$ an die Familie des Stammfürsten der Beni Amer, $\frac{1}{4}$ an die wichtigsten Häuptlinge des Tribus selber. In andern Jahren ist die Vertheilung etwas anders. Auffallend ist nur der kleine Theil, den die Regierung davon hat. Der Tribut aller Beni Amer schwankte früher von 20—30,000 Thaler, wovon das Söhel die Hälfte zahlte. Die Bevölkerung übersteigt gewiss 100,000 Seelen, sie kann aber auch das Doppelte betragen, so schwierig ist es, sich davon einen Begriff zu machen.

würfigkeit. Seit aber die Truppen vermindert und die Häuptlinge wieder halb selbstständig geworden sind, haben sich die Eingebornen an den Gedanken gewöhnt, ihr Land einmal ganz von den Türken geräumt zu sehen. Um die Folgen davon zu begreifen, braucht man nur die Provinz Taka seit Said Pasha sich anzusehen. Welcher Contrast zwischen ehemals und jetzt. Damals war Kosrew Bey Statthalter der Provinz und ihr unumschränkter Herr. Viertausend gut geübte Soldaten gehorchten seinen Befehlen; Widerstand war unmöglich; von Cairo hatte er keine Kritik zu befürchten. Doch muss man gestehn, dass er seine Macht nicht missbrauchte; seine Gewissenhaftigkeit steht noch jetzt in gutem Andenken. Er war kein civilisirter Neutürke, sondern ein Osmanli vom alten Schlag; die Peitsche spielte ihre grosse Rolle, die Abgaben waren schwer, die Handlungsweise willkürlich. Aber er regierte mit gleichmässiger Strenge über Vornehme und Geringe; das Land war sicher und blühte auf. Man würde sich sehr täuschen, wenn man das europäische Rechtssystem, das eine öffentliche Meinung, Heiligkeit der Eide, Wahrhaftigkeit der Zeugen voraussetzt, als für den Orient passend ansehen wollte: aber Gerechtigkeit erzwingt sich dessenungeachtet überall Achtung. Ein grosser Tribut ruinirt niemanden, wenn er gerecht vertheilt wird. Was ruinirt, ist die Unsicherheit der Wege, die Straflosigkeit der Verbrecher, das Faustrecht der Stämme, die sich untereinander befehden und bestehlen, die Unbekümmertheit und Unschlüssigkeit der Regierung. Darum müssen wir Kosrew, unter dem die Provinz Taka einer unbeschreiblichen Ruhe und Sicherheit genoss, unbedingt loben. Man weiss, dass er auf die Beschwerden der Consuln hin abgesetzt wurde, weil er das Land der Bogos verheeren liess. Ihm folgte Elias Bey, ein tüchtiger Soldat, der sich um die Eroberung des Sudan sehr verdient gemacht. Er machte sich sehr gefürchtet und durch seine Energie selbst beliebt, wenn ihm auch die Gerechtigkeitsliebe seines Vorgängers abging.

Seit nun die Sheich von Said Pasha als eine gewisse Macht anerkannt und den Statthaltern nicht untergeordnet, sondern zur Seite gesetzt wurden, haben diese letztern viel von ihrer Autorität eingebüsst und begnügen sich fast nur mit Tributeintreibung; ihr Benehmen ist unsicher, ängstlich, passiv, da sie nie freie Hand haben und die Sheich ihren Weg bis Cairo finden, um sich zu beklagen. So verfallen die einzelnen Stämme wieder der alten Anarchie; ein Stamm beraubt den andern oder bekriegt ihn, ohne dass die Regierung einschreiten kann. Der Tribut wird durch die Forderungen der Sheich sehr erhöht, ohne dass dafür den Unterthanen Sicherheit geboten wäre; seine Vertheilung geht willkürlich, parteiisch vor sich, da sie in den Händen von Coterien liegt. Früher nahm die Regierung einen Zehnten von allem beweglichen Vermögen; jetzt ist er in eine Kopfsteuer umgewandelt, die den Armen und den Reichen, den Heerdenbesitzer und den Hirten gleichmässig trifft. Für industrielle Völker, die von der Arbeit, Ackerbau und Handel leben, scheint diese Besteuerung nicht immer ganz ungerecht. Von Hirten aber, die sich von den Producten ihrer Heerden nähren, bei denen der Lohn gering ist, ist gewiss die Kopfsteuer, die sich bloss um die Zahl kümmert ohne Rücksicht des Vermögens, widernatürlich und erzeugt besonders bei den unterdrückten Armen grosses Missbehagen. Für die landbauenden Stämme legte Said Pasha ausser der Kopfsteuer eine Abgabe auf den Feddan. Um die Bedeutung dieser Massregel zu begreifen, muss man wissen, dass die Anwohner des Gash in Folge der Ueberschwemmung ziemlich regelmässige schöne Erndten haben. Die Stämme aber, die der Flüsse entbehren, wie z. B. Algeden, cultiviren mit dem Regen, der aber in diesen Tiefländern nicht constant ist, sodass die Erndte häufig misslingt; für diese letztern wird eine Abgabe auf den Feddan, gleichviel wie sein Ertrag sei, oft sehr bedrückend. Dagegen zahlen reiche Handelsstädte, wie z. B. Gos Redjeb, fast gar nichts, weil sie keinen Ackerbau treiben, dagegen um so mehr Handel. Die

grüne Erfahrung spricht für uns, da seit der Einführung des Feddan der Ackerbau mit Benutzung des Regens ziemlich abgenommen hat. Die Unzufriedenheit muss man sich freilich zum Theil auch aus dem conservativen Geist des Afrikaners erklären; eine neue Abgabe, wenn sie im Vergleich zur alten auch leicht wäre, erregt mit ihrem neuen Namen immer ein gewisses Misstrauen.

Die Veränderung hat aber noch eine andere viel bedenklichere Folge; der Mangel an einem Heer hebt nicht nur die innere Sicherheit auf, sondern er verhindert eine kräftige auswärtige Politik. Die Sheich mit all ihrer Freundschaft bürgen für die Treue ihrer Unterthanen; aber sollte das Land angegriffen werden, so kann der Landsturm, über den sie verfügen, nichts retten. Man hat das Heer reducirt, weil man keinen Aufstand mehr zu fürchten braucht; aber an das Ausland dachte man dabei nicht.

Nun zeigt aber Abyssinien eine gewisse Tendenz, sich nach allen Seiten auszudehnen und der jetzige Kaiser Theodoros ist ihr eifriger Träger; ein allgemeiner Angriff hat noch nicht stattgefunden, aber es sind vereinzelte Ereignisse vorgekommen, die den Unterthanen Aegyptens klar bewiesen, dass die Regierung nichts zu ihrem Schutze thun konnte.

Vom Hamasen aus fingen Heilu und auch Marit an, die Beni Amer des obern Barka zum Tribut aufzufordern; wenn sie sich auch mit Geschenken abfinden liessen, so mussten die Beni Amer doch einsehen, dass die Türken sie nie gegen einen möglichen Angriff beschützen würden. Heilu besonders ist im Barka sehr respectirt und beliebt. Die Marea, von den Abyssiniern bedroht, entrichteten diesen beiden Fürsten Tribut und verweigerten ihn den Türken. Die Fürsten von Adiabo begnügten sich nicht mit der Unterwerfung der Bazen, sondern sie machten sich auch die Barea unterthan, die lange Jahre Aegypten unterthan gewesen. Die Türken thaten nichts zu ihrer Unterstützung, sind aber deswegen nicht gesonnen, sich bescheiden zurückzuziehen, sodass die Barea wohl an

beide Mächte Tribut zahlen müssen. Auch Algeden muss sich mit Geschenken von Adiabo den Frieden erkaufen. Dsadiq verheerte letztes Jahr Az Ali Bakit; die Türken rührten sich nicht. Er überfiel ungestraft die Zeltenlager der Hadendoa bei Elit. Der Marktplatz Metamma zahlt doppelten Tribut, an Abyssinien und an die Türken. Der Mek Omer Weld Nimr, der, bekanntlich mit den Türken blutverfeindet, im Wolkait sich festsetzte, wird von den Abyssiniern stets unterstützt, um gegen die ägyptischen Unterthanen Krieg zu führen.

Da nun die Unterthanen sehen, dass die Regierung nichts für sie thut, anderseits die grossen Pläne des Kaiser Theodoros allgemein bekannt sind, so werfen alle Völker der Grenze ihre Augen auf das Hochland und gewöhnen sich allmählig an die Idee eines Herrenwechsels. Die Aussicht, dem christlichen Abyssinien anzugehören, kann sogar ihren Reiz haben. Denn die Abyssinier, so speculirt der Sudanese, könnten die Rolle der Fundj übernehmen, aber nicht der Türken; sie würden den Sudan tributpflichtig machen, aber nie bleibend occupiren; so könnten sie nur einen mässigen Tribut verlangen und sich nicht in die inneren Angelegenheiten mischen; denn bleibende Garnisonen würde das Klima verbieten und schreckende Heerzüge der Wassermangel. Fügen wir bei, dass der Sudanese durch den national-afrikanischen Geist dem Abyssinier ungemein näher steht, als dem fremdfarbigen Türken, mit dem er nur die Religion gemein hat.

Die neuesten Zeiten haben einen Kampf zwischen den Abyssiniern und den Aegyptern im Sudan in Aussicht gestellt; die Eingebornen und die Türken selbst sind abergläubisch davon überzeugt, dass das bestehende Regiment bald sein Ende nehmen werde. Daher rührt die Furcht vor den Abyssiniern, deren militärische Macht man überschätzt. Wir können den Vortheil disciplinirter Truppen über ungeordnete Horden nicht bezweifeln. Wir sehen aber, dass dieses stehende Heer nicht verhindern kann, dass die Rajas jährlich unter seinen

Augen ausgeplündert werden. Nicht vergessen darf man, dass man bei einem möglichen Zusammenstoss in die Soldaten nicht alles Vertrauen setzen darf, da sie an den Krieg wenig gewöhnt und ein Theil von ihnen geborene Hochländer sind, die sich immer nach ihrem Vaterlande zurücksehnen. Die Abyssinier haben mehrere schätzenswerthe Eigenschaften; sie sind gut beritten, frugal, kosten wenig und rekrutiren sich bei dem kriegerischen Geiste des Volkes leicht; sie können das ganze Land verheeren und wieder verschwinden, bevor die Türken es nur wissen. Wenn wir nun einsehen, dass Abyssinien, wenn einig und fest regiert, den Aegyptern noch ernstlich zu schaffen geben kann, zeigt die Gegenwart, dass selbst bei den jetzigen elenden Zuständen des Hochlandes das passive Verhalten der Türken das Terrain Schritt für Schritt ohne allen feindlichen Zusammenstoss so zu sagen freiwillig aufgibt.

Freilich scheint die Regierung noch zu Lebzeiten Said Pasha's ihren Fehler eingesehen zu haben; davon zeugt die Absendung Mussa Pasha's, dem es gewiss an Energie nicht fehlt, und es ist zu hoffen, dass der jetzige Pasha von Aegypten die Sache ernsthaft genug nimmt, wo dann an einem glücklichen Ausgang nicht zu zweifeln ist. Wir sagen, wir hoffen das, denn erstens ist es traurig anzusehen, wie diese schönen Nordgrenzen nie zur Ruhe kommen können, wie sie von beiden Seiten gebrandschatzt werden, ohne dass der Eine den Andern fortzujagen den Muth hat, als wenn sie zwei Raubvögel wären über demselben Aas; wir müssen wünschen, dass die Grenzen endlich festgestellt werden. Zweitens hoffen wir als Europäer, dass der Sudan den Türken bleibe; nicht als ob wir die Abyssinier für schlechter hielten als andere Menschen, sondern weil Abyssinien nicht im Stande ist, das Sudan zu organisiren, solange es sich selbst nicht zu organisiren vermag und weil ihm dieser Besitz nichts nützen kann. Wir wissen, dass die türkische Occupation unserem Handel und unserer Wissenschaft den Sudan geöffnet hat, den wir früher nur mit Lebens-

gefahr betreten konnten. Dass eine Reise nach Kassala an Gefahr der nach Timbuktu in nichts nachgab, davon zeugt die Reise Burckhardt's. Europa steht mit der Türkei in völkerrechtlichem Verkehr, während wir in Abyssinien doch immer noch von der Gastfreundschaft und der natürlichen Gerechtigkeitsliebe der Eingebornen allein abhängen. Ferner finden wir, dass das türkische Regiment trotz seiner Gebrechen doch hundertmal der alten Zeit vorzuziehen ist, wo der Sudan eine Raub- und Mörderhöhle war und ein ewiger Zweikampf die Völker vernichtete; wie es früher ausgesehen hat, das erzählt derselbe Burckhardt und das sehen wir noch jetzt an den unabhängigen Völkern Nordafrikas. Wir kritisiren, weil wir Freund sind und wir können nicht begreifen, wie die Reisenden, die allein es den Türken verdanken, dass sie Reisende sind, das schwarz sehen, was früher viel schwärzer war, wir begreifen nicht, dass ein Freund der Civilisation die Invasion der Abyssinier im Sudan sich herwünschen kann, die alles zerstören und nichts aufbauen könnte und eine anarchische Wüste hinter sich lassen würde. Und so wollen wir zu unserm Gegenstande zurückkehren, indem wir das Verhältniss der Beni Amer zu ihren Nachbarstämmen uns deutlich machen. Es ergibt sich aus der geographischen Lage: die Bewohner des Söhel stossen mit den Hababb zusammen; die Beni Amer am untern Barka sind Nachbarn der Hadendoa; vom Süden stösst an das Barka das Barealand; das obere Barka hat es mit dem Hamasen, den Bogos und den Takue zu thun. Es versteht sich von selbst, dass alle diese Berührungen mit fremden Völkern in der Regel feindlich sind. Die Beni Amer und die Hadendoa standen sich immer feindlich gegenüber und selbst jetzt, wo sie unter der gleichen Regierung stehen, dauert der alte Hass fort. Dem offenen Kampf haben die Türken ein Ende gemacht, aber die Räubereien dauern fort; auf dem Markt von Kassala wird sehr oft gestohlenes Gut verkauft. Der Hass der Beni Amer zeigt sich recht deutlich in der Art, wie sie den Ursprung der Hadendoa erzählen. Ein König

hatte eine Tochter, die verwahrte er in einer Burg auf der Insel Suakin; doch wurde sie da von einem Teufel (Djinn) besucht und gebar ihm sieben Söhne, die Stammväter der Hadendoa; daher die geistreiche Etymologie von Suakin aus Saua el Djinn (der Teufel hat's gebaut). Der Hass, der sich in diesen lächerlichen Erfindungen Luft macht, musste um so grösser sein, weil sie gegen die streitbaren Hadendoa im Nachtheil waren. Diese letztern bedienen sich ausser dem Pferde, das nur in der Schlacht bestiegen wird, des Reitkameels, das sie sehr gut dressiren, sodass es an Gelenkigkeit dem Pferde nichts nachgibt. Auf den leisesten Wink beugt oder erhebt es sich. Es wird auch zur Straussenjagd verwendet; die Hadendoa kommen oft zu diesem Zweck bis nach Desset in die Nähe von 'Mkullu, wobei sie sich freilich nicht immer mit der Jagd begnügen, sondern auch das Land unsicher machen. Ich weiss, dass vor einigen Jahren der Naib selbst mit Soldaten sie aus dem Samhar vertreiben musste. Wenn nun die Hadendoa einen Raubzug unternehmen, so sitzen auf jedem Kameel zwei Mann; in dieser Art können sie sehr grosse Distancen in kurzer Zeit durchreiten. Um sich einen Begriff von der Schnelligkeit des Kameels zu machen, will ich erwähnen, dass es im Tag sehr bequem 15 Stunden Weg zurücklegt. Ich kenne einen Postreiter, der im Auftrag des Bey von Dunguaz am Barka direct nach Kassala reiten sollte; die Abyssinier waren in's Barealand eingefallen; die türkische Garnison stand in Dunguaz und der Gouverneur der Provinz befand sich zufällig da. Da er von Kassala schnell Hülfstruppen kommen lassen wollte, wurde das beste Postkameel gesattelt; die directe Entfernung beträgt einige dreissig Stunden; die Post wurde um 10 Uhr Morgens expedirt und war um 6 Uhr Abends in Kassala; schon 2 Tage nachher rückten 300 Soldaten mit einer Feldkanone in Dunguaz ein. Nebenbei bemerkt wird das Kameel in Afrika noch nicht gehörig benutzt; die Karawanen sind noch immer sehr schwerfällig, weil keine Agenten den Verkehr vermitteln und so der Herr

der Waare die Weiterbeförderung selber besorgen muss und weil kein Unterschied für Eilgut gemacht wird. Bei wohlfeilen Waaren hat ein wenig Aufenthalt nichts zu sagen und da wird billigerweise nur auf die Tragkraft des Kameels Rücksicht genommen; es macht kleine Tagereisen, aber trägt um so mehr; so braucht es von Kassala bis Suakin oft volle 20 Tage und trägt 7 Kantar. Bei werthvollen Waaren aber, die mehr Transportspesen vertragen können, wie Straussenfedern, Wachs und Elfenbein etc. kann man nicht begreifen, warum man mit dem Kameel geizt und Zeit verliert; für solche Waaren benutze man Reitkameele, die den gleichen Weg in 8 Tagen zurücklegen und man lege ihnen nur halbe Last auf; damit wird Zeit gewonnen, was die grösseren Spesen bei Weitem aufwiegt. Ein Wink für diejenigen, die den Handel des Sudan organisiren wollen.

Auch mit ihren südlichen Nachbarn, den Barea, stehen die Beni Amer auf schlechtem Fusse; über ihre gegenseitigen Thaten reden wir an einem andern Orte; hier sei nur bemerkt, dass die Türken auch hier den Beni Amer'n aufgeholfen haben; die Barea wurden gewissermassen unter die Herrschaft des Deglel gestellt, eine Garnison in's Barealand (Kufit) verlegt und das Land beruhigt. Doch seit sich die Türken zurückgezogen haben, ist die alte Fehde wieder ausgebrochen, obgleich die Barea ziemlich heruntergekommen sind.*)

Zu den Bogos standen die Beni Amer in einem freundlichen, ja sogar bevormundenden Verhältniss, wenn auch einzelne Feindseligkeiten nicht fehlten. Die Az Ali Bakit, ihre nächsten Nachbarn, hatten sich durch ihren Sheich Bejet grossen Einfluss bei den Bogos erworben, da diese letztern ihn als Hüter des Landes gegen die übrigen Beni Amer ansahen; sie zahlten ihm eigentliche Abgaben, wogegen er ihnen erlaubte, im Tiefland zu cultiviren und die Weide zu benutzen. Er wurde sogar oft als Vermittler zwischen den streitenden

*) Man vergl. den Abschnitt: Reise durch das Land der Bazen.

Bogos angerufen und war so einigermassen Schutzherr dieses Völkleins. Anderseits waren die Beni Amer, wenn sie sich gegen die Türken auflehnten, froh, sich in's Gebirge zu Freunden zurückziehen zu können. Man weiss aber aus meinen frühern Mittheilungen, dass die Bogos sich täuschten; denn ihre Freunde, die Az Ali Bakit, machten halb gezwungen gemeinschaftliche Sache mit dem ganzen Barka und Gash, das (1854). unter Mitwirkung der Türken das Land der Bogos ausplünderte. Seitdem ist das Verhältniss der beiden Stämme kälter geworden.

Viel entschiedener treten die Takue gegen die Beni Amer auf: sie stehen ihnen unabhängig, oft sogar feindlich gegenüber; schon früher ist erzählt worden, wie sie die eindringenden Beni Amer auf's Haupt schlugen. Die Az Ali Bakit liessen dabei an 100 Todte zurück, doch erholten sie sich schnell. Auch der neuern Niederlage der Az Gultane haben wir erwähnt (Juni 1861). Um gerecht zu sein, muss man bedenken, dass die Beni Amer sich nie in die Angelegenheiten des Hochlandes gemischt hätten, wenn sie nicht von den entzweiten Factionen selbst um Intervention angegangen worden wären.

Die Marea und die Beni Amer streiten sich oft und bestehlen sich noch häufiger; aber sie liegen sich zu nah und sind für die Weide zu sehr voneinander abhängig, als dass sie dauernd Feinde bleiben könnten. Was die Wass betrifft, so leben sie auf den Grenzen des Dembelas, mit dem sie sehr befreundet sind; wenn sie rebelliren, so ziehen sie sich in dieses Gebiet zurück.

Noch müssen wir des Verkehrs der Az Ali Bakit mit dem Hamasen gedenken. Von jeher war das Verhältniss zu den Grenzgauen, Molasenei, Az Shehei, Az Danshim und Az Maman, entschieden feindlich. Diese vier Gaue benutzen nämlich seit undenklicher Zeit die Weiden des Barka bis Shytel, die keinen eigentlichen Besitzer mehr haben, seit die Kelou ausgestorben sind. Den Beni Amer'n liegt natürlich alles daran,

sie hier zu verdrängen; daher ein hartnäckiger Kampf, der noch nicht entschieden ist. Noch vor wenigen Jahren (1857 und 1858) verheerten die Az Ali Bakit die Heerden dieser Gaue, die im Vertrauen auf einen kurz vorher geschlossenen Vertrag im Tiefland weideten. Sie wurden dafür nicht gezüchtigt, da sie dem Fürsten des Hamasen wichtige Dienste leisteten. Wir wissen nämlich (Recht der Bogos, pag. 22), dass Dedjas Heilu, der Statthalter des Hamasen, durch Marit verdrängt wurde. Er zog sich mit seinem Anhang nach dem Barka zurück und bestimmte die Az Ali Bakit, ihm für die Wiedereroberung seines Landes behülflich zu sein. So stieg er im Juni 1859, begleitet von vielen seiner Anhänger und von 300 Beni Amer'n unter der Führung Bejet's, in's Hamasen hinauf und wurde Samstag den 4. Juni bei Az Gabru unweit Tsasega von Marit angegriffen. Die Schlacht entschied die Reiterei, an der Heilu Mangel litt. Heilu wurde gefangen genommen und an Negussie ausgeliefert; der alte Bejet fiel und mit ihm über 100 seiner Leute. Da seitdem Heilu wieder in die Regierung eingesetzt worden ist, muss er natürlich den Beni Amer'n schon für den Tod Bejet's dankbar sein, sodass die abyssinischen Grenzgaue gezwungen sich ruhig verhalten müssen.

Das Verhältniss der Beni Amer zu allen erwähnten Grenznachbarn Abyssiniens charakterisirt sich durch ein den erstern eigenthümliches, besonders aus der Religion hervorgehendes Superioritätsgefühl, eine Arroganz, denen diese verwahrlosten Kinder des Hochlandes keinen Stolz noch Glauben entgegenstellen können. Die Bogos und die Takue geben ihre Töchter den Beni Amer'n zu Frauen hin, obgleich sie wissen, dass diese sogleich zum Islam übergehen müssen; einem Beni Amer würde es nie einfallen, seine Tochter einem Bogos zu geben, selbst wenn dieser Mohammedaner wäre, da er ihn nicht als ebenbürtig ansieht. Dieser Stolz, den jedes islamitische Volk hat, ist das Kind der Einheit, der Zusammengehörigkeit. Die Mohammedaner haben einen religiösen Patriotismus, der über

Freund und Familie geht. Wenn sie einen Kriegszug gegen die sogenannten Kaffern vorhaben, so nehmen alle Stämme bis zum Gash daran Theil. Niemandem fällt es ein, aus Rücksicht auf seine christlichen Freunde und Verwandten den Kriegsplan zu verrathen. Schnell wird berathen und noch schneller gehandelt; ungeahnt fällt man in das feindliche Land ein. Das ist der Vortheil des Islam, der keine Nebenrücksichten kennt. Wie verschieden ist das Benehmen der Bogos und aller ähnlichen Völker. Das Gemeinwohl ist ihnen ein unverstandener Begriff; sie haben kein leitendes Band, das die Privatinteressen erstickt; sie berathen lange, da jede Familie für sich denkt und können nicht schweigen; wenn sie auch einig werden, richten sie nichts aus, da jeder Einzelne an seinen guten Freund oder Verwandten Botschaft schickt, um ihn zu warnen; so verräth jeder den andern. Daher ist die Arroganz des Mohammedaners, so unangenehm sie auffällt, vollständig gerechtfertigt; der Familiengeist hat gewiss seine guten und edlen Seiten, aber er verhindert alles Zusammenwirken.

Staat und Recht.

Wir haben schon gesehen, dass alle Beni Amer unter einem Stammfürsten (Deglel) stehen, von dem Stamm der Nebtab. Der jetzige Deglel heisst Hamid, ein noch junger Mann mit feinem Gesicht und von feiner Gestalt, schmächtig gebaut, leicht und beweglich, gescheidt, sarkastisch, wenig würdevoll. Er hat einen ziemlich würdigen Nebenbuhler in seinem Vetter Mohammed Weld Hömmed, von seinem Vater auch Weld el Fil genannt, da dieser wegen seiner Gestalt auch «Elefant» zubenannt wurde. Dieser Mohammed ist erster Statthalter des Deglel, dem er fast gleichsteht; er wird wegen seiner Prunksucht auch Fashat genannt, ist würdevoll und gesetzt, macht viele Umstände und liebt schöne Kleider und grosses Gefolge. Das Amt des Deglel beschränkt sich fast auf das Eintreiben des Tributs, von dem er mit seinen nächsten Verwandten sein gutes Theil erhält. Ausserdem hat er das Recht der Imamet, d. h. auf den Zehnten von der Beute eines Raubzuges. Wären die Türken nicht da, so würden diese Rechte sehr in Frage gestellt werden. Uebrigens führt fast jeder Stamm der Beni Amer Krieg mit dem Ausland auf eigene Faust; auch im Gericht steht jeder gewöhnlich für sich nach dem herkömmlichen Recht; doch entscheidet in streitigen

Fällen die Sherife, d. h. das kanonische Recht, das von einem in Zaga residirenden Kadi gedeutet wird, der in den verschiedenen Lagern seine Agenten hat. Erste Instanz ist die Familie, zweite der Herr für die Unterthanen und der Häuptling des Tribus für die Herren, dritte ist die Chassamet Allah oder das göttliche Recht, das aber bei der im ganzen Orient herrschenden Bestechlichkeit der Kadi meist sehr ungöttlich interpretirt wird. Die Residenz des Deglel und seiner Familie ist Zaga (par excellence so genannt, da für jeden Stamm das Zeltenlager der Kameele diesen Namen führt). Es wird von allen bewohnt, die mit der Regierung zu thun haben, ihren Dienern, Sklaven und Sklavinnen. Anständige Leute leben sonst weit davon, besonders im Herbst, wenn die Türken hier ihr Hauptquartier aufschlagen, um den Tribut einzuziehen. Deswegen ist Zaga ein sehr verrufener Ort; Honig, Wein und Bier genügen nie dem Bedarf. Jeder der grossen Häuptlinge hat eine Schaar Söldner, die ein wildes müssiges Leben führen. Die Venerie ist sehr häufig und dringt sogar in die vornehmsten Familien ein, da sich die Häuptlinge trotz ihrer vielen rechtmässigen Frauen des Umgangs mit den Sklavinnen nicht enthalten können. In Zeiten der Gefahr wird das Neggaret geschlagen; die Frauen flüchten sich in die Wildniss, die Männer bleiben und erhitzen sich mit kriegerischen Tänzen; oft sieht man bei dieser Gelegenheit betrunkene Sklaven, die sich mit dem Krummmesser den Leib zerschneiden, um ihren Muth zu zeigen. Solche Scenen konnte ich 1860 mit ansehen, als Dsadiq von dem Barealand aus das Barka bedrohte.

Wir haben früher bemerkt, dass die Bevölkerung aus Sklaven, Unterthanen, Sheichfamilien und Adelichen zusammengesetzt sei. Wir wollen zuerst die Stellung der Sklaven bei den Beni Amer'n deutlich machen.

Die Sklaven bilden einen bedeutenden Theil der Bevölkerung; sie sind entweder vom Feind geraubt oder vom Ausland angekauft; andere Quellen gibt es nicht, da ein Beni Amer nie sein Kind verkauft oder seiner Freiheit verlustig

gehen kann; vor dieser Schmach hat ihn der Islam bewahrt. Die Sklaven trennen sich in neuangekaufte und in eingeborne (Wulud); ihre Stellung ist so verschieden, dass eigentlich nur die erste Kategorie den Namen Sklave verdient, während die letztern höchstens leibeigen genannt werden dürfen. Der neuangekaufte Sklave erfährt gleiche Behandlung, wie jeder mohammedanische Sklave; er kann weiterverkauft werden und gehört noch nicht der Familie an. Der im Lande geborne Sklave aber hat eigentlich nur den Namen, aber nicht die Stellung eines solchen, was sich besonders dadurch zeigt, dass er sich mit den Woreza (Unterworfenen) verschwägern darf. Die in einer solchen Ehe erzeugten Kinder werden als frei betrachtet, da sie von freier Mutter abstammen.

Wir kennen im Barka die Kishendoa, d. h. Sklavenstamm, alles eingeborne Leibeigene, die ein eigenes Zeltenlager einnehmen, sich selbstständig regieren mit eigenem Häuptling, und mit den Woreza nach Belieben verheirathen. Geborne Sklaven können leben wo sie wollen und beerben sich wie Freie; nur wenn keine Verwandten da sind, ist der Herr der natürliche Erbe. Auch ein neugekaufter Sklave kann seinen Herrn verlassen und sich einen beliebigen Schutzherrn wählen; aber sein Herr kann ihn ohne Rücksicht auf diesen letztern verkaufen.

Auch im Blutrecht ist die Stellung des gebornen Sklaven eigenthümlich. Wird ein neugekaufter Sklave getödtet, so wird dem Herrn der Ankaufspreis ersetzt, da er noch als Waare angesehen wird. Ganz anders steht der geborne Sklave; da er zur Familie gehört, so verlangt sein Blut wieder Blut; hat er eigene Angehörige, so rächen sie ihn; hat er keine, so rächt ihn sein Herr; ist diess nicht thunlich, da vielleicht der Mörder zu vornehm ist, so schweigt die Sache; aber von Blutgeld ist niemals die Rede. Eine Analogie zu dieser Klasse bilden die gebornen Leibeigenen der Fürstenfamilie von Tsasega; sie heissen noch immer Sklaven, gehören aber zu den besten Familien des Landes; niemand bedenkt sich, einem

solchen Sklaven sich zu verschwägern; die ersten Staatsämter befinden sich in ihren Händen; der Belaten gieta z. B. wird immer aus ihrer Mitte gewählt.

Die Beni Amer haben den Ehrgeiz, viel Sklaven zu besitzen; sie suchen sie auf alle Weise zu vermehren; die häufigen Raubzüge haben meist nur diesen Beweggrund. Glücklicherweise ist im Lande selbst der Aermste und Schwächste nie der Gefahr ausgesetzt, seine Freiheit verlieren zu können. Selbst ein Bazen, der beweisen kann, dass er vor seiner Gefangennehmung Muslim war, wird sogleich freigelassen. Die Sklaven dienen ihren Herren eigentlich nur in der Jugend; die mannbare Sklavin wird Freudenmädchen, lebt in der Nachbarschaft ihres Herrn, aber ist fast allen Dienstes enthoben; der Mann verschmäht meist alle Arbeit und gehört zum Gefolge seines Herrn. Wirklichen Nutzen zieht der Herr von seinem Sklaven nicht.

Ganz anders ist der Zustand der eingebornen Sklaven. Da sie befugt sind, sich untereinander oder mit den Kindern der Unterthanen zu verheirathen, so benehmen sie sich sehr anständig; sie können auf Erwerb von Vermögen denken, das sie auf ihre Kinder forterben. Im Barka kommt es selten vor, dass jemand seinen Sklaven freilässt. Uebrigens erleidet die Milde, womit der Sklave behandelt wird, ihre Ausnahmen; ich habe einzelne Frauen gekannt, die sich ein Vergnügen daraus machten, ihre Sklavinnen zu peinigen. Auch muss ich eines unzweifelhaften Factums erwähnen, das sich vor etwa zwanzig Jahren zutrug. Dem Deglel Ibrahim, der todkrank war, sagten die Weissager, er würde genesen, wenn er sich den Leib im Blute einer Jungfrau bade. Schrecklicherweise wurde dann wirklich eine junge Sklavin hingeschlachtet, aber das Bad nützte nichts, da der Herr kurz darauf starb. Wir müssen nebenbei bemerken, dass das Waschen mit Thierblut in der Heilkunst Afrikas eine grosse Rolle spielt; jeder Krankheit fast glaubt man abzuhelfen, indem man eine Ziege schlachtet und das warme Blut dem Patienten über Kopf und Leib giesst.

Sklaven werden selten weiter verkauft, geborne gar nicht. Eine Ausnahme bilden solche Sklaven, die Flucht befürchten lassen, so die Barea und Bazen, die ihrem Vaterland zu nahe sind, um sich nicht immer nach den Bergen desselben zurückzusehnen. Wir haben Beispiele von Abyssiniern, die durch Bazen-Räuber aufgegriffen, an die Hadendoa verkauft, Mittel gefunden haben, in ihre Heimat zu kommen; ich kenne mehrere Bogosfrauen, die bis an den untern Gash ausgeführt wurden und dennoch versuchten sie die Flucht: wochenlang wanderten sie in der Wildniss, von Wurzeln und Früchten lebend, vor sich die blauen Berge als Kompass, und erreichten glücklich die Heimat.

Auch bei den Beni Amer'n finden wir den Gegensatz von Adel und Unterworfenen. Den Adel bilden die Nebtab und in gewisser Beziehung die Belou, obgleich sie des Regiments verlustig gegangen sind. Jeder Adeliche oder Herr heisst immer noch Belaui. Die Unterworfenen heissen je nach ihrem Ursprung O'Hassa und O'Bedaui oder kurzweg Woréza (Mann, Knecht). Wir wollen uns im Gegensatz zum Herrn des Wortes Knecht bedienen, obgleich es nur halb dem Begriff entspricht. Das Verhältniss, das wir nun zu beschreiben haben, ist demjenigen, das wir bei den Aristokraten des Anseba gefunden, sehr ähnlich; aber bei den Beni Amer'n ist der Knecht nicht sowohl ein Schützling, sondern ein Lehnsmann. Indem er aber sein Vermögen von seinem Herrn hat, dem er einen gewissen Zins schuldig ist, wird seine Stellung viel abhängiger. So finden wir eine neue eigenthümliche Phase der Unterthänigkeit, die wir kurz charakterisiren wollen.

Bei den Beni Amer'n ist also alter Gebrauch, dass der Herr, der Vermögen hat, es frei an seine Knechte vertheilt; bekommt er z. B. als Antheil von der Kriegsbeute 100 Kühe, so bewahrt er sie keineswegs in seiner Heerde auf, sondern er überlässt sie den Knechten als eigentliches Geschenk. Wenn der Knecht heirathet, unterstützt ihn der Herr mit einer Gabe von einem Kameel. Ueberhaupt wendet sich der Knecht in

jeder Noth an seinen Herrn, der ihn wenn immer möglich unterstützt. Alle diese Geschenke werden das wahre Eigenthum des Empfängers; der Knecht kann damit anfangen, was er will, er kann es veräussern und selbst verschleudern; der Herr darf ihm einen Vorwurf deshalb machen, aber rechtlich belangen oder strafen kann er ihn nicht. Stirbt der Knecht, so gehen diese Geschenke an seine natürlichen Erben. Der Herr hat aber von diesen Geschenken eine gewisse Nutzniessung: der Knecht versorgt ihn mit Schmalz; er bringt ihm täglich ein gewisses Mass Milch, d. h. er ernährt seinen Herrn und dessen Familie. Daher kommt es, dass dieser oft bis Mitternacht auf sein Abendessen warten muss, weil die Knechte erst zuletzt seiner gedenken. Der Knecht schlachtet ferner das Todtenopfer für seinen Herrn und für jedes Mitglied seiner Familie; er überlässt dem Herrn jede sterile Kuh und wenn er schlachtet, bringt er ihm das Bruststück. Auch er steht seinem Herrn in jeder Verlegenheit bei und hilft ihm sogar in der Entrichtung des Tributs nach Kräften.

Wir müssen übrigens darauf aufmerksam machen, dass der Herr gewöhnlich sein Vermögen an die Knechte vertheilt, dass er aber nicht dazu verpflichtet ist, sodass es Herren gibt, die vorziehen, ihr Eigenthum selber zu verwalten. Ferner ist die Pflicht, Schmalz zu liefern, seit der Türkenherrschaft ziemlich in Vergessenheit gerathen.

Dem Knecht steht es frei, zu leben wo er will und sich unter den Herren einen beliebigen B'al fer'a (Platzherr) zu suchen; seine Pflichten gegen den eigentlichen Herrn bleiben aber die gleichen. Der B'al fer'a kann ihn irgend eines Verbrechens wegen binden, richten kann ihn aber nur der Herr. Ist der Knecht mit seinem bisherigen Herrn unzufrieden, so hat er die Befugniss, sich zum Knecht eines andern Vornehmen zu erklären, indem er für jedes Glied seiner Familie ein Ohr von einer Kuh des neuen Herrn mit der Lanze spaltet; er muss aber seinem früheren Herrn alles, was er von ihm zum Geschenk bekommen, zurückgeben; was er aber davon

verloren oder verkauft hat, wird ihm nicht angerechnet. Uebrigens ist dieses Recht des Uebertrittes seit der Herrschaft der Türken nicht mehr unbedingt, da sich die Häuptlinge oft ihres politischen Einflusses und des Arms der Soldaten bedienen, um ihre Knechte zum Bleiben zu zwingen. Gesetze, die lediglich auf dem Herkommen beruhen, verlieren natürlich ihre Autorität, sobald ihre Execution von fremden Herren abhängt, die sich um das Hergekommene nicht kümmern. Gewöhnlich heirathet jeder Stand für sich, doch hat der Adeliche das Recht, die Tochter eines Knechtes zur Frau zu nehmen, nie umgekehrt; die Tochter eines Adelichen, sei er Nebtab oder Belou, wird nie an einen Knecht verheirathet. Gewöhnlich sind aber jene Ehen nicht sehr glücklich, da die Standeserhöhung die Frau viel zu übermüthig macht. Dagegen verschwägern sich die Nebtab mit den Belou und auch mit den Sheichfamilien, auf die wir zurückkommen müssen; die Belou werden immer noch als ebenbürtiger Adel behandelt, doch verlieren sie immer mehr Boden und schon jetzt gibt es Nebtab, die ihnen ungern ihre Töchter bewilligen.

Der natürliche Civilrichter des Knechtes ist seine Familie und dann sein Herr; in Criminalsachen der Herr und seit der türkischen Herrschaft der Dorfvorsteher (Sheich el beled). Der Knecht hat nicht das Recht, jemanden in Fesseln zu legen; er muss sich dafür an seinen Herrn wenden. Der Antheil an der Kriegsbeute und jeder von ihm gemachte Fund gehört seinem Herrn, der ihm davon nur einen kleinen Theil überlässt; findet er z. B. einen todten Elefanten, der 100 Thlr. werth sein kann, so schenkt ihm der Herr etwa zwei Thaler. Handelt er gegen dieses Gesetz, so wird sein ganzes Vermögen von seinem Herrn eingezogen (gedbé) oder er wird, besonders wenn kein Vermögen da ist, mit dem Tode bestraft. Deswegen geht der kleinste Theil der Kriegsbeute an die Knechte. Den Knecht beerben natürlich seine Kinder oder seine Verwandten; fehlen diese, so erbt der Herr. Derselbe hat endlich das Recht des Zeraf, d. h. er nimmt seinem Knecht eine Kuh

oder Ziege, womit er Gäste bewirthen will; er verspricht ihm einen schönen Preis dafür, den er ihm aber selten bezahlt.

Der Nebtabei, der einen Knecht tödtet, bleibt, wem dieser auch angehören möge, straflos; in der letzten Zeit sind auch die Belou so verächtlich geworden, dass ihr Blut mit dem der Knechte in eine Linie gestellt wird. Freilich sind die Türken dann und wann eingeschritten, aber sie thun es sehr selten, besonders seit sie mit den Nebtab zusammen regieren. Tödtet ein Knecht einen andern, so rächt diesen seine Familie oder der Mörder wird förmlich zum Tode verurtheilt; freilich lässt sich die Familie oft zur Annahme der Diet (Blutpreis) bewegen, die selten 100 Kühe ausmacht. Da so das Blut selten taxirt wird, so ist der Preis kein bestimmter, wie bei den Bogos. Wenn ein Sklave einen Knecht tödtet, so wird er von seinem eigenen Herrn mit dem Schwert hingerichtet. Am strengsten wird der Mord eines Adelichen durch einen Knecht geahndet; der Mörder wird sogleich hingerichtet, sein Vermögen confiscirt und seine Familie wird zum Dade der verletzten Familie gemacht, ohne je wieder das Recht zu haben, den Herrn zu wechseln. Man kann wohl begreifen, dass dieser Fall selten vorkommt.

Es muss nun bemerkt werden, dass es Unterthanen unter den Beni Amer'n gibt, die sich nur politisch den Nebtab unterworfen haben, sonst aber keinen eigentlichen Lehnsherrn kennen. Dazu gehören die Beit Bidel und Az Kukui. Diese Stämme haben ihre eigenen Sitze und ihr eigenes Vermögen; sie sind Unterthanen der Nebtab im Ganzen, aber nicht Knechte dieser oder jener Person. Sie sind den Nebtab nicht ebenbürtig und vom Blutrecht ebenso geringschätzig behandelt, wie andere Knechte; da aber die Knechtschaft ihren eigentlichen Sinn in der Belehnung hat, so sind diese unbelehnten Leute immer gewissermassen frei.

Der fremde Handelsmann ist insofern Unterworfener, als er während seines Aufenthaltes einen Schutzherrn nöthig hat; aber sein Verhältniss ist nur vorübergehend. Er wird von

seinem Wirth verköstigt, wogegen er ihm eine kleine Abgabe entrichtet. In frühern Zeiten wurden fremde Handelsleute ziemlich willkürlich behandelt; seit aber die Beni Amer selbst Handel treibend an's Meer gehen, wo sie ihrerseits auch Schutz nöthig haben, sind ihre Gäste viel gesicherter.

Eine eigenthümliche Klasse von Unterworfenen bilden die Sheichfamilien. Es gibt überall, wo Mohammedaner leben, gewisse Heilige, denen das Volk, als von Gott bevorzugten Männern, Wunderkraft zuschreibt; sei es, dass sie sich eines frommen Lebenswandels befleissigen, oder dass zufällig ihre Prophezeiung eingetroffen, oder dass ihr Fluch geschadet, jeder Stamm schätzt sich glücklich, einen solchen Heiligen bei sich zu haben, da er Glück zu bringen scheint. Er wird der Priester des Volkes; er wird bei jeder Sache berathen; er segnet die Eheleute ein; er macht auch den Schulmeister und sorgt für die Aufrechthaltung des Glaubens; wenn er vorbeigeht, so küssen ihm alle Leute die Hand. Natürlich hat er seine Privilegien, die er wie sein Amt auf seine Nachkommen forterbt. Wir finden bei den afrikanischen Islamiten förmliche Sheichdörfer (Az Sheich); so heisst die Hälfte des Dorfes Sabderat ein Az Sheich; im Barka finden wir Az Sheich el Hababi, Az Sheich Hömmed, Az Sheich Gende; bei den Habab Az Sheich Mohammed, wovon ein Zweig sich auch im Barka festgesetzt hat; diese letztern sind zwischen dem Deglel und dem Naib streitig. Alle diese Familien sind gewöhnlich gemeinen Ursprungs, aber die Religion heiligt und adelt sie. Sie gehören nicht zum Adel, aber sie heirathen dessen Töchter, denen sie von Gotteswegen ebenbürtig scheinen. Die meisten sind tributfrei; sie haben eigene Jurisdiction; niemand wagt es, einen Sheich zu verletzen, da ihr Segen oder Fluch sogleich erhört wird. Sie schreiben sich immer Wunderkraft zu, da die Afrikaner lieber Wunder glauben, als natürliche Dinge, so wird ihnen das Wunderwirken nicht schwer; eine erfüllte Wahrsagung wiegt hundert unerfüllte auf. Auch die benachbarten Christen haben grossen Respect vor ihnen und lassen

sich von ihnen Talismane schreiben. Gewisse oft unsinnige Sprüche werden auf ein Papier geschrieben, das in Leder vernäht am Arm oder Hals getragen wird. Diese sogenannten Hedjab sollen vor allen möglichen Gefahren schützen; die Afrikaner alle halten sehr viel darauf. Man sieht Leute, die wohl zwanzig solcher Ledertäschchen tragen; stirbt der Besitzer, so entsteht unter den Söhnen oft Streit über die Vertheilung dieser Amulete. Leider gibt es auch christliche Wunderthäter, die sich mit dieser Wunderfabrik abgeben. Dann behaupten die Sheich auch, die Leoparden und Heuschrecken vertreiben zu können. Uebrigens sind die Sheichfamilien gegenseitig sehr eifersüchtig; sie lachen oft eine die andere aus; es ist ein niederträchtiges, anmassliches Volk, das vom Aberglauben der Menge lebt. Sie bilden einen ziemlich bedeutenden Theil der Bevölkerung, doch muss man sich nicht vorstellen, dass die sogenannten Az Sheich nur von solchen Heiligen bewohnt werden; viele Beni Amer ziehen es vor, der Erbauung wegen mit ihnen das Leben zu verbringen, ohne deswegen aus ihrem sonstigen Dienstverband auszutreten.

Wenn wir die Stellung des Unterthanen bei den Beni Amer'n mit derjenigen der Tigré vergleichen, wie wir sie am Anseba gefunden, so zeigt sich der radicale Unterschied, dass, was dort Schutzverhältniss ist, hier Lehnsthum ist. Bei den Bogos unterwirft sich der Schwache dem Starken, auf dass er ihn beschütze; bei den Beni Amer'n ist der Unterworfene Lehnsmann; der Herr, der selbst die Verwaltung seines Vermögens scheut, zieht vor, es den kundigeren Händen seines Hirten zu übergeben; er überlässt es ihm vollständig, bedingt sich aber eine Leibrente aus. Wie das Vermögen fortgeerbt wird, so diese Leibrente oder die Pflicht des Unterthanen, seinen Herrn zu erhalten. Auf diese Basis stützt sich dieses Lehnsrecht; der Adeliche ist nur insofern Herr seines Unterthanen, als er ihn zu seinem Pächter gemacht hat. Da die Beni Amer Nomaden sind, so war kein Land zu vertheilen, denn Weide hat keinen Herrn; das Lehn betraf also nur das

bewegliche Eigenthum. Bei den Marea wird ein ähnliches Verhältniss angedeutet: der Adel habe das Land an die Tigré vertheilt und sich dabei seine Rechte vorbehalten; doch ist die Tradition nicht hinreichend sicher, dass wir daraus auch bei den Marea die Unterthänigkeit aus den Lehen herleiten könnten.

Es ist klar, dass in dem beschriebenen Verhältnisse zwischen Herrn und Knecht nichts Ungerechtes liegt; die grössern Rechte bedingen grössere Pflichten; es ist nicht das Recht des Stärkeren, sondern das Recht des Gebers gegenüber dem Beschenkten. Es ist ferner begreiflich, dass die scharfen Strafgesetze nur ausnahmsweise zur Anwendung kommen und dass die Sitte und der persönliche Verkehr das Gesetz selbst mildert. Jedem Herrn ist daran gelegen, einen guten Ruf zu haben; er muss seine Unterthanen schon deswegen schonen, weil sie sich der Botmässigkeit entziehen können. So tief daher die Unterworfenen stehen, so familiär, möchte ich sagen, stehen sie zu ihren Herren; da sie eigentlich Pächter auf ewige Zeiten sind und der Reichthum des Landes meist in ihren Händen sich befindet, so haben sie bei jeder öffentlichen Berathung die wichtigste Stimme; es ist ihre Sache, zu bestimmen, wo die beste Weide sei, wo der Lagerplatz aufgeschlagen werden solle. Man darf sich also nicht vorstellen, als ob die Unterworfenen sich unglücklich fühlten, solange ihre Stellung auf der alten Basis ruht; anders kann freilich das Verhältniss werden, wenn die Türken sich mit dem Adel verbünden, um die Gemeinen mit roher Gewalt zu unterdrücken.

Wenn wir fragen, wie sich ein solcher Feudalismus bilden konnte, so müssen wir seine Ursache in einer förmlichen Eroberung suchen; entweder rückten die Belou als Stamm mit ihren angeworbenen Söldnern im Lande ein, vertilgten die alten Einwohner und belehnten ihre Soldaten mit dem erbeuteten Gut oder sie unterwarfen sich mit eigener Macht die Eingebornen, nahmen ihnen ihr Vermögen ab und erstatteten es ihnen dann als Lehen zurück.

Das Sachenrecht ist sehr einfach; da die Beni Amer nur Hirten sind, so haben sie nur bewegliches Eigenthum. Land, Gras, Baum und Wasser ist Gemeingut der ganzen Nation. Eine Ausnahme machen natürlich die Brunnen, deren erste Benutzung dem Gräber zusteht; ebenso gehört Honig dem Entdecker des Bienenstocks. Es ist also wenig Anlass zu Verwickelung da; da übrigens die Beni Amer Mohammedaner sind und das islamitische Recht auf die Zustände eines Hirtenvolkes berechnet ist, so ist kein Wunder, dass es bei diesem Volke Rechtskraft erhalten hat. Wir können uns also auf wenige Bemerkungen beschränken.

Wer entliehenes Gut verliert, wird nicht zur Entschädigung angehalten, es sei denn, dass Veruntreuung bewiesen wäre. Geschenke werden nicht als Schuld angesehen. Es kommt oft vor, dass sich Freunde und Verwandte gegenseitig unterstützen; einerseits sind sie keineswegs dazu verpflichtet; anderseits kann der Empfänger nicht zur Rückerstattung angehalten werden. Der Begriff von Geschenk ist derselbe, wie in Europa. Jedermann hat das Recht, zu seinen Lebzeiten über sein Vermögen nach Belieben zu verfügen; aber er darf nicht ein Testament machen. Gekaufte Waare kann innerhalb drei Tagen zurückgegeben werden, wenn der Käufer einen Fehler daran entdeckt, den ihm der Verkäufer verheimlicht hatte. Dienstcontracte (mit Hirten, Mägden etc.) werden auf ein Jahr abgeschlossen; verlässt der Angestellte den Dienst vor der Zeit, so verliert er seinen ganzen Lohn; wird er vor der Zeit entlassen, so gehört ihm ebenso der ganze Lohn. Für verlorenes oder entwendetes Vieh wird der Hirte nicht verantwortlich gemacht. Erben sind die männlichen und weiblichen Nachkommen und zwar so, dass zwei Töchter nur wie ein Sohn gerechnet werden. Hat der Erblasser keine Söhne, so werden die nächsten Verwandten den Töchtern zur Seite gestellt, so aber, dass diese letztern immerhin bevorzugt sind. Bei Lebzeiten der Mutter wird das Vermögen ihres verstorbenen Mannes nicht unter die Kinder vertheilt. Die Erben

übernehmen natürlich auch die Schulden. Das Zelt, das immer Eigenthum der Frau ist, die es bei der Hochzeit von zu Hause mitbringt, geht bei ihrem Tod an ihre Tochter über.

Die Ehehindernisse richten sich bei uncivilisirten Völkern immer eher nach der Religion, die die Stelle des Naturrechts vertritt. Die Beni Amer richten sich nach den Gesetzen des Islam; schon die Geschwisterkinder verbinden sich sehr häufig. Die Beit Bidel und die Allabja hingegen, ihres christlichen Ursprungs eingedenk, achten die Blutsverwandtschaft bis auf sieben Grade. Stirbt die Verlobte, so tritt ihre Schwester nur dann an ihren Platz, wenn ihr Vater damit zufrieden ist; doch wird der Nackenpreis noch einmal entrichtet; also bezieht sich der Ehevertrag nur auf die interessirten Personen, nicht auf ihre Familien, wie bei den Bogos. Ebenso kann der Vater oder Bruder eines Verlobten in seine Rechte eintreten oder mit andern Worten seine Braut erben. Ferner nimmt der Bruder seine verwittwete Schwägerin nur zu sich, wenn sie damit einverstanden ist. Wir sehen also schon jetzt, dass die Frau eine sehr unabhängige Stellung hat.

Wenn wir nun über den Ehevertrag sprechen, müssen wir das von uns im Recht der Bogos entwickelte Verhältniss als bekannt voraussetzen. Auch die Beni Amer haben eine doppelte Ehe:

1) Die Ehe durch Kauf. Der Mann kauft seine Frau, indem er ihrem Vater den Nackenpreis (Segad) entrichtet und den Dekran, ein kleines Geschenk an die Verwandten der Frau. Der willkürlich bestimmte Segad wird gemeinsames Vermögen der Gatten. Diese einfache Heirath wird immer häufiger; ursprünglich aber galt sie nur für Wittwen oder geschiedene Frauen und ist also eigentlich die Hädei Mobel der Bogos.

2) Ehe mit Gütergemeinschaft. Diese verlangt:

a) den Dekran, wie bei der ersten Rubrik;

b) den Segad, der gewöhnlich auf ein Kameel oder auf vier Kühe festgestellt wird und dem Ehepaar zukommt.

Bei den Az Ali Bakit bringt der Mann ausserdem das sogenannte Gimmei mit, das gewöhnlich in vierzig Ziegen besteht und ebenfalls Ehegut wird.

c) Das Metlo, das dem der Bogos entspricht, indem beide Theile dazu beitragen, das aber bei den Beni Amer'n gemeinschaftliches Vermögen der Eheleute wird. Die Grösse desselben richtet sich nach dem Vermögen der Contrahirenden, steht aber in einer bestimmten Proportion, sodass wenn der Mann neunzehn Kühe mitbringt, die Frau mit einer Kuh mehr, also mit zwanzig ausgesteuert wird. Dieses Vermögen wird am Tage der Verlobung vereinigt und vom Mann verwaltet. Es ist gemeinschaftliches Gut der Gatten.

d) Der Bräutigam schlachtet am Tage der Heirath ein Opfer, ist er ein Unterthan, ein Schaf, ist er adelich, eine Kuh (Mindik). Ausserdem bringt er unter verschiedenen Titeln drei Kühe, die dem Ehevermögen einverleibt werden.

Alle diese Aussteuern und Ausgaben lasten allein auf den betreffenden sich alliirenden Familien; ihre Verwandten sind nicht verbunden, sie dabei zu unterstützen.

Die Eheleute treten also mit einem gemeinsamen Vermögen zusammen. Was sie als ledige Leute bisher besessen, wird nicht zusammengeworfen, sondern bleibt Eigenthum jedes Einzelnen. Was der Mann nun als Diener oder sonst erwirbt, ist sein Eigen, ohne Betheiligung der Frau. Die von der Frau gewobenen Matten sind aber Gemeingut, da der Mann die Palmenäste dafür schneidet und gewöhnlich den Verkauf besorgt. Was ihr der Mann in der Zeit der Ehe schenkt (Efin), wird ihr besonderes Eigenthum.

Der Mann hat das Recht, sich von seiner Frau zu scheiden; bei der Trennung wird zuerst das Privatgut jedes Einzelnen ausgeschieden und dann das Gemeingut in zwei Theile getheilt, sowohl Kühe wie Geld. Das Haus mit allem was darin ist fällt der Frau zu, die Waffen aber dem Mann.

Die Frau hat zwei Wege, sich von ihrem Mann zu scheiden; entweder verlässt sie ihn einfach, indem sie ihr Zelt

abbricht und heimzieht, oder sie klagt auf Scheidung wegen übler Behandlung oder Untreue. In beiden Fällen erhält sie nur ein Drittel des Gemeingutes. Kann sie aber Impotenz beweisen, so erhält sie wie sonst die Hälfte. Es ist leicht begreiflich, dass solche Fälle selten der Oeffentlichkeit preisgegeben werden; doch fehlen Beispiele nicht, wo der Mann genöthigt wurde, vor Zeugen auf freiem Platze die Grundlosigkeit der Anklage zu beweisen. So schamlos drückt sich der Volksgeist auch in seinem Gesetz aus.

Die geschiedene Frau wartet drei Monate ab, bevor sie sich wieder verheirathet, um sich über allfällige Schwangerschaft zu vergewissern. Die Kinder, den Säugling ausgenommen, bleiben bei dem Vater. Wollen diese, wenn sie erwachsen sind, mit ihrer Mutter leben, so gibt ihnen der Vater ihr Erbtheil heraus und sie haben dann keine gegenseitigen Ansprüche mehr.

Stirbt der Mann und haben seine Brüder keine Lust, sein Haus zu übernehmen, so bringt die Frau das Trauerjahr in ihrem Orte zu; nach Verfluss desselben wird ihr das Vermögen herausgegeben und sie kann sich frei wieder verheirathen. Stirbt aber die Frau, ohne Kinder zu hinterlassen, so wird ihr Antheil am Gemeingut ihren Verwandten herausgegeben; hat sie Kinder, so verwaltet der Mann den Antheil der Frau als Erbtheil der Kinder; tritt er aber in zweite Ehe, so wird das Vermögen den Kindern herausgegeben. Ebenso bleibt das Gesammtvermögen beim Tode des Mannes so lange in den Händen seiner Wittwe, als sie ledig bleibt.

Der Mörder einer Frau wird getödtet; die Rache gebührt ihren Verwandten, nicht dem Mann. Beispiele, dass eine Frau einen Mord begangen hat, gibt es nicht. Die Frau kann weder zeugen noch bürgen. Wegen Ehebruch habe ich nie klagen hören, weil die vier Zeugen, die der Islam verlangt, nie zu finden sind.

Nach dem schon oben Gesagten haben wir über das Blutrecht wenig mehr zu sagen. Da die Sitte Blut für Blut will,

so wird selten mit Geld Frieden gemacht; wer sich nicht rächen kann, schweigt lieber ganz, als dass er das Blutgeld annähme, das für einen Adelichen auf zweihundert Kühe und ein Pferd festgesetzt ist. Oft wird auch ohne alle Satisfaction Friede gemacht; der Mörder gibt seine Tochter dem Sohne seines Opfers. Das Blutrecht der Unterworfenen ist uns schon bekannt. Eigenthümlich ist, dass auch bei den Beni Amer'n, wie bei den Marea, die ausserehelichе Empfängniss eines Mädchens mit Blut gesühnt wird, sei es eine Adeliche oder nicht. Die beiden Schuldigen werden von den eigenen Brüdern mit dem Kinde getödtet und zwar ohne alle Ausnahme. Noch vor zwei Jahren kam ein solcher Fall vor. Für eine Wittwe oder geschiedene Frau dagegen ist das Gesetz nicht so consequent und der Schwängerer zahlt nur eine Busse. Das Kind aber wird lebendig begraben; das Volk duldet keinen Bastard. Nur das Kind einer ledigen Sklavin wird auferzogen, sein Vater muss aber für seinen Unterhalt sorgen. Nur die Marea kennen dieselbe Strenge, während die Bogos und die Takue und Mensa ihr altes Gesetz nur dem Namen nach in Kraft erhalten.

Inneres Leben.

Wir wollen uns nun das häusliche Leben der Beni Amer etwas näher ansehen. Wie bei den Völkern des Anseba, wird auch hier die Mutter mit dem neugebornen Kinde vor den Augen der Männer verborgen. Der Freudenschrei (Älal) begrüsst nur den Knaben. Jeder Geburtstag wird als glücklich angesehen, besonders aber der jedem Mohammedaner heilige Freitag. Die Namen geben gewöhnlich die Helden des Islam her: Mohammed, Ahmed, Hömmed, Ali u. s. w. Doch sind besonders bei den Hassa christliche Namen nicht selten. Jedermann hat seinen Eigennamen, dem der seines Vaters angehängt wird. Die Kinder werden ziemlich früh an die Arbeit gewöhnt. Schulen kommen immer mehr auf, selbst für die Mädchen. Beten lernen alle, lesen wenige, schreiben fast niemand; selbst die Schulmeister (Fokaha) und die Sheich schreiben sehr primitiv; meist verwendet man die Leute von Arkeko zum Briefschreiben. Arabisch sprechen fast nur die Häuptlinge. Die Kinder bringen dem Lehrer Geschenke oder sie helfen ihm beim Schulehalten; so eine mohammedanische Judenschule gleicht sich überall.

Nach mohammedanischer Sitte werden die Knaben im siebenten Jahre beschnitten, die Mädchen aber nach ostafrikanischer Sitte verschlossen. Das Fest der Mannbarkeit findet erst spät statt; man sieht oft solche sogenannte Knaben herumlaufen, die wohl sechsundzwanzig Jahr alt sind; man wartet

so lange, weil erst der Mann die Kopfsteuer zahlen muss. Bei den Beit Bidel vereinigen sich alle Jünglinge, die zu Männern geweiht werden sollen; sie schmücken sich mit Glasperlen, besolden einen Guitarrenspieler und ziehen in den Wald, wo sie von den Heerden ihres Stammes Ziegen stehlen und schlachten und sich mit Gesang und Spiel wohl eine Woche amüsiren.

Die Kinder werden oft sehr früh verheirathet und noch früher verlobt. Der Bräutigam macht sich mit seinen Genossen auf, um seine Braut abzuholen; doch nachdem er mit ihren Eltern Rücksprache genommen, kehrt er ohne sie gesehen zu haben zurück. Die Braut bleibt dann noch ein volles Jahr im väterlichen Hause. Nach Verfluss desselben schickt der Bräutigam Frauen und ein Kameel, um sie heimzuholen; sie wird mit ihrem Zelte fortgeführt; doch werden die Brautführer vielfach gefoppt, indem man der wahren Braut ein anderes Mädchen unterschiebt, das sich sorgfältig vermummt fortführen lässt und erst ausser dem Dorfe sich lachend zu erkennen gibt und fortläuft. Die Hochzeit der Beni Amer ist aber nicht besonders fröhlich, es fehlt der christliche herzerfreuende Wein. Die Frau kann jederzeit in ihr Mutterhaus zurückkehren und verweilt da Monate lang und lässt dem Mann sagen, er möge zu ihr kommen, wenn sie ihm werth sei.

Im Gebrauch hat die Frau noch viel grössere Vorrechte als im Gesetz. Nach der Heirath muss ihr der Mann ein Geschenk (Efin) geben. Nach der ersten Niederkunft wird die Frau durch Incision wieder verschlossen und der Mann kann sich nur durch ein neues Geschenk das Haus öffnen. Für jedes böse Wort, das sich der Mann zu Schulden kommen lässt, muss er wieder mit seiner Habe büssen und vielleicht eine ganze Regennacht ausser dem Hause zubringen, bis er sich dazu versteht, seiner schwächern Hälfte ein Kameel oder eine Kuh zu schenken. So erwirbt sich die Frau ein eigentliches Vermögen, das der Mann nie antasten kann; es

gibt ihrer viele, die ihren Mann auf diese Weise ruinirten und ihn dann verliessen. Die Frauen haben untereinander viel Gemeinsinn; hat sich eine zu beklagen, so kommen ihr alle andern zu Hülfe; jede gibt ihre Meinung. Natürlich muss der Mann immer Unrecht haben; das ganze Dorf kommt in Aufruhr. Dieser Corpsgeist verlangt von jeder Frau, sie mag ihren Gatten lieben oder nicht, dass sie ihm ihre Liebe verberge und ihn verächtlich behandle. Es wird ihr für eine Schande angerechnet, wenn sie ihrem Gatten ihre Liebe zeigt. Diese Männerverachtung geht so weit, dass die Frau, die um ihren Gatten, der kinderlos gestorben ist, klagt, von ihren Freundinnen verhöhnt wird. Man sieht oft, wie ganz anständige Frauen wegen des kleinsten Streites mit dem Mann ihr Zelt abbrechen, um fortzuziehen; oft thun sie es nur, um den Mann einzuschüchtern, oft sogar, um der öffentlichen Meinung ihrer Schwestern zu genügen, indem sie die Trotzigen spielen. Dann versammelt sich das ganze Lager, um sie zum Bleiben zu bewegen; wenn alles nichts hilft, lässt man einen ihrer Brautführer kommen; man sagt ihr, er sei hergekommen, um sie zum Bleiben zu vermögen, da kann sie nicht widerstehen. Es existirt nämlich zwischen der Braut und den Genossen des Bräutigams eine feste ewige Freundschaft, die nie trügt; sie dürfen sich nie mehr sehen, aber thun einander alles zu Liebe. So wenig Liebe die Frau zu ihrem Mann hat oder zeigt, so viel hat sie für ihren Bruder, den sie über alles setzt. Oft hört man die Frauen die unanständigsten Schimpfwörter gegen die eigenen oder fremde Männer ausstossen, selbst auf offener Strasse, ohne dass diese es wagen, die geringste Erwiderung auszusprechen. Da fast alles Vermögen gemeinschaftlich ist, so thut der Mann nicht den kleinsten Schritt, ohne mit seiner Frau zu berathen und hängt also sehr bedenklich von ihrem guten Willen ab.

Die Frau melkt nicht; sie isst nie in Gegenwart ihres Mannes; sie spricht seinen Namen nur vor Fremden aus; sie verbirgt sich, wie auch der Mann vor der Schwiegermutter.

Das Rauchbad, wie wir es für die Bogos beschrieben, nimm sie im Freien; sie benutzt dazu die Wurzel des Nebekbaumes. Sie geht überhaupt aus, wie sie will; oft bringen die Freundinnen den ganzen Tag im Freien zu, schlachten eine Kuh auf gemeinschaftliche Rechnung und machen sich einen Schmaus. Ihre Kleidung besteht aus dem braunen Wollkleid und einem grossen Stück Calicot; sie tragen kein Hemd; auf dem Kopf tragen sie nur einen ganz kleinen Hölqet (Silberkugel); Geschmeide tragen nur die Reichern; alle sind Liebhaberinnen von meist hellfarbigen Glasperlen, wovon sie Bänder an Hand, Bein, Knöchel, Hals und um die Hüfte tragen; sie zeigen so viel Geschmack in der Farbenzusammenstellung, dass sie wirklich dabei gewinnen. Die Mädchen tragen ein Stück Calicot; der Belat (arabisch Rehad), der Fransengurt, ist hier nicht üblich.

Die Frauen der Beni Amer halten wenig auf Schleier; sie verbergen das Gesicht höchstens vor ganz Fremden; in ihrem Zelt, das doch ziemlich offen ist, bleiben sie fast unbekleidet. Es ist Sitte im Lande, dass kein Fremder in das Haus eines Unterthanen tritt, während jedermann in dem Zelt eines Vornehmen aus- und eingeht; deswegen stehen die Frauen der letztern auch in schlechterm Ruf. Man kann von den Beni Amer'n sagen, was man den Griechinnen nachsagt; als Mädchen sind sie sehr sittsam, als Frauen glauben sie sich alles erlaubt; von ihrer Leichtfertigkeit in dieser Hinsicht kann man sich keinen Begriff machen; das Motiv ist eine niedrige Habsucht.

Vielweiberei ist natürlich erlaubt, aber das Recht wird nur von den Vornehmsten und Reichsten benutzt. Der grösste Theil begnügt sich mit nur Einer Frau und viele leben mit ihr bis zum Tode. Wir wollen bei diesem Anlass von Neuem darauf hinweisen, dass die Polygamie selbst in Afrika nur als eine Ausnahme zu betrachten ist; dass sie also kein Bedürfniss ist, wie oft behauptet wird, wenn wir auch die Erlaubniss dazu keineswegs immer tadeln wollen. Das Klima

wenigstens hat dabei wenig Schuld, vielmehr die Sucht, mächtige Verwandte oder viele Kinder zu bekommen, die dem Manne ein Hort sind in diesen Ländern, wo Familie gegen Familie steht. Ueber die Fruchtbarkeit der Frauen ist nichts Besonderes zu sagen; ich kenne bis zehn Kinder aus Einer Ehe; der Sheich Bejet hatte zwanzig Kinder aus drei Ehen.

Da wir bisher den Frauen viel Nachtheiliges nachgesagt haben, so wollen wir auch ihrer rühmlichsten Seite gedenken, ihres ausserordentlichen Ehrgefühls. Wer sich dem Schutz einer Frau empfiehlt, ist unverletzlich; er ist viel sicherer, als im Schutz des Mannes, der gewöhnlich wenig Ehrgefühl hat. Eine Frau wird ihren Schützling nie im Stich lassen. Es scheinen überhaupt bei den Beni Amer'n die Rollen gewechselt zu sein; die Frau zeigt sich auch in der Arbeit viel männlicher; sie webt Tag und Nacht an den Palmenmatten, mit deren Ertrag sie meist den Tribut bezahlt; der Mann gibt sich mit den Heerden ab oder liegt den ganzen Tag unter dem Schatten der Higligbäume vor dem Zeltenlager; hierin zeichnen sich besonders die Vornehmen aus, die ihre Heerden nicht selber zu besorgen haben.

Die Beni Amer begraben, indem sie den Leichnam nach islamitischer Weise in einen Sack genäht mit Erde verschütten; das Grab wird mit Steinen bedeckt und kenntlich gemacht. Dann wird der Todte an einem bestimmten Tage gefeiert, indem jeder Verwandte und Unterthan Opfer schlachtet. Als Ukut, Sohn Hömmed's, starb, ein Bruder Mohammed's, den wir oben erwähnt, wurden so viele Kameele, Kühe und Schafe geschlachtet, dass es an Essern fehlte und die Luft verpestet ward; man rechnete mehrere hundert Kühe. Die Frauen führen bei dieser Feier eine Art Todtentanz auf, den die Wittwe mit rasirtem Kopf und alle Verwandte mitmachen; eine der Schwestern des Todten frisirt sich das Haar nach Mannesart, und paradirt mit seinem Schwert und Schild; dabei wird natürlich das Lob des Geschiedenen gesungen. Die Leichenfeier dauert oft mehrere Wochen lang.

Um jetzt wieder dem Leben uns zuzuwenden, brauchen wir kaum zu wiederholen, dass die Beni Amer mit Leib und Seele wandernde Hirten sind. Ihr Haus ist also das Zelt mit Stangengerüst, bedeckt mit russgeschwärzten, wasserdichten Palmenmatten; je vornehmer jemand ist, um so grösser und höher ist sein Haus.*) Die einfache Küche wird vor dem Zelt errichtet. Der Hausgeräthe sind wenig, zum Transport eingerichtet: ein grosses Ladenbett, mit einer schönen Matte bedeckt; einige kleine Schemel. Will das Lager sich bewegen, so sind die Zelte in einem Nu abgebrochen und die Kameele werden damit beladen; die Frauen verstehen sich so gut darauf, dass sie sich zwischen dem Hausgeräth ein bequemes Lager herrichten, wo für sie und die Kinder Platz ist, mit einem Schattendach versehen, das die Herrin vor Sonne und Dornen schützt. Auf dem Gipfel dieses improvisirten Zeltes wird ein grosser Strauss Straussfedern befestigt. So ist es ein erfreulicher Anblick, das Lager, das eben eine Stadt schien, im Nu verschwinden zu sehen, sich verwandelnd in eine unabsehbare Reihe von schwerbeladenen, aber schnell laufenden Kameelen, begleitet von den wehrhaften Herren zu Pferde. Kommt eine grosse Gefahr, so scheint es den Beni Amer'n nicht einmal der Mühe werth, etwas mitzunehmen; sie retten ihre Personen und ihre Heerden in die wasserlose Steppe, wohin kein Feind ihnen folgen kann. Das Lager verlassen sie mit allem Gut; es wird von niemandem berührt, da es der öffentlichen Sicherheit anvertraut ist; sehr oft bin ich in solche verlassene Lager getreten, bevor seine Bewohner zurückgekehrt waren; alles war da, Haus und Geräth; nur die Menschen fehlten.

Die Zeltenlager der Beni Amer, wie der meisten Nomaden, theilen sich in zwei Abtheilungen: das Zaga und das Az Aha. Zum Zaga gehören die Kameele und Ziegen, mit ähnlicher

*) Auch auf die Hadendoa passt diese ganze Darstellung, sie begnügen sich aber meist mit niedrigen Zelten.

Nahrung; es ändert selten den Platz, während das Az Aha (Kuhlager) oft frische Weide suchen muss. Deswegen wohnen die bequemeren Vornehmen meist im Zaga. Der Name ist alt; Zaga im Samhar, Tsade Zaga im Hamasen ist dasselbe Wort; es bedeutet einen festen Hauptsitz. Das grosse Zaga par excellence ist die Residenz des Stammfürsten; dagegen hat jeder einzelne Tribus sein Zaga und sein Az Aha.

Die Beni Amer sind fleissige Hirten, die ihr Vieh mit grosser Liebe pflegen; sie halten Kameele, Kühe, Schafe und wenig Ziegen. Die meisten Tribus besitzen Kameele von der Hadendoarasse, die im Barka sehr gedeiht, weniger schlank, aber sehr tüchtig wird. Auch Reitkameele besitzen die Beni Amer, aber sie sind nicht im allgemeinen Gebrauch. Die Kühe gehören zwei Rassen an: der Arado und der Begeit oder Bulet. Die Arado ist die sehr kleine abyssinische Kuh mit grossen Hörnern, meist einfarbig. Die Begeit hat die Grösse einer grossen Schweizerkuh und viel von ihrem Aussehen; sie ist meist buntgefleckt und sehr lang. Sie verhält sich zur Arado, wie der Dongolawi zum abyssinischen Pferd; beide acclimatisiren sich schwer im Auslande. Das Vieh der Hadendoa ist alles Begeit, sie ist die landesthümliche Kuh der Bedau oder Bedja. Sie hat sehr gutes Fleisch und viel Milch, die aber wohl der Nahrung wegen nicht fett ist. Sie ist an Schnellmärsche gewöhnt, da meist nur die grossen Ströme Wasser genug bieten und so Weide und Trank weit voneinander entlegen sind. Die Kühe, wie die Schafe, werden jeden dritten Tag zur Weide geführt. Diess ist der Gebrauch in ganz Nordostafrika, ausgenommen in den Steppen zwischen Atbara und Nil, wo sie erst am vierten Tage zum fernen Nil geführt werden. Die Brunnen werden in dem Strombett gegraben und sind in trockenen Jahren oft über dreissig Fuss tief; sie werden eng angelegt und mit Tamariskenzweigen ausgeflochten, die der Mauer Halt geben, aber dem Wasser einen abscheulichen Geschmack verleihen; dessenungeachtet wird oft der Hirte, der in der Tiefe des Brunnens die Schläuche

füllt, die von seinen Kameraden hinaufgezogen und in Lehmtröge ausgeleert werden, von dem einstürzenden Sand lebendig begraben. In der Regenzeit trinken die Kühe das auf dem fetten Boden als Teich sich ansammelnde Regenwasser, das sie neu erfrischt und reinigt und belecken dann die längs des Barka so häufigen Natronschichten, die die Stelle unseres Salzes vertreten.

Die Beni Amer halten sich wenig Katzen; dagegen sind ihre Lager von sehr leichtfüssigen, bissigen, immer bellenden, diebischen Hunden bevölkert, für die eigentlich niemand sorgt; deswegen durchstreifen sie in der Nacht die Zelte, besteigen sie wohl auch und fressen alles weg, was nicht sehr gut verwahrt wird. Meinem Diener wurde oft der Schuh vom Fuss weggefressen und das Fett von den neupommadisirten Haaren. Dagegen sind diese Hunde, die fast nur Beine haben und keinen Leib, äusserst gewandt und für die Jagd sehr geeignet. Die Beni Amer halten sich auch viele Hühner.

Das Lieblingsthier des Beni Amer's ist das Pferd. Es werden viele abyssinische Pferde gehalten, schon wegen ihrer Wohlfeilheit; sie sind aber für den prunkliebenden prahlerischen Geist des Volkes viel zu klein; wer es nur vermag, schafft sich ein Dongolawi-Pferd an. Diese sind gross und stark genug, den Reiter mit Harnisch und selbst noch einen baumwollenen Panzer zu tragen, der ihnen bis auf die Hufe reicht. Die Beni Amer haben noch ziemlich viele Panzerhemden und beziehen solche auch von Arabien. Sie schützen vor Lanze und Schwert vollkommen, sodass ein geharnischter Reiter ohne Furcht in einen Haufen Fussvolk hineinreiten kann; gegen Kugeln freilich halten sie nicht aus. Die Dongolawi-Pferde sind äusserst delicat; die Grossen der Beni Amer vergeuden ihr meistes Geld für solche Pferde, da sie jährlich wieder wegsterben. Die Nahrung derselben besteht fast nur aus Milch und Durra. Weitere Nachrichten über die Pferde theilen wir unter den Notizen über Kordofan mit. In Kriegszeiten stehen die Pferde den ganzen

Tag und die ganze Nacht gesattelt und gepanzert vor dem Zelt. Seuchen werden immer dem bösen Auge zugeschrieben; hat ein Pferd einen Anfall, so wird jedem Dorfbewohner, der das Pferd erblickt hat, ein Haar ausgerissen und verbrannt; damit soll die Wirkung vereitelt werden. Wir brauchen kaum zu sagen, dass die Beni Amer gute furchtlose Reiter sind.

Die Nahrung der Beni Amer ist sehr einfach und schlecht; sie trinken viel Milch und essen ausnahmsweise Fleisch, das in Butter geröstet wird und viel Polenta, die gesäuert und weich gekocht ist. Da sie zum Ritus der Malekiten gehören, essen sie auch das Fleisch des Wildschweins, das sie richtig genug kleines Rhinoceros nennen; man sagt ihnen sogar nach, dass sie auch Hyänenfleisch essen. Als Zuckerzeug dient ihnen der Akat, d. h. die Frucht der Dumpalme, deren braune mürbe Schale sehr gut schmeckt, der Chocolade ähnlich. Der harte Kern wird zu Tabaks- und Antimoniumbüchsen verwendet. Mit dem schwarzen Antimonium (Qohel) werden bekanntlich die Augen schwarz gefärbt.

Von der Kleidung ist fast nichts beizufügen; beide Geschlechter tragen die Tunika von weissem Calicot, dem sogenannten Mehemmed-Ali, oder von inländischem am Gash fabricirten Zeug. Nur reichere oder vornehmere Leute tragen bunte Zeuge. Hosen tragen nur die Reiter; das Hemd ist selten. Den Kopf tragen die meisten unbedeckt, mit vollem Haarwuchs, wie alle Nordostafrikaner. Nur die von den Türken eingesetzten Häuptlinge rasiren sich die Haare und tragen den rothen Tarbush. Als Fussbekleidung dienen Sandalen, wie sie überall hier gebräuchlich sind.

Die Frauen der Beni Amer flechten sehr viele Palmenmatten, die ihre Männer auf den eigenen Kameelen auf der Lebkastrasse nach Massua ausführen. Im Barka hat man zwölf Stück für einen Thaler, an der Küste nur 4—6 Stück. Der Bedarf wird immer grösser, weil man an der Küste in Folge der häufigen Feuersbrünste die Strohdächer durch Mattendächer ersetzt, die schwer Feuer fangen. Mit dem Erlös

der Matten wird gewöhnlich der Tribut bestritten. In Lederarbeiten und Gerben sind die Hochländer den Beni Amer'n weit überlegen; sie ersetzen übrigens das im Haushalt nöthige Leder durch Flechtwerk von Djerid; alles was sie haben wird in wasserdichten Körben aufbewahrt, besonders Wasser und Milch; vorzüglich schön sind ihre Mattenteppiche. Ackerbau wird nur ausnahmsweise getrieben, wie von den Beit Bidel und den Belou bei Dunguaz; auch die Herren von Zaga stellen oft Ackerbauer an, die ihnen ein Feld bebauen. Im Ganzen finden es die Beni Amer einträglicher, mit ihren überflüssigen Kameelen das Durra von Kassala und selbst von Gadarif, der Kornkammer des Ostsudan, zu holen und damit nach Keren und oft nach Massua Handel zu treiben. Die Habab, die auch nur Hirten und weit von der Quelle weg sind, gehen meist bis zum Barka, wo sie ihren Bedarf kaufen. Da nun ein Kameel jährlich zwei solche Reisen machen kann, ohne sich zu ermüden und es sich so in einem Jahre fast bezahlt, so sind die Preise sehr gestiegen; ein Kameel, das früher zehn Thaler werth war, kostet jetzt zwanzig; natürlich hat man dafür ein gutes, noch junges Thier. Im Verhältniss sind auch die Frachtkosten gestiegen; von Kassala nach Massua kostet die Last jetzt sechs, anstatt der frühern vier Thaler. Der Handel mit Häuten, Butter und Elfenbein ist in den Händen der sogenannten Ashker (der Leute von Dokono), denen übrigens jetzt die Djalin bedeutende Concurrenz machen. Strausse werden zu Pferde gejagt; die Federn gehen direct nach Suakin. Auch Elefanten werden zu Pferd und zu Fuss oder mit dem Gewehr erlegt, die Zähne gehen nach Massua. Das Rhinoceros wird meist an der Tränke mit Lanzen erlegt oder mit Hunden gejagt.*) In Zaga ist täglich Markt, wo meist

*) Einige Bemerkungen über die Lebensweise des Nashorns, die wir aus einem von uns in der Zeitschrift f. Allg. Erdk. veröffentlichten Aufsatze wiederholen, werden für den Leser nicht ohne Interesse sein:

Das Nashorn (Rhinoceros) heisst auf Arabisch: Cherdid, auf Tigré: Harish, auf Amhara: Oraris, auf Belen: Gedane. Es hat in seinen

Vieh und Pferde verkauft werden; er wird besonders lebhaft zur Zeit des Tributs, wo die Beni Amer um Geld verlegen

---

Eigenthümlichkeiten viel Aehnlichkeit mit dem Wildschwein. Schlechte Nase, schlechte Augen, aber sehr gute Ohren. Es liebt einsame, von Menschen und Vieh nie begangene Grasplätze und tränkt sich bei verlassenen Wassern nach Sonnenuntergang oder vor Sonnenaufgang. Ist das Wasser verstopft, gräbt es wohl selbst den Brunnen aus. Wie das Wildschwein liebt es sich im Wasser und Koth herumzuwälzen. Beim Wasser angelangt, flieht es zweimal und erst das dritte Mal fasst es Zutrauen und kniet am Wasser nieder. Diess ist der Augenblick der Jagd. Der Jäger, der sich am Tage den Ort der Tränke gemerkt hat, macht sich, ein paar Schritte davon entfernt, eine enge sehr starke Umzäunung von undurchdringlichen Dornen und erwartet da die Ankunft des Feindes. Hat sich das Rhinoceros recht voll getränkt, so erhebt sich der Jäger auf seine Knie; die linke Hand stützt er auf einen Baumstumpf und mit der rechten wirft er dem Thiere mit voller Gewalt seine sehr breite scharfe Lanze in den Bauch. Man sagt, dass das vollgetränkte Nashorn schon der kleinsten Wunde erliegt. Fällt es auf den Streich nieder, so macht man ihm den Garaus. Hat es die Kraft sich zu erheben, so lässt man es ruhig fliehen. Beim Morgengrauen verfolgt man die Blutspur und in grösserer oder geringerer Entfernung findet man das Thier erschöpft auf dem Boden liegen.

Die Jagd bei Tage ist viel gefährlicher; hat man einmal die Spur gefunden, so geht man ihr nach; von Felsblöcken und kleinen Hügeln kundet man das Thier aus, und bekommt man es in Sicht, so verfolgt man es mit Hunden. Das Nashorn wirft sich wüthend auf die Hunde, die es nur von hinten angreifen, und die Jäger haben Zeit, es vielfach zu verwunden. Doch ist diess in der Ebene eine gefährliche Sache, da das verwundete Nashorn sich blitzschnell in ganz gerader Richtung auf seinen Feind wirft und alles, was ihm in den Weg kommt, niederstösst.

Sich mit einer Büchse dem Nashorn zu nähern ist fast unmöglich, da es uns im Gehör weit überlegen ist; überdiess ist es in dieser Urheide, wo der Boden von verfaultem Holze bedeckt ist und die Dornen den Durchgang versperren, sehr schwer, sich ohne Geräusch dem weidenden Thiere zu nähern. Einmal aufmerksam gemacht, flieht das Thier in vollem Galopp oder wendet sich gegen den Jäger; die Schnelligkeit seines Laufes und das Schnauben, das es dabei ausstösst, erinnert an die Locomotive, die den Dampf auslässt.

Doch ist die Schwerfälligkeit des Thieres, sich umzuwenden, und seine Sucht, in ganz gerader Linie vorwärts zu eilen, wie eine Kugel, die dem Rohr entflieht, eine Sicherheit für den Jäger, der behend im Zickzack sein Heil findet. Auch diese Eigenschaft hat es mit dem Wildschwein gemein.

sind. Courant sind nur die Thaler; als Münze geht der grosse ägyptische Piaster, wovon achtzehn auf einen Thaler gehen.

Das Nashorn thut dem weidenden Vieh kein Leid an; doch verwundet stösst es ohne Unterschied alles nieder, was ihm in den Weg kommt.

Das Nashorn verabscheut wie der Bär alles Todte. Wenn ein von ihm verfolgter Mensch sich auf den Boden wirft und den Athem zurückhält, beschnüffelt ihn das Thier und wendet sich von ihm ab. Die gleiche Eigenschaft wird dem Löwen, dem Elefanten, dem Adler, dem Affen, kurz allen Thieren zugeschrieben, die Cadaver nicht fressen; während im Gegentheil der Geier, die Hyäne den Menschen nur im Schlaf überfallen und einem Wachenden sich nicht zu nähern getrauen.

Der Mist des Nashorns gleicht dem der Elefanten, was auf ähnliche Nahrung schliessen lässt; doch liebt das Nashorn mehr frisches Gras, während der Elefant, wie das Kameel, die Baumzweige abfrisst. Das Nashorn hat die sonderbare Gewohnheit, mit seinem Horn in seinem frischen Mist herumzuwühlen.

Das Fleisch des Nashorns — und ebenso der Elefanten, Strausse, der Giraffe — wird nur von Mohammedanern gegessen; die Christen verabscheuen es. Solches Fleisch zu essen und den Islam anzunehmen ist eine identische Sache. Ist ein Nashorn getödtet, so machen sich die Beduinen mit ihren Kameelen auf und bringen sie mit Fleisch beladen zurück. Das Fleisch hat Aehnlichkeit mit dem der Ziege, schmeckt aber bitter.

Das Horn wird in Massua und Suakin, je nach der Grösse, mit 2—7 Thaler verkauft. Die Leute von Massua und die Abyssinier benutzen es zu Säbelgriffen und Kaffeetassen. Sein Abschabsel wird als ein gewaltiges Gegengift angesehen. Würde man einmal das Horn chemisch analysiren, so könnte man sehen, welchen Werth dieser Volksglaube hat.

Die Haut wird zu runden Schilden verarbeitet. Der Nashornschild ist dem von Elefantenhaut überlegen und gilt verarbeitet einen Thaler. Er hat das Aussehen eines Büffelschildes; doch ist dieser letztere viel stärker und deshalb geschätzter, da er zuweilen mit vier Thalern bezahlt wird. Es gibt im Barka Leute, die sich ausschliesslich mit Bearbeitung von Schilden beschäftigen; von je drei rohen Schilden nehmen sie einen als Lohn. Die Schilde von der Haut des Elefanten, Nashorns, Büffels sind rund, der Durchmesser $2\frac{1}{2}$ Spannen; in der Mitte haben sie eine kleine kegelförmige Erhöhung; auf der innern Seite ist eine Handhabe angebracht.

Es ist begreiflich, dass der Nashornjäger sorgfältig auf die Spur Acht geben muss. Die Leute hier zu Lande sind im Spursuchen sehr geübt, und was ich oft ungläubig über die amerikanischen Wilden gelesen, habe ich völlig in Afrika wiedergefunden. Eine gestohlene Kuh

Wir müssen noch einmal auf den Durrahandel zurückkommen. Das Land der Bogos ist in der Mitte von Gauen gelegen, die mehr consumiren, als erzeugen, von halben Hirten, die den Ackerbau ziemlich lässig treiben; die Bogos selbst haben sich jetzt fleissiger dem Ackerbau gewidmet. Auch verhindert die oft vorkommende Dürre regelmässige Erndten. Deswegen müssen die Bogos, Mensa, Takue und Bedjuk sich oft von auswärts mit Getreide versehen. Die Habab vollends pflanzen fast gar nicht und führen sogar nach dem Samhar aus. Deswegen kamen von jeher grosse Karawanen von Beni Amer'n mit Durra, das sie von Kassala und auch von den Barea brachten und es machte sich ein grosser Markt vorzüglich in Keren, der von allen Seiten besucht wird, besonders im Sommer vor der Erndte.

Wir haben keine sichere Angabe über den Reichthum der Beni Amer; jedenfalls besteht er fast nur in Heerden. Der Tribut wird im Herbst erhoben; etwa vierhundert Mann lagern in Zaga; kleinere Abtheilungen zerstreuen sich in den kleinern Zeltenlagern; sobald er erhoben ist, zieht der Deglel mit grossem Gefolge und einem halben Bataillon nach dem Söhel,

---

ist schwer zu verheimlichen, wenn der Weg auch über Berg und Stein geht. Ist der suchende Hirt einmal auf der Spur, so wird er sie schwerlich verlieren, wenn nicht passirende Reisende oder Heerden sie verwirren. Geht die Fussspur verloren, so ist der Geruch, der an Steinen und Bäumen hängen bleibt, ein ziemlich sicherer Leiter. Die Spur der Sandalen zeigt den Stamm an, dem die Viehräuber angehören, da jeder Tribus sie etwas anders schneidet. Ohne diese Fertigkeit im Spursuchen wäre der Diebstahl in diesen Ländern, wo Polizei unbekannt ist, eine leichte Sache. Ist ein Stück Vieh verloren, so vergewissert sich der Hirt über die Spur; hat er sie gefunden, so gibt er seinen Genossen Nachricht: man verfolgt die Fährte; erreicht man die Räuber auf dem Weg, so entspinnt sich gewöhnlich ein blutiger Kampf. Geht die Fährte bis zu einem Dorf, so werden dessen Einwohner für das gestohlene Vieh verantwortlich gemacht und der Process ist fertig. Der eben angekommene Europäer, der nie auf Spuren seine Aufmerksamkeit gerichtet hat, erstaunt, Fährten verfolgt zu sehen, wo sein Auge nichts entdeckt; doch gewöhnt sich das aufmerksame Auge sehr schnell, die kleinsten Merkmale zu beachten, und wird gelehrig.

von wo er erst im Frühling zurückkehrt. Die türkischen Soldaten beziehen bei diesen Excursionen ein eigenes mit Dornen verschanztes Lager (Zeribe), da die Erfahrung sie misstrauisch gemacht hat. (S. Recht der Bogos, S. 12.)

Es ist schwer, die Beni Amer im Allgemeinen zu charakterisiren, da sie eigentlich nicht Ein Volk sind. In der Kindheit sind die Männer sehr schön; man sieht unter den Knaben wirklich ideale Schönheiten; mit der Mannbarkeit werden sie plump und das Gesicht verliert den Ausdruck. Unter den Frauen sieht man ausgezeichnete Schönheiten, sehr gerade Nase, frische Haut, aber ebenso wenig Ausdruck und die schamlose Zunge verdirbt vollends ihren Reiz. Die Milch mit der heissen Luft verschönert die Haut und macht den Körper leicht; man hat im Barka Läufer, die es mit einem Pferd aufnehmen. Die Adelichen sind meist hellfarbig, die Unterworfenen eher schwärzlich. Die Haare sind meist schwarz; doch findet man hier und da auch rothe und blonde ganz weiche Haare. Die Beni Amer sind alle zur Corpulenz geneigt.

Man findet wenig Verrückte und Missgestaltete; dagegen hat der Beni Amer wenig geistige Fähigkeiten, besonders tief stehen die Unterworfenen von altem Schlag, so eigensinnig sie auch sind und wohl gerade deswegen. Dagegen haben die Beni Amer viel mehr Charakter, als ihre Nachbarn am Anseba; sie berathen sich schneller und führen das Beschlossene aus. Sie reden wenig und speculiren nicht; dagegen sind sie prahlerisch und höchst eingebildet. Sie haben wenig Heimlichkeiten, wenig Pläne und Listen; was sie thun, geschieht offen; wer heimlich Rath hält und auf der Seite redet, scheint ein Verräther. Sie können verrathen ohne falsch zu sein, da sie zu wenig Ehrgefühl haben, um ein Hehl daraus zu machen. Ihre Gefühle sind unbeständig; es braucht wenig, um Liebe in Hass zu verwandeln. Sie sind besonders beim ersten Empfang sehr höflich; jeder reicht dem Gast die Hand und redet mit ihm; aber sie haben ihn bald satt. Im Ganzen wird er gut bewirthet; aber man sieht aus der ungeregelten Gast-

lichkeit, dass wenig Herz dabei ist. Oft müssen die Gäste bis nach Mitternacht auf ihr Abendessen warten. Mit der Sicherheit des Gastes ist es nicht sehr gut bestellt, da die Beni Amer wenig Ehrgefühl haben und das Gastrecht nicht sehr heilig halten. Oft sind arglose Gäste ohne Grund ermordet worden. Man kann sich nie auf eines Mannes Wort verlassen; es ist nicht Bosheit, die sie treulos macht, sondern die Missachtung alles Fremden. Die Beni Amer sind viel mehr roh, als unsittlich; sie nehmen sich kein Blatt vor den Mund; jeder sagt, was er auf dem Herzen hat und scheut sich nicht, seinem Zuhörer die grösste Unverschämtheit in's Gesicht zu sagen. Wie bei allen geistlosen Völkern wird Tapferkeit ausserordentlich geehrt und geliebt; die Beni Amer selbst sind dafür nicht sehr berühmt; immerhin haben die Unterworfenen weniger Todesfurcht, als die Vornehmen, die sich in ihren Panzer verstecken. Dankbarkeit hält wenig an. Schmählich ist die Lieblosigkeit der Kinder gegen die Aeltern, besonders gegen die bejahrte Mutter, die meist nur von ihren Töchtern ernährt wird.

Diess fällt um so mehr auf, da ihre Nachbarn, die Barea, sich durch Kindesliebe auszeichnen. Mit grossem Unrecht glauben sich die Beni Amer diesen überlegen. Denn die Barea leben viel besser, haben gutes Brod, besseres Bier, sind tüchtige Bauern, sind treuer, zuverlässiger und dankbarer als jene, die nur Milch haben von ihrem Vieh, dem sie viel Eigenschaften entlehnt haben. Nur in gewissen Beziehungen dürfen sich diese ihren Nachbarn überlegen fühlen; sie haben viel Ausdauer und Kaltblütigkeit, viel Selbstvertrauen, das die Mängel verdeckt, ja ersetzt und einen gewissen Nationalzusammenhang, der den Barea abgeht; diese Eigenschaften verdanken sie aber vorzüglich ihrer Religion, die immer noch lebenskräftig genug ist, um ihre Anhänger im Kampfe gegen die Ungläubigen unter Eine Fahne zu schaaren. Die am genauesten zutreffende Beschreibung der Beni Amer gibt Mungo Park, wo er seine Gefangenschaft unter den Arabern der

Westküste erzählt; auch das Verhältniss der Nomaden zu den ackerbauenden Völkern, wie er es auseinandersetzt, passt vollständig auf die Stellung der Beni Amer zu ihren Nachbarn; die Sache ist die gleiche, man muss nur die Namen ändern. Glücklicherweise dulden es die Türken nicht, dass im Osten der Reisende die Erfahrungen des armen Park macht.

Ueber die Sprache To'bedauie.

Ueber das To'bĕḍauie.

Wenn ich mir erlaube, die vorliegende Arbeit an diesem Orte mitzutheilen, so geschieht es, weil das To'beḍauie in Nordostafrika eine sehr hervorragende Stellung einnimmt. Es ist die Originalsprache der alten sogenannten Bedja, sowie die Sprache aller Besharin und Hadendoa und eines Theils der Beni Amer, reicht also zwischen Meer und Nil von Oberägypten bis an den Fuss des abyssinischen Hochlandes. Es ist die Beduinensprache, was auch schon ihr Name andeutet. Ich hatte während meines frühern Aufenthaltes in Afrika besonders im Umgang mit den Beni Amer'n Gelegenheit, mich mit dieser Sprache bekannt zu machen; während meiner Betheiligung an der deutschen Expedition konnte ich noch einmal die frühern Studien neu durchsehen und vervollständigen, woraus die vorliegende Arbeit entstanden ist, für deren Genauigkeit im Allgemeinen ich bürgen kann: in einzelnen Fällen können sich schon Fehler eingeschlichen haben, da es fast unmöglich ist, eine ungeschriebene Sprache mit fremden Buchstaben genau wiederzugeben. Wenn ich die Aufmerksamkeit der Sprachforscher auf diese Sprache zu lenken suche, so geschieht es, weil sie in Afrika eine sehr eigenthümliche Stellung einzunehmen scheint. Sie hat jedenfalls nichts Afrika-

nisches an sich; die Conjugation klingt an das Semitische an, dagegen fehlen ihr die eigenthümlichen semitischen Buchstaben, das arabische ʿain, ghain, cha, gim, qaf, the, ç̣ad und das äthiopische ds und ts. Der Artikel hat geschlechtliche Ausbildung; die Vocalisation ist mannigfaltig; das Verb schliesst den Satz; von der semitischen Wurzelregelmässigkeit und Satzbildung ist keine Spur. Es wäre unmöglich, diese Sprache mit semitischen Buchstaben wiederzugeben, während sie eher in unsere Schreibweise passt. Ich führe diess an, um zu zeigen, dass ihre Stellung erst zu bestimmen ist; aber ich betrachte mich nur als Quellensammler und überlasse es den Sprachforschern, diess zu thun, indem sie dieselbe vergleichend betrachten. Man wird aus der Wörtersammlung ersehen, dass sich ziemlich viel arabische und Tigré-Wurzeln eingeschlichen haben; übrigens glaube ich diess dem Umstande zuschreiben zu müssen, dass ich die Sprache von den Beni Amer'n lernte, die mit dem Ausland viel in Berührung kommen, was bei den Hadendoa weniger der Fall ist.

Was zuerst die Aussprache der Buchstaben betrifft, so ist zu bemerken:

a, u, i lauten wie im Deutschen.

Das o ist sehr dunkel.

e ist ein breites e, wie das französische è in mère. ē lautet wie das französische é.

ĕ ist sehr kurz, fast stumm.

ä, ö, ü lauten wie im Deutschen.

au, ou, ai, oi, ui sind Diphthonge.

Das Zeichen ˆ über dem Vocal bedeutet, dass er sehr gedehnt lautet.

d, b, f, g, h, j, k, l, m, n, r lauten wie im Deutschen.

ḍ hält die Mitte zwischen dem arabischen dhad und dem italienischen g vor e und i; deswegen klingt das Wort beḍa fast wie begia, was die Araber durch ihr gim (ج) ausdrücken.

dj lautet wie das italienische g vor e und i, ausser als d'j, das nach deutscher Manier auszusprechen ist.

ll lautet wie im Französischen ll in maille.

ng wird so ausgesprochen, dass man beide Buchstaben hört.

q, dem arabischen qaf entsprechend, kommt nur in Fremdwörtern vor.

s ist sehr hart, wie im Arabischen sin, ausser wenn es am Ende steht, wo es unserem deutschen s entspricht.

ṣ klingt wie ein arabisches Doppel-sin.

sh ist das englische sh, das deutsche sch. Wo das s und h getrennt gesprochen werden sollen, schreiben wir s'h. Das aspirirte ṣh entspricht dem arabischen shin.

t ist das deutsche t; ṭ ist aspirirt, wie das arab. tha.

w ist das englische w.

r, d und l wechseln oft miteinander; deswegen sagt man Hadendoa und Harendoa.

Verdoppelung des Buchstabens bedeutet Verstärkung desselben.

Wir bedienen uns mehrerer Zeichen und Abkürzungen, die erklärt sein wollen.

Den Accent deuten wir durch das Zeichen ′ an.

Den Artikel trennen wir von seinem Substantiv durch ', z. B. *o'mek*, *to'nē*. Steht aber das Substantiv in der unbestimmten Form, d. h. ohne Artikel da, so bezeichnen wir es mit dem Buchstaben *A*, z. B. *to'nē*, das Feuer. *A. net*, Feuer.

Pl. bezeichnet den Plural.

Ar. (Arabisch), Ti. (Tigré), setzen wir zu Wörtern, die von diesen Sprachen zu stammen scheinen.

Das Verbum geben wir in der 3. P. Sing. des Perfects, übersetzen es aber der Kürze wegen im Infinitiv.

Bei jedem Verbum bringen wir folgende Formen: A. das Activ oder Neutrum, z. B. *ekhánn*, lieben; P. das Passiv, z. B. *tukehann*, geliebt werden; C. das Causativ, z. B. *esekhann*, machen, dass man liebt; Liebe einflössen. Mit CC. bezeichnen wir das doppelte Causativ, mit N. das Nomen actionis, mit PP. das Participium Perf. Pass., mit Adj. ein Adjectiv, mit Imp. den Imperativ.

Wir wollen jetzt einen grammatikalischen Abriss der

Sprache geben, wobei wir natürlich nur die gewöhnlichsten Formen berücksichtigen können.

Das To'bedauie hat Artikel in unserm Sinne des Wortes, sie sind aber indeclinabel. Sie heissen:

Sing. *o*, der.	Pl. *ê* und *je*, die.
te, die.	*te*, die.
to, das.	*te*, die.

te vor Vocalen wird auch abgekürzt zu *t'*.

Uebrigens werden die Geschlechter oft verwechselt; ganz wie man im Deutschen „das Weib" sagt, so heisst es hier *o'sha*, die Kuh. Besonders der Artikel *to* drückt oft die weibliche Person aus. — Den Geschlechtsunterschied drückt meist nur der veränderte Artikel aus, z. B. *o'mek*, der Esel, *to'mek*, die Eselin etc. Will man aber das Substantiv unbestimmt hinstellen, so lässt man den Artikel weg, wie man im Deutschen „Esel" sagt, so hier „*mek*". Oft aber erleidet dabei die Wurzel einen Zuwachs, indem man ihr ein *b* oder ein *t* anhängt. War der Artikel *o'*, so wird *b* angehängt; war er aber *te'* oder *to'*, so wird *t* angehängt, z. B. *o'sha*, die Kuh, *shab*, Kuh; *o'jo*, der Stier, *job*, Stier; *te'sha*, das Fleisch, *shat*, Fleisch.

Auch die Adjective sind dieser Regel unterworfen und fügen, wenn ihr Substantiv unbestimmt ist, für das männliche Geschlecht *b* an, für das weibliche *t;* z. B. *o'kam o'era*, das weisse Kameel; *kam erab*, weisses Kameel; *kam erat*, weisse Kameelstute; *o'dai*, der gute; *daib*, gut m.; *dait*, gut fem.

Die Pluralbildung haben wir so oft wie möglich angegeben. Oft wird der Plural nur durch den verschiedenen Artikel ausgedrückt, z. B. *o'sha*, die Kuh, *ê'sha*, die Kühe; oft durch den der Wurzel angehängten Vocal *a*, der, wenn der Artikel fehlt, *ab* oder *at* wird; z. B. *helei*, Hase, *helejab*, Hasen etc.; häufig aber bewirkt er auch eine innere Wurzelveränderung, z. B.: *o'ias*, der Hund, Pl. *ê'ês*, die Hunde; *o'or*, der Knabe, Pl. *ê'er*, die Knaben etc.

Pronomina.

Persönliches Pronomen.

Singular.

1. Pers. *ane*, *aneb*, ich (ar. *ana*).
2. » m. *berok*, fem. *betok*, du.
3. » m. *bero*, er, fem. *betó*, sie.

Plural.

1. Pers. *hene*, *henen*, wir (ar. *nehna*).
2. » m. *berak*, fem. *betak*, ihr.
3. » m. *bera*, fem. *beta*, sie.

Pronomina suffixa.

Singular.

1) Für den Accusativ: 1. Pers. *o*, mich, mein.
2. » *ok*, dich, dein.
3. » *oh*, ihn, sein.

Plural.

1. Pers. *on*, *ono*, uns, unser.
2. » *okna*, euch, euer.
3. » *ohona*, sie, ihr.

Sie werden dem Verb nachgestellt und ebenso dem Substantiv, wo sie dann Possessivpronomina werden, z. B. *gau-o*, mein Haus, *gau-on*, unser Haus etc.

	Singular.	Plural.
2) Für den Dativ: 1. Pers.	*heb*, für mich, mir.	*hon*, für uns, uns.
2. »	*hok*, für dich, dir.	*hokna*, für euch, euch.
3. »	*hos*, für ihn, ihm, ihr.	*hosna*, für sie, ihnen.

Auch diese werden dem Verb nachgestellt, z. B. *tidi hos*, sie sagte ihr. Diese Form drückt oft auch den Accusativ aus.

Pronomen reflexivum.

Singular.

1. Pers. *aneb ebije*, ich . . . mich selbst.
2. » *berok ebijek*, fem. *betok ebijek*, du . . . dich selbst.
3. » *bero ebije*, fem. *beto ebije*, er (sie) . . . sich selbst.

Plural.

1. Pers. *henen ebijen*, wir . . . uns selbst.
2. » *berak ebiékna*, fem. *betak ebiékna*, ihr . . . euch selbst.
3. » *bera ebiéna*, fem. *beta ebiéna*, sie . . . sich selbst.

Substantivisches possessives Pronomen.

Singular.

1. Pers. *anibu*, der Meinige, fem. *anitu*.
2. » *beriok*, der Deinige, fem. *betjok*.
3. » *berio*, der Seinige, fem. *betjo*.

Plural.

1. Pers. *henebu*, der Unsere, fem. *henetu*.
2. » *bereok*, der Eurige, fem. *beteok*.
3. » *bereoh*, der Ihrige, fem. *beteoh*.

Das Pronomen wird mit den Präpositionen verbunden, indem man sich des Pronomen suffixum bedient oder aber auch des substantivischen Possessivs; z. B. *geb-o*, mit mir; *geb-ok*, mit dir; oder aber *berio-geb*, mit ihm, *bereok-geb*, mit euch.

Demonstrative Pronomina.

Singular.

Substantivische: m. *onu*, Dieser, fem. *ton'tu*, Diese.
» m. *benu*, *bebu*, Jener, fem. *betu*, Jene.
Adjectivische: m. *on*, dieser, fem. *ton*, diese.
» m. *ben*, jener, fem. *bet*, jene.

Plural.

m. *ena*, Diese, fem. *tenta*, Diese.
m. *belina*, Jene, fem. *belita*, Jene.
m. *ênn*, diese, fem. *tênn*, diese.
m. *belin*, jene, fem. *belit*, jene.

Fragende Pronomina.

ao, *aue*, *a'bu*, wer? *ai*, von wem? *nan*, was? *na tekk*, welcher Mann? *na teket*, welche Frau?

Postpositionen.

Eigentliche Declination scheint zu fehlen; ihre Stelle vertreten die Postpositionen.

1) *eb*, *ib*, von (oft für unsern Genitiv), in, seit; z. B. *Keren-eb endoa*, die Leute von Keren; *Mohammed-ib gau*, Mohammed's Haus.
2) *geb*, mit. Dem Pronomen wird es vor-, dem Substantiv nachgesetzt; z. B. *geb'ok*, mit dir; *Keflai-geb*, mit Keflai.
3) *ita*, *it*, *ta*, für. *Keflai-ta*, für Keflai.
4) *ēhē*, *ê*, durch, von, mit Hülfe von, z. B. *Mohammed-ēhē*, durch Mohammed.

Verschiedene Adverbien, Conjunctionen etc.

usure, vorn, vorher.
erree, hinten, nach.
estē, oben, auf.
nēti, unten, unter.
te'engi, mitten, die Mitte.
ēfi, zwischen.
bakai, ausser.
kik, bis.
nê, seit, z. B. *ero-nê*, seit gestern.
i, wie, z. B. *Mahmud-i*, wie Mahmud.
gellei, wegen.
mama, ein gewisser, un tel.
kako, wie? warum?
aflei, von jetzt an.
nat, ein wenig.
han, auch, selbst.
engat han, auch gar keiner.

tektek, untereinander.
u, und.
u — u, entweder — oder.
aletē, o wenn doch.
ao, ja.
kike, nein.
abada, (ar.) niemals.
eketi, vielleicht.
galkik, gleich, regelmässig.
kesso, alle.
haddo, einzig.
lâma, vergebens.

gide, dort.
sur, früher.
böku, so, auf diese Art.
nanhim, wo; *nanhimkik*, bis wo?
nanhimê, von wo?
nehob, wann? *nehob kik*, bis wann?
nador, welche Zeit?
enomhim, hier.
behomhim, dort.
da, jetzt.
hib, zusammen.
ma, komm!

Zahlwörter.

Hauptzahlen.

1 *engár*, *engal*, fem. *engat*.
2 *melό*, A. *melób*.
3 *mehéi*.
4 *fédig*.
5 *ei*, A. *eib*.
6 *eṣógur*, *eṣógut*.
7 *eṣeremá*, A. *eṣeremáb*.
8 *esimhei*.
9 *shedük*.
10 *temen*.
11 *temene engat*.
12 *temene melob* etc.
20 *togug*.
21 *togug engar*, etc.
30 *mehei temun*.
40 *fedig temun*.
50 *ei temun*, etc.
100 *shêb*.
1000 *elf* (ar.)

Ordnungszahlen.

o'usurib, der Erste.
o'emêllje, der Zweite.
o'emhéje, der Dritte.
o'efedge, der Vierte.
o'eie, der Fünfte.
o'etemné, der Zehnte etc.

melobhe, sie zwei.
meheje, sie drei.
temenhe, sie zehn.

edereb, ein Zweitel.
meheiae, ein Drittel.
fedgae, ein Viertel.
ej'ae, ein Fünftel etc.

Das Zeitwort. Man wird aus dem Wurzelverzeichnisse ersehen, dass sich die Verba in zwei grosse Gruppen theilen, jenachdem bei der Conjugation entweder Suffixe an die Wurzel treten oder Präfixe, oder diese selbst sich umgestaltet. Zur ersten Gruppe gehören alle auf *ja* endenden Verba, z. B. *sekia*, *oria*, *gigja* etc.; zur zweiten alle übrigen. Danach bilden sie auch ihr Causativ und Passiv verschieden. Denn die Verba auf *ja* bilden das Causativ durch Anfügung eines *s* an das Ende der Wurzel, das Passiv aber durch ein angefügtes *m*,

wobei die Wurzel unberührt bleibt, während die Causativa und Passiva der zweiten Gruppe die Wurzel selbst afficiren. Das Bedauie bedient sich mehrerer Hülfszeitwörter.

	Positive Form.	Negative Form.
1) S. 1.	*efi*, ich bin, ich existire, j'y [suis.	*káke*, ich bin nicht.
2.	*tefía.*	*kítta.*
3.	*ifi.*	*kíkē.*
Pl. 1.	*nêfi.*	*kink.*
2.	*tifína.*	*kitêna.*
3.	*ifin.*	*kiken.*
2) S. 1.	*ehē*, ich bin.	*kahéi*, ich bin nicht.
2.	*těheje.*	*kithêje.*
3.	*ehē.*	*kihéi.*
Pl. 1.	*nehē.*	*kinnéhái.*
2.	*těhéne.*	*kitěhaine.*
3.	*ehén.*	*kihaine.*

			2. Form.
3) S. 1.	*áberi*, ich habe.	*káběri*, ich habe nicht.	*káběro.*
2.	*teberie.*	*kétberi.*	*kitberóa.*
3.	*eberi.*	*keberi.*	*kíbero.*
Pl. 1.	*neberi.*	*kenberi.*	*kenbaro.*
2.	*teberini.*	*ketberína.*	*kitberóna.*
3.	*eberin.*	*kebrin.*	*kiberon.*

Perfect.

a) S. 1.	*eder*, ich tödtete.	*efdeg*, ich verliess.	*eheid*, ich wählte.
2.	*tedere.*	*tefdege.*	*teheída.*
3.	*oeder.*	*ofdeg.*	*jeheid.*
Pl. 1.	*neder.*	*nefdeg.*	*neheid.*
2.	*tederna.*	*tefdegna.*	*teheídna.*
3.	*ederna.*	*efdegna.*	*jeheídna.*

b) S. 1.	*amĕrú*, ich fand.	Pl. 1. *nemru*, wir fanden.
2.	*tēmro.*	2. *temróna.*
3.	*ĕmĕru.*	3. *emrun.*

c) S. 1.	*cáni*, *jeánn*, ich kam.	*kodén*, ich ging verloren.
2.	*ēta*, fem. *etái.*	*kodta.*
3.	*ĉa*, fem. *eta.*	*kodje.*
Pl. 1.	*ena.*	*kodna.*
2.	*etane.*	*kodtane.*
3.	*ean.*	*kodjan.*
S. 1.	*gigen*, ich ging.	*hijen*, ich gab.
2.	*gigta.*	*hejeta.*
3.	*gigja.*	*hija.*

Pl. 1.	*gigna*, wir gingen.	*hiena*, wir gaben.
2.	*gigtane.*	*hatáne.*
3.	*gigjan.*	*hijan.*

Das Perfect bildet die negative Form mit dem Particip und dem Hülfszeitwort *kake;* das Particip, welches nicht verändert wird, bildet sich aus der Wurzel mit der Endung *ab.* Wir haben also:

derab kake, ich tödtete nicht (eigentlich: ich bin nicht tödtend.)
fdegab kake, ich riss nicht aus.
heidab kake, ich wählte nicht.
merab kake, ich fand nicht.
jeab kake, ich kam nicht.
kodab kake, ich ging nicht verloren.
gigab kake, ich ging nicht.
hijab kake, ich gab nicht.

Aorist.

a) S.	1.	*endir*, ich tödte.	*eféndig*, ich verlasse.	*kantim*, ich lange an.
	2.	*tendíra.*	*fendíga.*	*kantíma.*
	3.	*endir.*	*efendig.*	*kéntim.*
Pl.	1.	*neder.*	*nefēdig.*	*nekátim.*
	2.	*tēderna.*	*tefēdigna.*	*teketemna.*
	3.	*ēderna.*	*fedigna.*	*ketimna.*
S.	1.	*ebdin*, ich vergesse.	*efóri*, ich fliehe.	*enkeshi*, ich werde kurz.
	2.	*tebdin.*	*tefori.*	*tenkeshi.*
	3.	*oebdin.*	*ofori.*	*inkeshi.*
Pl.	1.	*nebdin.*	*nefori.*	*nenkeshi.*
	2.	*tibdinna.*	*teforna.*	*tenkeshin.*
	3.	*ebdinn.*	*oforin.*	*enkeshin.*

b) S.	1.	*ámerri*, ich finde.	Pl. 1.	*neméŕ*, wir finden.
	2.	*merríe.*	2.	*temerna.*
	3.	*merri.*	3.	*emerna.*

c) S.	1.	*eini*, ich komme.	*hiéni*, ich gebe.	*kodéni*, ich gehe verloren.
	2.	*etéja.*	*hateja.*	*kodteja.*
	3.	*ejini.*	*hejeni.*	*kodini.*
Pl.	1.	*ênei.*	*hanei.*	*kodnei.*
	2.	*etēna.*	*hatēna.*	*kodtēna.*
	3.	*iêna.*	*hajēna.*	*kodēna.*

Der negative Aorist wird gebildet aus der Perfectform mit vorgestelltem *ka*, *ke*, obgleich Unregelmässigkeiten nicht fehlen; wir haben also:

a) S.	1.	*káder*, ich tödte nicht.	Pl. 1.	*kinder*, wir tödten nicht.
	2.	*kidera.*	2.	*kitderna.*
	3.	*kider.*	3.	*kideran.*

S. 1.	*kafor*, ich fliehe nicht.	*kankesh*, ich werde nicht kurz.
2.	*kitfora.*	*ketnekesh.*
3.	*kifor.*	*kenkesh.*
Pl. 1.	*kónfor.*	*kenenkesh.*
2.	*kitforna.*	*ketnekeshna.*
3.	*kiforna.*	*kenkeshne.*

b)	S. 1.	*kakoden*, ich gehe nicht [verloren.	*késeken*, ich gehe nicht.
	2.	*kakodta.*	*késekta.*
	3.	*kakodje.*	*késekje.*
	Pl. 1.	*kakodna.*	*késeknen.*
	2.	*kakodtáne.*	*keséktene.*
	3.	*kakod'ján.*	*kesekjan.*

c) S. 1. *kámro*, ich finde nicht.
2. *kitmero.*
3. *kimro.*
Pl. 1. *kommero.*
2. *kitmeróna.*
3. *kimeron.*

Das Präsens mit dem Hülfszeitwort.

Es wird positiv und negativ zusammengesetzt aus der positiven Perfectform des Zeitwortes und der positiven oder negativen Form des Hülfszeitwortes *che*, z. B.:

eder ehē, ich tödte. *eder kahéi*, ich tödte nicht etc.
teder teheje, du tödtest etc.

Das Plusquamperfect.

Seine negative Form ist die des Perfects.

S. 1.	*íder*, ich hatte getödtet.	*ehid*, ich hatte gewählt.
2.	*tídera.*	*tehida.*
3.	*íder.*	*ihid.*
Pl. 1.	*níder.*	*nihid.*
2.	*tidérna.*	*tehidna.*
3.	*íderna.*	*ihidna.*

S. 1.	*ofur*, ich war geflohen.	*íbden*, ich hatte vergessen.
2.	*tofura.*	*tibdena.*
3.	*ofur.*	*ibden.*
Pl. 1.	*nofur.*	*nibden.*
2.	*tofurna.*	*tibdenna.*
3.	*oforna.*	*ibdenna.*

S. 1.	*heje*, ich hatte gegeben.	Pl. 1. *hani*, wir hatten gegeben.
2.	*hatie.*	2. *hatina.*
3.	*heje.*	3. *hejin.*

S. 1.	*îê*, ich war gekommen.	*kodi*, ich war verloren gegangen.
2.	*etîē.*	*kodtie.*
3.	*îê.*	*kodi.*
Pl. 1.	*ênni.*	*kodíni.*
2.	*etína.*	*kodtína.*
3.	*iéna.*	*kodina.*

Optativ.

S. 1.	*ídre*, o dass ich getödtet hätte!	*ofure*, o dass ich geflohen wäre.
2.	*tidréa.*	*tefuria.*
3.	*ídre.*	*efuri.*
Pl. 1.	*nidre.*	*nefuri.*
2.	*tiderne.*	*tefurnea.*
3.	*iderne.*	*efurne.*
S. 1.	*iíe*, o dass ich gekommen wäre.	*sekíê*; o wäre ich gegangen.
2.	*edjêê.*	*sekdíe.*
3.	*ie.*	*sekié.*
Pl. 1.	*enie.*	*seknie.*
2.	*etinēa.*	*sekdíne.*
3.	*iēnē.*	*sekine.*

Negativer Optativ.

S. 1.	*badire*, o hätte ich nicht ge-	*bafúrie*, o wäre ich nicht geflohen.
2.	*bitdirea.* [tödtet.	*betfúrie.*
3.	*bidiri.*	*bifurie.*
Pl. 1.	*bindire.*	*benfurie.*
2.	*bitdirne.*	*betfurínea.*
3.	*bidirne.*	*biforíne.*
S. 1.	*baêje*, o wäre ich nicht ge-	*básekei*, o wäre ich nicht gegangen.
2.	*bidjêê.* [kommen.	*bésekie.*
3.	*biêê.*	*bisakei.*
Pl. 1.	*biniéjē.*	*binsakei.*
2.	*bidjiéinē.*	*bidsakeine.*
3.	*biéjnē.*	*bisakéine.*

Der Conditional bildet sich aus dem Optativ durch angehängtes *k*, z. B. *sekiek*, ich wäre gegangen; *ofurek*, ich würde geflohen sein; *badirek*, ich hätte nicht getödtet etc.

Imperativ.

	Positive Form.	Negative Form.
S. 2.	*dera*, tödte! fem. *deri.*	*bádera*, tödte nicht! fem. *baderi.*
3.	*bider*, dass er tödte!	*bidir*, dass er nicht tödte!
Pl. 2.	*derna*, tödtet!	*báderna*, tödtet nicht!
3.	*biderna*, dass sie tödten!	*bidirna*, dass sie nicht tödten!

2) *ma*, komm! fem. *mai*. *bie*, dass er komme!
bama, komm nicht! fem. *bamai*. *biei*, dass er nicht komme!
Pl. *mana*, kommet! fem. *manai*. *biin*, dass sie kommen!
bamana, kommet nicht! *bieini*, dass sie nicht kommen!
3) *fora*, flieh! *forna*, flieht! *bafur*, flieh nicht! etc.
4) *seka*, geh! *seki*, *sekane*, geht! *baseka*, geh nicht etc.

Einige Formen des Nomen actionis zeigt die Wörtersammlung; das Particip auf *ab*, z. B. *eab*, kommend, kennen wir schon; eine andere Form bildet sich durch angehängtes *kena*, z. B. *hesrkena*, der Beschäftigte, *eibabkena*, der Reisende.

Das Gerundium bildet sich aus dem Stamm mittelst der Endung *ee* (die wir als Postposition kennen lernten) mit angefügtem *fai* oder *hai*, das „seiend" bedeutet.

Die Nebensätze bilden sich mit Postpositionen. Es werden also ausgedrückt:

1) Finalsätze: durch den Optativ mit *thai*, z. B. *ofure-thai* dass ich fliehe; *bésekie-thai*, dass du nicht gehest.
2) Causalsätze: durch das Perfect mit angehängter Partikel *neg* oder *nek*, z. B. *erea-nek*, weil er liebte.
3) Temporalsätze: a) durch den Aorist mit *kik*, z. B. *eteja-kik eseni*, ich warte, bis du kommst.
   b) durch das Perfect mit angehängtem *êê* (oder *ei*) und *êê dor;* z. B. *sek haru êê dor*, als ich fort wollte (eig. Gang als ich wollte); *abaden êê dor*, als ich vergessen hatte.
   c) durch das Perfect mit angehängter Partikel *ek* oder *eg*, z. B. *jeann-ek*, als ich kam; *efor-ek ea*, er kam, als ich floh.
   d) durch das Perfect mit *ke*, z. B. *jeanneb-ke gigeni*, er geht, so oft ich komme.
4) Vergleichungen durch den Optativ mit der Partikel *nati*, z. B. *betfori-nati*, als wenn du dich nicht flüchtetest.
5) Beispiele von Relativsätzen sind: *tchene mhin-ke jeann*, ich kam in den Ort, wo Ihr seid; *te'teket t'edat atu*, wer ist die Frau, die gekommen ist?

Beispiele.

Heilu ashoio abu, wer ist Feind von Heilu?
naka ehēn, wie viel sind sie?
bedele kimreketi, man findet keinen Tausch.
amag akúte, es mag übel gehen.
kane aner, ich habe es wissentlich gethan.
o'de daftei, hast du das Rauchbad genommen?
to'budjon nehe, wir sind im Vaterland.
taba de derago nāḍha séměna, wir sind am Stromufer gehend vorbeigezogen.
o'mit mchei ofno hojo herríwa, du suchst jeden Morgen Streit mit mir.
krumab jekna, wir werden am Morgen gehen.
nakik Baraka tebeja, wie oft bist du in's Barka gegangen?
leheit sekiáne ehén, sie werden morgen gehen.
ei'mbe herernei, wir marschiren fünf Tage.
heddadebin'di sekna, wir werden in der Finsterniss fortgehen.
gud'iheru êê dor merúmemje, als es (das Land) am Vermehren war, wurde es verwüstet.
sek haru êê dor ea, er kam als ich gehen wollte.
demini-ek beseki, er soll nach dem Essen fortgehen.
ereú-nek ea, er kam weil er liebte (aus Liebe).
demtejek seka, geh nach dem Essen.
jeann-ek gigia, er ging nach meiner Ankunft.
tomanek sakia, er ging rasirt seiend.
abaden-ei dor ea, er kam, nachdem ich (ihn) vergessen hatte.
t'or te nauadrit Keren-eb 'tet a'tu, wer ist das schöne Mädchen, das nach Keren kam? (*'tet* von *ea*).
ero erhéneneb o'kam nan sugo, vom gestern gesehenen Kameel was ist der Preis? (*sug*, Preis).
leheit éteit kinken, wir wissen nicht, was morgen kommt.
o'mhin ektem'eb kinken, wir wissen nicht, wo er hingekommen ist.
o'mhin tekténa, wisst Ihr den Ort?
endieb'ka gabelna, was immer er sagt, nehmen wir an.
ieneb meswab kinke, wir hörten nicht, was er sagte.
shebo mchedtja, bist du gut aufgestanden?
shebo amhan, kere amhá, guten Morgen!
esgab eimna, guten Tag!
ekēr merina, findet Glück! (*ker*, ar.).
kak tajemna, wie habt Ihr den Tag zugebracht?
esgab najan, gute Nacht!
kak teheje? debeiwa? afímabane? debei ane? Glückwünsche und Grüsse.
endir hen badir, soll ich tödten oder nicht?
seken hen basekei, soll ich gehen oder nicht?
o'tek mukr o'uerab kike, der Mann hört keinen Rath an.
alēte endoeju iddit, eher wär' er in seinem Vaterland geblieben.
allahi kiwēto ijek, er hätte gefunden, was Gott ihm gegeben.

Allahi amán geb sekiet erêei, bei Gott, ich möchte mit ihm gehen.
nan eshegisdáne tehene, warum eilt Ihr so?
o'Gash nekatm-ei dor edumi, ich werde reden, wenn wir zum Gash kommen.
na sekenasia kabasa eab, was ist die von Abyssinien kommende Nachricht?
alēte éshĕga iije, möge er schnell kommen.
o'ondir iei, der Mörder muss sterben.
o'iei kidge, der Todte kommt nicht mehr.
e'gaui e'melal erêeni, ich ziehe den Häusern das Freie vor.
gauio had wunn o'mbe o'naja neb, mein Haus war wie ein grosser Teich, den Tag da ich darin war.
t'hemton tefru u ane ederr, meine Schwiegermutter gebar und ich wurde verheirathet.
jeherune heb baka ane herab kake, sie haben nur von mir verlangt, ich habe nie verlangt.

Kurze Lieder.

(Klagelied)

Meinen Genossen du liebst, meinen Vorwurf du hassest, von uns beiden —

1. *eraon eritiniēna, henēei tetkerire, kessen*
Einen du wählst nicht und das liebe ich nicht, o Medina.
engal abuktiena, ete kiken medinai.
d. h. du hast meinen Freund gern, du hast meinen Vorwurf nicht gern und wenn du von uns beiden Einen nicht wählst, habe ich es nicht gern.

Zunge süss, der Bauch falsch, schlecht die Laune schadet und die

2. *midábo nefrur, o'fi o'hedlul, amago te'nie debamnefir,*
Leute lässt nicht beisammen.
enda kisoreremna.

Von Katmin Leute vom Gol den Fussweg wie Bilol ich machte

3. *Katminei endon, o'Golit gerabi Bilol-thai akuas*
den Gash.
o'Gash.

Hömmed Ele, Häuptling der Hallenga, sagt seinen Brüdern von Chatmin, er habe den Fusspfad von Gol (wie das Gashland bei Kassala auch heisst) wie Bilol gemacht. Bilol ist nämlich eine Gegend am Atbara, wo die Kühe ohne Hirt weiden, so sicher ist sie vor Feinden und wilden Thieren.

In's Sennar mit Kameelen wir gehen, nach Djedda mit Schiffen,

4. *Sennar e'keme henebi, Gidja je'aroe,*
wenn sie bloss sind die Frauen die unsern, dafür reisen wir umher.
rebobēnek te'ma t'heneb, thai ebabkenamnei.

Der Nebenbuhler dass er nicht lache, der Feind dass er's nicht wisse,

5. *o'hogojo' bifúib, o'asho bikan,*
ich die bösen Handlungen alle gut scheinend ich empfange.
ane amag wora kasso to'shbo sedat ámorim.

Verbalwurzeln.

ēfdig, verlassen, lassen, scheiden; P. *ēfdeg;* C. *isfedig;* N. A. *o'fĕdúg*, das Verlassen; *te'fedág*, die geschiedene Frau.

owode, die religiöse Abwaschung verrichten (ar. *tewode*); P. *wodámja*, C. *wodásja.*

o'aḍ, der Fluch; A. *ijaḍ*, verfluchen; P. *etoaḍ; o'atoéḍe*, der Verfluchte.

to'gud, die Menge; A. *gúdja*, sich vermehren, viel sein; C. *gûdesja;* Adj. *gudab*, viel; *agdak*, die Meisten.

ekṭem, anlangen; P. *etkeṭam*, hingebracht werden; C. *eskéṭem;* Adj. *keṭem*, zureichend, angelangt.

haúija, bellen; C. *haúisja;* N. *o'háuti*, das Gebell.

nekesh, kurz; N. *menkesh*, die Kürze; A. *énkesh*, kurz werden; C. *eshénkesh.*

te'baski, das Fasten; A. *baskítja*, fasten; *o'baskíti*, der Fastende.

te'sirha, das freie Geleit (Ti.); *sissera*, das Geleit geben.

lemed, die Gewöhnung (Ti.); A. *ölméd*, sich gewöhnen; C. *aslámed.*

nekit, der Hang (Ti. *nekt*); A. *néketja*, gewöhnt sein; P. *neketémja*, gewöhnt werden.

o'gĕnúf, das Niederknien des Kameels; A. *ēgnef*, niederknien; C. *esgénef;* Adj. *genáf*, kniend.

te'sheká, (ar.), die Anklage; A. *eshkija*, anklagen; C. *eshkisja;* P. *eshkimja.*

temímja, fertig sein (ar.); C. *temnísija*, beenden; Adj. *temnina*, fertig.

ṭe'ḍeleb, der Kauf und Verkauf; A. *eḍlŭb*, kaufen, verkaufen; P. *ēḍlēb;* C. *esḍelŭb*, Verkauf verursachen; Adj. *ḍeláb*, verkauft.

hamer, sauer (ar., Ti.); *jehámer*, sauer werden; C. *is'hámer*, säuern.

o'rab, das Abschlagen, Abneigung; A. *ĕrēb*, abschlagen; P. *etórab*, ungern gesehen sein; Adj. *rebá*, ungeneigt; *atórba*, gehasst, unbeliebt.

eshí, alt werden; *shíja*, alt; C. *eshishi*, alt machen; N. *shitjo*, Alter.

wokeljá, beauftragen (ar.); P. *wókelemja*, beauftragt werden.

te'aúie, die Hülfe, Unterstützung; A. *jeáuē*, helfen; C. *ēsau*, zu Hülfe schicken.

haṣib, spitz; *ēs'haṣ*, spitzen.

gemed, lang, Pl. *gemedáb; ēgmed*, lang werden; C. *esēgmed*, verlängern; N. *mēgmed*, Länge.

aṣ'hall, (Ti.), schleifen; C. *ásiṣhall; P. eteṣáhel;* P. P. *ateṣhála*, geschliffen.

kano, Liebe, Freundschaft; A. *ekhánn*, lieben; C. *esekhann*; P. *tukehánn.*

eréa, lieben (geschlechtlich), C. *erésja;* N. *ereini*, Liebe; *ēro*, *erēna*, Freund.

esháo, vermehren, zufügen; P. *mishóei;* C. *eshishou;* N. *shaoeít*, Vermehrung, Zuschuss.

o'gig, der Gang; A. *gígja*, gehen; C. *gígisja*, schicken; CC. *gigsísja*, schicken lassen.

o'sek, der Gang; A. *sékja*, gehen; P. *sékemja*, begangen werden; C. *sékesija*, schicken; *sékena*, der Gang, Nachricht; Adj. *sekini*, gehend.

belolja, sich anzünden; C. *belolísija*, anzünden; CC. *belolsísja*, anzünden lassen.

elú, brennen; Imp. *lua; élau*, sich verbrennen, brennen; *o'eláuē*, der Verbrannte.

debel, Haufen; A. *ēdbēl*, anhäufen; C. *ēsdēbēl;* P. *edbel.*

hămi, bitter; *o'hámē*, die Bitterkeit, Galle; *íhămĭ*, bitter sein; C. *esishém*, verbittern.

mára, sich erweitern; C. *ásmara*, erweitern; Adj. *maralói*, weit; *te'merói*, die Weite.

sóija, benachrichtigen, anzeigen; C. *sosísja;* P. *sómomja;* N. *sótib*, das Benachrichtigen.

wúija, herbeirufen; C. *wúsisja*, herbeilassen.

digoga, Auftrag, Gesandter; *digogéja*, aussenden; P. *digogámie;* C. *digotesía.*

o'ṣĕm, Pl. *e'ṣma*, der Name; A. *ēṣēm*, nennen; P. *ētósam;* C. *ētsósam.*

êa, kommen; C. *êsísja*, kommen lassen; N. *o'ajo*, das Kommen.

hija, bringen, geben; N. *o'mĕhiou*, die Gabe.

kenán, das Wissen, die Kunde; *ékdēn*, wissen, kennen; C. *esóken*, bekannt machen; P. *etokakán.*

o'masu, das Hören, Gehör; *omásu*, hören; C. *osmásu*, verkünden; P. *etmessóu; masua*, hörend.

ihē, nehmen; Imp. *aha;* C. *esisihou; esuk ihe*, mit Gewalt nehmen.

te'nun, das Fortnehmen; *nunsu*, fortnehmen, wegreissen; C. *núesja;* P. *núnemja.*

enget, stehen; C. *esénget;* N. *ménget*, das Stehen.

safhómja, besprengt werden.

es'heg, ausputzen, auskehren.

ihem, waschen (eine Person); P. *esíhem*, sich waschen.

eshgúḍ, waschen (ein Kleid); C. *ashishegúḍ;* N. *o'shguḍ*, das Waschen.

o'derr, das Tödten; *ēder*, tödten; C. *esóděr; o'medór*, der Tödter.

eṣá, sich setzen; Imp. *ṣa;* C. *esoṣa*, sitzen machen; *o'miṣa*, das Sitzen.

hokrer, das Band; *jehákur*, binden; C. *eshakur;* P. *umhokuar, o'amhokerá*, der Gebundene.

esni, warten; C. *esísen*, warten machen; *esenija*, wartend.

akish, geizig sein; C. *eshokish*, geizig machen; N. *te'kĕshí*, der Geiz; *o'kĕshú*, der Geizige.
to'korom, der Kuss; *korámje*, küssen; C. *korámesja*, küssen lassen.
debala, rund, kugelig; *edbel*, kugelig sein; C. *esdebel*.
ēḍér, bauen (ein Haus); P. *eḍärr*, gebaut werden.
waua, der Schrei der Thiere; *wauija*, schreien.
gegga, stammeln.
etäher, segnen (Ti.); *esethărr*, gesegnet werden.
gurha, Noth, Enge; *sunguorha*, in Noth bringen; P. *umguorhara*, in Noth sein.
shĕbób, gut, Güte; *éshbob*, gut, besser werden; C. *eshishbob*, verbessern.
ēsil, spucken.
jihit, sich erbrechen.
omotta, sich streiten; *esmotéta*, Händel stiften; *amoteteha*, streitsuchend, zornig.
o'iej, die Beschuldigung; *omohiéj*, beschuldigen; C. *esmohiéj*; PP. *etmohiá*, beschuldigt.
jiaḍi, verwunden; C. *esaḍ*; P. *etaḍai*, verwundet werden; N. *adjei*, Wunde; PP. *etadja*, verwundet.
o'gwa, der Trank; *gúije*, trinken; C. *gúesie*; P. *gwamia*; *to'gwáne*, der Schlauch.
gáshia, sieden (das Wasser); C. *gashíshja*, zum Sieden bringen.
beshók, gesotten, gekocht (Fleisch etc.); *óbshok*, gekocht sein; C. *shíshbok*, kochen.
ēfef, ausschütten, ausgiessen.
o'buss, das Hinüberschütten; *ebass*, hinüberschütten (aus einem Gefäss in's andere).
to'gwáhĕr, der Diebstahl; *ogwáher*, stehlen; P. *etogwáher*; PP. *atogwahera*, gestohlen; C. *esogwáher*; *o'agwáherē*, der Dieb.
eqṭa (ar. *qaṭ'a*), zerbrechen, zerschneiden; PP. *qaṭa*, zerbrochen; C. *esqaṭá*; *te'méqṭē*, der Bruch.
telagja, verbergen; P. *telagémja*; PP. *telágema*, verborgen; C. *telágesïa*; N. *telágtē*, Verborgenheit.
ṣhiie, denken, bedenken; N. *to'ṣhie*, der Gedanke; C. *ṣháṣhie*, in Erinnerung bringen; P. *ṣhámmie*.
la, kalt, Kälte; C. *lasie*, kalt machen; A. *liije*, kalt werden.
lamja, sich Fett in die Haare thun; *laṣia*, Einem Fett in die Haare thun; N. *te'lasséi*, die Pommade.
edamer, einem die Glieder drücken.
selhissa, einen streicheln.
éddu, einen kneifen, zwicken, mit den Augen winken; C. *esoddu*; P. *etodda*.
te'hóguane, das Kratzen; *jehógwunn*, kratzen; P. *etogwánn*.
neba, warm, heiss; N. *nubui*, Hitze; A. *ĕnbá*, warm werden; C. *esnabá*, erwärmen.
bedele (Ti.), Austausch, Veränderung; *ebdel*, verändern; P. *embedál*.

to'nin, die Poesie, das Recitativ; *ninja*, besingen, recitiren.
te'kafa, der Trauergesang; *kafja*, klagen; P. *káfemja*, beklagt werden; C. *káfesja*.
ĕrgēg, vertreiben; P. *etrēgág*; C. *esrégeg*.
lehei, kahlköpfig; N. *te'melhei*, Kahlköpfigkeit; *ēllehē*, kahlköpfig sein.
o'hadda, der Häuptling, Herr; N. *te'haddai*, das Amt; *jehedda*, Häuptling werden; C. *eshadda*.
o'ĥejed, die Wahl; *jehéid*, wählen; C. *eshéid*; P. *ethejad*.
o'hassei, der Erzürnte; N. *te'hassiej*, der Zorn; *jehássē*, zornig werden; C. *esháss*, zornig machen.
ẹdenn, anfangen; P. *etoḍann*; C. *esoḍenn*; N. *te'toḍann*, der Anfang.
je'édem, die Worte, die Sprache; *edomja*, sprechen; C. *edómesja*.
to'gwija, die Zählung; *edĕgúi*, zählen; P. *edagwéi*; *te'dogweito*, die Zahl.
emla, führen, begleiten; P. *ĕtmélla*; C. *ésmela*.
ámanja (ar.), trauen, glauben; P. *amenémja*; C. *amenésja*; *emán*, Glauben.
ēmker (Ti., ar.), rathen; C. *ésmēker*, berathen; N. *mukr*, Rath.
jeábek, ergreifen, anfassen; C. *esábek*; P. *etabak*.
duija, schlafen, sich niederlegen; C. *dósija*, schlafen machen.
hērērija, schnell marschiren.
dabja, eilen, schnell laufen; N. *te'édeb*, der Lauf; C. *dábeshja*.
emeisak, kriegerische Drohungen ausstossen, bedrohen; N. *jeskat*, Drohung.
ekbél, sich verschleiern (von der Frau).
érku, sich fürchten; C. *esrok*, Furcht einjagen; N. *merkuje*, Furcht.
monoja, erschaffen (Ti.).
jéhamē, 1) gross werden, 2) sich bedecken, bekleiden; C. *eshem*, gross ziehen, bedecken.
afréa, schwach, elend werden; C. *afrēsja*, schwächen; *afrei*, schwach, schlecht.
éshrim, zerreissen (Ti.).
ija, sterben.
ēngél, aufdecken, öffnen, entdecken; C. *esnégel*; P. *engel*; N. *o'ngul*, *to'mengel*, das Oeffnen; *negálo*, offen.
jehebi, abschlagen, verweigern; C. *eshab*; P. *ethabai*.
raḍa, Frage; *rádja*, fragen; C. *raḍesja*.
jēheshi, abreissen (das Zelt); C. *eshhesh*; P. *etheshái*; PP. *teheshájo*, abgerissen.
to'fĕra, der Tribut; *efra*, Tribut geben; C. *sesfera*, Tribut eintreiben.
dásija, hinuntergehen; C. *dasisija*, hinunterstellen.
ihero, wollen, suchen; C. *is'hero*; *herauáb*, wollend.
ekē, werden, geschehen.
ēfed, böse Anschläge, Gelüste haben.
dirérja, in den Augen Gelüste zeigen.
edi, sagen; C. *esisód*; N. *miádo*, das Gesagte, der Spruch.
étioi, Nachricht geben (von bösen Anschlägen); N. *te'tétui*, das Nachrichtgeben.
o'eded, die Vertheilung, der Theil; *jeeded*, theilen.

enfer, schmecken, süss sein; C. *esnéfer*.
thamesja, versuchen (Ti.).
eskíd, erwürgen; C. *sisekíd*; P. *esdekíd*.
jeherit, schlachten.
elleb, das Schwert ziehen; PP. *o'llub*, das Gezogene.
eshhok, sich verirren; C. *shishhok*.
ēḍerr, vom Weg abgehen.
rewija, hinaufsteigen; C. *rewisija*.
esgi, lang werden, sich entfernen.
jehakef, umarmen (Ti.).
efiak, fortnehmen; C. *esfaík*.
yerária, geschwollen sein; C. *geraresja*.
shumja, hineingehen, -kommen; C. *shumeshja*.
ória, begraben; P. *órmia*; C. *óresia*.
ēksés, zusammenrollen (die Matte); C. *askases*; P. *ékses*.
etmuk, einwickeln; C. *esdemok*.
jeáker, hart, stark, grob werden; C. *esáker*, verhärten, grob machen; *akra*, grob.
ẹdúg, spioniren; C. *esódug*; *edogwa*, Spion.
úmma, erschrecken; N. *emhi*, Schrecken; C. *esimma*; *meha*, erschrocken.
ēṭa, eng sein; C. *esóṭa*, beengen; *eṭa*, *aṭaloj*, eng.
ebbarr, aufwachen; C. *esēbbarr*, aufwecken; *bera*, wachend.
t'herguit, der Hunger; *hérgoa*, hungrig; *jeheróg*, hungern; C. *asheróg*.
auér, machen; C. *esuér*.
ĕmshá, spalten; P. *etmeshá*; C. *shishmesha*; *mesháo*, gespalten.
aṣija, schliessen; P. *eṣémja*; C. *esísja*; *áṣama*, geschlossen.
ogói, müde werden; C. *esgói*, müde machen.
enau, mangeln, fehlen; C. *esono*; N. *menou*, Mangel, Abwesenheit.
ennok, ermüden; C. *esenok*.
eḍa, schlagen; C. *eshoḍa*; P. *etoḍa*; *o'ḍa*, der Schlag.
efor, fliehen; C. *esfor*; *fora*, Flüchtling; *ferat*, Flucht.
o'ēge, der Rauch; *egátē*, rauchen; C. *ēgásija*.
nasremja, siegen (ar.).
temini, Bürge (ar.); *témena*, bürgen.
madjul, Bürge; *edjellje*, bürgen.
koḍie, verloren gehen; *koḍíshie*, verlieren; *koḍa*, verloren.
ashhat, ausgleiten.
deha, fett; *edha*, fett werden; *eshodha*, fett machen; *te'edha*, die Fettigkeit.
nehau, Magerkeit; *nehaue*, mager; A. *emnehau*, magern; C. *esenhau*.
tega, schwer, fest, sehr (bezeichnet auch den Superlativ); *tegía*, schwer sein; C. *tégesja*; N. *mēteg*, Schwere.
enérr, geheilt werden; C. *esenérr*, heilen; N. *menér*, Heilung, Gesundheit.
ókui, sich kleiden; C. *ésdok*, bekleiden; PP. *akuaju*, bekleidet.
shuk, das Selbst, die Seele, der Athem; *emshukja*, athmen.
hemhemja, wiehern (Ti.).

égef, sich stossen; *esógef*, anstossen; N. *megef*, Anstoss; *mégefena*, Anstoss gebend.

hálei, Idiot, verrückt; *halía*, verrückt werden; *hálesja*, verrückt machen; *o'hálē*, Verrücktheit.

ashegia, sich beeilen; Adv. *ēshĕgá*, schnell.

o'new, der Schimpf; *newja*, beschimpfen; P. *newomja;* C. *newisia.*

egid, werfen; C. *esógid;* P. *etogad;* N. *o'gad*, der Wurf; PP. *o'atogda*, das Geworfene.

oksha, die Lanze werfen.

jeédem, klein werden; C. *esheédem*, verkleinern; *edemie*, klein.

ĕshâo, mischen, vermengen; P. *emshaoei.*

bolaja, spielen; C. *bolasia.*

o'da, der Feldbau; *jeaden*, das Feld bauen; *o'ádena*, der Bauer; C. *esad*, bauen lassen.

to'bin, die Furcht; *ebbán*, fürchten; C. *esebbán; banloi*, furchtsam.

o'shinger, die Hässlichkeit; *shingera*, hässlich; *shingería*, hässlich werden; C. *shingerísja*, entstellen.

te'mĕlo, die Thräne; *melodja*, Thränen vergiessen; C. *melodísia.*

shof, leicht, leichtsinnig; *enshof*, leicht sein; C. *enshinshof;* N. *te'sháfa*, die Leichtigkeit.

jo'kassa, die Erbschaft; *kossamja*, beerben.

damja, essen; C. *dámsia; te'edémtē*, das Essen; *te'memta*, das Nähren.

tehérer, fertig, aufgezehrt sein; *ēshero*, aufzehren, fertig machen.

edér, heirathen; P. *tedărr*, verheirathet werden; C. *esedérr*, verheirathen; *derr*, Heirath.

ēmeg, schlecht werden; *amago*, schlecht, bös; N. *mámeg*, Schlechtigkeit; C. *asomég*, verschlechtern.

t'abab, die Verachtung; *ababja*, verachten; P. *ababemja;* C. *ababesja*, *o'ababena*, der Verächter; *o'ababema*, der Verachtete.

egser, die Lüge; *o'gússerē*, der Lügner; *ogwaser*, lügen; C. *esgwaser.*

mam, das Reiten; *jeámm*, reiten; Imp. *ama*, reite! *esámm*, reiten lassen.

ēfnek, beissen; C. *esfenúk;* P. *etfenák;* N. *te'mefnek*, das Beissen.

hugja, mahlen; *o'hug*, das Mahlen; C. *húgusja;* P. *húgemja*; *t'húgena*, die Mahlende.

ennok, fein sein (vom Mehl); *nok*, fein; C. *ésenok.*

o'mu, Nässe, Feuchtigkeit; *meíja*, feucht werden; C. *mēsja*, anfeuchten; N. *mesdíb*, das Anfeuchten.

béddefja, schwimmen; C. *bedefésja.*

tofro, fem. sie hat geboren; *ēfrē*, geboren werden; *o'frei*, die Geburt; *to'mofré*, das Gebären; C. *esfer*, gebären helfen; *te'sfárene*, die Geburtshelferin.

gei, neu; *ēgiéi*, sich erneuern; C. *esegiéi*, erneuern.

kedje, säugen; C. *kedishje*, säugen lassen.

jeárr, sich nähren, leben; C. *esârr*, unterhalten; N. *marrít*, Nahrung, Unterhalt.

te'ḍelli, das Loch; *eḍla*, ein Loch machen, durchbohren; P. *etḍela;* C. *esḍela; ḍela*, ausgebohrt.
demia, stinkend; *edmije*, stinken; C. *eshdem;* N. *te'demiei*, der Gestank.
ēbáden, vergessen; C. *eshbáden;* P. *etbeddán;* N. *to'bdnet*, das Vergessen; *badene*, vergesslich.
eftégg, ausziehen (einen Pfahl); P. *etfetág;* N. *o'ftúg*, das Ausreissen.
o'jek, das Aufstehen, Weggehen; *jékia*, aufstehen; C. *jékisja.*
hessemja, vorübergehen; C. *hesisia; hassamana*, Vorübergehender.
kos, Zahlung; *oksi*, zahlen (eine Schuld); C. *éskos;* P. *oksē.*
ĕmĕrú, finden; P. *etmerei;* C. *esmer;* N. *o'mrei*, der Fund.
ēlu, hängen; C. *ēsíselu*, aufhängen.
dübb, der Fall; *dübja*, fallen.
shelek, wenig; *eshlek*, wenig werden; C. *eshíshelek.*
ēfiák, tragen; C. *esfáik.*
dafia, das Raüchbad nehmen (von der Frau).
erĕbi, laden, belasten; C. *éserеb;* N. *ērĕbē*, Last.
ádregja, können, vermögen; *o'dreg*, die Kraft; C. *adregísja.*
egem, nicht wissen, ignoriren.
te'ēnēn, das Antimonium; *onnja*, die Augen schminken; P. *onumja.*
nehéss, reinlich; *néhess*, rein sein; *enhéss*, reinigen; C. *esenháss.*
hemoísja, beschämt, bescheiden sein.
t'unku, die Schwangere; A. *nokuet; unku*, fem. *tunku*, schwanger werden; C. *asnok*, schwängern.
keta, rein, hell; *kétja*, hell werden (vom Wasser); C. *ketésja.*
kébja, inivit mulierem; N. *o'keb;* P. *kébemja;* fem. *kebémte.*
neósemja, sich zanken.
ékli, bissig sein (in Worten), wollüstig sein; Adj. *ekiél*, bissig, wollüstig.
hárero, leer; *jéherrer*, leer werden; *ésherro*, leeren.
eshhíbb, besuchen.
ēmĕn, rasiren; P. *etóman;* C. *esómen;* N. *mane*, das Rasiren; *te'ménen*, das Rasirmesser.
shibub, das Sehen; *eshbib*, sehen; P. *eshdebob.*
rehjá, sehen (Ti., ar.); N. *erhê*, das Sehen; C. *erhésja;* P. *rehámja.*
éddeb, füllen; C. *essódeb;* P. *tēddeb;* N. *o'dabb*, das Füllen.
jeager, zurückkehren; *jeeger*, zurückgeben; C. *eseger*, zurückgeben lassen.
o'ogur, die Rückgabe; *o'mâger*, die Rückkehr.
ĕfeíd, lachen; C. *esfeíd; e'fied*, das Lachen.
te'kenter, das Schnarchen; *kentúria*, schnarchen.
ibabja, reisen; *o'ibábkena*, der Reisende.
o'sebeb, der Rost; *asabeb*, rosten.
o'iwash, der Schmutz; *jewashia*, sich beschmutzen; C. *jewashíshia*, beschmutzen.
ēdámer, sich beschmutzen.
bēlémja, sich trocknen; *belema*, trocken; C. *belémsia*, trocknen; N. *belemsdib*, das Trocknen.
woshik, das Pfeifen; *woshikie*, pfeifen.

onfék, flatum ventris emisit.
eiwē, dursten; C. *esiáu*, durstig machen; N. *te'jauê*, der Durst; *jue*, durstig.
embēlel, Traum; *embelalja*, träumen; C. *embelálesia; embelálena*, Träumer.
o'duf, der Schweiss; *dufja*, schwitzen; C. *dufesja.*
mehje, genügen; *mehini heb*, es genügt mir.
geb, Sattheit; *gēbja*, satt werden; C. *gébesja*, sättigen; *geba*, satt.
o'mormoi, die Begleitung, das Gefolge; *o'mormi*, der Begleiter; *omóram*, begleiten, folgen; C. *esórem*, begleiten lassen, Begleitung mitgeben.
esnota, Auftrag, Testament; *esnáta*, Auftrag geben, ein Testament machen; C. *esisnata.*
jeélel, krümmen.
jeheneg, krümmen.
haurikenja, herumlaufen, flaner.
to'shish, der Husten; *eshish*, husten.
edâê, einem Mann die Haare frisiren; P. *emediai*, die Haare frisirt haben; C. *esdâê*, frisiren lassen; *emedia*, frisirt.
o'hadgui, die Frauenfrisur; *jehádug*, eine Frau frisiren; P. *imhádog*, frisirt werden; C. *eshadog.*
ehe, *efi*, sein, Hülfszeitwort.
ĕdíf, übersetzen (über den Strom); C. *esódif;* N. *mendafi*, Fuhrt.
onkus, mangeln, unvollständig sein; C. *sonkus;* Adj. *nĕkus*, unvollständig.
tokúje, springen; C. *tókesja.*
ferja (Ti.), fliegen; N. *o'ferdi*, das Fliegen; C. *feresja.*
börekja, fliegen; N. *o'börekdi*, das Fliegen.
idi, machen, wie *auer.*
héimia, neu aufgehen (vom Mond).
béja = sakja, gehen.
haúed, den Abend zubringen; C. *eshâued;* N. *hauda*, das Zubringen *(o'hauad*, die Nacht).
hemenája, Abends verreisen; N. *hemenít*, der Abend.
askérrem, früh Morgens verreisen; C. *asiskerrem;* N. *sekermoi*, das frühe Verreisen.
mehíja, Morgen werden; *o'mhi*, der Morgen; *mehissia*, den Morgen zubringen.
jáim, den Tag zubringen; C. *asejem.*
meramje, rauben, verwüsten; P. *meramemje.*
noádri, schön; *noádrie*, schön werden; C. *noadrísia*, verschönern; N. *noadríb*, Schönheit.
nehéff, sauber werden; C. *esinheff*, säubern.
eshém, helfen.
wolík, der Schrei; *wólikja*, zu Hülfe schreien.
hábia, pflastern (das Haus etc.)
egda, hinuntergehen (den Berg).
ashush, Empfang; *jēeshesh*, empfangen.
ĕftá, auseinanderbringen, trennen; C. *esfetá;* N. *fetháb*, Trennung.

Substantive und Adjective.

Alláhi, (ar.), Gott.
o'ánkuane, der Herr Gott.
» *o'hilib*, der Mächtige.
» *o'edergab*, der Starke.
o'melek, ar., der Engel.
o'blis, Pl. *ê'blise*, der Teufel (ar. *Iblis*).
te'serda, die Wahrsagerin (Ti. *serdeit*).
te'silêl, das Gebet.
o'bĕrē, der Regen.
te'bĕrē, das Firmament.
te'dínne, der Himmel (ar. *Djinnet*).
o'kēfri, der Ungläubige (ar. *kafir*).
o'meṣellemi, der Muslim; A. *meṣellemib*.
o'bĕrám, der Wind.
beram beram, Sturm.
o'aulei, der Bergwind.
te'mendád, der Regenschauer.
kelönfet, anhaltender Regen.
o'lesso, Pl. *ê'lesso*, die Wolke; A. *lessob*.
o'gim (Ti.), der Nebel.
o'ṣa, der Thau.
te'hud, der Donner.
te'telau, der Blitz.
ēmbi, Hagel.
o'hejok, der Stern.
to'êin, die Sonne.
o'ĕdrik, der Mond.
t'êdrik, der Mondschein.
te'hedaddebin, die Finsterniss.
te'ēdite, der grosse Bär.
aseremad, die Woche.
o'ĕmbē, der Tag.
elet (Ti.), Termin.
o'dor, die Zeit; A. *dore*.
o'krum; Pl. *e'krum*, der Morgen; A. Pl. *korumab*.
nebohób, Nachmittag.
engĕrēb, Abend (ar. *moghreb*).
akohítak, vor Nacht.
o'hanád, Pl. *je'haúed*, die Nacht.
lehéit, morgen, demain.
» *betkait*, übermorgen.
eró, gestern.
erē betkait, vorgestern.
amsē, heute.
te'hebi, die Regenzeit.
senéi, der Frühherbst (September und October.
ēmab, der Winter (Novbr.—März).
'mhagai, die trockene Zeit.
te'êin mofrei, Sonnenaufgang, Ost.
te'ein dübb, Sonnenuntergang, West.
te'gible, der Nord (ar. Direction von Mekka.)
o'sĭd, der Süd.
to'nē, das Feuer; A. *net*.
te'had, die Gluthkohle.

o'hash, der Staub.
net hash, Asche.
o'sögúd, der Feuerbrand.
o'jem, Pl. *e'ém*, das Wasser; A. *jem.*
ēdjeméd, Regenwasser.
o'dejo, der Teich; A. *dejo.*
o'kuann, Pl. *e'kuenn*, der Strom.
taba, Pl. *tabat*, Torrent.
taba enfēriṣ, Torrentmündung.
o'dĕrág, Pl. *e'déreg*, das Ufer.
lob, Bachrinne.
guedj, Pl. *guedjab*, Quelle.
o'baher, das Meer, das grosse Wasser.
» *o'enáffer*, das Süsswasser, Fluss.
» *o'hameb*, das Salzwasser.
to'but, Pl. *te'bura*, die Erde, Land, Gebiet; A. *bur*, Pl. *burat.*
te'kejej, der Thon.
o'lugg, der Koth.
te'éssē, der Stromsand; A. *essét.*
o'beled, ar., das Vaterland.
o'auē, Pl. *je'auē*, der Stein; A. *auēb.*
sikuauneb, Quarzit.
gagerhush, verwitterter Granit.
sotauéb, Thonschiefer.
o'berr (ar. *barr*), Land, Wildniss.
o'melál, die Wüste.
te'kónbul, Pl. *te'kénbel*, der Hügel.
o'orba, Pl. *e'ērba*, der Berg.
o'kar, Pl. *e'kerr*, die Schlucht, Thal.
o'hadd, die Ebene.
te'legi, Pl. *te'legiád*, der Weg.
te'gerábi, Pl. *te'gerábja*, der Pfad.
shelhoteneb, Abgrund, Rain.
o'kaddai, Bergsattel.
te'risha, der Berggipfel.
o'do; Pl. *e'do*, Wasserbecken im Fels.
tore, Brunnen.
to'sura; Pl. *te'sura*, die Tränke.
edēle, Loch.
o'deruk, der Wassertrog.
balak, Dickicht.
herbob, Abhang, Thonwand.
o'tekk, der Mann.
te'tekét, die Frau.
endab, Männer.
ummat, Menschen.
admib, Kinder Adam's.
te'ma, die Frauen.
o'or, Pl. *je'er*, der Knabe.
te'or, Pl. *t'ér*, das Mädchen.
o'ijal, die Familie (ar.).
bab, Vater.
endét, Mutter.
o'hoto, die Grossmutter.
o'hobo, der Grossvater.
o'duro, der Onkel.
te'derato, die Tante.
endédje endoa, Mutterland, -stamm.
babie endoa, Vaterland, -stamm.
o'hamo, der Schwiegervater (Ti.).
te'hamo, die Schwiegermutter.
o'malljo, der Schwager.
te'malito, die Schwägerin.
kwab, weiblich.
rebáb, männlich.
o'hijo, der Gemahl.
te'hijo, die Gemahlin.
te'dähenid, die Thiere.
te'tijo; Pl. *e'tijot*, das wilde Thier.
oreo, zahmes Thier.
o'sha, Pl. *e'sha*, die Kuh; A. *shab.*
te'näj, die Ziege.
te'iea, die Ziegen.
o'bok, Pl. *e'bek*, der Ziegenbock.
o'na, Pl. *e'na*, der Schafbock.
o'jo, Pl. *e'jo*, der Stier; A. *job.*
job kotéb, verschnittener Stier.
ab, männliches Zicklein } Pl. *abab.*
abet, weibliches » }
rebab, männl. Junge von mittlerm Alter.
te'rengenē, Pl. *e'rengene*, weibl. Junge von mittl. Alter; A. *rengenéb.*
o'lega, das männl. Kalb (Ti.).
endad, weibl. Kalb.
to'jue, Pl. *te'jue*, die junge Kuh; A. *juet.*
alandoja, zum ersten Mal trächtige Kuh.
shuijab, trächtige Kuh

debala, einjährige Kuh.
melobkreb, 2jähr. Kuh, } nach den
fedig nateb, 3jähr. Kuh, } Zähnen.
dirm, Pl. *dirmad*, Heerde.
shekua, Pl. *shekuáb*, Hirte.
naue, Dornenzaun.
to'dinn, Pl. *te'denn*, Dorn; A. *dint.*
o'hattai, der Hengst, } Pl. *e'hattai*,
te'hattai, die Stute, } die Pferde.
o'mek, Pl. *e'mek*, der Esel.
to'mek, Pl. *te'mek*, die Eselin.
o'jas, der Hund, } Pl. *e'ês*, die
to'jas, die Hündin, } Hunde.
to'djümmo, Pl. *te'djümmo*, die Katze (Ti.).
o'kor, Pl. A. *korab*, Sattel (Ti.).
o'lĕgam, der Zaum, Gebiss (Ti.).
o'krub, der Elefant; Pl. A. *kurbab.*
o'woeje, der Rüssel.
o'da, Pl. *e'da*, Elefantenzahn; A. *dab.*
haris, Nashorn (Ti.).
o'küire, Pl. *e'küire*, der Strauss; Pl. A. *küirĕb*, *küilét.*
kuhib, Ei.
dik, Hahn (ar.).
kau, Perlhuhn.
rebekau, Rebhuhn.
totel, das Tora (Ti.).
kodáte, das B'eza, ግዕዝ: äthiop.
rahob, Gazelle.
seráf, Giraffe.
erâb, grosse, weisse Gazelle.
derkua hallob, Schildkröte.
lēmab (Ti. *alma*), Krokodil.
abdergegáb, Riesenschlange.
korkuor, Pl. *korkuorab*, Schlange.
gedit, eine Art schwarzer Giftschlange.
rish, Straussenfedern (ar.).
anbor, Pl. *enber*, Flügel, Feder.
kerai, Pl. *kerei*, Hyäne (Ti.).
o'hada, Löwe; Pl. A. *hadáb.*
lengig, Pl. *lengigáb*, Leopard.
o'emeno, A. *menob*, Hyänenhund, Toqla.
agaba (Ti.), Büffel.
to'kelei, Pl. *e'kelei*, der Vogel; A. *keleit.*
o'do, Pl. *e'do*, Wurm, Käfer; A. *dob.*
te'aud, der Honig.
o'ujut, Pl. *te'au*, die Biene.
o'tifa, Pl. *e'tifa*, die Fliege; A. *tifab.*
to'tat, die Laus.
kárēsē, die Kameellaus.
to'se, die rothe Kameellaus.
beram, Zecken.
jane, Heuschrecken.
to'gibb, Pl. *te'gba*, die Maus; A. *gebat.*
lolis, Tausendfuss; lat. julus.
hanganób, *hanganót*, Ameise.
o'kam, Pl. *e'kam*, Kameel } A. *kamet.*
to'kam, Pl. *te'kam*, Kameelstute. }
o'ankua, der Höcker.
kwikwei, Adler.
banob, grosser Geier.
o'lálanko, der Affe; A. *lalankob.*
o'lehumbo, id., A. *lehumbob.*
waga, der Totachaffe.
kebbéri, Taube.
jemgommib, wilde Ente (eig. Wasserhüter).
te'tenalo; A. *tenalób*, Skorpion.
o'goi; Pl. *e'goi*; A. *gojáb*, Kröte.
o'aḍ, die süsse Milch.
te'mesa, die Buttermilch.
to'dübb, die geronnene Milch.
o'sĭmĕl, die Butter.
o'la, der Schmalz.
to'sĕmum, das Fett.
o'helei, der Hase; A. Pl. *helejáb.*
o'baha, Pl. *ĕ'baha*, das Beni Israël.
melálikněi, eig. wilde Ziege, die Sasseha.
negnegób, Eidechse.
haráuie, Wildschwein (Ti.).
te'edf, Pl. *te'edfa*, die Rinde; A. *edfat.*
o'demo, die Rinde, der Bast.
o'hindi, Pl. *je'hindi*, der Baum; A. *hindib.*

gedem, Wurzel.
to'rat, das Blatt.
tebek, Wald.
o'homr, die Adansonia (Ti. u. ar.).
tauéi, die Aqba, Mimosenart.
te'tesho, der Higligbaum.
te'gaba, Rhamnus Nebeka (amhar. *gaba*).
o'gaba, die Frucht des Nebek.
diúa, die Hafule (Fruchtbaum).
kiṭr, eine Art Mimose.
o'aradē, die Tamarinde; A. *aradēb* (Ti.).
o'ama, die Tamariske.
o'aka, die Dumpalme.
te'aka, die Dumfrucht.
to'lad, der Palmzweig, Djerid.
serob, der Serobbaum.
mika, der Gersabaum (Salvadora pers.?)
ham, der Hamtebaum.
o'endera, der Auhébaum.
o'hib, der Ädai, } alles Baumarten
o'olou, der Gemrot, } mit ihren Namen
to'tětáf, der Tahtei, } im Tigré.
o'hamag, die Frucht.
far, Blüthe, Knospe.
o'siam, das Gras.
serde, das Serdetgras.
tibedéb, die wilde Tagussa.
ashratta, lange Grasart.
o'ēlab, trockenes liegendes Heu.
halilogoi, Heuart.
te'dana, Kalebasse, Kürbis.
o'herro, das Durra.
» *o'urbun*, } grosskörniges
» *o'umbush*, } vom Gash.
» *o'balui*, das Durra von Algeden.
» *o'basenei*, das bittere Bazen-Durra.
o'gúled, das Korn.
o'bi, das Mehl; A. *bib*.
o'agga, das Durraschilf; A. *aggat*.
to'sui, der wilde Balsambaum (Ti. *amkua*).
kadjúdj, Ricinusstaude.
demmarab, Gold.
t'eshtē, das Silber; A. *eshtéb*.
arer, Blei (Ti.).
to'endi, Eisen; A. *endit*.
o'belo, das Kupfer; A. *belob*.
gestir, Zinn (ar.).
o'gau, Pl. *e'gau*, das Haus; A. *gaúáb* Häuser.
o'endoa, Ansiedlung, Familie, Stamm.
o'hommar, Pl. *je'hémmer*, Zelt.
bedab, Matte.
ēmbadi, Matte als Bettteppich.
te'dagéna, Feuerheerd.
to'jait, das Seil.
o'helal, der Kelal, Haarnadel von Holz.
merwed (Ti.), Fingerring.
kolēl, silbernes Armband.
bela, der Rehat der Mädchen (Ti. *belat*).
o'kma, Pl. *e'kma*, hörnernes Armband.
to'ale, Pl. *te'ale*, die Glasperle; A. *alat*.
to'gḍe, Wollkleid.
o'húlēk, das Kleid; Pl. A. *halakáb*.
o'nadda, der Lederschurz (Ti. *nadḍ'e*).
to'melkei, das Kopftuch, der Schleier.
o'kerkeb, Stadtsandalen.
te'geddá, einfache Beduinensandalen.
o'kwolei, Pl. *e'kwoleje*, der Stock, A. Pl. *kwolejab*.
to'sirr, der Stab, Stange; A. *sirrt*.
ehelli, gekrümmte Zeltstange.
mokuát, id.
dakia, Zeltstütze (Ti.).
o'ad, der grosse Kochtopf.
o'nkaliu, der kleine »
o'kal, wasserdichter Korb.
o'amur (Ti.), geflochtene Schüssel.
te'kédala, hölzerne Schüssel.
te'guffa, ein geflochtener Sack.
atenét, Mattenteppich.
o'nal, Pl. *e'nal*, das Angaréb.
o'ollib, der Brei.
o'gědáf, ein Vorhang von Matte.

o'kerari, ein Vorhang von Bast (Ti.).
emtaras, Kopfkissen von Holz (Ti.).
o'gder, eiserne Brodpfanne (ar.).
tonbak, Tabak.
te'daúc (ar. *dauie*), Pfeife.
o'tem, das Brod, Polenta.
» *o'hemrab*, das gesäuerte Brod.
» *o'gasis*, das ungesäuerte Brod.
te'difo (Ti. *djifot*), gekochte Durrakörner.
te'hoggua, Tabaksdose (Ti.).
o'derár (Ti.), Abendessen.
o'mahassei, das Morgenessen.
o'entar, ein geflochtener Teller.
torie, der grosse Mahlstein.
metóngole, der kleine Mahlstein.
eğésene, Zeltpfahl.
o'embaḍet, Pl. *e'embaḍab*, das Schwert.
te'meshmem, die Schwertscheide.
to'fĕnà, die Lanze; Pl. A. *fenát*.
to'kendábi, das Stieleisen der Lanze.
o'gĕbé, Pl. *ĕgbē*, der Schild; A. *gebeb*.
o'hendjer, das Krummesser.
ēdra, Panzer (Ti. *der'e*).
to'da, Pl. *te'da*, Gegenstand; A. *dat*.
o'erguáb, lederner Schöpfeimer.
o'naúer, Schöpfseil.
o'hareb, der Schlauch (Ti.).
mesta, Teppich.
kanker, Sessel.
te'suále, der Spiegel.
meshegg, ein Netz, um etwas darin aufzuhängen.
to'melaú, die kleine Axt.
to'mesár (Ti.), die grosse Axt.
melote edír, Axtstiel.
te'shínshel, die Kette (ar. Ti.).
o'odarha, das Hydromel.
o'mashha, das Bier.
te'futi, das Biermalz.
to'bel, der Lederschurz.
hodhodíb, Rinne um das Zelt, um das Wasser abzuleiten.
o'ade, Pl. *je'ede*, die Haut; A. *edēb*.
sha ade, Kuhhaut.
ade béshuk, gegerbte Haut.
ade assu, ungegerbte Haut.
o'hélbeti, Butterschlauch.
kabur (Ti.), Trommel.
o'fĕdig, die Schuhsohle.
o'mehél, die Medicin.
to'cfo, das äussere Haus, die Flur.
to'esse, das Innenhaus.
to'gara, der Hof, Umzäunung; A. *garat*.
o'lul, der Faden.
adarakut, Lumpen, Fetzen.
o'herdo, Amulet; Pl. A. *herdáb*.
o'saggi (Ti.), das Netz.
sisit, Kehrwisch.
o'sit, die Fleischbrühe.
dĕffa, Geschenk (Ti.).
ketran, Pech (ar.).
simm, Gift (ar., Ti.).
te'kousúbet, die Nadel.
o'de, das Rauchbad der Frauen.
o'nibésh; Pl. A. *nibesha*, das Grab.
te'dĕba, das Leichentuch.
to'au, die Todtenklage.
roguash (Ti.), Todtenopfer.
emeleg, Todtentanz.
o'agurma, der Kopf; Pl. A. *gurmáb*.
o'eje, Pl. *je'ei*, die Hand, der Arm.
te'reged, Pl. A. *regeḍáb*, das Bein.
shenek, Kinn, Bart.
te'bite, Pl. *te'bitja*, die Stirn.
o'jeff, Pl. *e'jafa*, der Mund.
o'ánguil, Pl. *je'angal*, das Ohr.
jefe hamo, Schnurrbart.
to'kole, Pl. *te'kore*, der Zahn; A. *koreb*.
o'gnun, das Zahnfleisch.
te'meshákuone, die Schläfe.
ēderag, Wange.
o'daha, Pl. *e'daha*, Kinnlade.
te'kókelem, Hinterkopf.
míshken, Nacken.
te'hamo, das Haar; A. *hamob*.
o'dah, der kurze Haarwuchs, rundgeschnittenes Haar.
shimbeháne, Augenbrauen.
tále, Hals.

o'guedj, Pl. *e'guej*, das Auge; Pl. A. *guedjab*.
sébela, Gurgel.
o'midab, die Zunge.
o'herka, die Schulter.
te'gana, die hohle Hand.
te'gibab, die Brust.
o'gĕna, das Herz.
te'bába, die Armhöhle.
o'nug, Pl. *e'nug*, die Mutterbrust.
o'fi, der Bauch; A. *fib*.
to'tĕfa, der Nabel.
e'dēmbi, die Waden.
nekesho, Oberarm.
sekuka, Unterarm.
o'guonnehil, die natürliche Elle.
o'gumba, der Eln- oder Kniebogen.
eduidujo, Schienbein.
to'klab, der Knöchel.
te'tibelei, die Zehen.
te'sókena, der Fuss.
o'naff, Pl. *e'neff*, der Nagel, die Klaue.
te'engidmitat, das Rückgrat.
o'beib, die Rippe.
to'sha, das Fleisch, A. *shat* (vergl. *o'shu*).
o'dof, das Fleischstück.
te'onkola, die Niere.
to'sē, die Leber.
e'mana, die Eingeweide.
regeḍ uṣurib, Vorderbein der Kuh.
» *urrēb*, Hinterbein der Kuh.
enniwa, Schwanz.
to'mitát, Pl. *te'mitet*, der Knochen.
o'boi, das Blut.
te'kedem, der Hintere.
wôd, Pud. mul.
o'mid, Pud. masc.
e'ula, die Hoden.
o'lum, der Anus.
rebob, die Scham.
gĕdib, Gesicht.
élenda, Schatten.
o'mat; Pl. A. *matab*, die Spur.
o'gib, der Daumen.
boikut, der Embryo.
te'fále, der Augapfel.
te'mikol, das Mark.
amba, menschliche Excremente.
safarēb, Mist.
endob, Kuhexcremente.
o'shat haḍalat, der Urin.
endod, Kameelexcremente.
to'genádē (Ti.), Leichnam.
era, weiss; A. m. *ērāb;* fem. *érat*.
ádero, roth; A. m. *áderob;* fem. *áderot*.
huḍel, schwarz.
dölif, braun.
o'hóbĕro, die Farbe (Ti.).
o'lgumi, stumm (Ti.).
o'ngéwa, taub.
o'homáshei, blind.
o'gerrabei, hinkend.
édembo, krumm.
hanni, steril.
nokuet, schwanger.
amnat, Kindbetterin.
düheni, gesund; A. *dühenib*.
lehú, krank; A. m. *lehab*, fem. *lehat*.
te'kankanit, das Fieber.
o'worréb, die Pocken.
fi tijot, Bauchgrimmen.
o'haleg, die venerische Krankheit (Ti.).
o'begel, der Tripper (Ti. *begen*).
o'asul, die Wunde.
te'adjáit, Hiebwunde.
berreshimia, venerische Beule.
t'oet, der Eiter.
to'klela, der Schnupfen.
farasjaf, zahnlos.
refof, aufgeblasen (von Körper).
gulúli (Ti. *gulul*), Idiot, dumm.
delha, linkhändig; A. *delhab*.
fennahát, die monatl. Reinigung.
te'fenhi, die Frau in den Regeln.
te'nekiri, die Wittwe.
nedai, Waise.
shekena, volljährig, mannbar.
ṭiṭa, Zwilling.
o'malai, die Kraft.

ṭerad, stark (Ti.).
herishenói, arglistig.
ginni, gescheidt, fröhlich.
fadab, muthig (Ti.).
hatera, id. (Ti.).
o'réro, der Freund; A. *rerob.*
o'asho, der Feind; A. *ashob.*
o'robena, id.; A. *robenab.*
esurkena, der Aeltere, der Erste (von *esur*).
hesr, Geschäft; *hesrkena*, beschäftigt.
o'hamáḍḍa, Pl. *je'hamáḍḍa*, der Räuber; A. *hamaḍḍáb.*
te'nie, die Lust, Geschmack; Ti. *niet.*
o'badhíb, der Zeuge.
te'beddeha, das Zeugniss.
te'kerame, das Almosen (ar.).
ofne, Streit.
te'däheni, der Friede.
masig, id. (?)
gelláb, Ursache (Ti.).
o'mokuere, die Kälte.
te'gnubē, die Schuld, Sünde.
tesni, die hergebrachte Sitte.
o'metlaui, das Heiraths-Metlo.
to'mok, der Nackenpreis der Frau.
dai, gut; A. *daib; dai bu*, es ist gut.
wuunn, gross.
di, klein.
wuēra, anders, verschieden.
neféd, süss, wohlschmeckend.
esha, ungesalbt, trocken (vom Haar).
alkena, passgehendes (Pferd).
shuár, Galopp (Ti.).
gerwelíni, schnellgehendes (Pferd).
fafaríni, trabendes (Pferd).
mei godib, rechts.
tera godib, links.
häder, freigebig.
o'hadaré, der Wirth (Ti.).
o'amna, Pl. *je'amne*, der Gast.
shera, das kanonische Recht; ar. *sherie.*
to'ktab, das Buch (Koran).
indjoru, frei, edel.
mogádem, böse Zunge.
te'húnguni, die Raude.
to'merba, die Rache (Ti.).
meskin, arm (ar.).
sidku, wahr (ar.).
te'feta, die Kopffrisur der Männer; A. *fetat.*
je'eshei, das verlassene Lager.
Hassa, der die Tigrésprache spricht, ar. *Chassa.*
to'hassa, das Tigré.
Makáde, der Abyssinier.
o'Běḍaui, 1) der das Bedauie spricht; 2) Unterworfener.
to'Běḍauie, die Sprache dieses Namens.
o'Belaui, 1) der Herr, der Adliche, 2) der Belou.
o'kiṣha, Pl. *je'kiṣha*, der Sklave.
to'kiṣha, Pl. *je'kiṣha*, die Sklavin.

Reise durch das Land der Kunáma.

Saraë.

Bevor wir die Reise durch das Land der Kunáma antreten, wollen wir uns Land und Volk von Sarae etwas näher anschauen. Man darf sich nicht verhehlen, dass die Reisenden, welche Abyssinien erforscht haben, sich meist den grossen Strassen nach hielten, sodass sie nur ein unvollständiges, ja sogar parteiisches Bild davon gegeben haben. Diess wird um so bedenklicher, wenn wir wissen, dass die Abyssinier, je vertrauter sie mit den Europäern sind, um so schlechter und verschmitzter werden, sodass nur eine Reise durch die von Fremden unberührte Provinz uns den Einwohner in seinem wahren Charakter zeigen kann. Die paar Tage, die wir in Mai Sheka mit alten guten Bekannten verbrachten, genügten freilich für ein tieferes Eindringen in die Landesverhältnisse nicht; doch hatten wir seit Jahren mit Leuten von Sarae viel und eng verkehrt und so geben wir die folgenden Notizen als einen kleinen Beitrag zur Kunde des Landes.

Geographisch ist Sarae ziemlich bekannt. Es zeigt sich uns als Hochland am rechten Ufer des Mareb, von dessen Bogen es theilweise umflossen wird. Gegen Nordwest, wo der Bogen sich öffnet, flacht es sich als Qolla allmählig gegen das Barka ab; von Süden und Westen wird es durch das sehr

tiefe Thal des Mareb von dem gegenüberliegenden Hochland von Aggela und Okulekusei, der directen Fortsetzung des Hamasen, scharf getrennt. Nur im Norden geht es fast eben in die Fläche des Hamasen über, wo die Höhen von Abba Matta die Grenzlinie bilden. Das Marebthal ist als Qolla Tedrer und als Qolla Gundet bekannt; beide gehören dem Sarae nur halb an. Die eigentliche Qolla Sarae aber, gewöhnlich auch Dembelas genannt, sinkt von 5—3000 Fuss gegen NW. ab; sie harrt noch immer genauerer Untersuchung und verdient sie.

So ist das eigentliche Hochland von Sarae (die Daga) eine eigentliche Fortsetzung des Plateaus von Tsasega (7000 F.); nur liegt es niedriger (durchschnittlich 6000 F.). Die Fläche ist hier häufiger durch Hügelreihen und Thaleinschnitte unterbrochen und sowohl durch die Unebenheit des Bodens, als durch die gegenüberliegenden Hochebenen des Okulekusei vor den Ostwinden mehr geschützt, weswegen auch das Klima viel milder ist. Auch der Boden ist vom Hamasen verschieden; der Fels tritt häufiger hervor; wo er fehlt, ist der Boden von dichtgesäeten grossen Rollsteinen bedeckt, welche die Feuchtigkeit erhalten. In dem Fels finden sich zahlreiche sehr geräumige Höhlen, wohin in Kriegsnöthen Hab und Gut, ja Menschen und Vieh gerettet werden. Die Erde der Daga ist schwarz. Eisen findet sich nur bei Anábetta und im Dembelas. Die Daga ist reich an fliessendem Wasser, während die Qolla ganz die Natur des Bogoslandes besitzt und Wasser nur in tiefen Brunnen gefunden werden kann. Das Klima der Daga ist sehr gesund; Fieber regieren nur in der Qolla. Die Kälte ist weniger empfindlich als im Hamasen, wo kein vorliegender Wall vor dem vom Meer aufsteigenden Nebel und Wind schützt.

Von den vorkommenden Culturpflanzen soll weiter unten die Rede sein. An Bäumen ist das Sarae reicher als das Hamasen, doch sind sie nur in Thälern und Einschnitten sehr entwickelt, während die Ebenen immerhin baumlos genannt

werden müssen. Die Schuld daran mögen die Winde tragen und der seit ewigen Zeiten urbarmachende Mensch. Die Selien-Palme kommt hier und da vor; Oliven (Woira) sind selten; allgemein ist die Euphorbia Qulqual in ganzen Wäldern. Von den andern Arten wollen wir nur die verbreitetsten nennen: die Wonsa (Cordia abyssin.), die Sykomore Daro, dann die Fruchtbäume Mell'o (Malhetta), den Agam und Hädè. Die Gaba (Rhamnus Nebeka) kommt auch noch vor, aber fast ohne Frucht. Erwähnen wir noch der Aie, Woiwo und Tembuk, alle auch im Ansebalande gewöhnliche Bäume. Tamarinden finden sich erst in der Qolla.

Wild findet sich im Hochland fast nur die Hyäne, der Schakal, das Zesseha und das Perlhuhn, während die Qolla alle jene Thiere besitzt, die wir am Anseba kennen gelernt haben.

Das Jahr theilt sich hier in vier Jahreszeiten:

1) die Regenzeit, Keremt (von Juni bis September).
2) die kalte Zeit, Qui (im Tigré Qaim) bis Januar.
3) die trockene Zeit, Hägai, Februar und März, und
4) die nasse heisse Zeit, Tsetja, April und Mai.*)

In dem Qui herrschen Ostwinde; der Hägai ist fast windlos; im April bringen die Nordwinde plötzliche Regengüsse als eine Art Vorwinter. Doch der anhaltende Diqanni genannte Regen wird vom S.- und SW.-Wind hergebracht und dauert bis Ende Juli, während das Ende der Regenzeit dem Nordwind angehört und sich durch plötzliche kurzanhaltende Gewitter charakterisirt. Auch im November fallen ausnahmsweise Regen.

Das Land Sarae ist im Allgemeinen nur von einem Stamme, der Familie Atkame Meléggen, bewohnt; der erstere Name gehört gewiss dem Stammvater an; die Bedeutung von Meléggen ist uns unklar. Im Land sollen früher die Mehiou und die Belou gewohnt haben, welche letztere wir im Barka

*) Im Aethiopischen ጸደይ, tsedei.

und Samhar wiederfinden. Es bleiben uns von ihnen gutgemauerte Brunnen, Gräber und dürftige Nachkommenschaft. Der Rest der Bevölkerung, insofern sie nicht zum herrschenden Stamm gehört, ist heterogenen Ursprungs. Die Atkame Meléggen schreiben sich vom Salaua her, woher sie vor 600 Jahren eingewandert sein sollen; sie halten sich also für Amhara. Ihre feindlichen Nachbarn jenseits des Marebthals, die Okulekusei, rühmen sich desselben Ursprungs; sie sind nur in drei Stämmen bekannt: Okule, Kusein, Loggein. Die beiden ersten bilden die sehr bekannte starke Republik zwischen dem Tigré und dem Meer, wovon die Städte Halai und Dixa sich auszeichnen. Der dritte Stamm trennt das Sarae im Norden vom Hamasen, wozu er politisch gehört; er lebt in etwa 40 Dörfern zwischen Himberti und Teramni unter dem Namen Loggon Tshuan und zahlt 2500 Thaler Tribut an den Kaiser durch den Statthalter des Hamasen. Auch der regierende Stamm von Adiabo glaubt sich gleichen Ursprungs.

Die eigentlichen Bewohner des Sarae erinnern sich jetzt kaum dieser Verwandtschaft; dagegen ist unbestritten, dass die am Gash wohnenden Hallenga von ihnen herstammen; man erzählt, dass diese letztern wohl in Folge von Krieg den Mareb hinab fortgezogen sind.

Betrachten wir also die Bewohner des Sarae, Adiabo und Okulekusei als Verwandte, so sehen wir einen grossen Stamm das Land schrägüber vom Meerabhang bis zum Barka bewohnen und sogar einen Sprössling in's ferne Taka aussenden. Wichtig ist, dass dieser Stamm nicht autochthon ist, sondern sich der Einwanderung erinnert.

Das Volk von Sarae zerfällt in folgende Abtheilungen:

1) die Familie von Atkame bewohnt Teramni (nördlich von Godofelassie auf der Grenze des Hamasen).
2) die Familie von Ato Anbesa bewohnt in 44 Dörfern Godofelassie; ihr angehörig ist auch Az Mongunti, nordwestlich von Godofelassie, auch in einigen 40 Dörfern; ferner

finden sich einzelne ihrer Ansiedlungen in Teramni und Mai Tsade, so z. B. unser Mai Sheka.

3) Die Familie von Johannis bewohnt Mai Tsade in 55 Dörfern.*)

4) Die Familie Maʿe hat Kohein inne; sie ist doppelt so stark, als die von Johannis.

5) die Familie Tesfa bewohnt die Qolla Sarae, uneigentlich Dembelas genannt. Sie soll sehr ausgedehnt sein, aber ist uns nicht näher bekannt.

6) Die Familien von Jakob und Akelom bewohnen Maragus, westlich von Mai Tsade, auch in 55 Dörfern.

Diese sechs Familien stehen jetzt unter der Oberhoheit des Kaisers Theodoros, dem sie jede 1500 Thaler Tribut entrichten. Statthalter des Landes ist Heilu, der Fürst des Hamasen. Vom Tribut abgesehen stehen diese Familien sich gegenseitig und dem Ausland ziemlich selbstständig gegenüber. Während das Hamasen eine Art Monarchie bildet, gelangt das Sarae nie zu politischer Einheit. Die einzelnen Stämme hielten

---

*) Wir wollen beispielsweise die Dörfer von Mai Tsade aufzählen; mit a bezeichnen wir ein Dorf, das über 1000 Einwohner hat; mit m ein mittelgrosses, etwa 500 E. stark; mit n die kleinen Weiler von 50—200 E. Der Name „Az“ oder „Adi“ ist synonym mit „Beit“ und „Enda“ und bedeutet wie im Tigré Ansiedlung, Stamm, Familie, Haus, Dorf. Das Ganze heisst Enda Azmad Johannis, die Ansiedlung der Sprossen von Johannis.

Mehmad, m.	Az Sillo, n.	Az Wadsot, a.	Beit Gabriel, m.
Gadba, n.	Az Wodderki, n.	Az Kettejo, n.	Az Ankerti, a.
Badem, m.	Az Engana, a.	Az Kettejo Tahtei n.	Az Wottelech, a.
Anábetta, a.	Az Jejehi, a.	Tennabach, a.	Mosseda, m.
Az Auhé, n.	Demba, a.	Mametshakat, m.	Az Qolaqol, n.
Hananit, a.	Adi Huala, a.	End' abba Heishi n.	Az Habber, n.
Az Taffa, a.	Az Keshi, m.	Az Dsoggar, a.	Az Hudug, a.
Az Nefas, a.	ʿAbi Addi, m.	Addi Kensenaba, a.	ʿAbi addi, n. (II.)
Az Koloto, n.	Az Arba, a.	Gʿaben, a.	Az Korei, a.
Az Bahro, a.	Sebʿa, m.	Az Tshomai, n.	Beit Zion, a.
Az Kosmo, a.	Adi Begʿe, a.	Temʿei, n.	Az Byrhán, m.
Az Dongollo, n.	Daro Konat, a.	Az Achillo, n.	Az Walido, n.
Tshendik, n.	Az Atal, a.	Mai Sheka, n.	Az Tsherger, n.
Az Ergeb, a.	Adi Hambi, a.	Anagʿaben, a.	

immer nur lose zusammen, machten Krieg und Frieden auf eigene Faust und bekämpften sich oft gegenseitig in blutiger Fehde.

Die Nachkommen dieser sechs Familien betrachten sich als Brüder; wohl haben sich in jeder derselben besonders amtsfähige vornehmere Zweige gebildet, ohne aber aristokratisch sich zu versteinern. Recht sprechen die Aeltesten der Familie; während der Schuldige im Hamasen auf das Leben des Königs citirt wird, muss er hier auf das Leben der Brüderschaft (Dsagga hauát) geladen vor Gericht erscheinen. Selten wird an den kaiserlichen Statthalter Heilu appellirt, öfters in schwierigen Fällen an den Kaiser selbst. Das Land hat selbstständiges Blutgericht. In der Blutsverantwortlichkeit steht jede der sechs Familien für sich da.

Das Sarae ist erst seit Kaiser Theodoros' Regierung an Heilu gekommen; seine Herrschaft wird selbst jetzt nur ungern anerkannt und er kann sich nur dadurch behaupten, dass er die streitenden Stämme gegeneinander aufhetzt. Es fehlt den Leuten des Sarae an Einigkeit, wodurch sich die Republik Okulekusei so auszeichnet und stärkt. Die einzelnen Stämme lebten bisher in beständiger Blutfehde; besonders die Qolla Sarae ist schon durch ihre Entferntheit dem Gesammtverbande sehr entfremdet. Dem Ausland gegenüber können sie sich selten einigen; daher sind ihnen das monarchisch regierte Hamasen und der fest zusammenhaltende geordnete Bund von Okulekusei sehr überlegen.

Zum Hamasen stand das Sarae fast immer in feindlichen Beziehungen; doch seit Dedjas Heilu durch des gefürchteten Theodoros Willen mit allem Land diesseits des Mareb (Mareb mellash) belohnt worden ist, herrscht zwischen den zwei Provinzen fast ununterbrochener Friede. Ueberdiess stammt Heilu's Sohn Imam, der vermuthliche Amtsnachfolger, mütterlicherseits von Mai Tsade, was die Herrschaft jedenfalls befestigt.

Mit Okulekusei führt das Sarae seit undenklicher Zeit

einen blutigen Krieg, den bis jetzt selbst die Befehle des Kaisers nicht beendigen konnten. Die Leute von Sarae, die nie zusammenhandeln können, unternehmen beständig Raubzüge gegen die Heerden ihrer Feinde, während die Okulekusei dann und wann den Heerbann erlassen und im offenen Krieg das Land Sarae verwüsten. Noch vor neun Jahren wurde nahe bei Anábetta eine grosse Schlacht geschlagen; die Feinde waren etwa 12,000 Mann stark in's Land gerückt; die Leute von Mai Tsade, die allein standen, stellten ihnen etwa 8000 Mann entgegen; sie waren stark an Reiterei, während die Okulekusei viel Feuerwaffen hatten. Der Kampf wurde zum Nachtheil von Mai Tsade entschieden, einige Weiler verbrannt, doch verloren sie nur etwa 400 Mann, während die Sieger etwa 800 Todte auf dem Schlachtfeld zurückliessen. Die Allgewalt des Kaisers allein wird diesem mörderischen Streit ein Ende machen können.

Man darf sich also nicht verwundern, wenn die Bevölkerung sichtlich abnimmt; auch haben in den letzten Jahren verschiedene Krankheiten ihr sehr zugesetzt. Die Leute von Sarae klagen sehr über die schlechten Zeiten, besonders seit dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers, über die schlechten Erndten, den zunehmenden Wassermangel und die Vermehrung der schlechten Sitten. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich das Volk des ganzen Sarae auf mindestens 300,000 Seelen schätze. Dazu gehören einige sogenannte Unterthanen verschiedenen Ursprungs, die aber durch nichts von dem Adel sich unterscheiden, indem sie nur des Herkommens wegen etwas Bier oder Honig ihren Herren zu Weihnachten bringen, und dann die wenigen Leibeigenen, die meistens im Lande geboren sind und nur den Namen der Knechtschaft übrig haben, indem sie sich mit den Freien verheirathen.

Da die Bevölkerung in keinem Verhältniss zum Boden steht, so liegt viel Land brach, der Bodenpreis ist gering und der Pacht besteht meist nur in einem Geschenk an den Eigen-

thümer von der Erndte. Desungeachtet lastet der Tribut, vergangenen Verhältnissen angemessen, noch immer auf dem Boden, sodass die Eigenthümer für manchen brachliegenden Acker bezahlen müssen, während die wirklichen Nutzniesser, die landlosen Bauern, fast unbelastet sind. Der Ackerbau wird ziemlich sorgfältig betrieben; ich glaube, es wird nicht unnütz sein, wenn ich eine kleine Liste der Nutzpflanzen gebe. Voraus zu bemerken ist, dass die Leute von Sarae auch das nahgelegene Marebthal, besonders die Qolla Tedrer, zur Cultur benutzen; anderseits ist Kohein und Qolla Sarae fast ganz Tiefland. Die Hauptfrucht der Daga ist Thef, während Weizen fast unbekannt ist; die der Qolla das Durra Mashella. Ich setze die wissenschaftlichen botanischen Namen als bekannt voraus.

1) Der schwarze Thef (Poa abyss.) wird in der Daga und Qolla gebaut; der Boden wird zweimal aufeinander gepflügt; die Saat findet im August statt, die Erndte im October.
2) Der weisse Thef gedeiht nur in der Daga; der Boden wird im Mai vorgepflügt, zum zweiten Mal im Juli vor der Saat; Erndte im folgenden Januar.
3) Der Segem (Gerste), nur in der Daga über 5000 Fuss. Die erste vorbereitende Pflügung (Dsegẹ) und die zweite über die unterlegte Saat (Häreṣ) folgen schnell aufeinander. Hatte der Boden brach gelegen, unterbleibt die Dsegẹ; die Saat wird dann auf den frisch geackerten Boden hingestreut und darüber weggepflügt. Die Saat findet im Juni statt, die Erndte im September.
4) Die Dagussa (Eleusine Tokusso), in der Daga und Qolla. Die erste Pflügung schon im September, die zweite Pflügung mit der Saat im nächsten Juli, die Erndte im October.
5) Die weisse Mashella (Sorghum vulg.), in der Daga und Qolla. Ohne alle Vorbereitung wird das Korn gesäet und darauf hingepflügt; Saat im Mai; Erndte im November oder December.

6) Die Mashella Woqar ebenso, doch in der Qolla seltener; wir haben sie auch auf Halhal und in Geridsa gefunden; Saat im Juni, Erndte im Februar, in der Qolla etwas früher.
7) Aṭer (Erbsen). Nur in der Daga; Saat im September, Erndte im November. Ohne Dsege. Auch die folgenden Pflanzen bis mit Nr. 14 gehören der Daga an.
8) Sabberé; wie die Erbsen, nur etwas später.
9) Börsen (Linsen). Ebenso, auch ohne Dsege.
10) Enṭaṭe (Lein). Von Juni bis September, ohne Dsege; er wird gemahlen als Brei mit Pfeffer genossen; der Flachs bleibt unbenutzt.
11) Baqéla, ebenso.
12) Nuhuk (Guizotia oleifera), eine Oelpflanze. Von Juni bis November, ohne Dsege.
13) Berberi, rother Pfeffer, vom November bis April, wird hier wenig gepflanzt.
14) Auch Tabak ist selten, da gegen das Rauchen ein religiöses Vorurtheil besteht und die Schnupfer indischen Tabak (Surati) von Massua beziehen.
15) Odonguare (Bohnen), werden nur in der Qolla gebaut.
16) Baumwolle (Tüt, Öddub), wird ziemlich viel in der Qolla Sarae und in Kohein gebaut, sie hat weissen, starken, langen Faden. Sie wird in Kohein oft mit Durra vermischt ausgesäet, wo dann natürlich die Baumwolle das letztere überlebt und dann oft Jahre lang stehen bleibt. Doch genügt sie keineswegs weder hier noch in Abyssinien überhaupt dem Bedarf; daher wird sie mit der viel geringern Qualität, die von Bombai eingeführt wird, vermischt, von den Frauen zu Garn gesponnen und dann von Mohammedanern, die Webstühle haben, zu Zeugen verwoben.

Getreidearten werden nie auf dem gleichen Feld vermischt ausgesäet, was an das mosaische Gesetz erinnert; eine Ausnahme macht im Tiefland die Baumwolle. In der schwarzen

Erde, die man nie ausruhen lässt und nie düngt, folgen sich Thef, dann Mashella, dann Aṭer, dann wieder Thef u. s. w. In der rothen Tieflandserde wechseln Mashella und Dagussa. Beide werden nach Aufgang der Saat noch einmal umgepflügt. Düngung wird nur in der Qolla in magerem Granitschutt für Dagussa angewandt, indem man die Heerde einige Zeit lang im Felde übernachten lässt. Einen Monat nach der Saat werden alle Felder gejätet, ausser Erbsen, Linsen und Nuhuk, die das Unkraut nicht aufkommen lassen. Der Pflug unterscheidet sich nicht vom gewöhnlichen abyssinischen. In der Daga wird die Pflugschar mit Eisen beschlagen, in der Qolla thut ein hartes Holz den Dienst; gepflügt wird nur mit Stieren; Esel und Pferde werden nie zur Landarbeit benutzt. In Gegenden, wo Kühe das Klima nicht aushalten können, werden Menschen an den Pflug gespannt, so in Adi Golbo, Mai Gorṣo gegen den Mareb hin. Die reife Frucht wird mit dem Halm oder Schilf eingebracht, die Mashella ausgenommen, die geschnitten wird; mit feuchtem Kuhmist wird im Freien ein Dreschboden gepflastert und das Korn von der Aehre getrennt, indem man eine Anzahl Stiere unaufhörlich über die ausgebreiteten Garben im Kreise herumtreibt. Dreschen wird nur bei ganz kleinen Quantitäten ausnahmsweise angewandt. Der Miethbauer nimmt gewöhnlich ein Viertel der Erndte oder er wird eigens bezahlt und hat das Recht, einige Tage für eigene Rechnung zu arbeiten. Ausser dem Soldaten hat der Ackerbau wenig Feinde; Vögel sind beim Baummangel wenig da; die Heuschrecken erscheinen fast nur jede zwanzig Jahre; der Käfer Dinshere, der so oft die Bogoserndte vernichtet, tritt nur in der Qolla auf.

Im Sarae ist Viehzucht nur eine Nebensache; während es bei den Bogos und den andern Hirtenvölkern Herren gibt, die Hunderte von Kühen besitzen und selbst im benachbarten Gundet des Häuptlings Achilla 999 Kühe weitberühmt waren, haben im Sarae die Reichsten nur 10, 20 oder höchstens 30 Stück, die nie weit weg vom Dorf zur Weide geführt

werden und jede Nacht in die Umzäunung einkehren. Nur die Kälber werden in den Häusern über Nacht gehalten. Den Kühen wird zum Zeichen der Abkunft das eine Ohr geschlitzt. Auch hier, wie bei den Bogos, gilt es für unanständig, dass eine Frau melkt; sonst kennt man hier wenig von den Serʿe oder verpönten Gebräuchen, die dort so in Schwung sind. Frische Butter und Ziegenmilch wird nicht genossen. Ziegen halten die Leute von Sarae fast keine, Schafe gar nicht. Dagegen werden viele Pferde gehalten, doch müssen sie immer neu von Oberabyssinien rekrutirt werden, da keine eigentliche Zucht besteht; besser ist hierin das Hamasen bestellt, das viel Pferde und besonders schöne Maulthiere zieht. Deswegen sieht man im Sarae meist nur Hengste, grösstentheils von Gallarace, da sie für den Krieg vorgezogen werden: kleine, aber sehr leichtfüssige, ausdauernde Thiere, merkwürdig gewöhnt, über das Geröll sicher zu galoppiren. Auch Maulthiere findet man viele, die aber auch nicht im Land geboren sind. Dagegen besitzt das Sarae gute eingeborene Lastesel.

Bienenzucht ist allgemein; die Körbe werden aus Mist geformt und an die Bäume befestigt. Der Honig wird im Land als Tedj getrunken, das Wachs geht nach Massua.

Eigentlicher Handel ist wenig da; dagegen ist der Transit wichtig, da viele Kaufleute den Weg von Oberabyssinien über Shiré, Gundet, Mai Sheka, Godofelassie, Asmara, Ailet demjenigen über Adua und Dixa vorziehen, besonders um den Plackereien der Saho zu entgehen. In Godofelassie wird ein recht bedeutender Wochenmarkt gehalten, ebenso in Maragus und in Mai Mené. Die kaiserliche Douane, die von der in Adua abhängig ist, befindet sich in Godofelassie; sie wird meist verpachtet.

Von Industrie kann kaum die Rede sein; von den Baumwollenzeugen brauche ich nichts beizufügen, da sie sich nicht von den bekannten abyssinischen unterscheiden. Eisen wird geschmolzen und zu besonders schönen Lanzen und Messern verarbeitet. Von einer gewissen Grasart (Reghé) werden sehr

nette Körbchen geflochten; gute Goldarbeiter finden sich in Godofelassie; andere Gewerbe sind nicht nöthig, da jeder sich selbst seine Kleider näht und niemand Schuhe trägt. Die Leute von Sarae wohnen in Tsuqlo, den sudanarabischen Thuql (طُقُل) in Namen und Form ähnlich, d. i. runden Steinhäusern mit konischem Strohdach, während dem Hamasen das Hydmo eigen ist, d. i. das viereckige Steinhaus mit flachem Dach. Die Gräber befinden sich neben der Kirche in dem geweihten Hof; nur Excommunicirte werden nicht da begraben. Früher wurde der Todte in einer steinernen Grabkammer beigesetzt; doch tritt an ihre Stelle allmählig das einfache Verschütten ohne Sarg, wie das auch bei allen Mohammedanern gebräuchlich ist.

Die herrschende Religion ist das Christenthum; Kirchen befinden sich in jedem grössern Dorf, immer an den sie umgebenden Bäumen erkennbar. Die Ehen werden selten damit unauflöslich geschlossen, dass die Vermählten zusammen communiciren. Dagegen ist die Beichte allgemein üblich. Der Islam ist fremd und nur wenig verbreitet; seine Anhänger sind fast nur Ansassen ohne Grundbesitz; sie bilden ein Drittheil der Bevölkerung von Godofelassie und sind Handelsleute und Baumwollenweber. Von Geisterglauben sah ich keine Spur; dagegen viel Glauben an Vorbedeutungen, Träume, Wahrsagerei, Talismane, Zauberer und Werwölfe (Buda).

Die Leute von Sarae sind durchschnittlich eher lang gewachsen; ihre Farbe geht vom Olivengelb in's Braun (hamelmél); ganz schwarz ist selten. Sie haben kleine, eher braune Augen; Stumpfnasen, wenig aber feine Haare, meist von schwarzer, selten von rother Farbe und wenig Bart. Im Gegensatz zum Hamasen und den andern Nordabyssiniern haben sie Waden. Die Hautfarbe ist frischer als im Hamasen, dessen Bewohner aschgrau aussehen, was wohl den herrschenden Winden zuzuschreiben ist. Schönheiten sind selten; die Frauen sind im Allgemeinen schöner als die Männer, was im

Hamasen gar nicht der Fall ist. Blinde oder sonst von der Natur Vernachlässigte sind selten. Man sieht viel recht alte Leute und man sähe viel mehr, wenn es der Krieg erlaubte.

Die Bewohner von Sarae sind sehr unerschrocken; sie sind gute Reiter von Haus aus und könnten sich ihren Nachbarn furchtbar machen, wenn sie einig wären. Sie zeichnen sich durch Redlichkeit für verwahrtes Gut aus; es kommt oft vor, dass ein Fremder in der Bedrängniss sein Gut im ersten besten Haus niederlegt, ohne alle Zeugen, und nicht darum betrogen wird. Diess ist um so lobenswerther, da die Leute von Sarae sehr habsüchtig sind und dem Reiz des Geldes kaum etwas widersteht. Deswegen sind sie untereinander gar nicht edelmüthig; der Starke drückt den Schwachen, soviel er kann. Zwist folgt und Uneinigkeit und sollten sie sich auch einmal gegen die drohende Gefahr vereinigen, so ist es dem fremden Feind leicht, einen der Häuptlinge nach dem andern vom Bund abwendig zu machen. Deswegen kann das Sarae sich nicht unabhängig erhalten; Heilu, der es mit Waffengewalt nie hätte unterwerfen können, löste den gegen ihn geschlossenen Bund dadurch auf, dass er die Vornehmsten mit Versprechen und Geschenken vom Gemeinwohl abtrünnig machte. Trotz der Habgier aber sind die Leute hier nicht so bettlerisch wie im Hamasen, wo dem Reisenden und Fremden das Leben oft sauer genug gemacht wird. Was den Volkscharakter betrifft, so ist es immer schwer, allgemein gültige Sätze aufzustellen: doch schienen mir die Leute im Allgemeinen kalt und ruhig zu sein; sie brausen selten auf, aber einmal erzeugter Zorn wurzelt ewig. Der Jähzorn ist verachtet, da er leichten, schnell besänftigten Sinn verräth. Freundschaft ist schwer zu erwerben, aber wird um so dauerhafter und aufopferungsfähiger. Dankbarkeit ist ihnen nicht fremd. Gesunder klarer prosaischer Verstand ist allgemein. Die Gastfreundschaft wird hoch gehalten; das Geleitsrecht wird immer noch geübt, oft indem der Wirth seinem fort-

ziehenden Gast nur seinen Stab als Pass und Kennzeichen des Schutzes mitgibt.

Die Leute von Sarae sind im Allgemeinen treu; sie werden gute, wahrhafte, redliche Diener und brave Soldaten. Die Sitten sind noch viel besser, als im Tigré, wo die durchziehenden Kaufleute alle Sittlichkeit und Ehrlichkeit verbannt haben; doch thun die als Soldaten im Lande hausenden Amhara das Mögliche, die guten Sitten zu verderben. Hausdiebstahl ist verachtet und selten; dagegen ist Raub eine Ehrensache, solange er gegen die Stammfeinde gerichtet ist. Die Sitten des Landes können nicht schlecht genannt werden und sind es schon nicht wegen des kalten trägen Temperaments des Volkes, das geschlechtliche Enthaltsamkeit mit sich führt. Den Mädchen und Frauen kann selten etwas vorgeworfen werden; dagegen sind geschiedene Frauen und Wittwen schon ihrer hülflosen Lage wegen nicht so streng gehütet. Eigentliche Prostitution ist selten, ausser auf den Marktplätzen, wie Godofelassie. Venerie ist von Amharasoldaten eingeführt worden. Die meisten Leute leben hier und im Hamasen mit der gleichen einen Frau bis zum Tode; doch gibt es auch Fälle von Scheidung und Polygamie, besonders unter den Vornehmeren.

Die Bevölkerung nährt sich fast nur von Vegetabilien; Fleisch wird nur ausnahmsweise an Festtagen genossen; selbst bei der Leichenfeier (dem sogenannten Regaṣ, Meshaq), werden nur wenig Kühe geopfert, ganz verschieden von den Grenzvölkern, wie z. B. den Bogos, die wahre Hekatomben hinschlachten und für den Todten an einem Tage mehr ausgeben, als während seines ganzen Lebens.

Die Sprache des Volkes ist das Tigriña, das diesseits des Takkazé herrscht; doch wird es hier viel schöner und verständlicher ausgesprochen, als im Hamasen. Das Amharische ist als Herrschersprache sehr verbreitet und beliebt.

Schliessen wir mit einigen Bemerkungen über Gebräuche und Recht des Volkes. Ist ein Kind geboren, so wird kein

Mann in's Haus gelassen, bis der Pfarrer mit geweihtem Wasser es gereinigt hat; diess geschieht schon den dritten Tag. Die Geburt eines Knaben wird mit siebenmaligem, eines Mädchens mit fünfmaligem Freudenschrei begrüsst. Beschneidung ist für beide Geschlechter üblich und zwar wenige Tage schon nach der Geburt; nicht aber die Incision, wie sie bei den Grenzvölkern Sitte ist. Das Fest der Volljährigkeit, das bei den Bogos immer noch üblich ist, ist hier ausser Brauch gekommen. Wie bei den Grenzvölkern, geht die Verlobung oft sehr früh vor sich, von welcher Zeit an Braut und Bräutigam sich gegenseitig ausweichen. Der Heirathscontract ist der Art, dass der Vater des Mädchens bei der Hochzeit fünfmal den Werth geben muss, den er bei der Verlobung vom Vater des Knaben empfangen; der Betrag wird Gemeingut des Paares und bei allfälliger Scheidung zur Hälfte getheilt. Ausserdem sollte der Bräutigam den Nackenpreis, der selten zehn Thaler übersteigt, bezahlen, was aber gewöhnlich so lange hinausgeschoben wird, bis eine Scheidung den Anspruch rechtlich erledigt. Die Frau hat ausser dem natürlichen Anhalt an ihre Familie immer einen eigenen Anwalt und Bürgen, der sie ihrem Manne gegenüber schützt. Eigenthümlich ist der Brauch, dass die Frau in der ersten Zeit einen grossen Theil des Jahres im väterlichen Hause zubringt, wo sie der Mann besuchen muss. Auf Vernachlässigung der Frau, Streit, Beschimpfung und Schlag stehen empfindliche Geldstrafen. Die Wittwe wird hier zu Lande niemals von ihrem Schwager wieder geheirathet, doch habe ich den Zöllner von Godofelassie, den sogenannten Neggadéras, gekannt, der trotz des Verbots der Kirche seines Bruders Wittwe zu sich nahm und ebenso ein Stiefbruder des verstorbenen Alula von Tsasega; dieses Vergehen wird aber mit Excommunication bestraft. Die Wittwe trägt ihr Leid zwei Jahre. Die geschiedene Frau darf sich erst nach zwei Monaten wieder verheirathen, um alle Ungewissheit über allfällige Schwangerschaft zu vermeiden. Der Schwängerer ausser der Ehe wird meistens zur Ehe gezwungen

und zahlt dann dem Vater einfach den Nackenpreis von zwölf Thalern; sonst wird er deswegen nicht zur Rede gestellt und Bastarde werden überhaupt nicht verachtet. Die meisten Fürsten von Abyssinien haben natürliche Söhne, die oft ihre Nachfolger werden; so ist selbst Heilu, der jetzige Fürst von Tsasega, ein Bastard.

Die Frau theilt im vollsten Masse die Haus- und Feldarbeit; auch die Reichste steht vor Tage auf, mahlt Getreide, bäckt das Brod und geht auf das Feld, wo nur der Pflug dem Mann vorbehalten ist. Dagegen hat sie viel mehr Autorität im Hause, als z. B. die Bogosfrau und steht dem Mann ebenbürtig zur Seite; sie erzieht ihre Kinder sehr streng und hat daher in ihrem Alter mehr Dankbarkeit zu gewärtigen, als die nachsichtige Bogosmutter. Ihre gewöhnliche Kleidung ist ein langes weites Hemd und das Quari als Ueberwurf; den Kopf haben sie unbedeckt, das Gesicht unverhüllt. Man rühmt die Fruchtbarkeit der Frauen des Sarae und des Hamasen. Das im Tiefland gewöhnliche Rauchbad (Tannet, Dish), ist hier auch noch üblich und theilweise sogar im Tigré jenseits des Mareb. Der Welde Ginni (der Teufelssohn), eine Art krampfhaften Zustandes, der mit Beschwörung, Tanz und Gesang vertrieben wird, kommt hier viel seltener vor, als bei den Bogos, doch ist er um so langwieriger. Auch hier verbirgt sich die Frau vor ihrem Tochtermann; dagegen erlaubt ihr die Sitte, den Namen ihres Mannes auszusprechen.

Als Beweismittel vor Gericht gelten Zeugen, auch für das Alibi, dann der Wotwotam oder das geheime Geständniss eines Schuldigen und der Qerr, d. h. der Wiederfund des gestohlenen Gutes, wo dann der Käufer zur Restitution angehalten wird. Dem Kläger kommt der Zeugenbeweis zu, in Abwesenheit desselben reinigt sich der Beklagte mit dem Eid in der Kirche. Der Bürge, hier Methen genannt, wenn zur Zahlung angehalten, hat seinem Schuldner gegenüber nur das Recht auf einfache Restitution.

Will jemand ein gekauftes Grundstück wieder verkaufen,

so muss er es zuerst dem früheren Besitzer zum Kauf antragen. Holz neben dem Felde gehört dem Bauer, wilder Honig jedenfalls dem Finder. Ausgeliehenes Gut, wenn verloren, kann nicht reclamirt werden. Jedes Geschenk ist eine wahre Schuld, die zurückgefordert werden kann. Das Gut und die Schulden des Vaters erben die Kinder, die vor seinem Tode noch nicht ausgesteuert waren, und die Frau des Verstorbenen, jede Person zu gleichen Theilen; der Erstgeborne hat keinen Vorzug. Der Vater hat aber das Recht zu testiren.

Diebstahl wird im Landesrecht nie peinlich bestraft; der Dieb wird zu einfacher Restitution angehalten; sind der Diebe aber mehrere, aus verschiedenen Dörfern, so muss jeder den ganzen Betrag des gestohlenen Gutes erstatten. Der Ackerdieb wird mit Schlägen gezüchtigt. Ein gestohlener Pflug wird mit einem Ochsen erstattet. Für das Blut gilt ein nomineller Preis von 120 Kühen, für Verwundung von 50 Kühen; doch ist Mord im Lande selten und dem Ausland gegenüber gehört er in's Völkerrecht. Ebenso wird, wenn die einzelnen Stämme sich bekriegen, das Blut der im Kampfe Gefallenen durchaus nicht berechnet; des Streites müde, machen sie gewöhnlich im Bausch und Bogen Frieden. Gegen Mörder aber, die das Land unsicher machen, wird auch im Lande Blutrecht gehalten. Ist man um einen Preis übereingekommen, so helfen sich die Verwandten gegenseitig, ohne gesetzlich aber in der Weise der Bogos eine Verantwortlichkeit (Ṭerq) zu haben.

Von Mai Sheka nach Adiabo

(16. bis 21. November 1861).

Zwei Wege führen von Mai Tsade nach Adiabo; der eine überschreitet das Marebthal bei Gundet und steigt südwestlich zur Hochebene von Shiré hinauf, die sich nordwärts gegen Adiabo abflacht. Dieser Weg ist lang, bequem und ziemlich bekannt. Der andere schneidet den Bogen und setzt erst über den Strom, um nach Adiabo hinaufzusteigen; er ist kurz, aber sehr zerrissen, beschwerlich und nie begangen. Wir wählten der Neuheit wegen diesen Weg, der ziemlich regelmässig nach Westen geht. Wir nahmen herzlichen Abschied von unseren Freunden in Mai Sheka; nur Keflai wollte uns erst den folgenden Morgen verlassen. Wir hatten sechs Leute von Mai Tsade gemiethet, da wir nur einen einzigen Diener, einen Bogos, Namens Din, von Keren mitgebracht hatten. Wir hatten Mehl von Thef und Dagussa, ein wenig Reis, rothen Pfeffer und Kaffee; alle unsere Sachen wurden auf Maulthiere gepackt; das Barometer trug ein eigens dafür bestellter Mann. Mai Sheka liegt gerade am Rande des Gebirgsabhanges, da wo das Thal von Gundet in den compacten Plateaustock eine schmale Zunge ausschneidet, die uns als das Thal von Fasion bekannt ist. Der Abfall wird durch

eine Terrasse vermittelt, wozu der Weg langsam hinabführt. Von dieser Terrasse bis zur Tiefe des Thales ist ein zweiter steilerer Abhang, den das Felsgeröll sehr beschwerlich macht.

Das Tiefthal, das sich so in den Gebirgsstock eindrängt und damit den Hauptstock von Mai Tsade von dem südlichen auf den Mareb direct hinabschauenden Tafelland durch einen Abgrund von etwa 1000 Fuss trennt, heisst an seiner Wurzel Mai Hötem, am Abhang Fasion, dann Sheich Marhé und bei seinem Ausgange in das breite offene Thal von Gundet Mai Gömm'e; es ist kaum eine halbe Stunde breit und von einem Torrent durchzogen, der nur hier und da fliessendes Wasser hat und selten perennirendes. Es ist nicht bewohnt, wird aber von den Bewohnern der Höhe mit langfruchtiger Mashella, Dagussa und Qolla-Thef bebaut; Gerste und Mashella Woqar kommen nicht mehr vor. Wir finden in der Tiefe Granitblöcke und rothe Erde, im Bache aber das gleiche Geröll, das die Ebenen von Mai Tsade so unwegsam macht und wohl vom Wasser hinabgeschwemmt worden ist; dagegen ist die schwarze Dagaerde zurückgeblieben. Auch die Vegetation hat sich schon ganz verändert; von Sykomoren sehen wir die Daro durch die Shagla ersetzt und Mimosen herrschen vor. Wir bringen die Nacht vom 16. November bei Sheich Marhé zu, auf einer Uferebene. Wir haben eine klare und kalte Nacht. Unsere Maulthiere füttern wir mit dem sehr nahrhaften Dagussastroh vom nahen Felde; es macht neben dem der Gerste in diesen Ländern das Hauptfutter aus; nur Weizenstroh wird für schädlich gehalten.

Den 17. Nov. verlassen wir den Torrent bei Mai Gömm'e, einem Tränkeplatz, wo wir in die freie Ebene von Gundet heraustreten; hier führt der Weg nach Adua linksab zwischen Hügeln durch direct zum Mareb, der nur 2 Stunden von hier entfernt und von der Ebene Gundet theilweise durch den Berg von Aila getrennt ist. Unser Weg geht westlich ab dem Höhenzug von Barakít und Kohein zu, von dem uns eine 4 Stunden breite Ebene trennt. Wir nehmen hier von Keflai

herzlichen Abschied und kommen über gut bebaute Ebenen nach Mai Kodo, einem von NW. kommenden, kein Geröll mehr, sondern feinen Sand führenden breiten Torrent. Wir lassen zahlreiche zu Gundet gehörige Dörfer links und durchziehen die freie Ebene, die ganz unmerklichen, aber beständigen Fall gegen Westen hat und mit sehr schön stehendem schwarzen und weissen Qolla-Thef, Dagussa und besonders prachtvoller fast reifer Mashella bebaut ist. Die Dagussa ist schon geschnitten und wartet in Stöcken geschichtet des Dreschers.

Als wir an einem der Dörfer, Az Sejabo, vorbeikamen, ritt uns ein Sohn Aito Achilla's, in der Meinung, wir seien eine zollpflichtige Karawane, ziemlich weit nach. Achilla war der weit und breit berühmte Häuptling von Gundet; er zählte seine Kühe bis auf 999 Stück und besass Elefantengewehre die Menge; er hatte vierzig Söhne, fast so viel wie Priamos und starb als fast hundertjähriger Greis. Doch hatte er noch vor dem Tode des Schicksals Laune erfahren müssen: der Herrscher des Semien, Dedjas Ubié, brandschatzte ihn oft und hielt ihn sogar einige Zeit gefangen. Jetzt ist der schon damals geschmälerte Reichthum vollends zersplittert worden. Sein Sohn ritt ein schönes weisses Ross; er selbst sah schön und fett aus, gerade wie ein Nebtab im Barka, wie denn alle Leute von Gundet durch schöne Hautfarbe sich vor den Bewohnern des Hochlandes auszeichnen; auch in Charakter und Sitte gleichen sie eher den Bewohnern der Nordgrenze von Abyssinien; politisch stehen sie unter Heilu, ohne aber zum Sarae zu gehören; ihr Ursprung ist ungewiss. Achilla's Sohn forderte uns auf, zu halten; als er uns aber als Fremde erkannte, ersuchte er uns bei ihm einzukehren; als wir Eile vorschützten, glaubte er, wir könnten ihm auch hier etwas von unsern Schätzen zur Erinnerung mitgeben, was ihm aber von unsern Leuten ernstlich verwiesen wurde. So ritten wir bis Mai Sabri weiter.

Die durchzogene ganz flache Ebene von Gundet weist einen

rothen, fruchtbaren Boden; das hier und da hervortretende Gestein ist mürber Thonschiefer und Granit. Eisen kommt nicht vor. Die Vegetation ist ganz wie im Bogoslande; Rhamnus Nebeka mit vielen Früchten und der Higlig (Qoget) sind die charakteristischen Bäume. Fieber sind häufig. Wasser ist sehr selten, oft in bis 40 Fuss tiefen Brunnen. Die Torrente haben keine dauernde Strömung, ausser Mai Sabri, das auch nur an einigen Stellen fliesst. Dieser Torrent hat ein sandiges Bett; er entspringt von Tsade Qelei, dem Einschnitt zwischen der Hochebene Mai Tsade und Maragus, und vereinigt sich mit Sheich Marhé. Das Gebiet von Gundet reicht bis Mai Sabri; seine Dörfer liegen alle auf Anhöhen. Unmittelbar am Mareb am Fusse des erwähnten Berges liegt Aila, dessen Bewohner Brüder von Kohein sind. Der Rest der Ebene westlich von Mai Sabri ist Gult (Pfründe) von Az Mongunti, dessen Unterthanen hier mehrere Dörfer bewohnen. Am Nordwest-Ende der Ebene, die sich bis an den Abfall von Maragus erstreckt, liegt Az Bochro, dessen Bewohner Brüder der Sarae sind und Baumwolle pflanzen. Die Fortsetzung der Ebene gegen Nordwest wäre die Baraka Kohein, wenn sie nicht von einem unbedeutenden wasserscheidenden Sattel davon unvollständig getrennt wäre.

Von Mai Sabri setzen wir die Reise in der Ebene noch eine Stunde fort; sie ist ganz flach mit langsamer Steigung und theilweise mit Quarzitstückchen bedeckt, bis zum Abhange der Hügelkette Barakit. Der Abhang zeigt sich sehr steil. Der Gau Barakit besteht aus einem in der Hauptsache mit Kohein parallelgehenden Höhenzug, der aber im Einzelnen sehr zersplittert ist. Von fern betrachtet liegt er dem Lande Kohein als vermittelnde Terrasse vor; doch einerseits mangelt ihm jede Flächenentwickelung, das Ganze löst sich in ein Chaos vereinzelter Höhen auf, die unter sich nur sehr unvollkommen zusammenhängen; anderseits trennt ein Abgrund die beiden Gaue, den nur selten sehr schmale, unwegsame Querzüge überbrücken. So besteht Barakit aus lauter An-

höhen und Abhängen; die Anhöhen tragen natürlich nur kleine Weiler, da das zerrissene Terrain kein grösseres Zusammenwohnen erlaubt. Da aber die Abhänge äusserlich aus Erde bestehen und der Fels mangelt, so sind sie alle bebaubar. Dieses Hügelland mahnt völlig an das Ansebaland der Bogos, mit dem es die verwirrten aber sanften Formen und die Bäume, besonders den Ebermet, gemein hat. Die Bewohner sind Unterthanen von Az Mongunti; sie leiden besonders im Sommer an Wassermangel, da der abschüssige Boden keine Quelle ernähren kann. Jetzt findet sich noch Wasser in Felströgen und Schluchten; im Sommer holen sie es von Mai Sabri. Wir finden die Höhen mit schönem langkolbigem Durra bebaut und theilweise mit Gerste. Wir übernachten in Mäs'häl und lagern in dem sehr sauber gekehrten Gehöfte des Dorfvorstehers. Die Häuser sind bald Hydmo, bald Thuqlo, wie in Mai Tsade, von nettgebauten Steinmauern umschlossen, in denen gewöhnlich eine grössere Familie zusammenwohnt. Die Leute sehen eher schwarz aus; die Frauen sind denen der Bogos ähnlich, besonders in der Frisur der Haare, die sie nach beiden Seiten flechten. Wir sehen viele Hunde und Hühner. Wir werden mit Shiro, Thefbrod und Bier gut bewirthet.

Von Mäs'häl zur Höhe von Kohein führen uns (den 18. November), sehr steile und tiefe Abgründe, die den Weg für uns und besonders für die Packthiere sehr beschwerlich machen. Wir müssen den ganzen Weg zu Fuss machen, so uneben ist er. Die Abhänge zwischen Barakit und Kohein zeigen Glimmerschiefer, aber weniger Wald, als der östliche Abhang von Barakit; Taḥses und Qulqual herrschen vor. Der östliche Abhang von Kohein ist sehr steil, aber von morschem, senkrecht stehendem Schiefer weich gebildet. Auf der Höhe von Kohein, die ziemlich über Barakit hinausragt, finden wir vereinzelte Granitblöcke. Wir gehen an kleinern Dörfern vorbei bis zum Wasser von Debri, das in einer ganz engen, tiefen Schlucht das Land trennt. Diess ist das einzige Was-

ser, das wir seit Mäs'häl gefunden. Wir finden hier Daro-Sykomoren und Tserg'a; von Wild stossen uns nur Perlhühner auf.

Die Schlucht, in der sich das Wasser von Debri findet, liegt etwa 300 Fuss tiefer als das gleichnamige Dorf, zu dem wir den sehr steilen Abhang hinaufklimmen. Von da bis zum Dorfe Kesad Gua, unserem Nachtlager, ist nur eine halbe Stunde; das Aussehen des Landes verändert sich jenseits Debri; die Höhenzüge zeigen sich uns weniger zerrissen und entwickeln einige wenn auch nicht ausgedehnte Hochflächen, die kaum 200 Fuss unter dem Niveau von Mai Sheka liegen. Der Weg geht immer auf und ab, aber nicht mehr so radical; das Gestein bleibt das gleiche. Zwischen Debri und Kesad Gua ist eine Höhe, wo wir gegen West und Nord eine sehr weite Aussicht bekommen, die uns das geographische Bild des Landes deutlich macht. Wir befinden uns auf einer Insel, gegen Süd und West vom Mareb umschlossen; von Norden klüftet sie die Baraka von Maragus und Qolla Sarae ab. Uns gegenüber jenseits des tiefen Marebthals die Daga des Tigré, die nach Nordwest schrägüberlaufend zum Shiré und Adiabo sich abdacht. An schönen mit weissem Thef und Gerste bebauten Feldern vorbei gelangen wir gegen Abend nach Kesad Gua (Krähenhals), so genannt von einer schwarzen Felsmasse über dem Dorfe; es ist ein kleiner halb aus Thuqlo, halb aus Hydmo bestehender Weiler. Wir klopfen am ersten und schönsten Hofe an; in Abwesenheit des Hausherrn ladet uns die Frau ein, einzukehren. Der Hof umzäunt mit hohen gut gebauten Mauern ein grosses Haus, das sich an die eine Mauer anlehnt. Wir breiten unsere Decken im Hofe aus und ich schicke einen der Leute in's Dorf, um nachzufragen, ob keine Milch zu kaufen sei. Mit ihm kommen mehrere Frauen mit frisch gemolkener Milch. Eine derselben wirft sich vor mir nieder und bittet mich um die Absolution: ich sage ihr, sie möge in Frieden ziehen. Das durfte uns nicht wundern; da man hier noch keine Europäer gesehen, hielt man uns für

Kopten vom Stamm des Bischofs von Abyssinien; da der Diener nach Milch fragte, fürchtete die Frau, ich würde ihre Kühe verfluchen und kam deshalb, um sich freizukaufen. Timor domini! Als es Nacht geworden, kam auch der Hausherr von seinen Feldern in der Baraka zurück, ein alter kurzer, fast grauer Mann mit einem pockennarbigen, mutzen Gesicht, aber gutmüthigen Augen; der brave Mann — sein Name darf schon aufgeschrieben werden — heisst Welde Hauariat (Apostelsohn). Er bringt uns einen grossen Topf Bier, viele weisse Thefbrode und ein schönes Schaf und entschuldigt sich noch, dass er nicht mehr geben könne. Ich hörte von unsern Leuten, er sei früher sehr vermögend gewesen, jetzt aber heruntergekommen. Die Milch liessen wir uns schmecken, das Bier gaben wir unsern Leuten.

Wir benutzen den Frühmorgen des 19. November, um Directionen zu nehmen, wobei uns unser Wirth behülflich ist. Vor der Abreise lässt er uns noch Milch und speciell für die Herren starkgebrautes Bier bringen. Wir nehmen freundlichen Abschied von ihm und gehen den Morgen bis zum unfernen Mai Mené. Der Weg geht fast eben bergab; das Aussehen des Landes, Vegetation und Gestein gleicht ganz der Gegend um Gundebertina (am Anseba). Wir finden wenig Vegetation; wieder kommen in abenteuerlichen Formen Granitblöcke vor; sie drängen sich oft so zusammen, dass sie den Weg verengen. Der Boden ist rother Thon, nur ganz unten am Wasser finden wir eigentlichen Granitschutt. Noch diesseits des Wassers überschreiten wir einen grossen von Daro beschatteten Platz, wo jeden Samstag Markt gehalten wird. Da der Platz zwischen Godofelassie und Adiabo fast in der Mitte liegt, so wird er von beiden Seiten sehr besucht. Das Dorf von Mai Mené liegt ein paar Minuten jenseits des Wassers auf einer Anhöhe. Wir lagern uns neben dem Torrent, der zwischen bebauten Hügeln abwärts südlich dem Mareb sich zuwendet, im Schatten einer Daro. Wir finden oberflächliches, aber

nicht fliessendes Wasser. Wir schlachten unser mitgebrachtes Schaf und warten den Nachmittag ab.

Von Mai Mené westlich durchziehen wir die erste Stunde eine ziemlich breite Ebene; die Gegend wird immer wilder, die Felsblöcke mächtiger, ihre Figuren grotesker; doch ist alles cultivirt. Die zweite Stunde läuft der Weg auf einem schmalen Gebirgsrücken, der uns den doppelten Abhang zeigt; doch sind auch diese Abhänge angebaut; wir passiren Felder von Mashella mit Dagussa und noch öfter mit schöngewachsener Baumwolle vermischt. In der dritten Stunde sehen wir uns gegenüber die Ebene von Mai Gorṣo, klein aber in ihrer ganzen Fläche von eng zusammengebauten Weilern und schönfruchtenden Feldern bedeckt. Der Gebirgsrücken führt nun so zur jenseitigen Ebene hinüber, dass er sich als fussbreiter Grat concav einbeugt, zu beiden Seiten mit jähen Abhängen, die aber sorgfältig meist mit Baumwolle bepflanzt sind. Mai Gorṣo bildet so eine Halbinsel. Das Dorf besteht aus mehreren aneinanderliegenden Weilern; die Häuser sind Thuqlo, in dem Durra halb verborgen. Der Raum ist so kostbar gehalten, dass die Felder bis an die Wohnungen anreichen und nur ein enger eingezäunter Pfad dazuführt. Wir reiten in's Dorf hinein; da aber der Shum zum Kaiser gereist ist und sich sonst niemand unserer annehmen will, so ziehen wir uns unter einen Nebekbaum über dem Dorfe zurück und lagern. Da wir hören, dass im Dorfe böse Fieber herrschen, die von den Bauern vom Mareb hinaufgeschleppt werden, so trösten wir uns über die unfreundliche Aufnahme. Unsere Leute sind so glücklich, an den Abhängen etwas Holz zu finden; zum fernen Wasser zeigt ihnen ein Eingeborner den Weg. Wir werden von Mücken sehr geplagt; die Nacht verkältet ein sehr starker Wind. Alles trägt natürlich dazu bei, uns diese einsame Ebene, die auch der Bäume entbehrt, in nicht zu freundlichem Lichte erscheinen zu lassen. Freilich erfreuen den Blick die schönen fleissigen Pflanzungen, wo kein Plätzchen brach liegt und selbst der Abgrund benutzt wird. Aber die

Freude verbittert der Gedanke, dass es Menschen sind, die hier an den Pflug gespannt werden. Der benachbarte Mareb ist der Viehzucht feindlich. Mag es eine Fliege sein, die wirklich die Kühe todtsticht, oder aber eine Epidemie, die man sich mit dem Vorhandensein dieser Fliege erklären will, der sogenannte Hedro vernichtet alles Vieh. Ich konnte die Fliege nicht sehen, die das Unheil bewirken soll; es wäre möglich, dass es die Tsetse ist. Denkbar ist aber auch, dass der Grund der Krankheit im Marebklima liegt; denn in Afrika wird auch das Wechselfieber auf gleiche Weise nicht dem Klima, sondern dem Mückenstich zugeschrieben. Sicher ist freilich, dass eine Art Bremsen besonders im obern Barka vorkommt; wir haben eine besonders schlimme, die einer Biene ähnlich sah, auf der Mareareise kennen gelernt; die Bewohner des Barka brauchen sich aber nicht sehr davor zu fürchten, indem der Feind sich auf die unzähligen Heerden vertheilt. Deswegen sieht man im Herbst die Heerden der Beni Amer auf sehr kleinem Raum zusammengedrängt und dieser Umstand würde die Schuld allerdings auf die Fliegen werfen. Thatsache ist, dass der Hedro an diesem Mareb kein Vieh aufkommen lässt; die Leute von Mai Gorṣo kaufen sich jeden Frühling wieder Pflugstiere, um sie nach der Regenzeit wieder zu verlieren. Diess gilt auch von Adi Golbo, das südlich von hier auch auf den Mareb hinunterschaut und ebenso von Mai Daro im Lande der Kunáma. In Abwesenheit der Viehzucht ist der Mensch um so mehr auf den Ackerbau angewiesen, trotzdem er ihn allein besorgen muss. So spannen die Männer sich selbst je zwei zusammen an den Pflug, indem sie das Joch mit den Händen über dem Nacken halten; der Pflug ist der gleiche, nur leichter gebaut. Am Ende des Feldes wird Brod und Bier aufgestellt und bei jeder neuen Furche eine Stärkung eingenommen. Es ist möglich, dass die harte unmenschliche Arbeit den Menschen ungastfreundlich gemacht hat; jedenfalls hat sie ihn athletisch entwickelt; die Leute von Mai Gorṣo sind gedrungene Gestalten mit ungemein breiter

Brust; sie haben darin viel Aehnlichkeit mit den Kunáma, denen sie vielleicht verwandt gewesen sein mögen, obgleich der herrschende Theil des Gaues von Kohein stammt. Das Leben muss immerhin ein ganz anderes sein, wo man keine Milch kennt und Fleisch nur von den Reicheren an Festtagen vom Markt von Mai Mené geholt wird. Ziegen und Esel sind zwar dem Hedro nicht ausgesetzt, doch sahen wir wenig Ziegen; Esel aber werden hier und da an den Pflug gespannt. Der Reiche unterscheidet sich dadurch, dass er mehr Tagelöhner an den Pflug spannen kann. Die Leute von Mai Gorṣo, von Adi Gallo und Adi Golbo, die alle auf Ausläufern von Kohein über dem Marebthal wohnen, cultiviren alle in seiner Tiefe. Bevor wir zu ihm hinabsteigen, wollen wir einige Bemerkungen über das Land Kohein einschalten.

Im Zusammenhang mit Barakit stellt sich uns Kohein, wie gesagt, als eine Art Insel dar, die auf der einen Seite der Mareb umfliesst, auf der andern ein grosses Tiefthal, die sogenannte Baraka, umzingelt. Diese Baraka, die ihr Wasser nordwestlich dem Mareb zuschickt, gehört den Leuten von Kohein und Barakit. Der Name Baraka (das „k“ sprechen die Abyssinier gebrochen fast wie ein „ch“ aus) ist synonym mit dem amharischen Berha und wohl auch mit dem Tigréwort Barka und bedeutet eine tiefgelegene Wildniss, wo der Mensch sich nicht fest ansiedelt. Sie ist sehr fruchtbar und durch ihre Lage heiss; sie wird zum Anbau von Qolla-Thef, Dagussa und Mashella benutzt. Sie ist den Leuten dieses Landes, was das Barka den Bogos und Takue ist. Wie diese ist sie der Weide und dem Ackerbau günstig, aber den Menschen verjagen die kalten Fieber. Diese Baraka nun legt sich als Tiefthal wie die Meerenge, die eine hohe vulkanische Insel vom Festland trennt, zwischen Kohein und die Qolla Sarae, eine Masse von Gebirgsketten, die sich nach Norden abdachen und bis jetzt von Europäern meines Wissens nicht besucht worden sind. Die Baraka läuft auf den Mareb hinaus und schenkt ihm seine Wasser. Sie wäre eine Fortsetzung des

Gundetthales, aber ein Sattel, der Maragus mit Kohein verbindet, bildet die Wasserscheide.

Geographisch rechnen wir zu Kohein auch Barakit, dann die drei Vorsprünge des Gebirges gegen Westen, Adi Golbo, Adi Gallo und Mai Gorṣo, die den Leuten von Kohein verwandt sein sollen. Interessant ist ein nördlicher schmaler Ausläufer, Debre Mariam, wo eine Art Einsiedelei angelegt ist. (Debr bedeutet im Tigré jeden Berg, im Abyssinischen aber einen Klosterberg.)

Kohein leidet allgemein an Wassermangel, weil die Zerrissenheit des Bodens, der selten als Fläche sich gestaltet, das Regenwasser schnell abfliessen lässt. Deswegen trocknet sogar Mai Mené im Hochsommer oft aus und dann sind die Bewohner genöthigt, sich ihren Bedarf sehr weit in den umliegenden Tiefthälern zu holen, die Barakit von Mai Sabri, die Kohein aus der Baraka, die Mai Gorṣo vom Mareb.

Trotz der theilweisen Erhabenheit rechnen die Abyssinier das Land Kohein zur Qolla. Von Feldfrüchten gedeiht noch Gerste, aber kein Weizen. Baumwolle findet sich am westlichen Ende. Die Leute des eigentlichen Kohein haben wenig aber schönes Vieh; sie cultiviren mit Stieren. Dem Lande mangelt wie gesagt die weite Fläche, wenn auch das eigentliche Kohein günstiger entwickelt ist, als das Vorland Barakit. Dennoch werden die steilsten Abhänge zur Cultur fleissig benutzt und sie beweisen, wie der Mensch durch Hindernisse erst Energie bekommt. Man sieht die Abgründe schön bebaut und sie erlauben es, da sie nicht felsige Oberfläche vorweisen. Wir fanden den westlichen Theil zwischen Mai Mené und Mai Gorṣo von Felsblöcken übersäet, aber auch hier wohlweislich jeden Schuh sorgfältig umgehackt und mit Baumwolle bepflanzt, da die Felsen die Feuchtigkeit länger bewahren. Was die Bewohner betrifft, so kennen wir schon ihre Abstammung als Kinder des Sarae; sie stehen jetzt unter Heilu, als Theil der Statthalterschaft diesseits des Mareb (Negarít Mareb mellash). Da ihr Land schon etwas tiefer liegt,

so sehen sie eher den Bogos ähnlich oder den Leuten des Barka; besonders gleichen sie ihnen in der Schönheit der Haut, worin sich alle Niederländer auszeichnen.

Mai Gorṣo fällt direct zum Mareb ab; wir steigen den 20. November den Berg hinunter, wie er in angelehnten Pfeilern allmählig sich abdacht. So geht der Weg auf verästeten Graten, die oft nur einen Fuss breit über die Kluft gebaut sind; der kleinste Fehltritt würde den Gehenden unwiederbringlich verderben. Die Abhänge sind mit hohem Gras bedeckt; der herrschende Baum ist der Wolwol mit der Papyrusrinde; der Boden besteht aus schwärzlichem vermoderten Schiefer; Fels fehlt und auch die Cultur. Diese Gebirgsgrate führen zum eigentlichen Abhang, der jäh aber schnell uns bei Arákebu zum Mareb hinunterbringt.

Das Marebthal ist hier etwa eine halbe Stunde breit. Der Strom ist links vom Wege durch Medebei Tabor beschränkt, das als ein ungeheurer wohl 3000 Fuss hoher senkrechter Felsstock bis dicht an das Wasser abfällt. Schon vom Sarae aus dient er als Wegweiser; er ist die Grenzscheide zwischen Shiré und Adiabo, auffallend durch seine kühne, viereckige, burgartige Ambaform, ähnlich dem Tsad'amba oder Shytel. Die Uferebenen des Mareb sind theilweise von hohem Schilf und wucherndem Gras bedeckt, theilweise mit Durra, Dagussa, Bohnen und Baumwolle bepflanzt. Auf dem rechten Ufer cultiviren die Leute von Mai Gorṣo, etwas weiter oben Az Gallo und Golbo, auf dem linken Ufer die Leute von Adiabo, alle natürlich nur mit Menschenhand. Das Strombett ist 150 Schritt breit, wovon aber nur ein Fünftel fliessendes untiefes Wasser hat. Das Bett ist sandig, ohne Fels und Stein, und zeigt wenig Fall; es macht hier viel Krümmungen. Die Uferebenen sind fast nicht über das Sandniveau erhaben und auf beiden Seiten flach. Diese Umstände machen das Thal so reich an tödlichen Fiebern. Es ist der Lieblingsaufenthalt des Löwen. Wir finden hier die gleichen Bäume, wie am Anseba: die Tamariske (Tarfa, Obel), die Ricinusstaude, viele

mit Früchten beladene Adansonien, ungeheure Mimosen und sehr häufig die Asclepias Oschar (hier Gend'e genannt). Tamarinden finden sich etwas höher, als Arákebu, aber durchaus keine Palmen. Die Gräser sind meist Gramineen, so das strohartige Sar Walid, das von den Bogos zum Dachdecken benutzt wird, dann das rankende den Boden überspinnende Serdetgras; die anliegenden Hügel hingegen zeigen das feine dem Thef so ähnliche röthliche Gras, das im Barka auf den Quarzithügeln so gemein ist. Das Wasser ist gut und frisch. Im Marebthal sind keine festen Ansiedlungen; die Leute des Hochlandes verlassen so schnell als möglich ihre eilig geerndteten Felder aus Furcht vor den Fiebern. Wir werden leider verhindert, die Höhe des Mareb über dem Meere zu bestimmen, da sich das Barometer gerade an diesem Punkte schadhaft zeigt und erst in Adiabo reparirt werden konnte. Ich schätze sie im Vergleich zu den uns bekannten Höhen und nach der Vegetation auf nahe an 4000 Fuss, besonders da die letztere ganz mit der von Gabena am Anseba von Bedjuk übereinstimmt.

Den Mareb überschreitend, halten wir uns dicht an dem links abliegenden Medebei Tabor, indem wir einen breiten, wasser- und fischreichen, von hohen Bäumen besetzten Torrent ansteigen, der, zwischen Shiré und Adiabo sich eine Kluft grabend, bei Arákebu in den Mareb fällt und ziemlich allmählig zum Hochland hinaufführt. Da er grosse Krümmungen macht und viele Felsabfälle hat, so verlassen wir ihn eine Zeitlang und suchen uns über die ihn begleitenden sehr zerklüfteten Hügelreihen einen beschwerlichen, von hohem Gras, Dornen und Wald verschlossenen Weg, der uns bei Woddach wieder zu dem erwähnten Torrent zurückführt. Nach fast dreistündigem beschwerlichen Marsche finden wir uns kaum mehr als eine Stunde vom Mareb entfernt. Auch hier zeigen die Uferebenen schöne Durrafelder, die den Bewohnern von Medebei Tabor gehören. Dagegen sind die anliegenden Hügel unbebaut. Der Torrent zeigt reichliches, aber nur als Teich zu Tage

tretendes Wasser. Wir lagern dicht an ihm unter einer Tamarinde; die Bauern bringen uns geröstete frische Durrakolben. Wir sind vom Mareb schon ziemlich gestiegen, aber mit bedeutenden Rückschritten, da wir uns über die vorstehenden querüberliegenden Hügelreihen den Weg suchen mussten. Diese Hügelzüge liegen ganz wüst und brach da; die vorherrschenden Bäume sind der Wolwol, die Adansonia (Dima), die ihm ähnliche Dürsel und der im Bogoslande so häufige Hafulestrauch mit brauner Frucht. Die Nacht ist lau und von wilden Thieren ungestört.

Den 21. November steigen wir zuerst sehr allmählig; das Terrain erhebt sich regelmässiger, eher als schiefe Ebene; aber der Weg muss durch das hohe Gras und die Dornensträuche erkämpft werden; das Ganze ist von hochstämmigem Wald wohlbedeckt. So kommen wir zum eigentlichen directen Gebirgsabhang, der nicht sehr steil, aber fast eine Stunde lang ist. Wir bemerken am Abhang eine sehr breite Kalkschicht und über ihr ockerfarbigen Thon. Der ganze Abhang ist mit Bambusrohr (Shimel, Höll) mit den langen schmalen Blättern und dem sehr schlanken ungeästeten Stamm dicht bewaldet. Auf der Höhe angelangt, kommen wir Berg auf Berg ab zu dem ersten Dorf von Adiabo, Gunnegunne, mit meist verfallenen Häusern. Es ist auch gegen Adiabo sehr vereinzelt gelegen; noch sehen wir nur ein sehr zerrissenes Hügelland. Noch einmal überschauen wir ganz Kohein, das uns in gleicher Höhe über dem Mareb entgegenschaut. Ein schmaler Grat führt nach der Hochebene hinüber, wo die Hauptansiedlungen von Adiabo angelegt sind und auch unser Ziel, Az Nebrid. Links fällt dieser Grat zu einer Kluft ab, die Adiabo vom Shiré scheidet und woraus der Torrent entspringt, den wir aufwärts gekommen. Rechts fällt er zu einem wellenförmigen Thal ab, das sich zur Ebene von Rohabaita wiedererhebt. Die vor uns liegende Ebene stellt sich als ein Kessel dar, wovon nur die Ränder bewohnt und bebaut sind, während sich in seiner Tiefe allein reichliches Wasser als Teich

findet und ein sehr dorniger Wald. Auf dem Rand des Kessels erheben sich hier und da wohl 100 Fuss hohe Tafelberge, von Dörfern gekrönt. Auf einer solchen Tafel liegt Az Nebrid, das wir bei Einbruch der Nacht nach mühsamem Wege durch Gebüsch und jungfräuliches Gras erreichen.

Von Az Nebrid nach Mai Daro.

(26.—29. November).

Az Nebrid ist ein kleiner Weiler mit einer Kirche; es steht auf einer der erwähnten tafelartigen Erhebungen. Wir sattelten vor dem alleinstehenden Hofe ab, der Aito Tselala's Wohnungen umschliesst. Nach langem Warten führte uns ein Diener in ein nahestehendes Gehöft, wo wir so gut wie möglich unter freiem Himmel lagerten. Spät in der Nacht schickte uns der Häuptling einige Brodkuchen und einen grossen Krug Bier. Die Aufnahme schien nicht viel zu versprechen, aber wir hatten uns darauf gefasst gemacht und die Ruhe hatten wir alle nöthig, am meisten unsere Lastthiere, die von dem unaufhörlichen Bergauf- und Bergabsteigen ganz wund und matt geworden waren. Wir selbst hatten in dem zerklüfteten Lande unsere Reitthiere selten benutzen können.

Im Laufe des Morgens des 22. Novembers liess uns der Statthalter sagen, er erwarte uns auf dem freien Platze zwischen unsern Häusern; er wollte so der Etiquette von keiner Seite zu nahe treten. Wir gingen ihn zu begrüssen und sein rundes offenes Gesicht machte uns bald mit ihm vertraut. Er ist mittlerer Grösse, eher schwärzlich und in seinem Auftreten

sehr bescheiden, obgleich sein Muth weitbekannt ist. Er ist etwa 30 Jahr alt, der ältere Bruder des regierenden Aito Tsadiq, der, von seinem Besuche beim Kaiser zurückgekehrt, sich zur Zeit noch in Axum aufhielt. Tselala war Anhänger von Dedjas Negussie, was ihn beim Kaiser eben nicht empfehlen konnte; dazu hindert ihn seine stotternde Zunge, sich in öffentlichen Versammlungen geltend zu machen und mit einigen gut angebrachten Worten sich die Gunst des Herrn zu erwerben. So wurde der zungenfertige Tsadiq Herr von Adiabo, obgleich ihm seine Verwandten fast ebenbürtig zur Seite stehen. Tsadiq's Charakter wurde uns nicht sehr gerühmt, und seine Thaten stellen ihn in ein keineswegs günstiges Licht, während wir von Tselala durchaus als Freunde schieden. Kaum hatte ich, auf den Rasen niedergesessen, unser Anliegen eröffnet, so theilte mir Tselala mit, er beabsichtige selber, in längstens 14 Tagen einen Kriegszug durch das Land der Kunáma bis zu den Barea zu machen und er habe nichts dagegen, wenn ich die Armee begleite. Diess war nun freilich keine Freudenbotschaft, und ich deutete ihm auch an, dass eine Reise im Gefolge des Heeres uns wenig nützen würde, das Land kennen zu lernen. Wir trennten uns, ohne etwas abgeschlossen zu haben; im Laufe der Unterhaltung mussten wir die Neugierde der Herren befriedigen, das Fernrohr besonders wurde wiederholt probirt; zu Herrn Kinzelbach's Erstaunen aber hatten die Adiabo so scharfe Augen, dass das Fernrohr ihnen wenig nützen konnte. Die Abyssinier haben eine so übertriebene Idee von der Tragweite eines Fernrohrs, dass sie sogar ein Teleskop nicht befriedigen könnte. Sie erzählten mir, Theodoros habe den Marsch seines Gegenkönigs Negussie dem Wolkait zu von Adiabo aus mit dem Fernrohr verfolgt; überhaupt liebt jeder Fürst ein Fernrohr zu haben, ich denke aber kaum aus strategischen Gründen. Während so die Adiabo unsere Instrumente anstaunten, machten sie mit unserer Person gar kein Aufsehen. Es ist mir oft aufgefallen, dass die Afrikaner, die an Europäer ge-

wöhnt sind, gegen unsere Farbe viel intoleranter sind, als die Neulinge, wie hier, wo nur wenig Europäer hingekommen sind. Den Rest des Tages benutzten wir, uns mit den angesehensten Dienern von Tselala bekannt zu machen; wir sahen mehrere Bazensklaven mit etwas aufgeworfenen Lippen, aber mit ziemlich hellem Teint, sehr vollen Wimpern und schönen Augen. Wir wissen bereits, dass die Hauptbeschäftigung Adiabos der Krieg gegen die Bazen (oder Kunáma) und Barea ist, wobei es gewöhnlich auf Sklaven abgesehen ist. In den letzten Jahren war der Erfolg so gross, dass ganz Adiabo mit Bazensklaven überfüllt ist; die Barea kaufen ihre Angehörigen wenn immer möglich wieder zurück, während die Bazen sich nie um ihre verlorenen Landeskinder bekümmern. So werden die Adiabo, die es eigentlich auf ein Lösegeld absehen, förmliche Sklavenhändler; denn die Beute im Lande zu behalten, ist bei der Leichtigkeit der Flucht nicht räthlich. Die Sklaven wurden so zu sehr billigem Preis von den Sklavenhändlern aufgekauft, meist nur zu 10 Thalern. So ist man weitergegangen, als man sich wohl verzeihen möchte, aber der Gedanke, die Heiden zu bekämpfen, gegen die jedes Unrecht erlaubt sei, tröstet den christlichen Abyssinier.

Da wir uns, um die Lastthiere nicht zu überladen, in Mai Sheka nur mit dem nöthigsten Mehl versehen hatten, und hier durchaus nichts Getreideartiges aufzutreiben war, so waren wir sehr erfreut, als Aito Tselala uns gegen Abend eine Kuh, eine von jenen, die er vor Kurzem am Gash den Hadendoa abgenommen, zuschickte. Wir luden dazu einen Mann von den Bazen und einige Barea ein, die als Abgeordnete ihrer Gaue zufällig sich hier befanden, um die Stimmung ihres neuen Gebieters zu erforschen und über den Tribut zu verhandeln. Die Barea sprechen fertig Tigré und kennen meinen Namen schon, aber essen als Mohammedaner nicht mit, während der Bazen, Namens Ashku, leider kein fremdes Wort versteht, aber dem Essen um so mehr zuspricht.

Auch den folgenden Tag (23. November) konnten wir über

unsere Aussichten nicht in's Klare kommen. Nicht zu verkennen war, dass Tselala uns misstraute, da wir vorausgereist die Bazen und Barea von seinem Vorhaben in Kenntniss setzen konnten. Anderseits war er in seinem Rechte, uns nicht gerade Gunst erweisen zu wollen, da wir ja noch nicht Freundschaft geschlossen hatten. Denn nach abyssinischem Brauche ist das Geschenk das Thor der Liebe. Wir mussten uns entschliessen, etwas zu riskiren; wir liessen die zwei Vertrauten Tselala's kommen und baten sie, ihren Herrn günstig für uns zu stimmen; wir versprachen jedem eine kleine Belohnung im Falle des Gelingens. Der eine bat sich einen Thaler aus, des andern höchster Wunsch war eine kleine Taschenpistole, die nicht viel mehr werth war, zu besitzen; andere untergeordnete Diener wurden mit blauen Seidenbändern (Mateb) hoch erfreut; so hatten wir uns der Freundschaft der Diener versichert, die jedenfalls wichtiger ist, als die des Herrn. Endlich schickten wir durch meine Leute ein Steinschlossgewehr an Tselala. Es war diess das beste Geschenk, was wir machen konnten, da die Grenzvölker Abyssiniens in Adiabo und Wolkait solche Flinten mit langem starken Rohr sehr schätzen; das Schloss ist leichter in ein Luntenschloss umzuwandeln. Wir wurden sogleich zu Tselala geladen; in einem grossen Saal, wo auch Rosse und Maulthiere standen, waren alle seine Freunde und Diener versammelt; einem kleinen Pfefferragout mit schneeweissen Thefbroden (Tabita) folgte sehr guter Tedj. Tselala dankte uns sehr herzlich und benachrichtigte uns, dass er heute nach Az Daro auf den Marktplatz reiten werde; da werde eine allgemeine Versammlung der Herren von Adiabo über den Bazenzug einen endgültigen Beschluss fassen und es werde jedenfalls davon abhängen, was er für uns thun könne. So mussten wir uns wieder gedulden; unsere Reise war nicht unmöglich geworden, aber der beabsichtigte Heerzug konnte uns doch nur schaden. Leute, die wir nach dem Markte Az Daro, etwa $2\frac{1}{2}$ Stunden von hier, schickten, kamen Abends leer

zurück. Getreide und Schmalz war gar nicht auf dem Markte zu sehen, sondern allein rother Pfeffer, womit wir schon versehen waren. So mussten wir uns an unser Fleisch halten, das wir wie trockene Wäsche in lange Riemen zerschnitten aufgehängt hatten. Wir erhielten den ganzen Tag durch vielen Besuch, doch benahmen sich die Leute sehr höflich, ja freundlich gegen uns; wir trieben einen kleinen Tauschhandel mit Pfeffer, Antimonium und blauer Seide, womit wir uns Bier und etwas Schmalz verschafften. Milch ist in Adiabo gar nicht zu Hause. Wir fanden die Temperatur sehr warm, sogar des Nachts.

Endlich Sonntags den 24. vernehmen wir, dass Aito Tselala zurück ist und mit ihm mehrere Häuptlinge, seine Verwandten. Wir finden sie auf dem neben der Kirche befindlichen Gottesacker, wo eben einer der Vornehmsten des Stammes begraben wird. Hunderte von Männern und Frauen sitzen in weitem Kreise, in dessen Mitte die nächsten Verwandten des Todten sich die Wangen blutig reissen und mit vielen Leidgeberden sein Klagelied singen, worauf die ganze Versammlung respondirt. Nach beendigter Feier kommt Tselala auf mich zu, mit ihm die mächtigsten Herren des Landes und Aschku und die drei Bazen; wir setzen uns neben der Kirche auf den Boden. Zu unserer grossen Freude kündigt Tselala mir an, er und seine Brüder hätten nichts gegen mein Project; ich möge die vierzehn Tage, wo noch Friede sei, wie ich wolle benutzen. Er bittet mich, vor der ganzen Versammlung unser Vorhaben auseinanderzusetzen; dann beeidigt mich sein erster Rath, der Belata Lebassie, und umgekehrt mein Diener den Tselala und seine Verwandten. Ich verspreche feierlich, auf unserer Reise nie etwas zu sagen oder zu thun, was dem Interesse des Kaisers und des Landes Adiabo schädlich sein könnte. Tselala und seine Brüder schwören, mich immer als Freund und Bruder anzusehen und für mich auf dieser Reise mit ihrem Blute einzustehen. Sie bitten mich, das Mögliche zu thun, das gute Einverständniss von Adiabo mit dem Nie-

derlande von Barka zu befördern, so viel mir möglich. Verwünschungen werden gegen den Eidbrüchigen ausgesprochen und von beiden Seiten mit Amen bekräftigt. Dann ladet Tselala die Abgeordneten von den Bazen und Barka vor sich. Er kündet ihnen meine Reise an, befiehlt ihnen, mich bis in's Barka zu begleiten, wo ich ihrer Hülfe nicht mehr bedürfe; unser Herr Tsadiq und dieser rothe Mann sind einer und derselbe für euch; ist er todt, so ist Tsadiq todt, droht er ihnen. Der Abgeordnete der Bazen antwortet, man solle keine Furcht haben, ich sei auf seinem Kopfe, und so die Barea.

Nach dieser Verhandlung musste das Fernrohr auch den andern Häuptlingen vorgezeigt werden. Tselala lässt uns sagen, wir möchten so wenig als möglich von unserer Habe vorzeigen, denn er würde es als unser Wirth ungern sehen, wenn wir nun auch all den Häuptlingen den Zoll bezahlen müssten. Wir kommen aber mit einigen Zündkapseln wohlfeil weg. Wir bringen den Tag mit Ashku und den Barea zu und werden schnell mit ihnen vertraut; sie schildern uns ihre precäre zwischen Türken und Abyssiniern eingezwängte Lage, ohne dass der eine den andern forttriebe; sie klagen über ihr ungewisses Verhältniss zu Tsadiq, der nicht friedliche Herrschaft suche, sondern Vorwand zum Krieg; man sehe sie hier kaum für Menschen an, trotzdem ihnen die Abyssinier in Cultur nicht überlegen seien. Ich musste die Gerechtigkeit dieser Bemerkung zugeben, da es eben allen unterdrückten Völkern von Afrika gar nicht an einer gewissen Bildung fehlt, aber an Einheit, worin ihnen die monotheistischen Völker so überlegen sind.

Erst gegen Abend sind wir in unserer Hütte Herren und Meister; wir zünden unsere der Astronomie reservirten Stearinkerzen an und Herr Kinzelbach macht sich daran, das am Mareb untauglich gewordene Barometer zu repariren. Wir entfernen das Quecksilber; die Röhre ist unbeschädigt, aber die Bänder sind von jahrelangem Liegen morsch geworden. Wir haben glücklicherweise blaue Seide; unsere Abyssinier

spinnen daraus starken Faden; wir binden alles neu; das Quecksilber wird gereinigt und die Luft ausgekocht. Erst gegen Morgen ist das Werk vollbracht. Ich würde Reisenden, die sich nirgends lange aufhalten können und denen es nicht um mathematische Genauigkeit zu thun ist, nie solche Barometer anempfehlen,, da sie immer einen eigenen Träger erfordern, auf deren Sorge man sich selten ganz verlassen kann. Jedenfalls müsste der Reisende dann das Instrument auch zu repariren verstehen. Die Spiralbarometer scheinen mir nicht zuverlässig. Das einfachste leicht transportable Instrument zur Höhenbestimmung ist gewiss das Hypsometer; nur müsste es für bergige Gegenden in sehr kleinem Massstab angefertigt werden.

Den 25. November rüsten wir uns zur Abreise. Wir finden drei Soldaten von Adiabo, die uns nur bis Mai Daro begleiten wollen, da das Aufgebot sie zu Hause finden muss; sie sollen unsere Packthiere besorgen. Wir benutzen den Tag, um uns mit den Verhältnissen des Landes bekannter zu machen und nehmen mit dem Compass die nöthigen Directionen. Da Tselala vernommen hat, dass wir uns gar kein Mehl verschaffen konnten, so ladet er unsere Leute ein, von seinem Acker soviel Thef zu schneiden, als wir nöthig finden; darauf vertheilen wir es unter die Frauen des Dorfes zum Mahlen. Auch erhalten wir von ihm Honig und einen grossen Topf braunes Dagussabier, das wir mit unseren Barea zusammen trinken. Die erste Fremdheit überwunden, behandeln uns die Leute schon mit viel mehr Freundschaft; es fehlt nun an allem Nöthigen nicht mehr; eine Frau bringt uns Schmalz, die andere sogar Milch.

Dienstag den 26. November brachen wir von Az Nebrid auf. Die Leute, die uns von Mai Tsade her begleitet hatten, kehrten jetzt zurück; sie begleiteten uns zum Dorf hinaus, ebenso Tselala mit seinem Gefolge. Der Abschied war herzlich; jeder wünschte uns aufrichtig glückliche Reise, um so mehr, da das Land der Bazen seit Menschengedenken nie

friedlich durchzogen worden war. Auch Tselala's Frau liess uns Adieu sagen und schickte uns noch Pfefferconfitüre (Dülleh) und einen Vorrath Weizenbrod. Unsere Gesellschaft bestand jetzt aus uns zwei Europäern, dem treuen Din und vier Soldaten von Adiabo; dann begleitete uns der erwähnte Ashku und die drei Barea, zwei von ihnen zu Pferd. Bis an die Grenze des bewohnten Landes, Tsade Mudri, gab uns Belata Lebassie das Geleit. Von der Tafelerhöhung von Az Nebrid hinabgestiegen, geht der Weg über ein wellenförmiges, bebautes Land an mehreren Dörfern ziemlich eben vorbei. Tsade Mudri selbst ist aus mehreren Dörfern zusammengesetzt und bildet jetzt die letzte Ansiedlung von Adiabo gegen Norden. Von diesem Punkte hatten wir zum ersten Male freie Aussicht gegen W. und SW. bis zum Berge Dorkutan in Wolkait und zum Takkazéthal, das von Hügelreihen begleitet ist; gerade unter uns sinkt das Hochland in tiefem Abgrunde zu einer sehr einförmigen, regelmässigen Tiefebene, einer sogenannten Baraka, ab, die sich auch gegen Norden fortsetzt, wo wir sie wieder treffen sollen. Während also Adiabo, eine tiefere Terrasse des Shiré, im Osten vom Marebthal abgeschnitten ist, fällt es im Westen zu der Baraka ab, die nur von Höhenzügen längs des Takkazé, als Wasserscheide gegen den Mareb hin, unterbrochen bis an den Fuss der Wolkaitberge reicht. In die Fortsetzung dieser Tiefebene fällt Adiabo auch nordwärts ab, aber allmähliger stufenweise.

Einmal den ersten ziemlich jähen aber kurzen Abhang hinab geht der Weg etwa drei Stunden fortwährend abwärts. Diese schiefe Ebene zeigt sich als Hügelland mit Thonschiefer und Quarz, das oft mit schwarzem, ganz steinlosem, durchlöchertem Schlammboden abwechselt. Die ganze Ebene liegt vollkommen öd und wüst da, von ziemlich lichtem niederem Wald bedeckt; charakteristisch ist das ungeheuer hohe Schilfgras, das den Reiter vollständig verbirgt. Wir sehen viel Elefantenmist von der letzten Regenzeit her. Wild und Vögel fehlen ganz; Wasser findet sich nur hier und da in unbedeu-

tenden Bachrinnen. Wir passiren die Plätze von mehreren Dörfern, die seit lange verlassen sind, da die Bewohner, zu sehr den Ueberfällen der Kunáma ausgesetzt, sich bis Tsade Mudri zurückgezogen haben. Noch zeigen sich die Spuren früherer Kirchen, die immer an dem Euphorbienhain, der sie umgibt, kenntlich sind. Wir langen gegen Abend bei einem etwa 15 Schritt breiten Torrent an, der kein fliessendes Wasser hat, aber hier und da, wie an unserem Lagerplatz, den unterirdischen Strom in grossen Lachen oder Teichen zu Tage treten lässt. Sein Regenwasser schickt er ostwärts zu dem unfernen Mareb. Wir bringen in dem sandigen Bett eine kalte Nacht zu. Den namenlosen Ort wollen wir nach der naheliegenden Dorfruine Az Berai nennen.

Der Morgenmarsch vom 27. November ging bis Herret durch mehr hügeliges, oft felsiges Land. Das Terrain erhebt sich von Az Berai weg, die Hügel zeigen uns grünen Schiefer; das Land wird immer zerrissener, öder, baum- und graslos und voll von Dornen; der Weg führt auf und ab zu einer Anhöhe gerade über dem Wasser von Herret, wo wir uns wieder orientiren können, da ein letzter Berg uns die Aussicht auf die naheliegende Tiefe der Baraka nur halb verdeckt und rückwärts Adiabos Felsenblöcke noch einmal sichtbar werden. Weit hinter der Tiefebene treten schon die Berge der Kunáma jenseits Mai Daro hervor. Rechts von uns jenseits des Marebthals sehen wir die Berge von Thuql, zu Qolla Sarae gehörig, die sich dem Mareb parallel bis zum Barkaland hinziehen, gegen den Mareb steil abfallend, gegen Norden in's Barka sich abflachend. Wir haben unter diesem Morgenmarsch mehrere Bachrinnen passirt, die häufig Teiche zum Vorschein treten lassen. Ihr Bett ist immer sehr uneben und schmal. Auch Herret ist ein schmaler, von Felsen eingegrenzter Torrent mit einem ziemlich bedeutenden Teiche.

Der Weg Nachmittags führt direct bergauf auf die Hochfläche, von wo wir endlich eine ganz unverdeckte Aussicht erhalten auf die von fernen Bergen bis nach Bazen begrenzte

Tiefebene, mit welcher der Berg in zwei Terrassen vermittelt ist. Wir bringen die Nacht auf der zweiten zu, wieder an einem wasserreichen Torrent mit Teichen, der Godgodo heisst. Das Aussehen des Landes verändert sich auf dem diesseitigen Abhang; der Wald wird stark und dicht, während der jenseitige Abhang dürr und kahl ist. Das hohe Schilfgras (Sar Wálid) macht einem sehr feinen thefähnlichen Halmgras Platz, das auch im Barkaland sich findet und den Boden gelb färbt. Das Gestein des Torrent ist horizontalliegender Schiefer, die Ebene mit Quarzstücken besäet.

Ein letzter Abhang führt uns den 28. November in die grosse Baraka, die sich vom Mareb bis zum Takkazé erstreckt. Die Aussicht ist wundervoll. Eine weitgedehnte Ebene, rechts von dem Hügelland des Mareb beschränkt, links bis unmittelbar an den Fuss von Adiabo sich hinziehend; im Südwesten ragt ganz entblösst Wolkait's Amba, der gewaltige Dorkutan, hinter dem Hügelland des Takkazé heraus. Die Ebene ist gleichmässig flach; eine grasreiche Steppe, aus der hier und da bewaldete Striche wie Inseln aus dem Meer herausschauen. Unser Weg geht dem mehr bewaldeten Ostrand der Steppe nach; der Boden zeigt nur wenig Unebenheit; das Land hat ganz den Charakter des Barka; die Bäume werden immer dorniger, worunter besonders der Kithri (Kedad) sich auszeichnet. Wir finden wieder die Fruchtbäume der Bogos (Hafule, Häde), die Adansonia schaut riesig gross aus dem niedern Wald heraus. Als Gras wechseln das erwähnte feine Thefgras mit Rohr und gröbern Gramineen.

Lange Strecken sind verbrannt; auch wir legen Feuer an, wo wir können, denn keine Heerde berauben wir der Weide, sondern wir bahnen den Nachfolgenden den Weg. Nur hier und da finden sich rundliche Erhebungen mit Quarzsteinchen übersäet; selten ist ein einsamer Felsblock hingeworfen. Granit haben wir diesseits des Mareb keinen mehr gesehen; das Gestein seit Adiabo ist Glimmerschiefer. Die Regel bildet ein rother, fetter, steinloser Thonboden, der nur hier und da mit

ganz und gar von jedem Baum entblössten Stellen mit einem schwarzen, löcherigen, aufgesprungenen Moorboden, ganz ähnlich dem abyssinischen als Misk bekannten, in Vertiefungen sich bildenden Moor abwechselt. Die ganze Ebene würde sehr fruchtbar sein; das auffallend frische Aussehen der Vegetation in dieser Zeit, wo bei den Bogos z. B. schon alles trocken ist, die grünen Blätter und das Gras zeugen von der Frische des Bodens. Diese Steppe steht seit undenklichen Zeiten wüst und leer, das ungestörte Revier der Elephanten, Rhinoceros, Büffel und Giraffen, von denen sich die Spuren reichlich finden. Die Feindseligkeit der Menschen hat das schönste Land zu einer unbetretenen Wüste gemacht, deren Vegetation dem Feuer geweiht ist, um des Menschen Fuss nicht zu hemmen. Nur selten wagen sich die Kunáma hierher, um den sehr reichlichen Honig auszunehmen, den die Bienen auf den Adansonien anlegen. Wieder finden wir die Termitenhügel, und selbst die Baumstämme sind oft ganz von ihren Erdkanälen bedeckt. Wild und Vögel sehen wir fast keine.

Die eigentliche Grenze der Kunáma oder der Bazen ist der Abhang gegen Godgodo; in der Steppe aber, die bis Tsade Mudri hinauflangt, bezeichnet ein mächtiger, isolirter Felsberg, der mit Godgodo parallel in der Tiefläche steht, Kássona genannt, den Punkt, worüber die Elefantenjäger von Adiabo nicht hinausgehen dürfen. Wir passiren den nur 20 Schritt breiten Torrent Abra, der aus der Steppe westlich sein Wasser zum Mareb schickt, und langen an einem zweiten Torrent, Dekeshbo, an, der die Grenze der Steppe bildet. Wir sehen wieder die Tamarinde und die schlanke Aie des Anseba. Dekeshbo's Teichwasser findet sich in einer felsigen Schlucht, in welcher die Hitze sehr fühlbar wird.

Von Dekeshbo lenken wir von Neuem in ein ziemlich steiniges Hügelland ein, das die Steppe vom nördlichen Mareb scheidet. Wir steigen einen ziemlich steilen Grat hinan, der uns vom jenseitigen Marebthal trennt. Die Hügel sind von Quarzsteinen bedeckt; spärliches Rohrgras zeigt sich; das

ganze wüste Aussehen dieser Hügel wird durch die schwarzverbrannten Strecken noch trauriger gemacht. Der Wald wird licht und niedrig, man kann ihn eher Gestrüpp nennen, dessen Dornen den Weg verschliessen und uns Hände und Gesicht zerreissen. Wir bringen eine windstille, eher warme Nacht auf einem Masebu genannten Hügel zu, wo kein Wasser zu finden ist. Das unserm Ashku gehörige Pferd, das sehr ermüdet ist, zwingt uns zu diesem Nachtlager, wo unsere Maulthiere kaum einen Halm finden. Merkwürdig sind uns die ruhigen Nächte; wir hören seit Adiabo nie den Schrei eines wilden Thieres, selbst die Hyäne scheint zu fehlen; auch Wild ist uns keins aufgestossen.

29. November. Bei Masebu hatten wir den Rücken des Hügelzuges erstiegen; nun steigen wir auf seiner andern Seite in ein Thal hinab, wo zum erstenmal wieder die Durracultur den menschlichen Bewohner verräth. Die Ufer des Torrent, mit dem wir abwärts gehen, sind mit prächtigen Bäumen besetzt, worunter sich die Adansonia und die sehr schön gewachsene Nebek auszeichnen; auch die Dumpalme wird sichtbar, aber nur als Strauch. Wir kommen den Strom rechts lassend durch Gebüsch und hohes Gras gegen den Hügel hin, worauf das Dorf Mai Daro steht. An seinem Fuss in einem Torrent stossen wir auf einen Haufen bewaffneter Leute. Wir kommen so unvorbereitet zu diesen Negern ausser der Menagerie, dass es auf beiden Seiten Eindruck macht. Wir greifen zu den Waffen und stehen einen Augenblick schweigend einander gegenüber. Doch geht uns unser Führer Ashku voraus; wenige Worte genügen, uns als Gäste von Tselala bekannt zu machen; die versammelten Leute sind der Häuptling von Mai Daro, Selass, und die Abgeordneten des Stammes Eimasa, die sich nach Adiabo begeben wollten, jetzt aber mit uns zurückkehren. Selass lässt uns sagen, wir seien bei ihm willkommen; wir steigen den steilen aber nicht sehr hohen Hügel hinauf, auf dem Mai Daro steht, und sehen vergnügt zum

dritten Mal unsern alten Freund, den Mareb, tief zu unsern Füssen.

Wir konnten nur zwei Tage in Mai Daro bleiben, weil wir nicht vom Heerzug hier überrascht sein wollten, ohne eigene Diener; zudem drangen die drei Barea, die mit uns gekommen waren und nun allein unsere Begleiter sein sollten, auf schleunige Abreise; ich glaube, wohl um der Verantwortlichkeit doch so bald als möglich enthoben zu sein. Wir waren übrigens sehr gut aufgenommen; auf Aito Tselala's Befehl wurde uns von unserm Wirth Selass eine Kuh gegeben, die von der ganzen Gesellschaft zusammen verzehrt wurde. Ferner hatte die freundliche Fürsorge desselben befohlen, es möge jedes Dorf von Mai Daro uns eine Kürbisschale voll Honig bringen, wovon wir uns auch ausschliesslich nährten. Wir hatten schon lange keinen Schmalz mehr, und hier war nicht das Milchland, uns damit zu versehen. Dagegen wurde das Brod, das man uns brachte, mit Sesambrei gewürzt. Auch kaufte einer der Barea uns für einen halben Thaler in Zeug etwa 6 Flaschen Honig, der aber nicht von Wachs und Schmutz frei war. Wir machten davon Honigwasser, das hier zu Lande allgemein getrunken wird, fett macht, aber auch sehr aufbläht.

Wir begegneten hier den Leuten von Eimasa, die unsere Abreise abwarteten, um nach Mai Daro in Tributangelegenheiten zu gehen. Ihr Haupt war ein gewisser Issa, ein Mann von sehr intelligentem Aussehen und eher einem Manne von Barka oder Algeden gleichsehend. Er kannte meinen Namen und lud uns ein, wenn wir je zurückkehren sollten, seinen Stamm zu besuchen; wir würden mit aller Sicherheit das Land bereisen können. Er hatte eine Idee, dass ihm die Europäer besonders den bedrohlichen Türken gegenüber von Nutzen sein könnten und verfehlte darum nicht, sich um unsere Freundschaft zu bemühen. Issa spielte in dieser Zeit eine eigentlich politische Rolle. Sein Stamm, Eimasa, den Barka und Algeden benachbart, ist immer den Angriffen der ägyptischen

Herrschaft in Kassala ausgesetzt; die Herren von Barka, Algeden, Sabderát führen mit ihrer Hülfe beständigen Krieg gegen die Kunáma. Issa, der alle die nöthigen Sprachen versteht, knüpfte ein Einverständniss mit Adiabo an, indem er diesem Tribut versprach, und dagegen seine Hülfe gegen die Niederlande in Anspruch nahm. Er hatte als Führer den Heerzug gegen Mogelo begleitet; dann führte er die Truppe den Mareb (Gash) hinab bis Elit, wo die dort weidenden Hadendoa überfallen wurden. Jetzt ging er nach Adiabo, und leitete auch den nach unserer Abreise ausgeführten Zug gegen Mogoréb. So suchte er alle Nachbarn seines Stammes einzuschüchtern und ihnen Frieden abzuzwingen.

Wir werden von den Leuten von Mai Daro sehr freundlich behandelt, was wir offenbar der guten Empfehlung unseres Führers Ashku zu verdanken hatten. Er liess uns sogleich sagen, wir möchten ohne Scheu unsere astronomischen Beobachtungen anstellen, und so erscholl zum ersten Male auch hier Herrn Kinzelbach's „stop", so abergläubisch es auch gedeutet wurde. Doch war es nicht leicht, zu arbeiten. Die Leute, die, von ihrer Feldarbeit erlöst, nichts anderes zu thun hatten, liessen sich's nicht nehmen, herumzustehen, wo man gern allein wäre. Sie hatten nichts einzuwenden, aber sie begriffen nicht, wie viel Ruhe man dazu nöthig hat. Dazu brannte die Sonne, als wenn wir in Massua wären. Uebrigens konnten wir uns keineswegs beklagen, da wir in dem halbcivilisirten Abyssinien immer mehr Argwohn und lästiges Aufsehen erregt hatten, als bei diesen sogenannten Wilden. Wir mussten sie sogar ob ihrer Ruhe bewundern, da nach allen ihren Fragen kein Zweifel obwalten konnte, dass sie uns für wahre Astrologen und Hexenmeister ansahen. Es scheint, dass die Wilden in vielen Sachen noch viel vernünftiger und toleranter sind, als die Halbwilden, vorzüglich was die verschiedene Hautfarbe angeht.

Die Aussicht von Mai Daro ist durch die Hügel gegen Süd und West ganz beschränkt; freier ist sie im Norden, bis zu

der Terrasse von Alemmo und Betkom, zu der eine Fläche vom Mareb aufsteigt. Gerade unter uns haben wir den Mareb, dessen Lauf uns deutlich wird. Im Nordwesten begrenzen felsige Berge, die nach Eimasa führen, die Aussicht gerade über dem Mareb, im Südwesten sehen wir die Hügelzüge von Anal, zu denen der Mareb zurückkehrt. Diess um uns gegen Süden sich erstreckende Hügelland ist zum Theil sehr hoch und spärlich bewohnt; die Ebenen werden der Fieber und Feinde wegen gemieden. Gegen Westen hin geht die Aussicht frei zunächst zum offenen Marebthal, bis wo es gegen Süden ausbiegt und jenseits zu den sehr hohen Bergen von Thuql (Dembelas).

Ein längerer Aufenthalt in Mai Daro wäre wohl der sicherste Weg gewesen, über das ganze Land der Kunáma sich zu belehren und mit den verschiedenen Stämmen in Verbindung zu treten; es war uns aber nur vergönnt, anzubahnen, nicht mit Muse zu studiren.

Von Mai Daro nach Kassala.

(Den 1.—22. December 1861.)

Den 1. December früh verliessen wir Mai Daro; wir waren jetzt nur noch von Ashku und den Barea begleitet, da die von Adiabo mitgenommenen Soldaten schon hier zurückkehrten. Wir hatten glücklicherweise unsern Bogos, Din, der nun, da er allein stand, um so thätiger und allseitiger wurde. Das Packen der Maulthiere, das nur er verstand, war bei dem vielen Auf- und Absteigen keine leichte Arbeit und wir verloren damit immer viel Zeit. Wir lehnten die Begleitung von Selass ab, stiegen den Dorfhügel hinunter und kamen durch eine schöne, aber schmale mit ungeheuren (bis 40 Fuss hohen) Mimosen (ʿAqba) gut bewaldete, zum Theil cultivirte Ebene zum Mareb, der hier 180 Schritt breit ist, während sein Bett etwas weiter unten wohl das Doppelte beträgt. Er hatte schon kein fliessendes Wasser mehr; der Spiegel floss 4—5 Fuss unterirdisch. Sein Bett bestand aus offenem Sand ohne Fels und soll es von Medebei Tabor bis hierher ebenso sein. Doch fehlen von Zeit zu Zeit offene Lachen nicht, die nie versiegen. Die Uferebenen sind hier und da durch Hügel eingeschränkt. Wir sehen einzelne sehr hohe Dumpalmen.

Wir setzen über den Mareb und der Weg geht auf einer unmerklich aufsteigenden schiefen Ebene der nördlich querüberliegenden Berglinie entgegen, die durch die Terrasse von Alemmo und Betkom gebildet wird. Die Fläche ist oft von Hügeln unterbrochen, auf denen wir Dörfer wahrnehmen, die noch zu Balka gehören. Die Ebene bis zum Abhang des Berges ist sehr gut cultivirt; wir finden Durra, Duchn, Sesam und eine andere gurkenförmige Oelfrucht, die hier zu Lande Shebób genannt wird und auch in Algeden bekannt ist; sie wird mit Durra zusammengesäet. Die Erndte war schon vollendet. Das Land zeigte sich als sehr reicher schwarzer Alluvialboden, mit Löchern und Rissen, ganz wie bei Bisha. Die ganze Gegend ist baumarm, dagegen sind unbebaute Stellen mit Dornengesträuch dicht bewachsen. Die Hügel sind mit dem nackten blätterlosen Wolwol mit der grauen Papierrinde bewaldet. Nach dieser vier Stunden breiten Ebene steigen wir in dem Bett eines engen Torrent sanft zu der Kante empor, die als Wasserscheide die südliche Marebebene und die etwa 200 Fuss höhere Terrasse von Betkom trennt, deren Wasser alle dem Mogoréb und so dem Barkastrom zulaufen. Diese Terrasse besteht wieder aus mehreren übereinanderliegenden Ebenen, deren höchste, der Gau Afla, gerade auf das Barka hinabschaut. Wir lassen den Gau von Alemmo rechtsab und gelangen über mehrere breite Torrente an vielen Dörfern vorbei nach Tender, dem Wohnorte unseres Begleiters Ashku, das auf einem Hügel gelegen ist, gerade über einem Strome, der von Afla kommt und immer oberflächliches Wasser hat. Die auf dieser Terrasse befindlichen Dörfer gehören zu dem Gau Betkom.

Das Dorf Tender ist gross, die Häuser sind geräumig, aber von gleicher Bauart wie bei den Barea, glockenförmig. Die Leute scheinen sehr wohlhabend zu sein; wir sehen zahlreiche Heerden von Kühen, Schafen und Ziegen. Auffallend sind die Hunde, die sehr stark und böse sind, aber von auffallender Kleinheit. Ich erinnere mich nicht, die gleiche Art früher

gesehen zu haben. Ashku räumt uns eine grosse leere Hütte ein; wir werden mit gutem Brod und Polenta versorgt, ebenso mit Bier, sodass wir uns schon bei den Barea wähnen.

Den 2. December verbrachten wir umringt von Leuten, die von allen Dörfern herkamen, um uns zu begrüssen. Jeder Neuangekommene drückt uns die Hand und setzt sich. Die Leute sehen nicht so wohlbeleibt aus, als in Mai Daro, wohl wegen des häufigen Genusses des Bieres; auch in der Farbe und dem Körper gleichen sie mehr den benachbarten Barea. Wir werden von einem Mann von Alemmo besucht, der, in seiner Jugend geraubt, unter den Türken in Kassala sieben Jahre lang Soldat gewesen war; er hatte seinen Abschied genommen und war dann den sichersten Weg den Gashfluss hinaufgekommen, bis er auf Landsleute traf, die ihn nach seiner Heimat geleiteten. Er sprach geläufig Arabisch und die Civilisation hatte ihn doch etwas angesteckt; er gedachte mit Sehnsucht des Soldatenlebens, doch schien er sich recht wohl zu befinden und er fand seine Landsleute ebenso gut, als jedes andere Volk; nur bedauerte er die Abwesenheit aller Religion, deren er freilich auch wenig übrig hatte. Wir waren den ganzen Tag in einem grossen Gedränge; Leute der ganzen Umgegend brachten Bier und Brod, um unsere Anwesenheit zu feiern. Ashku liess eine Kuh schlachten. So glich unser Haus einer grossen Bierhalle. Unaufhörlich wurde Bier angefeuchtet und herumgereicht; die jüngern Leute warteten auf und vertheilten das gesottene Fleisch, indem sie sich ihrer Schilde als Schüsseln bedienten. Wer satt war, ging hinaus. Unter den Anwesenden, die das Haus füllten, sah ich ein paar Greise mit recht respectabeln Gesichtern, die mit vieler Ehrerbietung behandelt wurden. Die Kunáma hatten freilich auch einen politischen Zweck bei ihrem Besuche. Unser Führer Ashku war von dem Gau abgesandt worden, um sich mit Adiabo über den Tribut zu verständigen. Leider versteht er das Tigriña so schlecht, dass er wenig verhandeln konnte. Glücklicherweise waren wir da, um positive Nachrichten zu

geben. Alle Welt wusste, dass die Freundschaft Tselala's uns das Bazenland geöffnet hatte. Auch wussten sie, dass das Ansebaland, das früher noch viel elender gewesen als die Bazen, durch Vermittelung der europäischen Mächte politische Sicherheit den Türken gegenüber erlangt hatte. Wir sollten im Lande bleiben und Vermittler werden. Ich konnte sie natürlich nur auf eine ferne Zukunft vertrösten; heute seien wir ja nur Durchreisende.

So verbrachten wir einen sehr mühsamen Tag; wir waren in die dumpfe Hütte eingezwängt, aber Leute, die uns zu Ehren von weit hergekommen sind, darf man wohl nicht abweisen. Im Laufe des Tages bat mich der Wirth, ein paar Flintenschüsse im Hofe abzufeuern; das würde uns in den Augen der versammelten Leute höher stellen und das Land würde sich dadurch geehrt fühlen. Ich habe es ja auch in Mai Daro gethan und er hoffe, ich werde seine Landsleute wenigstens ebenso bereit finden, uns zu bewirthen, als die Bazen von Mai Daro. Ich konnte es ihm nicht abschlagen. Wir konnten mit der Aufnahme nur zufrieden sein, wenn es auch nicht an Leuten fehlte, die, unserm fremden Gesicht misstrauend, unsere Barea inständig baten, uns doch bald mit fortzunehmen. Wir hatten gute Gelegenheit, unsere Kenntniss des Landes zu erweitern; aber um uns ein vollständiges Bild davon zu machen, hätten wir uns viel länger aufhalten müssen. Am Abend verliessen uns die meisten Leute; dagegen versammelten sich die Greise des Gaues um uns, um über die Lage des Landes zu berathen. Dolmetscher war ein gewisser Burru, ein geborner Abyssinier, der, in seiner Jugend von Adiabo weggeraubt, hier auferzogen worden ist. Er spricht noch seine Muttersprache, aber er hat gar keine Lust, nach Abyssinien zurückzukehren, so gut gefiel es ihm hier. Die Leute vom Lande hatten ihn immer wie einen der Ihrigen behandelt und er kann ihnen jetzt als Dolmetscher den Abyssiniern gegenüber nützlich sein. Die versammelten Greise wollen von uns über ihre Zukunft belehrt sein; einerseits

glauben sie uns natürlicherweise mit den Absichten des Herrn von Adiabo vertraut, anderseits schreiben sie uns prophetische Gabe zu, denn sie sehen uns im Besitze der Schrift und der Sternkunde. Nach allem, was ich von Erfahrung weiss, antworte ich, dass sie sich jetzt vor Adiabo nicht zu fürchten brauchten, solange sie den Tribut entrichteten. Diess hat sich auch nachher bestätigt. Dann bitten sie mich, in Zukunft jedenfalls wiederzukommen und dann solle ich den Vermittler Abyssinien gegenüber machen; denn sie seien immer bereit, einen regelmässigen Tribut zu entrichten; Friede und Ruhe gingen ihnen über alles. Ich antworte ihnen, dass, wenn sie den Raub und den Mord ihres Gastes aufgäben, Gott auch ihnen bessere Zeiten geben würde; denn der schlechte Ruf des Landes verhindere den wohlwollenden Europäer, sie zu besuchen und ihnen behülflich zu sein. Wir sind, sagen sie mir, alle Kinder Adam's; aber wir sind getrennt von den andern Menschen; wir kennen Gott und sind in seinem Schutz, aber wir haben keine Formeln, keine Kirche und Fasten. Wir sind kein schlechtes Volk, aber wir stehen freundlos da, weil wir weder Christen noch Mohammedaner sind. Wir Europäer, sage ich, lieben alle Völker und wünschen den Leidenden zu helfen. Mögt Ihr, erwiedern die Greise, für immer den Frieden gebracht haben. So endete diese Unterhaltung. Ich will weitere Reflexionen aufsparen, um die Erzählung nicht zu unterbrechen.

3. December. Den folgenden Tag bat uns Ashku, unsere Abreise nicht zu beschleunigen; es seien noch mehrere Dörfer, die uns bewirthen wollten. Wir konnten nicht umhin, den Morgen uns noch aufzuhalten, besonders da unsere Barea mit dem unaufhörlichen Gelage sehr zufrieden waren. So hatten wir wieder grosse Gesellschaft, die sich freilich nicht sehr genirte; die Leute setzten sich sogar auf unsere Teppiche, die zugleich als Bett und Tisch dienten, ja einer schlägt mir vor, meinen Teppich um eine Kuh an ihn abzutreten. Ich erhielt einen Besuch von einer älteren Frau, die mir Hand und Stirn

küsste; sie war vor einigen Jahren von den Leuten von Adiabo nach dem Hamasen verkauft und von da zu den Bogos flüchtig geworden, wo wir sie aufnahmen und nach ihrer Heimat zurückschickten. Sie brachte uns einen kleinen Schlauch voll Mehl. Während meines Aufenthalts bei den Bogos hatten wir Europäer oft Gelegenheit, Sklaven in ihr Vaterland zurückzuschicken und jedenfalls ist diess der geeignetste Weg, sich ein Volk zu verpflichten. Einmal wurden fünf Sklavinnen von der Küste von Massua geraubt und über Keren gebracht, um sie im Barka zu verkaufen. Es war mir möglich, ihrer habhaft zu werden; ich liess ihnen die Wahl frei, ob sie zu ihren Herren nach Massua oder in ihre Heimat gehen wollten. Nur eine, die in Massua geboren war, kehrte zurück, die andern wünschten in ihr Vaterland zu gehen; eine war von den Barea, die andern von Samero und hier. — Wir verliessen das Dorf um Mittag; ich beschenkte unsern Wirth mit einem Thaler, einem Rasirmesser, Gewürznelken und einigen Glasperlen; er hatte nichts erwartet und drückte sehr einfach in seinem gebrochenen Tigriña seinen Dank aus: du gut, ich gut; du Freund, ich Freund. Von Tender kommen wir über Hügelland in einer Stunde nach Kerta, das aus drei Dörfern besteht; dicht liegt ihm Samero an, auf dem Abhange des Barealandes sehr luftig frei gelegen. Diese Dörfer sind volkreich und gut gebaut; sie stehen mit den Barea, deren unmittelbare Nachbarn sie sind, in beständigem freundlichen Verkehr. Von der Höhe von Samero liegt das ganze obere Barkaland frei vor uns und auch die kühne Spitze von Ashera und die weisse Burg (Tsad'amba) ragt in den Himmel empor.

Von Samero geht es ziemlich steil bergab bis zu den zwei Dörfern von Beigetta, wo wir Brunnen finden. Vom Abhang an gehört das Land den Barea. Den Torrent verfolgend, der das enge Thal von Beigetta bildet, treten wir in das breite Thal von Amida hinaus, in welchem die Hauptansiedlungen der Barea liegen. Wir schneiden es schief und kommen an

seiner gegenüberliegenden Seite, wo Dorf an Dorf liegt, zuletzt nach Mogelo, dem Marktplatz.

Wir bleiben in Mogelo bis zum 8. December. Einer unserer Bareabegleiter, Namens Hamid, der von hier gebürtig, lud uns freundlichst zu sich ein; er konnte uns freilich nur ein aus Matten errichtetes Zelt (Ablu) zur Verfügung stellen, denn das Dorf war im Frühjahr von Tsadiq's Soldaten eingeäschert worden und die Bewohner fühlten sich noch nicht sicher genug, ihre Häuser neu aufzubauen. So bivouaquirte alles in Zelten, die zur Nothdurft mit etwas Durraschilf bedeckt wurden; eine Schattenlaube diente als Atrium. Noch hatte sich das Dorf gar nicht von den Folgen dieser Verheerung erholt; die Heerden waren alle verloren, der Markt hatte das alte Leben nicht wiedererhalten und noch sehr viele der weggeführten Kinder und Frauen des Dorfes harrten in Adiabo des Lösegeldes. So fanden wir Mogelo gar nicht als das heitere blühende Dorf, wie es uns früher beschrieben worden; selbst der landesübliche Reigen (Goila) erschallt nicht mehr in der Nacht. Wir wurden von den Barea mit Bier, Brod und Fleisch reichlich versehen; unser Wirth wurde darin von seinen Landsleuten gehörig unterstützt und half uns redlich bei der Consumtion. Wir erhielten den ganzen Tag hindurch Besuche von den angesehensten Leuten des Landes, die mir viel über den Ruin ihres Vaterlandes klagten. Ich konnte ihnen freilich wenig Trost geben, denn mit Abyssinien steht Europa in keiner völkerrechtlichen Beziehung und das Experiment, das die Mächte mit den Bogos gemacht, möchten sie kaum für die Barea wiederholen; die Aegypter selbst würden kaum das Land aufgeben wollen. Unter den Besuchenden war auch Ahmed el-Negash, ein älterer Mann, Massuiner von Geburt; seine Mutter ist Bazen und er selbst unter den Barea verheirathet und seit lange angesessen. Er hatte im vergangenen Jahre für Tsadiq den Tribut der Barea eingezogen und war auf dem gleichen Weg, den wir gekommen, nach Adiabo hinaufgegangen, als Abgeordneter des Landes.

Er konnte furchtlos diese Strasse gehen, da es sein Mutterland ist. Er bereicherte meine Kenntniss des Bazenlandes und urtheilte besser über die Bazen als über die Barea; ihr einziger Fehler sei die Abneigung gegen die Fremden. Er hatte die Idee, es sollte in Mai Daro ein allgemeiner Markt für die Bazen eingerichtet werden, um das Land unter abyssinischer Oberhoheit dem allgemeinen Verkehr zu öffnen. Er war nicht gut auf Tsadiq zu sprechen; denn es sei ihm nur darum zu thun, das Land so viel wie möglich auszurauben und sich mit dem Lösegeld der Gefangenen zu bereichern; an eine friedliche Herrschaft über das eroberte Land denke er gar nicht, er sei eben immer eine Art indirecter Sklavenhändler, wie die sudanesischen Fürsten. Dagegen war er für dessen Bruder Tselala sehr eingenommen. Ahmed el-Negash hat einen Sohn, der ganz ein Barea geworden ist und sich als Räuber den Leuten von Barka furchtbar gemacht hat. Ahmed el-Negash bestätigt meine bisher gesammelten Notizen über den Lauf des Mareb.

Ich fand hier zwei Barea, die mütterlicherseits von den Bazen abstammen und das Tigré geläufig sprechen. Die kurze Zeit erlaubte mir nicht, meiner Arbeit über die Bazensprache die nöthige Vollständigkeit zu geben; sie scheint sehr complicirt gebaut zu sein und verlangt jedenfalls längeres Studium. So musste ich mich mit einem Vocabular begnügen. Auch verhinderten die den ganzen Tag herumstehenden Leute jede anhaltende Beschäftigung. Wir konnten keinen Augenblick in unserm engen Raum ungestört sein. Wir besuchten auch den Markt, der jeden Morgen auf einem freien Platze unterhalb des Dorfes gehalten wird; Vieh, Getreide und Honig wurde da feilgeboten, aber er sah ziemlich verlassen aus; besonders haben sich die Massuiner, die bei der vorhergegangenen Verwüstung viel eingebüsst hatten, fast ganz vom Platzhandel zurückgezogen.

Wir reisen den 8. von Mogelo ab; wir miethen zwei Kameele, da unsere Maulthiere den Rücken ganz wund haben

und die grosse Hitze sie sehr ermüdet hat. Wir nehmen den directen Weg über Mogoréb, der sich erst am östlichen Abhang von Algeden bei Taura mit der von uns und andern oft begangenen von Bisha herkommenden grossen Strasse vereinigt. Wir bringen die Nacht in dem nahegelegenen Ametta zu, wohin uns ein anderer unserer Bareabegleiter, Abdu Weld Hasballah, eingeladen hat. Der kurze Weg ist vollkommen eben; wir sehen wenig Bäume, darunter einige Dumpalmen. Wir werden hier sehr gut empfangen; Abdu bringt uns eine Ziege, Brod und Bier in Ueberfluss. Für die Weiterreise gibt er uns noch einen grossen Schlauch voll Mehl, das wir übrigens unversehrt nach Chartum brachten. Wir erhielten hier den Besuch eines alten Bekannten von mir, eines Handelsmannes von Massua gebürtig, Namens Ali Qáderi; er brachte eine Ziege und, was viel werthvoller war, er beschenkte uns mit einer neuen irdenen Kaffeekanne, da wir unsere eigene gerade nur bis Mogelo unversehrt gebracht hatten. Wir hätten gern noch einige Tage in diesem freundlichen Dorfe, wo die Leute bei Weitem nicht so zudringlich waren, zugebracht; wir wussten aber, dass der Heerzug von Adiabo nicht mehr lange auf sich warten lassen werde und es ist auch für den Freund gefährlich, sich in den Strom hineinzustellen.

Wir brachen den 9. früh auf; Abdu begleitete uns zu Pferd bis Algeden. Ausserdem hatten wir einige Barea bis Algeden gemiethet, um unsere Thiere und Gepäck zu besorgen. So wandten wir uns wieder westwärts. Von Ametta führt ein enges Thal wohl eine Stunde lang zu einem nicht hohen Sattel, der die Wasserscheide zwischen Amida und Mogoreib bildet; am Abhang sehen wir weissen Marmor und grosse Kalklager mit Thonschiefer abwechselnd, aber keinen Granit. Rechts haben wir einen Berg, der schroff und hoch sich bis Bisha hinzieht; seine Höhe ist bis in die Mitte von sehr grossem rundlichen Geröll bedeckt, das grosse Spalten offen lässt und wie der Berg von Bisha, den ich in frühern Jahren erstiegen habe, kupferroth und nackt aussieht, fast ohne Baum und

Strauch. Von dem Sattel steigen wir in ein anderes weiteres Thal hinunter und wir kommen, das noch zu Hagr gehörige Dorf Sherif links lassend, zu einem fliessenden von Tamarinden besetzten Wasser, das von Sherif kommend dem Mogoreib zugeht. Diesem Fluss nach führt uns ein ganz ebener, sanft sich abdachender Weg mit wenig Cultur zwischen Hügeln an mehreren Dörfern (Kafidjo links, Haze rechts) vorbei in das grosse von Süden nach Norden abfallende Thal von Mogoréb, an dessen Strom Mogoreib wir das Mittagslager nehmen. Das Thal ist etwa anderthalb Stunden breit, ganz eben, ohne Stein und Hügel, Alluvialland, mit schönen Feldern bedeckt. Wir haben uns gegenüber im Westen am Fusse eines Berges das Dorf Mahou. Im Süden ist das Thal von dem Höhenzug acht Stunden weit von Eimasa beschränkt; im Norden öffnet es sich in das freie Barka, dem es sein Wasser zuschickt. Hier wird viel Durra, Duchn und auch etwas Baumwolle gepflanzt. Die ganze Ebene hat durchaus das Aussehen des Barka, schön gefärbt von dem getrockneten niederliegenden gelben Heu. Wir lagern an den Brunnen (Eleféno), die ziemlich tief in den Torrent gegraben sind, unter Dumpalmen, die sehr häufig sind und immer nur den Strombetten nach vorkommen. Wir finden zahlreiche Heerden von Mogoréb, die hier getränkt werden. Die Herren derselben laden uns ein, die Nacht in dem nahegelegenen Dorf mit ihnen zuzubringen, was wir ablehnen müssen. Die Leute benehmen sich sehr artig gegen uns; es that uns sehr leid, einige Tage später hören zu müssen, der Heerzug von Adiabo habe sich hierher gewandt und alle die schönen Dörfer verbrannt und die gastlichen Heerden weggeraubt. Wir brechen von Eleféno der grossen Hitze wegen erst gegen Abend auf; wir lassen den nach Nordost laufenden Torrent rechts und treten zwischen kleinen Bergen durch in die grosse Ebene Serobeti hinaus zu einem Torrent Boka, der auch mit dem Mogoreib sich vereinigt und zeit- und stellenweise Wasser hält. Wir hatten rechts von uns den grossen breiten Berg, der, von Bisha über

Ametta westlich sich ausstreckend, das Thal Mogoréb von Osten einschränkt. Links lassen wir den Berg und das Thal von Az Negeb, das auch zum Mogoréb gehört. Der ganze Weg war mit Dornenwald und hohem Gras bedeckt, ohne Fels, fast ohne Unebenheit, der Lehmboden hier und da mit Quarztrümmern bedeckt. Trotz des bedeckten Himmels ist die Nacht sehr kalt.

Den 10. December verlassen wir die Ebene Serobeti, die sich nordwärts dem Barka zuneigt und steigen schräg über die vom Plateau von Algeden sich abdachenden Hügelreihen in den Strom von Taura hinab, wo sich der Weg von Bisha her vereinigt. Wir verfolgen ihn aufwärts bis zu einer Schlucht, wo sich im Fels linksab vom Wege Wasser findet. Das Gestein dieses engen Thales ist Thonschiefer; es ist mit Wonsa (Auhé), Tamrix und Nebek dicht besetzt. Der seit Eleféno durchzogene Strich ist sehr fruchtbar, aber ganz unbewohnt und als Grenze zwischen den Barea und Beni Amer'n sehr gefährlich; daher wird das schöne Heu von Serobeti selten abgeweidet.

Nachmittags steigen wir den langen aber nicht sehr steilen, felsigen Abhang des Tauratorrent entlang zum Plateau von Algeden hinauf in eine schöne Ebene, die zu Ona gehörig ihr Wasser dem südlichen Mareb (Gash) zuschickt und im Westen von dem Berg Dablot begrenzt ist. Ein kleiner Sattel führt uns an seinem westlichen Fuss zum Dorf Algeden.

Wir benutzten unsern Aufenthalt zur Besteigung des Dablot und zu einem südlichen Abstecher nach dem Mareb (jetzt Gash), wobei wir auf der Rückkehr Elit, das letzte Dorf der Bazen am rechten Gashufer, besuchten. Wir wurden von unserem alten Bekannten, Mohammed Nur, dem alten aber sehr rüstigen Sheich des Dorfes, empfangen; wir konnten uns über ihn gar nicht beklagen, doch fiel mir auf, dass in dieser Gegend die religiöse Intoleranz jährlich zunimmt. Man muss freilich bedenken, dass Algeden ein Grenzort gegen die heidnischen Bazen ist und sehr nahe am christlichen Abyssinien

liegt; so dürfen sich die Muslim hier wohl noch als kämpfende Kirche betrachten und selbst der uns sonst sehr freundschaftlich behandelnde Sheich Mohammed Nur bestrebte sich, uns gegenüber sogar seine Verachtung der Ungläubigen an's Licht zu stellen. Er kam mit Affectation immer auf die religiösen Controversen, was mir, dem es um geographische Kenntnisse zu thun war, ungelegen kam, wenn ich auch nicht verschmähe, mit einem Schriftgelehrten zu disputiren, wo man wenigstens Arabisch lernen kann. Diese Intoleranz, die man uns gegenüber entwickelt, wird gepflegt durch die grossen reisenden Sheichs, die zeitweise von Mekka ausgehend das Land predigend durchwandern und den Glauben neu beleben. Dieses Jahr war es der Gouverneur der Provinz Taka, Hassan Bei, selbst gewesen, der schon im Interesse der ägyptischen Herrschaft im Sudan die Gläubigen zur Einheit ermahnte; denn die Abyssinier griffen immer mehr in die Politik des Niederlandes ein und sprachen deutlich ihre Absicht aus, sich auch den Sudan zu erobern. Ich konnte aber wohl bemerken, dass Mohammed Nur den Türken nicht sehr gewogen war und vielleicht die Abyssinier ihnen vorgezogen hätte. Wenigstens stand er mit Adiabo in freundlichem Verkehr. Wir wollen übrigens unsern späteren Betrachtungen nicht vorgreifen. Hassan Bei war den Tag vor unserer Ankunft nach Tsaga zu den Beni Amer'n abgegangen; hier hatte er den Tribut von 2573 Thalern erhoben, welcher auf die Zahl der Felder berechnet ist.

Mohammed Nur erzählte uns viel von den Raubzügen, die Algeden und Sabderat gemeinschaftlich gegen die Bazen unternehmen; seit die letztern aber unter dem Schutz von Adiabo stehen, dessen Name im Niederland sehr gefürchtet ist, hat dieser Krieg ziemlich aufgehört. Auf meine Frage, was denn die Bazen verbrochen hätten, hatte Mohammed Nur die genügende Antwort, sie wollten ihnen weder Tribut zahlen, noch sich bekehren.

Trotz unserer vielen Nachfragen konnten wir nicht genau erfahren, woraus eigentlich die Bevölkerung von Algeden be-

stehe. Der Stamm Algeden wohnt in zwei Dörfern, das grössere heisst Algeden nach dem Stamme, theilt sich aber in vier besondere Niederlassungen:

1) Harámata, von Homran und Haffara bewohnt,
2) Eliti, von Elit-Bazen bewohnt,
3) Gellabát, von andern Bazen bewohnt,
4) Balot, von Belou bewohnt.

Das zweite kleinere Dorf heisst Bintána und liegt auf der hintern Seite des Dablot. Jedenfalls bilden den Kern der Bevölkerung Bazen, die aber schon seit lange islamitisirt sind; darauf deutet die Gemeindeverfassung, die keine Aristokratie kennt und keine Unterthanen. Auch soll es noch vor kurzem Regenmacher (Alfai) hier gegeben haben. Zu dieser Urbevölkerung kamen die Niedergelassenen. Einige behaupten nun, Algeden sei ein eigener Stammname und ihre Verwandtschaft mit den Belou komme nur von mütterlicher Seite her. Die Homran gehören zu den Shukrie, die wahrscheinlich Araber sind; die Haffara dagegen sind Kelou, die alte Einwohner des Landes sind und vom Nil bis zum Meer sich noch in spärlichen Resten erhalten haben. So ist Algeden höchst wahrscheinlich eine Niederlassung der Bazen, vermischt mit vielen Eingewanderten und mit den Nachbarn verschwägert. Sie sind alle eifrige Mohammedaner und sprechen Tigré. Sie sind tapfer, gewandte Reiter, gastfreundlich, haben viel schöne Heerden und treiben Ackerbau; ihre Pflanzungen liegen nördlich gegen Hauasheit, dann westlich bis Aradéb und südlich in der Ebene On bis fast nach Elit; sie bauen auch viel Sesam und Baumwolle, welche letztere im Dorfe gewoben wird. Die Häuser sind Thuql und reichen zwischen den Felsblöcken angenistet bis hoch an den Berg hinauf.

Den 12. December bestieg ich den dem Dorfe unmittelbar anliegenden Berg Dablot, der wenigstens 1000 Fuss über der Ebene sich erhebt, um gegen den Berg von Kassala hin einen freien Blick zu gewinnen. Wir konnten nur mit Lebensgefahr den Gipfel erklimmen; einer dabei geholten Erkältung muss

ich wohl die Fieber zuschreiben, die mich nachher so hartnäckig verfolgten. Ich fühlte mich denselben Tag schon unwohl, aber wir liessen uns deswegen nicht abhalten, einen längstgehegten Wunsch zu erfüllen und den Mareb und das Bazendorf Elit zu besuchen. Mohammed Nur verstand sich trotz eines Geschenkes nur ungern dazu, uns dahin zu führen; er nahm einen seiner Verwandten mit, um für ihn und uns zu sorgen. Wir brachen den 13. früh Morgens auf. Da dem Dorfe Algeden, wo es nicht dem Dablot anliegt, Hügel vorliegen, mussten wir über einen Sattel hinübersteigen, um in die Ebene On zu kommen, mit der wir schon von Taura kommend bekannt geworden sind; sie erstreckt sich ganz flach gegen Süden bis zum Mareb, dem sie ihre Wasser zuschickt. Sie ist links von dem Bergzuge beschränkt, der als Fortsetzung des Plateaus von Algeden bis nach Eimasa reicht und das tiefere Barka vom Marebthal scheidet, rechts aber von dem isolirten Berge von Elit. Es ist uns nicht möglich, denselben Tag zum Mareb zu kommen, da die grosse Hitze uns sehr zusetzt. Wir übernachten nach achtstündigem Marsch durch die schöne Wildniss neben einem Felsen, in dessen Spalten sich reichliches Wasser erhalten hat. Den Tag über löschen wir den Durst mit Wasser, das sich auf den Adansonien sammelt; einer von uns besteigt den Baum, füllt den Schlauch aus der Höhlung, die sich gewöhnlich bildet, wo die Aeste sich vom Stamme absondern und reicht ihn an einem Seile uns hinab; wir hatten den Trost, auf diese Weise in der Mittagshitze auch unsere geplagten Maulthiere tränken zu können.

Den 14. Morgens gelangten wir nach etwa zweistündigem Marsch zum Mareb, der nun Gash heisst und sehr breit und offen daliegt. Wir finden Wasser etwa 2 Fuss unter der Oberfläche und wenden uns nun zur Rückkehr, indem wir uns etwas westlich halten, dem Berge Elit zu, den wir in drei Stunden erreichen. Der Berg Elit bildet ein grosses, inwendig hohles Viereck, das sich gegen Norden und Süden mit

engen Thoren öffnet. Im Innern befindet sich eine ziemlich grosse, von den Elit bebaute Ebene.

Das Dorf Elit selbst liegt auf der Südseite des Berges, auf seiner halben Höhe; drei sehr steile Aufgänge führen zu ihm hinauf; für Pferde ist es unmöglich, zum Dorfe zu kommen. Die Häuser, die sich von denen der andern Bazen nicht unterscheiden, liegen zwischen den Felsen zerstreut. Wir wurden schon am Fusse des Berges von den Einwohnern sehr freundlich empfangen und mit Bier bewirthet. Dann klommen wir den Berg hinauf und brachten die Nacht in dem sehr freundlichen Dorfe zu. Ich hatte mich schon auf dem Wege sehr unwohl gefühlt, aber hier hatte ich meinen ersten Fieberanfall; deswegen finde ich auch bei dieser Stelle mein Tagebuch viel unvollständiger, als ich es gewünscht hätte.

Die Leute von Elit gleichen durchaus den andern Bazen; sie reden die gleiche Sprache, viele verstehen aber auch Tigré. Sie sehen ebenso stark und fett aus; besonders die Frauen zeichnen sich durch Schönheit aus. Eigenthümlich ist aber die braune Farbe der Zähne, die gewöhnlich dem häufigen Genuss der sauern Adansoniafrucht zugeschrieben wird. Die Elit sind den andern Bazen immer befreundet, obgleich sie wenig gegenseitigen Verkehr haben. Dagegen stehen sie in viel näheren Beziehungen zu dem benachbarten Algeden, dem sie so zu sagen unterworfen sind. Sie verfertigen aus dem Adansoniabast hübsche Stricke und Netze und bringen sie auf den Markt von Algeden zum Verkauf; ihre Felder befinden sich meistens gegen den Mareb hin. Wasser findet sich in einer Höhle gerade über dem Dorfe, das selten ganz vertrocknet. Wir wurden mit Brod, Bier und Honig gut bewirthet; es that mir leid, dass das Fieber mich hinderte, mit den Einwohnern in nähern Verkehr zu treten und ihrer Gastlichkeit mehr Ehre anzuthun.

Den 15. kehrten wir im Eilmarsch nach Algeden zurück; das Dorf war aber wie ausgestorben; es war unterdessen die Nachricht gekommen, dass die Adiabo den Gau Mogoréb ver-

wüstet hätten. Auf diese Kunde hin hatte sich fast die ganze Bevölkerung des Dorfes in die Wildniss geflüchtet; wir fanden in dem Dorfe nur wenige Leute, die hier blieben, um die Habseligkeiten zu hüten, die in der Eile nicht mitgenommen werden konnten. Wir mussten nun schon unserer Sicherheit wegen Kassala zu erreichen suchen; mit grosser Mühe fanden wir ein Kameel und einige Begleiter. Auf dem Wege nach Sabderat wurde auch Herr Kinzelbach wahrscheinlich in Folge eines Sonnenstichs heftig krank; auch unser einziger Diener Din war seit Algeden von Fieber geplagt. In Sabderat mussten wir uns einige Tage aufhalten, da wir kein Kameel bekommen konnten, denn auch hier hatte sich alles vor den Abyssiniern in die Berge geflüchtet. Wir ermangelten jeder Pflege, da jeder von uns für sich selber zu sorgen hatte und die geängstigten Dorfbewohner Besseres zu thun hatten, als Christen zu pflegen. Ich fürchte fast, dass sie uns mit ihren Feinden, den abyssinischen Christen, zusammenwarfen. Mit Mühe und Noth erreichten wir den 22. December Kassala und fanden in dem Hause des Herrn Kozzika wie gewohnt freundliche Aufnahme.

Der Mareb.

Wir hoffen durch unsere Reise den Lauf und Stromcharakter des Mareb endgültig festgestellt zu haben. Ueber beides waren die Geographen sehr uneinig; besonders die Identität desselben mit dem Gash war unbewiesen und konnte es nur durch eine Reise durch das Land der Kunáma werden. Wir passirten den Mareb zum ersten Male bei seiner Quelle (bei Az Gebrei); dann zwischen Kohein und Adiabo bei Arakebu am nördlichen Fuss von Medebei Tabor, zum dritten Male bei Mai Daro; wir traten an seine Ufer zum vierten Male bei Elit und zum fünften Male bei Kassala, um von seinem Stromgebiete über die Hauédé in dasjenige des Atbara überzugehen und sowohl die geographische Configuration des Bodens, als die Aussagen aller Eingebornen bewiesen uns, dass wir es immer mit einem und demselben Flusse zu thun hatten.

Der Mareb ist seinem abyssinischen Laufe nach längst bekannt. Seine Quelle befindet sich etwas über dem Dorfe Az Gebrei (unweit von Adi Baro) im Hamasen. Nachdem er als Bach seine Matten durchzogen, fällt er eine halbe Stunde östlich vom Dorfe in einen Abgrund oder besser gesagt: während er in seinem ersten Anfang die Ebene durchfliesst, gelingt es ihm hier sich ein tieferes Thal zu bilden und dann

erst tritt er charakteristisch in die Geographie des Landes ein. Die Abyssinier sind also nicht im Unrecht, wenn sie diesen Punkt, wo er als Wasserfall in sein eigenes Thal sich stürzt, ʿAin Mareb nennen, da er erst hier selbstständig auftritt. Der Name Mareb gebührt ihm von hier, bis wo er, zwischen dem Dembelas und Adiabo sich hinauszwängend, Abyssinien verlässt. Sein Name, der „Sonnenuntergang" bezeichnet (vom äthiopischen Verb: ʿaraba, occidit sol), deutet auf seinen endgültigen Lauf und beweist, dass die Abyssinier ihn nicht misskannten. Wie er nun um sich selber eine Spirale bildet, die sich erst bei Gundet aufwickelt, brauchen wir nicht zu beschreiben, da ihn schon die portugiesischen Missionäre bestimmt haben. Er gräbt sich ein sehr tiefes Thal und trennt so von seiner Quelle an das nördlichere Hamasen vom Gau Loggon; dann sich eher südlich wendend, schneidet er das südliche Hamasen und das sich ihm anschliessende Sarae von dem Gau Saher und ihrer Fortsetzung, dem Okulekusei, ab und wo er, sich wieder nach Westen und Nordwesten wendend, auf sich selbst zurückkehrt, trennt er das Sarae und seinen Ausläufer, die Qolla Sarae, von dem Tigré und seiner nordwestlichen Fortsetzung, dem Shiré und Adiabo. Man kann diese erste Partie seinen Oberlauf nennen; seine Grenze ist zwischen Kohein (Mai Gorṣo) und Adiabo: bis hierher gehört er zu Hochabyssinien und trennt scharf und tief sich einwühlend seine Ufergebiete, er ist so lange ein Waldstrom und ein eigentlicher Fluss, denn so lange hat er beständig fliessendes oberflächliches Wasser. Wir fanden ihn bei Arakebu nur den fünften Theil seines Bettes mit Wasser füllend; nur in der Regenzeit nimmt er seine ganze Breite ein.

Von Arakebu nordwärts gehend, verändert der Mareb seinen Gebirgscharakter; er tritt in das Land der Kunáma ein und da hier das Hochgebirge entschieden gegen Norden abfällt, so nähert sich der Mareb immer mehr dem Niveau seines Uferlandes. Während er also im Anfang seines Mittellaufes die Abfälle von Adiabo von der Qolla Sarae noch

entschieden trennt, wird er in seiner untern Fortsetzung seinem Uferlande assimilirt und da trennt er nicht mehr, sondern er begleitet nur und verliert so sein Thal; er hört auf, die Geographie des Landes zu machen. Was nun seinen Lauf betrifft, so kann ihn nur die Karte deutlich machen; hervorzuheben ist nur, dass er, anstatt nun das Land durchbrechend consequent zum Barka abzufallen, sich gegen Westen und sogar Südwesten wendet und sich langsam einen Weg in's Niederland sucht. Wir nennen nun seinen Mittellauf die Strecke, solange er im Lande der Kunáma bleibt, also von unter Arakebu bis etwas unter Elit; so lange heisst er Sona. Auch sein Flusscharakter wird im Mittellauf ein ganz anderer: er ist nicht mehr der abyssinische Waldstrom; er wird aber deswegen auch nicht Torrent in der Weise des Anseba oder des Barka; er bildet ein Mittelding, das Erläuterung verlangt.

Wir lernten bisher in Afrika die Wasser unter zwei Formen sich weiterbewegen; erlaubt es ihnen ihre Quantität und die Dichtigkeit des Bodens, so fliesst das Wasser, auf der Oberfläche seines Bettes zu Tage tretend; es bildet eine fortlaufende Linie, die wir gewöhnlich Fluss nennen. In Europa ist diese Form die häufigste, in Afrika dagegen kommt sie viel seltener vor.

Wo aber der Boden das Wasser nicht an der Oberfläche halten kann, wo das durchsickernde Wasser erst spät auf einer festen Schicht Widerstand findet, da zeigt sich uns der Strom als Torrent, d. h. es erscheint ein Sandbett, das nur zur Regenzeit überfluthet wird und das ganze übrige Jahr scheinbar trocken daliegt, weil der Wasserstrom unterirdisch sich fortzieht. Beweis dafür ist, dass für je einen Strom überall in gleicher Tiefe Wasser gefunden wird; könnte man den Sand entfernen, so würde sich ein fortlaufender Fluss den Augen darstellen, der sich sehr tief gehöhlt hat. Da aber die Strömung nur im abschüssigen Gebirge die Triebkraft hat, den Sand fortzuschleppen, so kann dieser letztere als Bett erst da auftreten, wo der Fluss in der Ebene hinläuft und

den Wasserstrom bedecken. Hier kann er nun immerhin den Thon im Wasser aufgelöst forttragen, während der Quarz und die andern krystallinischen Bestandtheile liegen bleiben. Doch ist auch der Sand in Bewegung, die aber mit der Wasserströmung nicht Schritt hält und so zurückbleiben und sich ansetzen muss.

Es hängt nun natürlich von der Bodenstructur ab, wie tief der Wasserspiegel unter dem Sandspiegel sich befindet. Wo das Terrain sehr abschüssig ist, wird wenig Wasser von der Erde absorbirt werden und so wird der unterirdische Strom fast ohne Nahrung bleiben und selbst ganz versiegen. Diess haben wir im Gau Kohein beobachten können. Wo aber der Boden mehr eben geworden und von dem Regen- und Flusswasser seinen Theil absorbirt, da wird es von der Tiefe der undurchdringlichen Thonschicht abhängen, wo die Strömung sich findet. Deswegen finden wir sehr unterschiedliche Tiefen; beim Anseba z. B. strömt das Wasser fast das ganze Jahr etwa 6 Fuss tief unter dem Sande, während der Barka durchschnittlich erst 20 Fuss unter der Oberfläche Wasser zeigt. Es ist natürlich, dass diese unterirdische Strömung immer tiefer sinkt, je weniger Wasser im Strome vorhanden ist, d. h. je trockener die Jahreszeit ist; den tiefsten Stand erreicht sie unmittelbar vor der Regenzeit. Nun fallen die ersten Regen und vermehren nach und nach die Wassermenge so, dass sie bis auf das Niveau des Sandspiegels hinaufdringt und endlich einen oberflächlichen Fluss bilden kann; denn zuerst muss das Sandbett mit Wasser ausgefüllt werden, bevor ein zu Tage tretender Strom entstehen kann. Wir fanden nicht für überflüssig, uns so über den Charakter des Torrent zu verbreiten, weil man sich in Europa gewöhnlich einen sehr irrigen Begriff von dem afrikanischen Stromleben macht; wir wollen hier nur andeuten, wie zweckmässig es wäre, auch auf den Karten die verschiedenen Stromformen, durch Farben z. B., zu unterscheiden, sodass nur der wirkliche Fluss blau, der Torrent aber gelb gezeichnet würde.

Erst jetzt können wir uns den besondern Charakter des Mareb-Mittellaufes verdeutlichen.

Der Mareb in seinem Mittellaufe mit seinen Zuflüssen zeigt uns nun die Wasserströmung in einer dritten Form, einem Mittelding zwischen Fluss und Torrent, und diesen Charakter verliert er erst in seinem Unterlaufe in der Landschaft Taka. Abgesehen von der Regenzeit, wo er natürlich regelmässiger Fluss wird, also vom Juli bis September, zeigt er sich als Torrent, auf eine Weise aber, dass das Sandbett hier und da von Teichen unterbrochen wird, wo das Wasser für kurze Zeit an die Oberfläche hinausquillt. Daher rührt die Sage, die schon auf des Jesuiten Lobo Karte sich findet, der Mareb verliere sich im Lande der Shángalla (Kunáma), um später wieder zum Vorschein zu kommen. Diese Sage, die richtig verstanden nicht unwahr ist, blieb falsch, solange man sich unter dem Mareb einen Fluss im europäischen Sinn des Wortes vorstellte, wo also der Wasserstrom unter irgend einem Felsen durch verschwinden konnte. Der richtige Sinn der Sage, wie wir ihn durch eigene Anschauung erkannten, ist, dass der Mareb in seinem Mittellaufe nicht mehr einen continuirlichen Fluss bilden kann: 1) weil ihm seine Uferländer, die weniger Regen haben als das abyssinische Hochland, nicht mehr so viel Wasser zuführen; 2) weil die grössere Hitze mehr Wasser verdunstet; 3) weil die wasserdichte Thonschicht tiefer liegt, als im eigentlichen Abyssinien. So würde er zu einem Torrent, wie es der Anseba und Barka auch sind. Da aber das Land der Kunáma eine viel festere Bodengestaltung hat, als die Tiefländer des Anseba und Barka, die meist aus Granitschutt bestehen, so kann er sich kein so regelmässiges Bett graben; oft treten Felsen hemmend in den Weg oder schief entgegenliegende Schieferlager treiben das Wasser an die Oberfläche, ohne ihm das Weiterfliessen zu gestatten, ganz nach Art artesischer Brunnen, und so finden sich sehr häufig Quellteiche lebendigen Wassers, welche die Monotonie des trockenen Sandbettes erfreulich unterbrechen.

Diese Eigenschaft theilt der Mareb natürlich auch mit seinen Zuflüssen von der linken Seite, da sie geologisch ihm gleichgestellt sind. Alle die Zuflüsse, die wir von Adiabo bis Mai Daro überschritten, sind solche Halbtorrente, in denen sich von Zeit zu Zeit grosse oder kleine Teiche mit perennirendem Wasser finden. Sie haben alle ein sehr unbedeutendes Bett, da sie von Westen nach Osten gehen, während der Boden von Süden nach Norden abfällt und da der Thonschiefer ihnen nicht erlaubt, sich nach Belieben auszudehnen. Man weiss oft sogar nicht, nach welcher Seite hin diess der Fall ist, so mühsam streiten sie sich mit dem zäh widerstrebenden Boden. Dieser Reichthum an Teichen macht das Land der Kunáma sehr wasserreich, weil an solchen Stellen oft ein sehr grosses Wasserquantum an den Tag tritt.

Der Mareb behält diesen Charakter während seines ganzen Mittellaufs; wo die Thonschicht horizontal mit der Oberfläche fortläuft, zeigt er sich als Torrent und diess ist die Regel, während die Teiche von der Unregelmässigkeit des Bodens herrühren.

Von Medebei Tabor bis Mai Daro, wo wir wieder auf den Mareb stossen, soll er ein sehr sandiges offenes Bett haben, ohne von Felsen viel unterbrochen zu sein oder wie im Oberlauf viel Geröll zu führen; doch treten schon hier und da Teiche an die Oberfläche. Bei Mai Daro, wo wir den Mareb überschritten, fanden wir ihn als Torrent mit untiefem Wasserspiegel und ebenso bei Elit. Die Teiche sind aber auf dieser Strecke sehr häufig und bedeutend gross und man bringt daraus grosse Fische bis nach Kassala auf den Markt.

Es ist natürlich, dass der Mareb die grossen Beugungen macht, die auf der Karte angegeben sind, da er sich nicht nach Belieben durch den Schiefer Bahn brechen kann, sondern ihm nachgeben muss; er ist auch darin ganz verschieden von dem Anseba, der leicht die Granitberge durchbricht. Wo er aber als Unterlauf unter dem Namen Gash in die freie Ebene von Taka hinaustritt, wird er regelmässiger und ver-

ändert von Neuem seinen Charakter. Bevor wir ihn nun weiter verfolgen wollen, müssen wir einige Worte über die Identität des Mareb mit dem Gash einschalten.

In einer frühern, von Hrn. Maltebrun publicirten Arbeit haben wir die Identität a priori behauptet aus Gründen, die auch jetzt noch gelten. Wie nämlich aus Hrn. Petermann's Karte ersichtlich ist, waren die Geographen über diesen Punkt gar nicht einig; die einen liessen ihn sogar in der Nähe von Dorkutan in den Takkazé fallen. Ich kann mir diese Angabe nur daraus erklären, dass der Mareb unter Mai Daro wirklich bedeutend nach Süden sich wendet und ihre Gewährsleute Abyssinier waren. Die meisten aber brachten ihn nach Taka hinunter. Ich schloss mich dieser Ansicht aus folgenden Gründen an.

Die grossen Ströme von Nordabyssinien sind der Anseba und der Barka, deren Quelle und Lauf weithin uns bekannt sind und dann der Atbara, dessen westlicher Zufluss der Takkazé ist. Woher sollte der Gash kommen, den wir schon damals, aus dem Lande der Kunáma tretend, kannten, so räsonnirten wir. Seit dieser Zeit nun haben wir den Mareb bis Mai Daro als einen Fluss constatirt und hier unter dem Namen Sona passirt. Wir sehen ihn von da südlich nach Anal sich wenden; wir finden den Sona von Neuem an Eimasa und an Elit vorüberziehend, wo er zum Gash wird. Die Identität kann also kaum angefochten werden. Zudem sind nun die Kunáma oder Bazen selbst gewiss die besten Kenner ihres Flusses und alle ohne Ausnahme erklärten sie, der Sona von Mai Daro und Elit sei derselbe Strom. Auch die Algeden bewiesen den Zusammenhang, indem sie oft von Elit den Strom hinaufgehend die Dörfer von Mai Daro verwüstet haben. Ebenso haben die Soldaten von Adiabo den Mareb hinabziehend die Hadendoa bei Elit überfallen.

Wer nun noch Zweifel hegen möchte, den sollten wir fragen, wo nun eigentlich der Strom Gash, der von Elit abwärts uns vollständig bekannt ist, herkommen kann, wenn er

nicht die Fortsetzung des Mareb-Sona ist, den wir bis Anal zusammenhängend kennen?

Eine andere Frage aber ist, bis wohin sich der Unterlauf des Mareb fortziehe. Der Mareb heisst nämlich von Elit abwärts Gash (so lautet seine Aussprache und nicht Qash, da das arabische ق, q nichts mit dem Namen zu thun hat).*) Aus dem abschüssigen Bergland der Kunáma tritt er in die grosse Ebene Taka, der er so nothwendig ist, wie der Nil Aegypten. Sein Unterlauf durchströmt nun ein Flachland, das wohl als Anschwemmung von ihm selbst gebildet worden ist. Denn das Land Taka zeigt sich als eine dem Gash flach anliegende steinlose Ebene. Einzelne Berge freilich springen hier und da hervor und unterbrechen die Einförmigkeit, aber als blosse Ausnahmen bilden sie keine Gebirgslandschaft mehr. Der Gash verliert daher auch seinen frühern Charakter, er wird nach und nach förmlich Torrent; in der Ebene strömt er nur in der Regenzeit überirdisch. Die Teiche verschwinden; in der trockenen Zeit findet man untief unter dem Sande eine reichliche überirdische Strömung. Er tritt schon bei Kassala sehr nahe an den Atbara hinan und es fragt sich, was bei seiner beständigen Neigung gegen Westen die Vereinigung so lange hindere und ob er sich überhaupt mit ihm vereinige.

Bei meinem ersten Aufenthalt in Kassala konnte ich darüber nicht klar werden; gewiss konnte ich erfahren, dass er sich noch sehr weit nördlich fortziehe und es war Herrn A. de Courval's Verdienst, zuerst erkannt zu haben, dass er, wie er sich ausdrückt, in einem Arme in den Atbara münde; aber er hätte genauer genommen sagen können, dass er wenigstens darein münden könne.

Der Gash geht nämlich von Kassala an Ebrét vorbei in

*) Der Name Gash, der eher dem Strome zukommt, als dem Stromland, hat mit dem arabischen Worte gesh nichts zu thun. Gesh bedeutet Gras und hat das harte sh.

das Gebiet der Hadendoa nordwärts, parallel mit dem Atbara, kaum 15 Stunden von ihm entfernt. Seinen natürlichen Lauf unterbrechen zwei Umstände, vorerst die von der Natur gebildete Wüste El Hauédé, dann die Kunst des Menschen.

Die Hauédé vorerst legt sich etwas erhaben zwischen die zwei Flüsse und hindert sehr lange ihr Zusammenkommen. Die Kunst ferner, die den Gash zur Bewässerung des Landes benutzt, vertheilt seine Wassermasse und hindert ihr Weiterkommen. Von Kassala nordwärts ist nämlich das rechte Ufer höher, als das linke; so ist es möglich, das linke Ufer durch Hindernisse unter Wasser zu setzen, während das rechte Ufer schon zu hoch liegt. Die Folge davon scheint mir zu sein, dass der Gash, der bedeutenden Schlamm mit sich führt, das linke Ufer damit bereichert, es so erhöht und vom rechten Ufer, das nicht überfluthet werden kann, aber dem Wasserdrang ausgesetzt ist, Stück für Stück abreisst, die der Strom weiter nördlich absetzt oder aber dem linken Ufer, über das er wegläuft, schenkt. Nothwendige Folge dieses vielhundertjährigen Processes ist, dass das linke Ufer immer höher zu liegen kommt und je ferner es vom Flusse ist, um so schwerer vom Wasser überströmt werden kann; dass ferner das linke Ufer immer mehr nach Osten weicht und das Strombett selbst sich also immer mehr rechtsab vom Atbara entfernt. Das links vom Strom angesetzte Land, das endlich so hoch zu liegen kommt, dass es für das Wasser nicht mehr erreichbar wird, muss nothwendig eine Art Steppe fruchtbaren aber wasserlosen Bodens abgeben. Und diess ist die Hauédé durchaus; sie zeigt gutes, aber unbewässertes Land; wenn sie Regen erhält, erzeugt sie üppiges Gras.

Aus diesen Zuständen wollen wir uns erklären, warum der Gash nicht seiner natürlichen Richtung nach sich dem Atbara zuwendet. Wir müssen uns vorstellen, dass der Gash in alter Zeit direct dem Atbara zufloss, sich aber nach und nach durch Ablagerung den Weg dahin versperrte und vor dem gegen Westen von ihm selbst angelegten Damm rechts ab-

weichen musste. Je weiter die Ablagerung ging, um so mehr verlängert sich der Damm zwischen beiden Flüssen und dieser Damm ist die Hauédé, die sich immer mehr ausstrecken muss, sodass es am Ende dem Gash unmöglich werden muss, sich dem Atbara wieder zu nähern. So suchen wir uns die Gegenwart der Hauédé zu erklären.

Nun tritt aber ein anderes Moment hinzu. Der Gash wird eben nicht nur seitwärts ablagern, sondern auch vorwärts. Er wird also auch nicht mehr nordwärts gehen können und muss deswegen immer östlicher abzulaufen suchen. Da nun in Folge der menschlichen Kunst der ohnehin sanftere Lauf des Stromes gehemmt ist und so die linke Uferebene den herbeigeführten Schlamm zum grössten Theil für sich behalten kann, so wird sie sich sehr schnell erheben, während wenig Schlamm übrig sein wird, um den nordwärts angesetzten Damm zu erhöhen; auch arbeitet der Wasserzug energischer gerade vor sich hin, als auf die Seiten. Deswegen wird der nördliche Damm nur langsam sich erheben können und es wird dem Hochwasser noch lange möglich sein, ihn zu überschreiten. Diess ist nun auch in der Wirklichkeit der Fall.

Der Gash wird nämlich auf seinem linken Ufer durch künstliche Dämme zur Ueberschwemmung gebracht (die Breite der überschwemmten Ebene fanden wir durchschnittlich anderthalb Stunden). Seine Anwohner sind die Hallenga, die Segolab und die Hadendoa, im Verein mit den gemischten Einwohnern von Kassala. Unter Aufsicht der Regierung errichten sie dem ganzen Laufe nach von oberhalb Kassala an künstliche Stromwehren (Djisr), die, den Wasserstrom hemmend, ihn auf das flache Land ableiten. Diess geschieht vom Monat August an, wo der Strom regelmässig zu fliessen anfängt. Er bedeckt das Land zwei Monate lang. Sobald er zu sinken anfängt, trocknet das stagnirende Wasser aus; wird der Boden endlich betretbar (November), so pflanzen die Leute ihr Durra auf dieselbe Art, wie bei uns Bohnen gesetzt werden. Der üppige Boden und die heisse Sonne bringen es bald zur

schönsten Erndte, die schon im Februar stattfindet. Der Gash macht also das Land Taka zu einem ungemein fruchtbaren Strich; man kann sich davon einen Begriff machen, wenn man weiss, dass in guten Jahren die Kameellast in Kassala nur $^1/_3$ Thaler kostet, in schlechten Jahren aber höchstens $1^1/_2$ Thaler.

Der Gash wird von oberhalb Kassala (Hellet Sherif) bis Umberéb gegenüber B'aluk von den Hadendoa auf diese Manier zur Cultur benutzt; so weit reicht also der Winterstrom in gewöhnlichen Jahren und man muss sich verwundern, dass er bei der Ableitung so weit hin gelangen kann. In Jahren aber, wo in Abyssinien sehr viel Regen fällt, ist es ihm trotz allem doch noch möglich, sich bis zum Atbara Bahn zu brechen; doch ist diess seit zwanzig Jahren nicht mehr vorgekommen und wird immer seltener werden. Ueber diesen Punkt konnte ich mich bei meiner Rückreise von Berber nach Kassala überzeugen, nachdem wir schon früher von Augenzeugen berichtet worden waren. Den 16. August 1862 überschritt ich ein kleines Sandbett (خور, Chor), und zwar in der Ebene Suanè bei Umm Handel, etwas nördlich von dem Punkte, den Herr v. Courval als Mündung bezeichnet. Diesen Ort heissen die Hadendoa Gash-ḍa (Gash-Mund) und bezeugen so durch das lebendige Wort den Ursprung. Als ferneres Zeugniss stehen hier einige Tamarisken (Tarfa), die am Gash von Kassala häufig, sonst nirgends in der Umgegend vorkommen und deren Samen nur der Wasserstrom herbeiführen konnte. Es thut nichts zur Sache, dass das Sandbett sehr klein ist, da es der Fluss nur sehr selten erneuert und bei der Ableitung nie eine grosse Wassermasse hierher gelangen kann. So darf der Gash kaum als ein Zufluss des Atbara angesehen werden, da er ihm nur ausnahmsweise Wasser zuführt und jedenfalls in sehr geringer Quantität. Sein Nutzen bleibt also ganz der Landschaft Taka, die er wohl dreissig Stunden lang befruchtet. Jedenfalls bringt er dem Lande viel mehr Gewinn, als der bedeutendere Atbara, der bei den meist

hohen Ufern wenig zur Ueberschwemmung geeignet ist; an Fiebern sind sie beide reich genug, besonders der Gash.

Die Zuflüsse des Gash brauchen wir nicht speciell anzugeben, da sie aus der Karte ersichtlich sind; sein Wassergebiet ist jedenfalls ungeheuer gross; er empfängt schon vom Hamasen, was nicht nördlich zum Anseba geht; dann das östliche Abhangswasser des Okulekusei; alles Wasser von Sarae, Kohein, Adiabo, Qolla Sarae und der meisten Kunáma. Bemerkenswerth ist nur der Zufluss, der uns oberhalb Balka als „kleiner Mareb“ (Mareb Nush) vom Dembelas kommend angegeben wurde und sehr bedeutend sein soll. In Hinsicht auf dieses grosse Quellgebiet darf es nicht Wunder nehmen, wenn er so ausreichend dem Lande Taka genügen kann.

Land und Volk.

Wir haben das Land der Kunáma von Süden nach Norden gehend kennen gelernt; wir haben die Kenntniss desselben angebahnt, ohne selbst einstweilen ein klares Bild davon geben zu können; man weiss aus dem Vorhergesagten, dass uns die Umstände nur die directe Durchreise erlaubten. Wir konnten damit für den Anfang wohl zufrieden sein, aber es wäre zu wünschen, es würde die Linie von Mai Daro über Anal bis Dika hinüber und von da querdurch über Sogodas nach Elit begangen; nur so könnten wir zu einem vollständigen Bilde des Landes kommen.

Das Land der Kunáma ist vorzugsweise Hügelland; Gebirge fehlen nicht, aber sie haben auch keinen entscheidenden Einfluss auf Land und Volk; die grosse Baraka selbst, die, von Adiabo beginnend, sich gegen Norden und Westen flach fortzieht, steht öde und verlassen da. Nur das Land jenseits des Mareb, das sich gegen die Hochfläche von Betkom aufdacht, zeigt mehr Zusammenhang; aber das ganze Land bietet eine Einförmigkeit und Charakterlosigkeit, die sich, vorläufig gesagt, in dem Sinn des Bewohners abspiegelt. Suchen wir uns zu orientiren.

Das Land ist von zwei Strömen durchflossen, dem Takkazé und dem Mareb, die ungefähr dem gleichen Ziele zulaufen.

Sie bilden beide sehr tiefliegende, bedeutende Plateaux schneidende Thäler. So trennt der Takkazé das Land Tigré und das Semien mit seinem abgrundartigen Erosionsthal, so der Mareb das Sarae und seinen Qollagebirgszug von dem Tigré und seiner Verlängerung, Shiré und Adiabo. Beide treten nun im Lande der Kunáma in's Freie hinaus; das Hochgebirge tritt mehr zurück und das Thal assimilirt sich mehr dem niedriggelegenen Lande. Eine Hügelkette, die sich längs des rechten Ufers des Takkazé hinzieht, bildet die Wasserscheide zwischen beiden Flüssen. Ganz ihm analog ziehen sich dem linken Marebufer entlang Hügel. Zwischen diesen beiden Hügelreihen nun streckt sich eine Tiefebene aus, die schon am Fuss von Adiabo beginnt und die Baraka heisst. Wir haben sie schon charakterisirt und brauchen um so weniger dabei zu verweilen, da sie seit undenklichen Zeiten wild und öd dasteht. Zu bemerken ist nur, dass sie ihr Wasser östlich dem Mareb zuschickt.

Was nun die Hügelreihe am Takkazé betrifft, so haben wir sie nur von Tsade Mudri erblicken können. Wir wissen, dass diese Hügel von den Dika-Bazen bewohnt werden; Dika ist nämlich der landesübliche Name für Takkazé. Augenzeugen beschrieben mir ihr Land als schwer zugänglich, von Dornenbäumen dicht bewaldet und felsig. Sie stehen mit den übrigen Kunáma in freundlichem Verkehr und sprechen die gleiche Sprache, wenn auch einen besondern Dialekt. Sie sind geographisch vom Wolkait abhängig, mit dem sie in beständigem Krieg leben. Ihr Land ist reich an grossen Höhlen. Nach allen Berichten sind die Dika sehr zahlreich. Von Anal bis zu den ersten Dörfern der Dika wurde mir die Entfernung auf eine Tagereise angegeben.

Wir haben gesehen, dass sich das Hochland von Adiabo gegen Norden dem Mareb nach langsam abdacht, bis es ein Niveau erreicht und unsere Strasse ging zum Theil auch dieser Abdachung nach. Da ihm parallel die Qolla Sarae ebenfalls nordwärts abläuft, so sehen wir ungefähr bis auf die Höhe

von Mai Daro den Mareb zwischen den zwei Bergreihen nordwärts ziehen. Hier nun wendet er sich nach Westen und das mehr offene Land ladet zur Ansiedlung ein. Wir finden also vorerst die Landschaft Bazena, die nur südlich und westlich von Hügeln beengt ist, im Osten und Norden aber wohl 5 Stunden weit ziemlich frei daliegt.

Bazena, auch Balka genannt, ist wohl der wichtigste Punkt der Kunáma, da hier die bequemste Strasse nach dem Barka sich bietet. Sein Hauptort ist Mai Daro, nicht der Grösse des Dorfes wegen, sondern als Mittelpunkt. In frühern Zeiten enthielt diese Landschaft mehr als 40 Weiler, die seit dem Durchzug Ubié's sehr zusammengeschmolzen sind, doch mag sie immer noch an 15 Weiler zählen. Die Ebenen sind unbewohnt; die sehr zerstreuten Dörfer finden sich auf den Hügeln zu beiden Seiten des Stromes im Walde versteckt. Während nun das Land jenseits des Mareb gegen Norden zu einer schiefen Ebene sich aufdacht, treten weiter unten gegen Westen Gebirge dem Strome nahe und beschränken den Blick, während das linke Ufer fortwährend von einer Hügelkette begleitet wird. Hier finden wir wenige Stunden entfernt zwei Ansiedlungen, Anágulle und Fodie; dann biegt sich der Strom gegen Süden und wir finden den Gau Anal (oder Ainal), der sehr bedeutend sein soll.

Bevor wir nun stromabwärts gehen, wollen wir das Land nördlich von Mai Daro verfolgen. Wir finden also zwischen dem Marebthal und dem Barka eine Hochfläche, die wir auf unserer Reise quer überschritten haben. Diese Hochebene besteht aus mehreren gutbevölkerten Terrassen: Betkom, Alommé und Afla.*) Die höchste Erhebung bildet Afla, das, am wei-

*) Wir haben uns folgende Dorfnamen aufgeschrieben: Ogenna, Alemmo, Kedaglò, Gullo, Maradama, Koita, Shigetta, Ashitti, Tsadamba, Ashigola, Gonge Kula, Shigirta, Ataheddala, Afilo oder Afla, Ebintena, Teititta, Tarbotta, Amta, Lagaderbe, Kedura, Amdada, Tebera, Seiletta, Gega, Soli, Nagaro, Betkom, Tendere, Musdaura, Samero, Kerta.

testen gegen Osten sich erhebend, direct auf das Barka hinunterschaut und als immer grün und wasserreich geschildert wird. Seine Wasser sendet es nach Betkom, das seinerseits sie dem Mogoreib zuschickt. Diese Hochebene flacht sich also schräg gegen Nordwest ab, sich sowohl vom Barka, als vom Mareb isolirend. Ihre Bewohner leben in der offenen Ebene und sind schon deswegen viel zugänglicher, gleichen eher den Barea und stehen mit ihnen in stetem Verkehr. Als Grenzorte gegen die Barea müssen wir Samero und Kerta erwähnen und dann den mohammedanischen Gau Dsaude in drei Dörfern.

Nachdem sich der Mareb gegen Süden gewendet, kehrt er wieder nach Nordwesten zurück und hier finden wir auf seinem rechten Ufer die zwei Gaue Eimasa und Selest Logodat (auch Ashka), beide sehr volkreich und in unmittelbarer Nachbarschaft von Mogoréb; auch sie bilden eine Zwischenterrasse zwischen Mareb und Barka, ganz wie die Hochfläche Betkom. Ihr Land legt sich wieder schräg zwischen beide und zieht sich immer schmaler werdend als Gebirge bis nach Algeden fort, indem es rechts tief in's Barka hinabfällt, links weniger tief auf den Mareb.

Auf dem linken Ufer des Mareb finden wir dann, aber mehr landein, den Gau Sogodas, Nachbarn der Homran, und ihm gegenüber auf dem rechten Ufer Elit, das wir besucht haben. Zwischen Sogodas und Dika hat man uns mehrere Dörfer genannt, ohne uns aber deren geographische Position zu verdeutlichen. Da Herr Baker sich lange am Takkazé aufgehalten hat, hat er wohl über diese Seite des Kunámalandes Erkundigungen einziehen können, wenn er sie auch nicht besucht hat.

Wir sind nun gar nicht in der Lage, die Zahl der Kunáma zu schätzen; jedenfalls ist sie der Bareabevölkerung wohl zehnfach überlegen und möchte so immerhin zwischen 1 — 200,000 Einwohnern schwanken. Wir finden sie in viele Gaue vertheilt, die sich gegenseitig nichts angehen, sich aber

immerhin als Freunde und Brüder anerkennen. Vom Lande selbst ist wenig mehr zu sagen: das Klima ist durch seine Höhe bestimmt. Fieber sollen im Ganzen selten sein, obgleich gerade bei unserem Besuche ausnahmsweise darüber geklagt wurde. Das Aussehen der Leute sprach von grosser Gesundheit; wir sahen nur starke und wohlbeleibte Leute. Auffallend war uns die spärliche Vertretung des Thierreiches; wir sahen auf dem ganzen Weg wenig Wild und Vögel. Doch kommen alle Thiere des Barka auch hier vor, wohl aber in geringer Zahl.

Es ist schwer zu entscheiden, wann die Kunáma ihr jetziges Land in Besitz genommen haben. Sicher ist, dass sie seit undenklichen Zeiten hier sind, obgleich sie behaupten, von Abyssinien her eingewandert zu sein. Auch die Abyssinier halten die Kunáma für die alten Axumiten. Sie scheinen nach und nach von den Semiten verdrängt worden zu sein. Der eigene Name des Volkes ist Kunáma, sonst heissen sie bei ihren Nachbarn auch Bazen, Baza.

Das Land der Barea breitet sich am Fuss des Bazenlandes aus und tritt eben zum Barka hinaus, zu dem es geographisch gehört. Es theilt sich natürlicherweise in zwei Gaue: Hagr und Mogoréb; während Hagr einfach dem Kunámaland anliegt, ohne ihm im Wasser oder sonst verbunden zu sein, ist das Thal Mogoreib die tiefere Fortsetzung von Betkom. Von dem Gau Hagr (oder Higr) gehört einzig das Dorf Sheref geographisch zu Mogoréb, da es jenseits der Wasserscheide liegt. Der Gau Hagr theilt sich in mehrere von einzelnen Bergen getrennte Thäler, die alle sich gegen die Barkaebene öffnen. Doch werden sie im Norden durch den sehr hohen, langgestreckten Berg Nebi (oder Lebi), der dem ganzen Land von Bisha bis Mogoréb vorliegt, einigermassen abgeschlossen. Dieser Berg hat beständiges Wasser und trug früher das Dorf Asretta. Er zeichnet sich wie der Berg von Bisha auch durch das Felsenmeer aus, das seine obere Hälfte krönt.

Der Name Barea, mit dem die Amhara einen Sklaven be-

zeichnen, ist nicht im Lande einheimisch; ich kenne keinen Collectivnamen für dieses Volk. Die Kunáma heissen die Barea Marda und ihr Land Kolkotta. Die Barea selbst nennen die Leute von Hagr Nere, den zweiten Gau bilden die Mogoréb. Wir wollen die Namen der einzelnen Dörfer aufzählen:

I. Gau Hagr (Nere).		II. Gau Mogoréb.	
1) Shilko	Mohammedaner.	1) Áfidjo	meist Mohammedaner
2) Haberetta		2) Hadte	
3) Meshgul		3) Kobbetago	
4) Terbetta		4) Az Mahas	
5) Gerta		5) Az Negéb	
		6) Degéda	
6) Tumbu	Gemischter Religion.		
7) Arnetta			
8) Qishot Qerré			
9) Mogelo			
10) Karkotta			
11) Shishekor	Tegedé		
12) Ona			
13) Asrak	Reine Barea-Religion. Collectivname: Tembáderé.		
14) Lugderetta			
15) Beigetta			
16) Simetta			
17) Sheref			
18) Debr Shillé	Arretta, gemischter Religion.		
19) Kebábé			

20) Bisha, halb von Beni Amer'n, halb von Barea bewohnt.

Von diesen Dörfern sind von Hagr ausser Nr. 3, 6, 16, 17, von Mogoréb ausser 6 alle ziemlich gross, sodass man, jedes zu 1000 Einwohner ungefähr genommen, die ganze Bevölkerung auf 20,000 Seelen anschlagen kann.

In Tributsachen stehen zusammen 2 und 3; 4 und 5; 6, 7, 8, 10; 11 und 12; und 13—17; sonst steht jedes für sich da.

Was nun die Nationalität derselben betrifft, so sind Haberetta und Shilko nicht eigentliche Barea, sondern eingewanderte Haffara; ihres Ursprunges also Tigré, haben sie die Landessprache angenommen. Die übrigen sind wirkliche Barea, aber der Islam ändert ihre Sitten um. Ueber den Ursprung dieses Volkes ist es schwer, Muthmassungen zu haben. Dass sie früher auch im jetzigen Lande der Bogos und Takue angesiedelt waren, ist kaum zu bezweifeln. Man behauptet, der Stamm Az Shehei im Hamasen stamme auch von den Barea ab. Mit der Bazensprache haben sie nur wenige Wörter gemein. Eigentliche Erinnerungen fehlen. Einmal wurde mir erzählt, es sei in alter Zeit ein Prophet durch Afrika gezogen; von seinen zurückgelassenen Sklaven sollen die Barea abstammen. Doch hat diese Sage keinen weiteren Anhalt, um irgend die Vergangenheit aufzuhellen. Die zwei Gaue Hagr und Mogoréb leben in Freundschaft und gehen oft gegenseitig Heirathen ein; aber jeder hat bei gleichem Recht verschiedenes Gericht und ist im Rath, Politik, Krieg und Frieden von dem andern unabhängig. Sie reden dieselbe Sprache; sonst ist kein Datum da, das ihren gemeinsamen Ursprung bewiese. In Zahl und Namen ist Hagr bedeutender, aber die Mogoréb haben bessere Lanzen und mehr Ausdauer. Mogoréb ist zum grössten Theil mohammedanisch. Die Barea leben nicht nach Stamm und Familien zusammen, sondern jeder lebt als Barea in jeder beliebigen Gemeinde; die aristokratische Genossenschaft ist hier nicht bekannt.

Die aufgezählten Dörfer sind alle an Bergabhängen angelegt; einige derselben ziehen sich wohl der Sicherheit und der Gesundheit wegen sogar weit zum Scheitel hinauf, besonders Bisha. Das Gleiche sehen wir in Algeden und Sabderat, wo die Hütten über dem Abgrund hängen, und besonders bei Elit. Die Berge selbst sind unbewohnt. Die Dörfer sind eng zusammengedrängt. Das Land ist auch an den Abhängen nahe den Dörfern gut bebaut und ähnlich unsern Weinbergen mit Terrassen gegen das Wasser geschützt. Brunnen hat jedes

Dorf, oft in sehr grosser Tiefe; wir haben deren 60 Fuss tief in den festen Boden gegraben gesehen. Sie sind trichterförmig construirt, sodass man bis zur halben Tiefe hinabsteigen kann, müssen jedes Jahr nach der Regenzeit erneuert werden und sind nicht ausgemauert. Fliessendes Wasser sah ich nur im Strome Kufit; das Bett des Amida birgt übrigens auch unfernes Wasser, das ausgezeichnet ist.

Das Aussehen des Landes ist dem des Barkalandes ganz ähnlich; doch scheint es gesunder zu sein, wenn auch Fieber nicht fehlen und Blindheit häufig ist. Man muss sich das Land als eine offene Ebene vorstellen, die Berge bilden nur die Ausnahmen. Der Boden ist schwarzer Thon, an den Bergabhängen bei den Dörfern ist er rothe harte Erde. Regen fallen wie im Barka meist in der Nacht; dass das Barealand ein heisses Land ist, versteht sich nach seiner Lage von selbst.

Verhältniss zum Ausland.

Betrachten wir nun die Stellung der beiden Völker auf der Karte, so erscheint sie uns als eine exceptionelle. Unter sich sind zwar die Kunáma und Barea selten Freunde gewesen und haben nie viel gegenseitigen Verkehr gehabt, aber die Gleichheit der religiösen und rechtlichen Begriffe liess sie lange, vielleicht undenkliche Zeiten nebeneinander leben, ohne dass sie sich, trotz der Fremdheit, aufgerieben hätten. Dem Ausland gegenüber befanden sie sich aber in einem permanenten Belagerungszustande. Denn sie haben mit ihren Nachbarn nichts gemein; sie sind nicht Christen und nicht Mohammedaner, sie werden von beiden als Heiden verachtet, die man ohne Sorge oder Reue verfolgen, knechten und ausrotten dürfe. Daraus ist ein ewiger Krieg entstanden, mit oft wechselndem Glücke. So tapfer sich nun immer unsere Völker gewehrt haben, so muss doch dieser Krieg des Einen gegen alle zur völligen Vernichtung des Volkes führen, das sich von nirgends her regeneriren oder frisch ergänzen kann, wie die Abyssinier oder die Leute von Barka, die in ihren grossen Nationen einen Anhalt haben. Da aber in neuester Zeit Abyssinien einerseits zu einer gewaltigen Monarchie sich zu gestalten scheint, andererseits die mohammedanischen Völker

unter dem ägyptischen Vicekönig vereinigt worden sind, so ist vollends keine Hoffnung mehr vorhanden, dass sich unsere Völker selbstständig erhalten können; sie müssen sich vernichten lassen oder aber sich unterwerfen und wir werden betrachten müssen, welcher Anfang dazu schon gemacht worden ist. Es folgt aus der Geographie, dass die Bazen es besonders mit den Leuten von Adiabo und Wolkait, die Barea mit den Leuten von Barka zu thun hatten und haben. Uebrigens sind auch die Bazen mit den Mohammedanern oft feindlich zusammengestossen und in neuester Zeit haben auch die Barea Abyssiniens Uebermacht kennen gelernt. Wir wollen also zuerst das Verhältniss der beiden Völker den Mohammedanern gegenüber in's Auge fassen.

Die Barea sind die unmittelbaren Nachbarn der Beni Amer. Die Berührung konnte nur eine feindliche sein; die Barea sind Demokraten, Ackerbauer; die Beni Amer Aristokraten, Nomaden. Die Beni Amer verwüsten ganze Dörfer; die Barea entgegnen mit kühnangelegten Raubzügen, die östlich bis zu den Bergen der Bogos und Marea, westlich bis zu den Hadendoa ausgedehnt werden. Sie gehen in kleinen Banden, ohne Furcht und ohne Mitleiden. Von Schonung wissen die sonst sehr friedfertigen Barea im Auslande nichts. Die Beni Amer sind bei Weitem nicht so muthig, halten aber besser zusammen und in der Ebene haben sie den Vortheil, gut beritten zu sein. Die Barea haben ein sehr ungünstiges Terrain, sie wohnen in Ebenen, die flach gegen das Barka auslaufen; im Rücken haben sie die unfreundlichen Bazen. Dessenungeachtet blieben die Beni Amer immer im offenen Nachtheil, da sie als reiche Heerdenbesitzer mehr verlieren konnten. Man kann nicht sagen, wem die Schuld zuzuschieben ist. Jedenfalls sind die Beni Amer sehr unzuverlässig und treulos, besonders gegen die Ungläubigen, denen gegenüber sie sich alles erlaubt glauben. So wüthete seit undenklichen Zeiten ein erbarmungsloser Kampf; die Barea überfallen die Heerden und morden die unvorsichtigen Beni Amer oft neben ihren

Dörfern; die Beni Amer dagegen suchen die Barea zur Zeit der Erndte auf und suchen diese zu vernichten. Seit nun das Barka den Aegyptern unterworfen ist, stehen sich die Beni Amer ungleich besser, da sie deren Mithülfe versichert sind.

Ganz anders stehen die Barea zu ihren westlichen Nachbarn, den Algeden, mit denen sie sich seit undenklichen Zeiten verschwägern; so sind sie immer gute Freunde geblieben, umsomehr, da sich beide gegenseitig als Ackerbauer besser verstehen, als mit den nomadischen Beni Amer'n, mit denen die Algeden der Weide wegen in beständigem Zwist leben. Besonders der Gau Mogoréb ist mit Algeden innig befreundet. Dagegen stehen die Algeden und die Sabderat den Bazen sehr feindlich gegenüber. Das naheliegende Dorf Elit musste sich ihnen sehr bald unterwerfen; die andern Bazen sind zwar nicht nahe genug, um den Sieg der einen oder der andern definitiv zu beschliessen oder einen Frieden für beide Theile räthlich zu machen; sie leben aber nicht weit genug, um sich zu ignoriren und da nun den Algeden wohl bekannt ist, dass die Bazen keinen politischen Zusammenhang haben, so sehen sie da eine leichte Beute und eine bequeme Vorrathskammer von Sklaven. So veranstalten sie fast jedes Jahr in Gemeinschaft mit Sabderat und Hallenga Raubzüge (Ghazwa), die oft sehr weit gehen; die beutelustigen Schaaren ziehen den Gash hinauf bis Mai Daro oder gehen südlich bis Anal und dringen sogar bis zum Takkazé. Die Mohammedaner sind in ihrem Hass gegen die sogenannten Heiden so einig, dass nie eine Nachricht von ihrem Vorhaben zu den Bazen dringt. Sie fallen in der Nacht dort ein, Weib und Kind werden als Sklaven fortgeschleppt, die Männer ohne Erbarmen niedergehauen. Diese Einfälle gelingen um so eher, da die Bazen theilweise den Fluss Gash zur Cultivirung benutzen und sich so kaum von seinem Thal zu weit entfernen dürfen. Uebrigens vertheidigen sich die Bazen oft mit vielem Muth, wenn nicht die Uebermacht allen Widerstand unmöglich macht. Um sich einen vollkommenen Begriff von diesen Verhältnissen zu

machen, bitte ich den Leser, über den Krieg der Bewohner von Wadai bei Mohammed el-Tursi nachzulesen oder auch die Zustände der Neger in Westafrika bei Mungo Park zu studiren. Wir finden dort die Verhältnisse des östlichen Sudan, den Vernichtungskrieg der Araber oder Mohammedaner gegen die Neger ganz exact abgespiegelt. Der letzte mir bekannte Zug dieser Art fand im Jahre 1860 statt und die Veranlassung verdient erwähnt zu werden. Am Gash wohnte ein Theil des Stammes Haffara, der auch in Algeden und Sabderat zahlreich vertreten ist, in dem Dörfchen Tarifat, dessen Häuptling sich mit den benachbarten Bazen von Anal befreundete und sogar eine Tochter derselben zur Frau nahm. In der Folge benahm er sich gegen seine Schwäger sehr unfreundlich und verkaufte sogar mehrere Landeskinder, die bei ihm eingekehrt waren. Sein Schwiegervater bat ihn vergebens um Rückerstattung derselben. Als die Bazen alle Bitten erfolglos sahen, überfielen sie in grosser Zahl das Dorf Tarifat in der Nacht; die ganze Bevölkerung desselben wurde schonungslos vertilgt; nur die Sklaven, die sich von ihrem Stamm vorfanden und ihre Tochter, des Häuptlings Frau, wurde heimgeführt, das Dorf wurde verbrannt und es fand sich kein lebender Mann, der die Nachricht hätte weiterbringen können. Die Algeden hatten das Benehmen des Sheichs von Tarifat durchaus nicht gebilligt, jetzt benutzten sie seinen Untergang zu neuen Raubzügen. Bald darauf vereinigten sie sich mit den Sabderat und brachten etwa 80 Gefangene von den Bazen heim. Ich war zufällig in Sabderat anwesend, als die Kriegerschaar beutebeladen einzog.

Die Herrschaft der Türken hat bis jetzt wenig in diesen Verhältnissen geändert. In der ersten Zeit begünstigten sie selber diese Razzias und nahmen ihren guten Theil von der Beute. Die Raubzüge wurden dann von türkischen Soldaten begleitet und von einem Offizier angeführt. Wir wissen, dass solche auch gegen die Völker am Anseba gerichtet wurden; die letzteren wurden aber durch europäische Intervention ge-

rettet. Die Bazen wurden mehrere Male geplündert; aber eine Eroberung verhinderte die Entfernung und der bergige waldige Boden. Seit Said Pasha an die Regierung kam, wurde den Türken alle Betheiligung an solchen Zügen verboten und die Gouverneure machten selbst den vergeblichen Versuch, ihre Unterthanen davon abzuhalten. Was ihnen misslang, haben dagegen die Abyssinier zu Stande gebracht, wie wir sehen werden.

Das Land der Barea dagegen konnte sich der Unterwerfung unter die Türken nicht entziehen; die Beni Amer thaten das Mögliche, sie zu unterjochen. Auf ihren Rath hin bauten die Aegypter in Kufit eine Art Festung, neben welcher die Beni Amer ein Dorf anlegten. Solange die Festung von Soldaten besetzt war, blieb das Land sehr ruhig und gewann selbst dabei, als jeder seiner friedlichen Arbeit nachgehen konnte und die Türken die Barea schätzen lernten. Da aber im Jahre 1856 auf höhern Befehl Kufit von der Garnison verlassen wurde, verbrannten die Barea, der alten Feindschaft gedenk, das Dorf Kufit, dessen Bewohner dann bei Dunguaz ein neues Dorf gründeten. Die Barea blieben seither den Türken theilweise unterworfen, doch bezahlen sie ihren Tribut nur unregelmässig und lassen ihn oft jahrelang ausstehen; mit den Beni Amer'n sind sie immer sehr gespannt und der oft geschlossene Friede wird ebenso oft gebrochen. Wir erhielten folgende Angaben über den den Türken bezahlten Tribut:

Hagr zahlt	1500	Maria-Theresia-Thaler,
Mogoréb	1000	»
Eimasa	300	»
Selest Logodat	300	»

Abyssinien hat erst seit einigen Jahren in die Politik dieser Länder eingegriffen. In frühern Zeiten befeindeten sich Adiabo und die Bazen unablässig und es scheint, dass die Bazen sonst den Kürzern zogen, da die Adiabo ihre Ansiedlungen ganz in's Hochland zurückziehen mussten. In dem letzten Jahrzehnt hat die abyssinische Politik einen eigenthümlichen agres-

siven Aufschwung genommen. Seitdem der Kaiser Theodoros die Absicht verkündet hat, dem Reich seine alten Grenzen zurückzugeben, treten auch die Nordabyssinier viel entschiedener gegen ihre Nachbarn auf. Die frühern Kaiser und auch Ubié machten oft grosse Heerzüge in die Niederlande und drangen sogar weit in's Barka hinein; der Zug Ubié's im Jahre 1850, der auf dem Rückweg von Barka Mai Daro verwüstete, ist noch nicht vergessen, aber auch er öffnete das Land dem Verkehr nicht. Wir haben den Fortschritt im Osten anderswo beobachtet; was die Bazen betrifft, so griff zuerst der Vorgänger des jetzigen Hauptes von Adiabo, Marradj, die Bazen kräftig an; er machte mehrere Heerzüge durch das Bazenland.

Sein Werk setzt der jetzige Statthalter Tsadiq mit vieler Energie fort; er hat sich schon den grössten Theil der Bazen unterworfen; den Gau Dika unterwarf sich 1859 der Statthalter von Wolkait von Seiten Dedjas Negussie's, Tesamma Sahlu. Das Frühjahr 1860 wurde denkwürdig durch die Flucht Dedjas Negussie's, der durch das Bazenland durch von dem Kaiser Theodoros verfolgt wurde. Ueber Kohein kam er nach Mai Daro, verweilte eine Zeit lang am Setit und stieg dann zum Wolkait hinauf, wo er überall gut empfangen wurde. Theodoros kam ihm bis Adiabo nach, gelangte querüber zu den Dika-Bazen und kehrte von da in's Hochland zurück. Die beiden Heere standen sich immer sehr nahe gegenüber, aber Negussie konnte unbelästigt das Tigré gewinnen, wo ihn erst in Jahresfrist sein Schicksal erreichte. Die Bazen gewöhnten sich allmählig daran, abyssinische Unterthanen zu werden und sie benutzten die neue Stellung, um ihren alten Feinden im Norden Schrecken einzuflössen. Sie werden nun des abyssinischen Völkerrechts theilhaftig und können sich mit dem Beistand ihres neuen Herrn gegen die Angriffe der Mohammedaner vertheidigen. Im Frühjahr 1861 zeigten sie den Herren von Adiabo den Weg zu den Barea, in Folge dessen Mogelo gänzlich zerstört wurde; Weib und Kind wurden weg-

geführt und noch bei unserm Besuch waren nicht alle Landeskinder losgekauft. Im Sommer desselben Jahres zogen die Adiabo, von den Eimasa angeführt und von allen Bazen begleitet, den Gash hinunter bis nahe an Elit, wo die Hadendoa, die sich der Weide wegen hier aufhielten, lagerten. Nach einem sehr blutigen Kampfe wurden ungeheure Heerden weggeführt. Kurz nach unserer Durchreise verwüsteten sie den Gau Mogoréb, der bisher verschont geblieben war und vernichteten seinen Heerdenreichthum. Endlich im Juni 1862 verheerten sie, immer von den Bazen geführt und im Einverständniss mit einer missmuthigen Partei der Beni Amer, ein Zeltenlager der Az Ali Bakit am obern Barka. So unterwarfen sie sich nicht nur das Land der Barea und Kunáma, sondern erschreckten auch die Bewohner des Tieflandes, sodass nun die Algeden und die Beni Amer ihnen mit Geschenken den Frieden abkauften. Diess kam natürlich den Bazen zu gute, die seither als abyssinische Unterthanen von ihren Angriffen unbelästigt leben können.

So sind die Bazen wenigstens von einer Seite beschützt und nicht zu bezweifeln ist, dass ihr Anschluss an Abyssinien nicht ohne Folgen bleiben wird. Jedenfalls ist damit den Fortschritten des Islam die Pforte geradewegs verschlossen, da unsere afrikanischen Völker gewöhnlich der Religion des Mächtigeren sich anschliessen. Ob sie aber deswegen Christen werden, ist eine andere Frage, denn die abyssinische Kirche hat keine Tendenz sich auszubreiten; auch sind die Leute von Adiabo durchaus keine Kreuzfahrer; ich habe sie sogar im Verdacht, die Bazen lieber als Heiden behalten zu wollen, denn leider sehen die Adiabo in einer regelmässigen Unterwerfung wenig Nutzen; es convenirt ihnen besser, das Land dann und wann auszuplündern. Der jetzige Statthalter Tsadiq ist sehr raubsüchtig; er könnte das ganze Land ruhig und friedlich verwalten, aber er sucht oft express den Anlass zum Krieg. Daher fühlen sich die Bazen noch gar nicht behaglich unter seiner Regierung; sie zahlen willig den Tribut, ohne

deswegen des Friedens sicher zu sein. Wenn Tsadiq in's Niederland zieht, begleiten ihn immer die tapfersten Bazen, während die Dörfer sich vor ihren Herren und Freunden in die Wildniss flüchten und erst zurückkehren, wenn die Abyssinier schon lange den Rückzug angetreten haben. Die Leute von Adiabo sind auch nicht gerade Sklavenjäger, aber wo sie einfallen, führen sie die ganze Bevölkerung kriegsgefangen weg und ist Friede geschlossen, müssen ihre Angehörigen, die ohnehin durch die Verheerung verarmt sind, sie loskaufen; so haben die Leute von Mogelo alle ihre Habe als Lösegeld nach Adiabo geliefert, um ihre Kinder und Frauen zurückzuerhalten. Wenn aber die Angehörigen keine Lust zeigen, ihre gefangenen Kinder loszukaufen, sind die Adiabo doch am Ende gezwungen, sie selber an die Meistbietenden loszuschlagen und der Sklavenhandel, den sonst die Abyssinier verabscheuen, wird de facto eingeführt. In dieser Hinsicht müssen wir den Statthalter von Adiabo entschieden tadeln, so dankbar wir ihm auch dafür sind, dass er das Land den Reisenden und wohl einmal auch dem Handelsmann zugänglich macht.

So sind jetzt die Gaue von Mai Daro, Betkom, Alemmo, Afla und Anal an Adiabo tributpflichtig. Die Abgaben sind freilich noch niedrig und bestehen meist in Honig. Dika ist noch ziemlich unabhängig. Elit hängt von Algeden ab und auch Eimasa und alle Barea zahlen nun Steuern an Abyssinien. Doch sind die zwei letztern schon viel zu nahe an den mohammedanischen Besitzungen, als dass sie nun vor den Türken sicher wären. So müssen sie sich oft dazu verstehen, zwei Herren zugleich unterthan zu sein. Eine Folge dieser Unterwerfung ist, dass die Barea und Kunáma jetzt mehr in Berührung kommen und friedlich zusammen leben müssen. Tsadiq schickt gewöhnlich eigene Diener in die verschiedenen Gaue, um den Tribut einzuziehen; doch ist er noch wenig geordnet und die Bazen besonders sind noch nicht an die Herrschaft gewöhnt; sie lehnen sich oft auf oder tödten die

Soldaten Tsadiq's auf dem Wege und sehen nur höchst ungern die Fremden im Lande. Deswegen fand ich in Az Nebrid nur mit Mühe Leute, die mich nach Mai Daro begleiten wollten.

Der Tribut wird nach der Zahl der erwachsenen Männer berechnet, da jedermann seinen Acker baut und so das Einkommen bei allen ungefähr dasselbe ist. Finden die Barea oder die Bazen nöthig, mit dem Fürsten von Adiabo oder Barka politisch in Tributsachen zu verhandeln, so bestimmen die Aeltesten der Gemeinden einige Leute, die der abyssinischen Sprache mächtig sind, als Gesandte in's Ausland zu gehen. Ein solcher Gesandter wird Diener der Gemeinde, die ihn vom Tribut freispricht, ihm ein genügendes Feld bebaut und einige Einkünfte sichert. Dadurch wird er aber durchaus nicht vor den andern bevorzugt; er ist ein bezahlter Gemeindediener.

So befinden sich diese beiden Völker in einer Uebergangsperiode; die Zeit der Abgeschlossenheit ist vorbei; hoffentlich werden fortan die Sklavenjagden aufhören. Es ist keine Frage, dass die eigenthümliche Lage der Barea und Kunáma zwischen zwei Feinden das Volk allmählig vernichten musste; besonders die Barea sind in den letzten Jahren sehr heruntergekommen. Sehnlichst wünschen sie, es möchte einer ihrer Feinde das Feld räumen, um dem andern ganz sich zu unterwerfen und mit vielem Ernst glaubten sie, es werde den europäischen Mächten, deren Einfluss sich auch in Afrika fühlbar macht, möglich sein, sie von dieser Doppelstellung zu befreien. Auch die Bazen sehnen sich nach Ruhe und das grosse Unglück, das beide Völker bisher verfolgt hat, öffnet die Augen des Volkes, der Fremdenhass schwindet; jetzt kann sich der Kluge ihre Liebe verdienen.

Aeusseres Aussehen der beiden Völker.

Es ist sehr schwer, die Körperbeschaffenheit der Barea und der Kunáma allgemein zu charakterisiren, da sie zwei verschiedene Völker bilden und die Barea besonders sich immer vom Ausland her rekrutirt haben. Aehnlich sind sich die beiden Völker, insofern sie beide eher schwärzliche Hautfarbe haben, wenn auch das Rothe und Gelbbraune durchaus nicht fehlt. Verschieden sind sie, insofern die Kunáma zur Fettheit sich neigen, während die Barea meistens mager sind.

Unter den Barea selbst zeichnen sich besonders die Mogoréb durch ihre helle Gesichtsfarbe aus, während die Nere meist schmutzigschwarz sind. Im Gesicht sind sie kaum von dem gemeinen Mann des Barka zu unterscheiden. Sie haben meist etwas Markirtes, Unregelmässiges in den Zügen, was, mit der von den Geez-Völkern entlehnten Frisur verbunden, den Ausdruck eher unangenehm macht. Sie haben wenig, meist kurzes, oft weiches Haupthaar, das oft an's Rothe anstreift. Man findet häufig gebogene grosse Nasen. Was die Statur betrifft, sind die Nere im Ganzen klein und festgebaut, die Mogoréb lang und mächtig; sie sind beide wenig beleibt.

Die Kunáma sehen sich untereinander viel ähnlicher, als die Barea, was bei ihrem isolirten Leben auch begreiflich ist.

Sie sind im Ganzen dunkler, als die Barea; das Kohlschwarz ist nicht selten. Doch zeichnen sich die unmittelbaren Nachbarn der Barea, die Leute von Eimasa und Betkom, durch lichtere Farbe aus; überhaupt sehen sie ihren Nachbarn viel ähnlicher, als ihren südlichen Stammgenossen. Diess erklärt sich aus dem Handels- und Eheverkehr mit den Barea, während die andern Kunáma ihr Blut und ihre Sitten von aller Fremdheit rein erhalten haben. Die Kunáma haben einen grossen, aber keineswegs aufgeworfenen Mund, eine nie sehr stumpfe, oft gebogene Nase; im Haupthaar und dessen Tracht unterscheiden sie sich wenig von den Barea oder den Leuten vom Barka; man findet es oft sogar recht lang. Sie haben wie die Barea auch nur schwachen Bart und rasiren wie alle Völker dieser Zone den Schnurrbart. Die Augenbrauen sind meist sehr dicht und buschig.

Die Kunáma sind alle sehr kräftig, hochgebaut, breitbrustig. Ich habe selten ein so durchaus gesundes, mächtig constituirtes Volk getroffen. Man sieht keine Krüppel. Die Kraft des Volkes ist von keiner Syphilis untergraben; diese Krankheit ist hier ganz unbekannt. Sie sind meistens fett, ich möchte fast sagen aufgedunsen und contrastiren dadurch seltsam mit den Barea. Auch die Elit, die doch ziemlich weit nordwestlich vorgeschoben sind, haben diese Merkmale des Volkes treu bewahrt, während sich bei den Eimasa und Betkom viele hagere Figuren zeigen. Wir werden weiter unten diese Unterschiede durch die verschiedene Nahrung zu erklären versuchen.

Bei den Kunáma sind die vielen Narben auffallend, die den ganzen Leib, selbst das Gesicht und besonders den Bauch bedecken. Sie sollen meist der Gesundheit und auch der Schönheit dienen und gelten immer als Erkenntnisszeichen des Stammes. Die Barea sind darin viel mässiger, indem sie wie die Bogos und die Barea nur die Brust und die Arme mit einer Art Nessel brandmarken. Diese glatten, glänzenden, oft runden Brandmale sollen bei dem Weibe die Schönheit be-

fördern, beim Mann den Arm kräftigen. Wir bemerkten bei den Kunáma ferner sehr oft ganz ungeheure Brustwarzen und einen auffallend knopfartig vorstehenden unförmlichen Nabel.

Wir fanden die Kunáma-Männer im Ganzen viel schöner, als die Barea, obgleich die erstern besonders durch die Beleibtheit und die schwarze Haut den Innerafrikanern ähnlicher sehen, wenn auch der sogenannte Negertypus fehlt. Bei den Barea haben die Frauen meist regelmässige, lebhafte, oft sogar schöne Züge.

Bei den Barea, die schon mehr den Miasmen des Barka ausgesetzt sind, sieht man viele Blinde, die sich aber recht gut zurechtfinden und oft sogar ihrer Arbeit nachgehen. Bei den Kunáma ist Blindheit selten.

Bei beiden Völkern ist langes Leben nicht selten und wenn es auch unmöglich ist, die Lebensdauer zu bestimmen, so haben wir doch viele Greise gesehen, die, nach ihren Söhnen zu schliessen, gewiss die Siebzig überschritten haben mussten. Eigentlicher Wahnsinn ist fast unerhört, dagegen kommen einzelne Fälle von Blödsinn bei beiden Völkern vor.

Jedes dieser Völker hat seine besondere Sprache; die Barea sprechen die sogenannte Nere bena; die Kunáma das sogenannte Bazena aura. Wir haben die erstere Sprache ziemlich eingehend studirt, während wir die letztere fast nur lexikalisch kennen lernen konnten. Wir werden die bezüglichen Arbeiten später mittheilen. Diese Sprachen haben keine Verwandtschaft untereinander, wenn auch in den Wörtern einzelne Anklänge nicht fehlen.

Die Bareasprache ist beiden Stämmen, den Hagr und Mogoréb, gemein, doch ist der Dialekt der letzteren etwas gequetschter und so schwerer verständlich. Uebrigens ist die Tigrésprache schon sehr verbreitet und gewinnt durch die öftere Berührung mit dem Norden; nur die Leute von Tembádere sprechen ausschliesslich Barea. Wenn nun die Barea auch sehr leicht Tigré lernen, so sind sie doch durchaus unfähig, die semitischen Laute, das ق (qaf), das ع (ʿain), und die

verschiedenen Nüancen von t und s nachzuahmen und so klingt das Tigré in ihrem Munde sehr eigenthümlich; übrigens folgen sie lexikalisch dem westlichen Dialekt von Algeden.

Die Kunáma reden vom Takkazé an bis zum Mareb hinab die gleiche Sprache, die allen verständlich ist, wenn auch die Provinz Dika besonders lexikalisch einen etwas verschiedenen Dialekt spricht.

Im Allgemeinen verstehen die Kunáma nur ihre eigene Sprache. Sie haben von ihren Herren von Adiabo bis jetzt nur die nothwendigsten Worte Tigriña gelernt; wollen sich die Abyssinier ihnen verständlich machen, so reden sie mit ihnen im Infinitiv ohne alle Grammatik, ganz wie die Colonisten von Bourbon und Maurice mit ihren frühern Sklaven. Wir fanden auf unserer Route keinen einzigen Kunáma, der sich in einer fremden Sprache gehörig ausdrücken konnte. Eine Ausnahme machen die Grenzvölker nach Norden hin; so reden viele Eimasa ganz geläufig Barea und Tigré; die Leute von Elit verstehen durchgängig das Tigré. Auch im Gau Betkom finden sich einzelne Leute, die mit dem Barea und dem Tigré vertraut sind.

Ohne unserer spätern Mittheilung über die Bazensprache vorgreifen zu wollen, wollen wir hier nur bemerken, dass sie einen sehr weichen, vocalreichen, einförmigen Klang hat; sie entbehrt des Accentes und aller rauhen Consonanten. Sie passt sehr gut zu dem stillen, gleichförmigen, auch accentlosen Charakter des Volkes.

Religion und Recht.

Um das ganze Leben der Barea und der Kunáma uns zu verdeutlichen, müssen wir uns vorerst ihre religiösen Begriffe deutlich zu machen suchen. Indem wir nun bemerken, dass die beiden Völker in Religionssachen durchaus übereinstimmen, müssen wir von vornherein die Ausnahmen angeben, insofern einzelne Glieder dieser Völker islamitisirt sind.

So müssen wir denn bemerken, dass bei den Barea, wie schon früher gezeigt wurde, die beiden Dörfer Haberetta und Shilko ihrer Abstammung nach Tigré und Mohammedaner sind, wenn sie in Sprache und Sitte auch durchaus Barea geworden sind. In den andern Dörfern hat der Islam grosse Fortschritte gemacht und es ist kaum zu bezweifeln, dass in kurzer Zeit alle Barea die neue Religion angenommen haben werden. Tembádere allein hat sich bis jetzt von der Neuerung ganz frei gehalten. Die Mogoréb sind auch zum grossen Theil Mohammedaner. Bei den Kunáma ist der Islam noch viel weniger verbreitet; die Mareb- und Takkazébewohner, Mai Daro, Anal, Dika, Betkom und Afla, kennen ihn noch gar nicht und haben bis jetzt gar keine Tendenz, sich ihm zu nähern; in der gegenwärtigen Zeit müsste sie ihre politische Lage eher dem Christenthum zudrängen, wenn die Herren von

Adiabo etwas an's Proselytenmachen dächten. Anders verhalten sich die nördlichen Grenzvölker; so ist Elit, das durchaus von Algeden abhängt, fast ganz mohammedanisch geworden und auch in Eimasa ist ein grosser Theil des Volkes zum Halbmond bekehrt. Ausserdem finden sich einige mohammedanische Kunáma-Dörfer bei Samero. Doch sind im Ganzen die Kunáma ihrer alten Religion sehr zugethan, während die Barea numerisch genommen schon die grosse Hälfte mohammedanisch sind und moralisch der Islam unzweifelhaft schon das Uebergewicht besitzt.

Eine andere Frage ist aber die, inwieweit die bekehrten Barea und Kunáma die mohammedanischen Gebräuche angenommen haben. Die Bekehrung zum Islam ist nämlich bei den Meisten eine ganz oberflächliche; nur die Leute von Haberetta und Shilko, die von Alters her Mohammedaner sind, beten und fasten regelmässig. Die übrigen Mohammedaner bekennen sich zur Einheit Gottes und der Sendung des Propheten, sind aber für dessen Vorschriften sehr gleichgültig. Ihre Bekehrung hält sie keineswegs von dem häufigen Genuss des Bieres ab. In dieser Hinsicht hat überhaupt der Islam in ganz Afrika wenig durchgegriffen, so leicht er sonst Proselyten macht. Auch im Genuss des Fleisches sind die Mohammedaner in diesen Ländern wenig skrupulös; nur die Bewohner von Haberetta und Shilko enthalten sich des Fleisches, das nicht nach mohammedanischem Ritus geschlachtet ist. Die andern Kunáma und Barea verschmähen auch nach christlichem Gebrauche geschlachtetes Fleisch nicht und geniessen sogar ohne Bedenken Aas. Ich wurde bei den Barea oft von Mohammedanern um Fleisch gebeten, was mich befremden musste, da in Ostafrika sonst die Mohammedaner grossen Abscheu gegen fremdes Fleisch hegen. Warum sollten wir Sklaven nicht davon essen, wenn es so vornehmen Herren (wie sie uns nannten) gut genug ist? sagten sie.

Während so der Islam eigentlich nur dem Namen nach vegetirt, übt er einen durchgreifenden Einfluss auf das Recht

des Volkes, besonders bei den Barea. Alle neuen Mohammedaner nehmen ohne Anstand das mohammedanische Ehe- und Erbrecht an, das, wie wir sehen werden, dem nationalen Recht ganz zuwiderläuft, und wir werden auf diese Revolution der Rechtsideen weitläufig zurückkommen müssen. Nachdem wir so die Ausnahmen constatirt haben, wollen wir die eigentliche ursprüngliche Volksreligion der Barea und der Kunáma untersuchen. Wir wollen uns nicht anmassen, darüber vollständig klar geworden zu sein; wir konnten uns verhältnissmässig viel zu wenig aufhalten und auch unsere Sprachkenntnisse waren viel zu unvollkommen, als dass wir in alle die geheimen Schachte des Volksbewusstseins hätten eindringen können.

Unzweifelhaft steht fest, dass die Barea und die Kunáma in ihrem religiösen Bewusstsein ganz und gar übereinstimmen und dass sie demnach auch ihr Volksrecht gleichmässig gebildet haben. Wir werden also in der folgenden Untersuchung zwischen den zwei Völkern wenig Unterscheidungen zu machen haben. In früheren Jahren, wo ich das Land der Barea nur in seinem Grenzort Bisha zu besuchen Gelegenheit hatte, glaubte ich irrthümlich, die Kunáma und die Barea seien verrottete Christen, wie es z. B. die Bogos noch sind, verwahrloste Kolonien der abyssinischen Kirche, denen aller Gottesdienst abhanden gekommen sei. Diese Idee bekam ich von den Mohammedanern des Barka und von Bisha selbst, die in ihrer oberflächlichen Kenntniss des Christenthums alle Andersgläubige unter dem Namen Kostan oder auch Kofár, Ungläubige (كفار) zusammenzuwerfen belieben. Eine genauere Ansicht der Dinge verbietet aber vollständig, diese zwei Völker für alte Christen anzusehen. Denn wenn auch die Bogos, Mensa und alle andern Grenzvölker von Abyssinien nur spärliche religiöse Ideen und eigentlich gar keinen Gottesdienst mehr haben, so sind doch Spuren des Christenthums genug geblieben, um sie als Kinder der äthiopischen Kirche zu erkennen, was aus unsern frühern Arbeiten klar genug hervor-

geht. Diess ist aber bei den Barea und Kunáma gar nicht der Fall, denn sie haben durchaus keine Reminiscenz früheren Christenthums. Die Woche wird durch keinen Sonntag, das Jahr durch keine Festtage, die irgend auf die unsern deuteten, abgetheilt. Jeder Tag ist dem andern gleich, der Pflug ruht an keinem Tage. Keine Ruine mahnt an alte verfallene Kirchen. Die Barea und die Kunáma selbst leugnen entschieden, je Christen gewesen zu sein. Wir sind ein besonderes Volk, sagen sie, Mohammedaner und Christen sind uns gleich fremd. Es fehlt ihnen nicht der Begriff von Einem Gott, dem Herrn der Welt, und auch bestimmte Namen dafür sind in beiden Sprachen da; aber sie zollen ihm keine Anbetung. Wer kennt ihn nicht, sagten sie mir auf meine Frage: aber es bleibt bei dem leeren Begriff, der nie mit dem Leben der Menschen in Zusammenhang tritt oder wohlthätig und schadend eingreift. Ich möchte nicht die Frage aufwerfen, ob vielleicht auch dieser kahle Begriff von den nachbarlichen Monotheisten entlehnt ist; denn die Idee Gottes scheint mir eine für jeden Menschen naheliegende, ja nothwendige zu sein. Jedenfalls ist diese Idee hier nie in Heidenthum ausgeartet. Diese Völker haben keine Götter, noch Götzen; es fehlen ihnen die Kirchen und der Gottesdienst; sie haben keine Festtage in unserem Sinn und es fehlen ihnen das Gebet und die Offenbarung. Selbst der Begriff von Unsterblichkeit findet sich nur undeutlich; während einige ein unterirdisches Leben nach dem Tode in der Art der Bogos anzunehmen scheinen, erklärten mir die andern unumwunden, todt sei todt. Schwer ist es immerhin, die ursprüngliche Idee des Volkes zu erkennen, da die umliegenden christlichen und mohammedanischen Völker nothwendig die religiösen Begriffe influenziren. Auf einen gewissen Unsterblichkeitsglauben deuten aber gewiss die sehr sorgfältig gemachten Gräber, die dem unbedingt todten Verstorbenen nicht zukommen würden. Wir werden später darauf zurückkommen.

Dagegen finden sich gewisse abergläubische Gebräuche und ein Fest, dem religiöse Bedeutung nicht abgesprochen werden kann.

Die Barea und soviel mir bekannt auch die Kunáma feiern jährlich nach der Erndte im November ein Fest, das die Barea Thijot nennen. Es ist ein Fest des Dankes wohl für die vollendete Erndte, der Versöhnung und der Erinnerung an die Todten. Jedes Haus bereitet für diesen Tag viel Bier vor; auch für jeden Todten des Hauses wird ein kleiner Topf voll zwei Tage lang im Hause hingestellt und dann von den Lebenden getrunken. An diesem Feste begibt sich die ganze Bevölkerung eines Gaues an einen besondern Platz, wo Spiel und Tanz den Tag verkürzen. Wer an diesem Tage Schläge gut hat, gibt sie ungestraft zurück. Es ist ein Tag des Friedens, wo alle Fehde ruht. Bei den Barea ist der Festplatz Therbo Wodeg bei Aretta, ein Hain, der heilig gehalten wird. Die Kunáma feiern das gleiche Fest; ich konnte aber nicht erfahren, auf welchem Platze. Erst nach diesem Feste ist es erlaubt, den wilden Honig einzusammeln.

Je weniger Religion unsere Völker haben, um so mehr wuchert der Aberglaube. Sehr stark ist der Glaube an Talismane und Amulete; besonders Wurzeln werden geheime Kräfte zugeschrieben; am Hals, an den Armen getragen, sollen sie Krankheiten verhüten, die feindliche Waffe und Gift unschädlich machen. Auch die sogenannten Hedjab (حجاب), von christlichen und mohammedanischen Priestern geschrieben, werden in Hautriemen eingenäht am Arme getragen. Bei unserer Durchreise wurden auch wir oft gebeten, solche Talismane zu schreiben. Der gleiche Aberglaube ist überhaupt ganz Ostafrika gemein. Von Geister- und Hexenglauben, der in Abyssinien so stark ausgebildet ist, findet sich keine Spur, oder besser gesagt, ich sah und hörte nichts, das darauf hindeuten könnte. Freilich sind grosse steinerne Gebäude viel eher geeignet, die Phantasie zu erregen, als leichte Strohhütten.

Merkwürdig ist die Priesterschaft des Alfai, wie ihn die Barea und Kunáma nennen, der die Macht haben soll, Regen zu machen. Uebrigens bestand dieses Amt früher auch in Algeden und scheint noch jetzt den Nuba-Negern gemein zu sein. Der Alfai der Barea, der auch von den nördlichen Kunáma consultirt wird, lebt nahe bei Tembádere auf einem Berge allein mit seiner Familie. Das Volk bringt ihm Abgaben, Kleidungsstücke und Früchte und bebaut ihm ein eigenes grosses Feld. Er ist eine Art König, dessen Amt nach dem Erbrecht auf den Bruder oder Schwestersohn übergeht. Er soll Regen herabbeschwören und die Heuschrecken vertreiben. Erfüllt sich aber die Erwartung nicht und entsteht grosse Dürre im Lande, so wird der Alfai zu Tode gesteinigt, wobei seine nächsten Verwandten gezwungen sind, den ersten Stein auf ihn zu werfen. Als wir durchreisten, war das Amt des Alfai bei den Barea noch immer von einem alten Manne besetzt; ich hörte aber, das Regenmachen sei ihm zu gefährlich geworden und so habe er sich von seinem Amte losgesagt. Das gleiche Amt findet sich übrigens auch bei den Kunáma. Ebenso wie das Fest Thijot deutet auch der Alfai auf eine Art von Cultus, den weiter zu erforschen uns aber nicht vergönnt war.

Die eigentliche Religion der Barea und der Kunáma besteht aber in einer ausserordentlichen Ehrfurcht vor dem Alter. Was alt, schwach, greis oder blind ist, gebietet bei diesen Völkern allein Achtung. Niemand redet vor seinen Eltern, da die gegenseitige Achtung je nach dem Alter sich abstuft. Jünglinge mischen sich nie in's Gespräch der Aeltern und selbst bejahrte Männer horchen mit Ehrfurcht den Worten der Grauen. Vater und Mutter sind äusserst hoch gehalten. Nie wagt es der Sohn, seinen Eltern zu widersprechen oder sich gegen ihren selbst ungerechten Spruch aufzulehnen. Besonders die Mutter wird sehr geliebt und in ihrem Alter zärtlich gepflegt; die Söhne bauen ihr ihr eigenes Feld und ertragen geduldig jede Schmähung von ihr. Es gilt als ein unheilbringender Fluch, seine Eltern zu misshandeln.

Vortheilhaft tritt diese Hochachtung des Alters hervor gegenüber dem Betragen der umliegenden Völker; die Bogos und alle Geez-Völker, wie auch die Beni Amer, achten nur die physische Kraft. Je älter der Mann wird und je schwächer, um so mehr verliert er von seinem Ansehen. Bei den Bogos und allen uns bisher bekannten Völkern zaudert kein Jüngling, in den Rath der Grauen hineinzureden und mit seiner jungen Kraft zu trotzen. Auch die Eltern werden von den erwachsenen Kindern oft sehr lieblos behandelt und oft steht der Sohn seinem eigenen Vater feindlich gegenüber und vernachlässigt seine nothleidende verwittwete Mutter. Glücklicherweise beruht die Gesellschaft da auf andern Stützen, auf dem aristokratischen Familienzusammenhang. Bei den Beni Amer'n tritt diese Missachtung der Eltern noch viel schroffer und unangenehmer hervor. Wir kennen viele sehr mächtige Häuptlinge im Barka, deren alte Mütter kaum ein Obdach haben und nothdürftig ihren Unterhalt von ihren Töchtern erbetteln. Denn zu der Frauen Ehre sei es gesagt, die Töchter vergessen doch nicht so ganz die heilige Pflicht.

Diese Ehrfurcht vor dem Alter ist nun die Garantie der Gesellschaft bei unsern Völkern. Es gibt gewiss keinen Staat, keine Gesellschaft, die durch Zufall oder Personen lange sich halten kann. Es muss ein gewisses inneres Leben, ein Bewusstsein da sein, das die auseinandergehenden Kräfte zusammenhält, eine so zu nennende Religion. Bei den aristokratischen Völkern, bei denen eine geoffenbarte positive Religion nur zufällig nebensächlich sich findet, ist es die Familie und ihr Trieb, durch enges Zusammenhalten sich zu verewigen, was dem Egoismus des Individuums entgegenarbeitet. Bei den jetzt zu betrachtenden Völkern fehlt auch dieser Halt, dagegen vertritt seine Stelle die unbedingte Ehrfurcht vor dem Alter und die Waffe des Greises, der Fluch. Denn hier ist jeder überzeugt, dass irgend ein Unternehmen, das den Segen der Alten nicht für sich hat, scheitern, dass jeder von ihnen ausgesprochene Fluch vernichten muss.

Diess vorausgesetzt, wollen wir dem aristokratischen Familienstaat der Bogos, wie wir ihn früher als Beispiel der Geez-Völker beleuchtet haben, die demokratische Gemeinde der Barea und Kunáma entgegenstellen. Wir müssen einfür allemal bemerken, dass rechtlich genommen diese beiden Völker ganz gleichmässig entwickelt sind, dass also unsere Darstellung, wo wir es nicht besonders bemerken, für beide gleich gültig ist. Doch müssen wir hervorheben, dass dieses Recht bei den Kunáma, die in fast keine Berührung mit dem Auslande kommen, noch viel reiner erhalten ist und dass bei ihnen die Ehrfurcht vor dem Alter noch viel lebendiger dem Volke innewohnt.

Was nun dieses Recht und den Staat charakterisirt, ist die vollständige Gleichheit der einzelnen Personen. Es fehlt die Monarchie; kein bevorzugter Stamm hat je aristokratisch die Stammfremden beherrscht; die Familie selbst ist politisch ohne alle Bedeutung.

Wenn nun auch die Barea und die Kunáma dieselben Rechtsbegriffe haben, so stehen sie sich durchaus fremd und oft feindlich gegenüber. Dagegen hängen die Barea für sich und die Kunáma für sich völkerrechtlich zusammen. Wenn auch ausnahmsweise die einzelnen Gaue sich feindlich gegenüberstehen können, so ist jeder Barea von Hagr auch in Mogoréb sicher und umgekehrt und ebenso kann jeder Kunáma ungefährdet alles Land durchziehen, wo seine Sprache gesprochen wird.

Wir brauchen uns aber nicht mehr beim staatlichen Zusammenhang der beiden Völker aufzuhalten. Wir haben schon gesehen, dass jedes wieder in Gaue zerfällt, so die Barea in Hagr und Mogoréb, und diese wieder in Gemeinden. Um uns die Sache zu vereinfachen, wollen wir bei diesen zwei Gauen stehen bleiben, weil auch die Kunáma-Gaue analog gestaltet sind. Bei den Barea also steht jeder Gau rechtlich und politisch unabhängig da; das Gericht erstreckt sich nie über den eigenen Gau hinaus.

Den Gau bilden die Gemeinden, denen gegenüber die Familie ohnmächtig ist. Die Gemeinde bilden die Bewohner des Dorfes, was auch ihre Abstammung sein möge; sie besteht aus Personen, nicht aus Familien. Selbst der eingewanderte Fremde wird, wenn er einmal der Landessprache mächtig ist oder sich im Lande verheirathet hat, mit dem alten Bewohner ebenbürtig; kein exclusives Stammgefühl unterscheidet zwischen Bürger- und Einwohnergemeinde. Nur der ganz neue Gast oder der vorüberziehende Reisende oder Kaufmann muss sich einen Wirth suchen und wird von ihm geschützt. Wird der Gast getödtet, so rächt sich der Wirth sonderbarerweise dadurch, dass er des Mörders Gast tödtet. Ohne Wirth ist der Fremde als Feind betrachtet und so rechtlos; besonders bei den Kunáma, die von allen Seiten bedrängt sind, ist der Fremde erst wenn er in's Haus getreten ist sicher; will er in's Freie gehen, muss er sich von einem Landeseingebornen begleiten lassen.

Die Gemeinde richten und beherrschen die Greise des Dorfes; sie stützen sich auf die Einmüthigkeit der Gemeinde, die ihren Ausspruch unbedingt achtet, ihren Fluch fürchtet und dem einzelnen Trotz gegenüber sich wie Ein Mann erhebt. Nur die engere Familie ist vom Vater abhängig; was über ihr hinaus ist, geht unbedingt in der Gemeinde auf.

Der Mann, bevor er sein eigenes Haus baut, d. h. bevor er sich ein Weib nimmt, ist in seines Vaters Gewalt und sein Verdienst gehört dem letztern. Die Stelle des verstorbenen Vaters nimmt der ältere Bruder ein. Weiter geht die Gewalt des Vaters nicht; des Kindes Leben und Freiheit gehört dem mütterlichen Onkel. Wir werden dadurch einen ganz andern Familienbegriff sich entwickeln sehen.

Ueber das Haus hinaus besteht kein Familienzusammenhang mehr; das Haus ist die Grenze der Familie; wer seinen eigenen Herd hat ist Bürger; die einzelnen Häuser bilden die Gemeinde. Ueber die Gemeinde richten die Greise, die sich unter einem bestimmten Baum versammeln oder unter einer

eigens als Rathplatz mitten im Dorfe errichteten Schattenlaube (Logodat). Hier sitzen die Alten und um sie herum das Volk. Wird eine Rechtsfrage vor sie gebracht, so hat jeder Anwesende das Recht, seine Meinung zu sagen; der Jüngste beginnt und so aufwärts und das letzte entscheidende Wort hat der Aelteste von allen. Oft verlangen die Parteien nur ein unmassgebliches Urtheil und werden dann nach gegebenem Rathe an die Aeltesten einer andern Gemeinde gewiesen, ganz wie wir es bei den Bogos auch gesehen. Oft erscheint der Gegenstand so wichtig, dass die Greise sich zu einer geheimen Berathung zurückziehen zu müssen glauben. Die Sprüche sind meist sehr einfach, die Berathung kurz und gut. Die Greise haben gewisse gesetzgebende Gewalt; aber im Allgemeinen gilt die Tradition früherer Rechtssprüche, die unter dem Namen Butha mit Gesetzeskraft citirt werden. Dieses traditionelle Recht wird sich im Laufe unserer Untersuchung entwickeln, zum Voraus sei nur bemerkt, dass dem einfachen Sinn dieser Völker gemäss das Gesetz auf grösstmögliche Vereinfachung ausgeht. Das Gesetz ist hier da, um Processe zu vermeiden, während das raffinirte Rechtsgefühl der Bogos ein Gesetz gebildet hat, das im Buchstaben gut, in der Praxis auf Verwickelung ausgeht.

Da nun in der Gemeinde jedes Haus unabhängig vom andern dasteht und die Familie in der Gemeinde sich auflöst, so sehen wir hier nicht den Zwist und Hass der Familien, wie er uns bei den aristokratischen Völkern, den Bogos u. a. entgegengetreten ist. Kommt Streit vor zwischen zwei Personen, so sind sie vorerst sich allein überlassen. Mag die eine sogar landesfremd sein und die andere einer grossen Familie angehören, so ist die Lage dieselbe, denn niemand mischt sich in den Handel; die Zuschauer des Kampfes hüten sich wohl, dem einen oder dem andern zu helfen.

Aus dieser Unparteilichkeit der Familie dem Einzelnen gegenüber ergibt sich folgendes Verhältniss:

Vorerst wird jedes Individuum dem andern gleich; nie-

mand wird gezwungen, sich einer herrschenden Aristokratie gegenüber einen Schutzherrn zu suchen, wie wir das bei den Bogos gesehen.

Ferner kann ein Streit der Personen nie ausarten und sich verewigen, da sich die Familie nicht hineinmischt. Die Gemeinde hat kein Interesse, für den einen oder andern Partei zu nehmen; jeder Bürger ist ihr gleich lieb, am liebsten ist ihr der Friede und so tritt sie nur versöhnend auf. Ganz anders ist es, wo die Familie in Masse für ihr Kind einstehen und schon ihrer Existenz halber Partei ergreifen muss. Daher fehlen bei den Barea und Kunáma die langdauernden Blutfehden, die das Volk zerstören.

Hat sich nun jemand zu beklagen, so trägt er seine Sache den Greisen vor und der Beklagte wird vor Gericht geladen. Niemand wagt, sich der Vorladung zu entziehen. Da hilft weder Name, noch Reichthum, noch Tapferkeit, noch Verwandtschaft; denn die ganze Gemeinde steht gegen das rebellische Kind auf und zwingt es zum Gehorsam. Wer sich nicht fügen will, mag durch Auswanderung sich retten. Die Verbannung ist die alleinige und härteste Strafe für einen Barea oder Kunáma, da jeder seiner Heimat zugethan ist.

Auch politisch sind die Grauen die einzige Behörde. Sie schliessen Krieg und Frieden. Wollen sie mit einem Nachbarstamme Frieden haben, so verbieten sie den Männern alle Raubzüge dagegen, indem sie darüber ihren Fluch aussprechen.

Oft werden vom Ausland her geraubte Heerden in ein Dorf gebracht; gehören sie einem befreundeten Stamme an, so wird der Räuber zur Rückerstattung aufgefordert. Weigert er sich hartnäckig, so versammeln die Grauen die Gemeinde und führen sie zum Hofe des Räubers. Dann wird ihm all sein Hab und Gut weggenommen, sein Haus eingeworfen und seine Person verbannt. Seine eigenen Verwandten und Freunde werden gezwungen, bei dieser Execution mitzuhelfen; weigern sie sich, wird ihnen das Nämliche angethan. So weiss die

Gemeinde sich dem Einzelnen gegenüber Achtung zu verschaffen.

Die Gesandten, die beauftragt sind, mit dem Ausland zu verhandeln oder den Tribut einzuziehen, sind einfache Diener der Gemeinde mit einer gewissen Entschädigung; sonst sind sie in keiner Weise ihren Mitbürgern überlegen.

Als Beweismittel kennen unsere Völker das Zeugniss und den Eid. Der Zeuge wird hier vor Gericht geladen und verhört, während er bei den Abyssiniern und den Bogos etc. von den Parteien aufgesucht und so gleichsam Richter wird. Die Zeugenzahl kann nach Verlangen der Beklagten bis auf drei gebracht werden. Unfähig zum Zeugen ist der Dieb, der Räuber, der notorische Lügner, das Weib und das Kind. Der Zeuge macht eine einfache Aussage ohne alle eidliche Bekräftigung. Fehlen Zeugen, so kann der Kläger selbst den Eid abgeben oder den Beklagten schwören lassen. Das alte Recht der Bogos statuirt denselben Grundsatz, der bei gewissenlosen Völkern zu vielen Missbräuchen führen muss. — Es gibt verschiedene Schwurarten: der Schwörende schlägt seines Sohnes Hand oder dessen rechten oberen Schenkel oder er tritt auf sein Schwert oder auf seines Verwandten Grab. Bei den Barea ist ausserdem üblich, dass der Schwörende in dem erwähnten heiligen Hain Therbo Wodeg einen Ast bricht. In welchen Fragen Zeugniss und Eid statthaben, wird sich im Laufe der Untersuchung ergeben.

Bevor wir aber weitergehen können, wollen wir die Ausnahmen constatiren, die der theilweise eingeführte Islam bei den Barea und Kunáma in die Rechtspflege gebracht hat; wenn wir auch dem Laufe der Untersuchung vorgreifen, so können wir sie dann um so unbesorgter ausnahmslos fortsetzen. Wo nämlich der Islam eingedrungen ist, verändert er natürlicherweise die Rechtsverhältnisse; denn er ist eine ausnehmend praktische Religion.

Die Mohammedaner ersetzen die landesübliche Heirath durch den Seffaḥ (Trauung), wodurch die Ehe- und Erbver-

hältnisse sich total verändern. Bei der Scheidung erhält die Frau die Hälfte des Vermögens und den Mann beerben seine eigenen Söhne, nicht wie im alten Recht der Bruder und der Schwestersohn. Entsteht darüber Process, so entscheidet natürlich nicht mehr die Gemeinde, deren Recht ganz andern Grundsätzen huldigt, sondern bei den Barea wenden sich die Mohammedaner an die Gemeinde Haberetta, als älteste Colonie des Islam und zuverlässige Rechtsquelle. Dieses Einzelngericht erstreckt sich aber nur auf das Ehe- und Erbrecht; in andern Fragen kennen die Barea und Kunáma, seien sie Mohammedaner oder nicht, keinen Unterschied. Wir wollten zuvor diese Ausnahme notiren, um nicht mehr darauf zurückkommen zu müssen.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, dass unsere Völker in einer unbedingten Demokratie leben. Niemand ist vornehm oder gering; niemand wähnt sich besser zu sein als die andern. Reichthum und Armuth hat politisch genommen keine Bedeutung. Kein Adel ragt über die Masse hervor; selbst der Fremde ist schnell eingebürgert. Das Alter allein hat seine ungefährlichen Vorrechte. Deswegen entbehren die Barea und Kunáma der genealogischen Geschichte; Stammbäume, wie wir sie bei den aristokratischen Völkern gefunden, sind da werthlos, wo die Familie politisch machtlos ist und die Verwandtschaft sich schnell vergisst.

Da somit der Gegensatz von Patricier und Plebejer ganz unbekannt ist, können wir nur vom Verhältnisse des Herrn zum Lohndiener sprechen und selbst hier wird die Freiheit der Untergebenen auf die geringstmögliche Art geschmälert: das Recht ist dem Diener ungemein günstig. Vorerst ist zu bemerken, dass die Barea und Kunáma wenig Dienstboten brauchen, da jedermann arbeitet. Der Dienstbote, sei er Hirt oder Bauer oder Magd, heisst Kerai (im Tigré „Lohn"). Die Bezahlung beträgt etwa 4 Fr. in Zeug; ausserdem hat er aber bestimmte Tage, wo er mit seines Herrn Stieren für eigene Rechnung pflügen und sich ein kleines Feld anbauen kann.

Der Hirt oder Bauer hat gewöhnlich das Recht auf acht solcher Tage, die Magd auf die Hälfte. Oft lautet der Contract, dass der Besitzer der Stiere zwei Tage für eigene Rechnung pflügt und den dritten zum Nutzen seines sonst unbezahlten Gehülfen. In Gesellschaft das gleiche Feld zusammen zu pflügen und sich die Erndte zu theilen, wie wir es anderswo gefunden, kommt hier nicht vor und verhindert manchen Streit; nie gehört ein Feld zwei Herren. Vereinigen zwei Personen ihre Stiere zu einem Joch, so wird an einem Tag auf des einen, am andern Tag auf des andern Feld gepflügt. Jedermann verlässt sich allein auf sein eigenes Glück. Die Dienstzeit währt eigentlich von der Regenzeit bis nach der Erndte; ist aber der Dienstbote mit seinem Herrn zufrieden, so bleibt er das ganze Jahr ohne weitere Entschädigung. Das Recht ist aber dem Dienstboten gegenüber sehr liberal. Tödtet der Hirt ein Stück von der eigenen Heerde, so hat der Herr doch kein Recht, ihn zur Entschädigung anzuhalten. Oft kommt es sogar vor, dass der Hirt ohne Erlaubniss sich von seiner Heerde entfernt und sich einem Raubzug anschliesst. Was ihm dabei von Beute zu Theil wird, gehört ihm ausschliesslich und der Herr darf sich nicht über Vernachlässigung seines Gutes beklagen. Wir wollen aus diesen Einzelnheiten zwei Schlüsse ziehen:

1) Zeigt sich darin das Streben, auch dem Reichthum keine Aristokratie einzuräumen, indem das Recht den Armen bevorzugt und die Einfachheit alle Verwickelung vermeidet. Diess wird bedeutend, wenn man weiss, dass bei den aristokratischen Völkern die verwickelten, hakenreichen Verhältnisse des Herrn zum Untergebenen fast allein die Leibeigenschaft unterhalten und den Freien knechten oder wenigstens unterthan machen.

2) Zeigt sich darin der Hauptcharakter des hiesigen Rechts, das die Sache sehr gering, die Person ungemein hoch schätzt, ein Princip, das sich noch weiter entwickeln soll.

Da wir bisher das Princip vollständiger Gleichheit con-

sequent durchgeführt sehen, so tritt die Frage nahe: Gibt es Sklaven bei diesen Völkern und welches ist ihre Stellung zu den Freien?

Zuerst müssen wir bemerken, dass die Barea und die Bazen nur ausnahmsweise Sklaven besitzen und zwar auswärtige und einheimische. Vom Ausland kommen Sklaven durch Beraubung feindlicher Stämme; meist werden sie aber von ihren Verwandten ausgelöst oder, bevor sie sich eingewöhnt haben, als Waare weiterverkauft. Die Barea und die Bazen kaufen sich nie vom Ausland Sklaven an. Eine andere Quelle der Sklaven ist der Kinderverkauf, der auch hier üblich ist. In Hungersnöthen verkaufen die Verwandten ihr Kind an einen reichen Nachbar. Was aber bei den aristokratischen Völkern am ersten Knechte erzeugt, ist ihr scharfes Recht, das nicht nur die Person, sondern die ganze Familie für verletztes Eigenthum, Schulden oder Diebstahl verantwortlich macht; so haben wir bei den Bogos und den Marea gesehen, dass die meisten Leibeigenen Kinder freier Eltern sind, die etwas verbrochen oder Schulden hinterlassen hatten oder dessen beschuldigt waren. Wir sahen, bis zu welcher Ungerechtigkeit die Ueberschätzung des Adels von der einen Seite und des Eigenthums von der andern führen und wie sie die Freiheit gefährden kann.

Nun entbehrt der Barea und Kunáma aller Standesunterschiede und auch das Eigenthum geniesst wenig Bedeutung. Denn diese Völker leben in einer ewigen Unsicherheit, wo der Mensch wenig an die Zukunft denken kann. Sie sind ferner durchaus nicht Nomaden und überhaupt kaum Viehzüchter und es ist eine Thatsache, dass bewegliches Eigenthum den Eigenthumsbegriff verschärft. Ausserdem treiben sie wenig Handel und kennen kaum das Geld oder anderes bewegliches Eigenthum, ausser der Erndte, die der Gegenwart nur dienen soll. Grund und Boden ist zum Ueberfluss da. Also kann der Begriff von Eigenthum nicht stark sein. Daraus folgt der wichtige Rechtssatz: die Person darf der

Sache wegen keinesfalls angetastet werden. Sie darf also wegen Schulden oder Verbrechen gegen das Eigenthum nie geknechtet werden. Eine Ausnahme bildet der Mann, der Landeseingeborne verkauft hat; er kann von dessen Verwandten füglich wieder verkauft werden. Es folgt aus dem Gesagten, dass die Sklaverei der Hauptquellen entbehrt, die sie häufig machen könnten.

Nun müssen wir die Stellung der wenigen Sklaven untersuchen, die sich im Lande finden. Wenn wir nun das Princip der persönlichen Freiheit und Gleichheit auch auf die Leibeigenen ausgedehnt finden, so ist diess keine nothwendige Folge des bisher Gesagten; denn der Sklave ist eine Waare und keine Person. Nun muss man aber wissen, dass die Barea und Bazen einer Art Tradition zur Folge sich selbst alle Sklaven schelten. Sie wollen damit sagen, dass der Mensch natürlich frei ist und seine Freiheit nie verlieren kann. Deswegen ist Gesetz bei diesen Völkern, dass der landeseingeborene Sklave durch blosse Entfernung von seinem Herrn vollständig frei wird. Hat er Grund, mit diesem unzufrieden zu sein, zieht er sich in ein anderes Dorf zurück, lebt wo er will, heirathet und zeugt mit Freien, ohne alle Belästigung und Nachrede. Verheirathet der Herr seinen Sklaven, indem er Vaterstelle an ihm vertritt, erklärt er ihn dadurch factisch frei. Der Herr hat auch nicht das Recht, seinen landeseingebornen Sklaven zu tödten; er würde sich dadurch der Blutrache der Verwandten des Getödteten aussetzen. Der Erbe des Sklaven ist wie bei den Freien der Bruder oder Schwestersohn; bei seinen Lebzeiten fallen aber sein Erwerb und Kriegsbeute dem Herrn zu.

Ohne dem Erbrecht vorgreifen zu wollen, müssen wir doch beifügen, dass das Kind der Mutter nachgeht; ist sie Sklavin, so ist das Kind es auch; ist sie frei, so ist auch das Kind frei trotz des geknechteten Vaters.

Fremde Sklaven haben zwar nicht die gleichen Rechte,

wie Landeseingeborne; doch sind sie einmal eingewöhnt, geniessen auch sie die gleiche Freiheit.

Um zu resumiren, sehen wir, dass die Sklaverei hier ein fremdes Gewächs ist, das sich gegenüber dem Princip der Gleichheit nicht halten kann; sie bleibt immer eine Ausnahme; wenn sie auch dem Namen nach vorkommen kann, so fehlt der eigentliche Begriff der Leibeigenschaft, da bei den Barea und Kunáma, wer nicht Herr, auch nicht Sklave werden kann. Nach dieser Philosophie ist jeder Mensch in gewisser Hinsicht Sklave und in gewisser Hinsicht frei; die Person kann nie Sache werden oder ihretwegen das Princip der Persönlichkeit, die Freiheit, verlieren.

Familie.

Wir müssen nun die ehelichen Verhältnisse betrachten. Eine Verlobung, wie sie uns bei den Bogos bekannt wurde, kennen unsere Völker nicht. Wer heirathen will, hält bei dem Vater um die Hand der Tochter an, deren Willen nicht berathen wird. Sehr oft knüpft aber der Jüngling selbst Bekanntschaft an; wird das Mädchen schwanger, so hält er um ihre Hand an und sie wird seine Frau. Ist er aber nicht gesonnen, sie zu heirathen oder ist er der Familie des Mädchens nicht genehm, so gebärt das Mädchen in ihres Vaters Haus und das Kind gehört von Rechtswegen der mütterlichen Familie, von der es ernährt und auferzogen wird. Bei diesen Völkern gilt Schwängerung durchaus nicht für ein Verbrechen wie bei den Bogos. Aussereheliche Kinder werden für ebenso gut angesehen, wie die andern; auch für die Mutter ist keine Schande damit verbunden. Wir finden darin einen grossen Gegensatz zu den aristokratischen Völkern, besonders den Beni Amer'n und den Marea, die nie ein uneheliches Kind dulden und sogar die unvorsichtige Mutter dem Familienstolz opfern; denn sittliches Gefühl ist keineswegs die Triebfeder dieser unmenschlichen Grausamkeit.

Der Bräutigam zahlt unter verschiedenen Titeln eine Abgabe an die Familie der Braut und so trivial und kleinlich sie ist, so mag ihre Aufzählung immerhin das Leben des Volkes deutlich machen.

Er schenkt der Mutter der Braut 1 Kuh, die auch zu 4 Ziegen berechnet wird.

Desgl. der väterlichen Tante 1 Ziege und die Haut der Mindik.

» dem mütterlichen Onkel der Braut 1 Ziege.

» dem mütterlichen Grossvater 1 junge Ziege.

» dem Vater der Braut 1—4 Kühe, jede zu 4 Ziegen berechnet.

Er bringt 1 Kuh als Nackenpreis (Segad), die gemeinschaftliches Gut von Mann und Frau wird.

Desgl. 1 Ziege der Mutter der Braut, die dafür Bier bereitet.

» 1 rothhaarige Ziege, die von der väterlichen Verwandtschaft der Braut geschlachtet wird.

» 1 einfarbiges Schaf, das Eigenthum des Brautpaares wird.

Dazu kommt noch die Kuh Mindik, das Opfer, das die Heirath besiegelt, die ohne Fehler und Mangel, Zeichen und Brandmal sein muss. Der Vater der Braut hat durchaus keine Verpflichtung, ihr etwas mitzugeben. Doch kommt es vor, dass er, um seine Zuneigung zu beweisen, Aecker, Kühe und Hausgeräth mitgibt, was dann des Paares gemeinschaftliches Gut wird. Verlobung, Entrichtung der Ehegebühr und Heirath folgen kurz aufeinander. Ist die Braut von zweiter Ehe, so hat sie das Recht, frei über ihre Hand zu verfügen und ihr gewählter Mann schenkt ihr ein Kleid und eine Kuh, die gemeinschaftliches Eigenthum des Paares wird. Die Familie des Bräutigams ist nicht gezwungen, ihn bei der Heirath zu unterstützen; doch erhält er gewöhnlich Hochzeitsgeschenke von Freunden und Verwandten, die er bei gleicher Gelegenheit wieder zurückgeben muss. Der sogenannte Therq oder

die gegenseitige Verantwortlichkeit der Familie ist diesen Völkern fremd; nur wenn es gilt, einen im Ausland geknechteten Verwandten loszukaufen, vereinigen sich die Familien, um das Lösegeld erschwingen zu können.

Die Heirathshindernisse gehen nicht so weit als bei den Geez-Völkern, die bis zum 7. Grade sich nicht vermischen, sie sind aber nicht so beschränkt, wie bei den Mohammedanern, wo schon Vettern sich untereinander verheirathen.*)

Stirbt ein Mann, so wird seine Wittwe von seinem Bruder von gleicher Mutter und fehlt dieser, von seinem Schwestersohne ohne alle Abgabe erblicher Weise geheirathet, ohne dass der Wille der Frau dabei in Betracht kommt. Hat aber dieser sogenannte Erbe keine Lust, die Wittwe zu übernehmen, so wird er doch als ihr Vater und Vormund betrachtet, und bei ihrer allfälligen Verheirathung zu Rathe gezogen. Es hat hier der Mann das Recht, seine Stiefmutter oder die Frau seines verstorbenen Vaters zu sich zu nehmen, wie diess bei den Bogos geschieht. Die Wittwe bleibt ungefähr ein Jahr in Trauer im Hause ihres verstorbenen Mannes. Haben dann die Erben keine Lust, sie in der Familie zu behalten, so wird sie in ihres Vaters Haus zurückgeschickt. Will man sie aber „erben", so verweilt sie noch zwei andere Jahre im Hause als Wittwe ohne auszugehen, und erst dann wird sie von dem Bruder oder Schwestersohn ihres verstorbenen Mannes geheirathet. Jedenfalls bleibt sie drei volle Jahre Wittwe, bevor sie sich wieder verheirathen kann.

Die Blutrache einer getödteten Frau betrifft in erster Linie ihre Kinder, sind keine da, ihren Bruder von gleicher Mutter

---

*) Folgendes ist die Tafel der Blutsverwandtschaft:

Väterlich.			Mütterlich.		
Onkel u. Tante.		Vater.	Mutter.	Onkel u. Tante.	
Kinder.	Kinder.	Ich.	Bruder.	Sohn.	Tochter
Kinder.	Kinder.	Kinder.	Schwester. Kinder.	Kinder.	Kinder.

oder den Sohn ihrer Schwester; nie den eigenen Mann, ausser der Mord würde in seiner Gegenwart geschehen.

Der Mann hat das Recht, zu heirathen so viel Frauen er will. Er kann sich von seiner Frau ohne weiteren Process scheiden, wenn er will. In diesem Fall erhält die Frau die Hälfte des gemeinschaftlichen Vermögens, wie es bei der Hochzeit angelegt wurde; von dem bisherigen Erwerb erhält sie nichts, ausser die Hälfte des vorräthigen Durra (Bultub), während das Durra und das Haus dem Manne gehört. Bei den Mohammedanern aber erhält die Frau gewöhnlich die Hälfte des ganzen Vermögens. Auch die Frau hat das Recht, wenn sie unzufrieden ist, auszuziehen und in ihres Vaters Haus zurückzukehren. Sei sie nun mit des Mannes Willen oder durch eigene Entfernung geschieden, so wird sie sogleich frei und ledig und kann vom ersten Augenblick an wieder verheirathet werden. Die Kinder geschiedener Eltern gehen mit Ausnahme der Säuglinge zum Vater.

Gross ist in dieser Hinsicht der Gegensatz zu den Bogos, Marea, Habab, wo die geschiedene Frau auch in ihres Vaters Hause noch zu ihres frühern Mannes Disposition steht, bis er sie eigentlich frei und ledig erklärt. Während bei diesen Stämmen also auch die Scheidung verklauselt ist und leicht Processe verursacht, offenbart sich bei den Barea und Bazen wieder der einfache Sinn des Volkes, das allen Anlass zu Streit und Process von vornherein abschneidet.

Schulden, die ohne des Mannes Wissen von der Frau contrahirt werden, fallen ihm nicht zur Last und sind überhaupt ungültig. Die Frau hat keine bürgerlichen Rechte: sie kann nicht zeugen und nur wenn sie keinen Bruder hat erben; sie darf nicht bürgen, noch klagen, noch in Anklagezustand versetzt werden. In dieser Hinsicht stimmt das hiesige Recht ganz mit dem der Geez-Völker überein.

In engem Zusammenhang mit dem Eherecht steht das Erbrecht und hier begegnen wir einer ganz eigenthümlichen Anschauung der Familie, wie wir sie sonst nicht kennen. Es

sind nämlich von der Erbschaft die eigenen Kinder ausgeschlossen; dagegen erbt in

1. Linie der Bruder von gleicher Mutter,
2. » der älteste Sohn seiner ältesten Schwester,
3. » der zweite Sohn » » » u. s. f.
4. » der Sohn der jüngern Schwester,
5. » die Schwester des Erblassers,
6. » ihr Schwesterkind.

Die Güter gehen also nur an die Geschwister und an ihre Nachkommen von weiblicher Seite; das gleiche Princip ist auch für die Blutrache consequent durchgeführt, indem nur Bruder und Schwesterkind dafür verantwortlich sind, während die eigenen Kinder das Blut ihres Vaters gar nichts angeht. Wir können uns nicht erklären, was diese originelle Anschauung der Familie motivirt hat; bei den Bazen, wo die Ehe sehr lose ist und Ehebruch nicht geahndet wird, könnte man sie daraus begründen, dass bei der Ungewissheit der Vaterschaft die mütterliche Abstammung allein anerkannt wird und darauf deutet, dass der bevorzugte Erbe der Bruder von gleicher Mutter, nicht von gleichem Vater ist; aber bei den Barea, wo die Ehe sehr streng sittlich und Ehebruch höchst selten ist, kann nichts diese Anschauung erklären. Wir sehen schon bei den Bogos und all den benachbarten Völkern das Schwesterkind eine sehr bevorzugte Rolle spielen; es hängt innig mit seiner Mutterfamilie zusammen und geniesst ihr gegenüber eine gewisse Straflosigkeit. Doch geht diese Liebe zwischen Onkel und Neffen mütterlicherseits nicht so weit, dass sie die Basis der natürlichsten Verwandtschaft zwischen Vater und Sohn zerstören würde.

Bei den Barea und Bazen lernen wir aber eine ganz neue Familie kennen, indem sie rechtlich nur von mütterlicher Seite besteht und den mütterlichen Onkel und sein Schwesterkind in Eigenthum und Blut eng verbindet, während sie das Verhältniss zwischen Vater und Sohn, wie es unserer occidentalischen und auch der orientalischen Anschauung entspricht, ganz

missachtet. Niemand wird die Tragweite dieses Familienbegriffs verkennen; wenn meine eigenen Kinder mich nichts angehen, sondern allein ihren mütterlichen Verwandten nachgehen, wenn dagegen mein Schwesterkind eng mit mir zusammenhängt und mein Erbe und Rächer ist, so muss sich natürlich das ganze Leben von Grund aus ändern.

Von diesem Erbschaftsgesetz sind uns folgende Ausnahmen bekannt. Die Frau nimmt von der Hinterlassenschaft ihres Mannes nur den bei der Hochzeit entrichteten Nackenpreis und den im Hause befindlichen Vorrath von Durra. Ferner hat der Sterbende wenigstens bei den Barea das Recht, gegen die Ansprüche der rechtmässigen Erben, der Schwestersöhne, zu Gunsten der eigenen Kinder oder anderer Freunde zu testiren; die Execution versichert er alsdann durch gewichtige Zeugen. Die eigenen Kinder haben zwar keine Ansprüche auf das väterliche Vermögen, doch hat der Vater die Pflicht, sie zur Heirath auszusteuern; sind sie bei dessen Tode noch unmündig, so werden sie von den Vaterstelle vertretenden Erben, dem Bruder des Todten oder dessen Schwestersohn, auferzogen und ausgesteuert.

Die Erbschaft und auch allfällige Schulden werden aber erst nach mehreren Monaten angetreten; ungetheilt, Acker, Kühe, Geld en bloc geht sie an den nächsten berechtigten Erben über, ebenso wie die Wittwe des Verstorbenen, wie wir schon oben bemerkt haben, und auch darin zeigt sich die Einfachheit, die Processe ersparen will.

Das Eigenthum.

Die Barea und die Bazen erinnern sich nicht der Zeit ihrer Einwanderung. Da sie nicht als Stamm einwanderten, sondern als Gemeinden, die sich der Sprache nach zusammenhielten und verstanden, so haben sich die allfälligen Aboriginer, welche es auch gewesen sein mögen, schnell mit ihnen verschmolzen. So hat jedes Grundstück seinen Herrn, ohne dass man daraus die alten Stammsitze erkennen könnte, wie z. B. bei den Bogos. Grundbesitz fehlt keineswegs, aber er hat wenig Werth, da eine ungeheure Masse Land seit Urzeiten brach daliegt. Der Preis eines Ackers (ungefähr 2 Morgen) kann auf eine Kuh, also etwa 15 Fr. sich belaufen. Grundstücke werden selten veräussert: der benöthigte Besitzer gibt sein Land dem Käufer meist nur als Schuldpfand hin, das er gegen den erlegten Preis jederzeit wieder an sich bringen kann. Deswegen wird beim Verkauf besonders stipulirt, ob der Acker für immer verkauft sei oder ob der Herr sich das Recht vorbehalte, ihn später wieder an sich zu bringen. Das Gesetz begünstigt also die Stetigkeit des Grundbesitzes.

Wer kein eigen Land hat, wendet sich an einen Landbesitzer und bittet ihn um die Erlaubniss, ein Stück von dessen Grund bebauen zu können; da viel zu viel Land da ist, so

wird ihm diess nie abgeschlagen; der Herr spricht seinen Segenswunsch aus und erhält bei der Erndte eine kleine Abgabe. Niemand würde sich unterstehen, gegen den Willen des Grundbesitzers zu cultiviren, da sein Fluch nach dem Volksglauben die Erndte vernichten muss. Entsteht ein Streit über Grundbesitz, so steht der Beweis dem Kläger zu, indem er seine Aussage durch Zeugen oder Eid bekräftigt. Wandert jemand vom Gau aus, so hinterlässt er einen Bevollmächtigten, der das Land bebauen lässt und die daraus entspringende Abgabe dem Herrn zuschickt.

Gefundenes herrenloses Gut gehört dem ersten Finder; kein adelicher Herr ist da, wie bei den Bogos, der auf den Fund Ansprüche macht. Auch der wilde Honig gehört dem Finder; findet er sich aber in einem bebauten Acker, so darf ihn nur der Bauer desselben ausnehmen. Kriegsbeute wird nach eigenem Gesetz vertheilt, worauf wir zurückkommen werden.

In den Dörfern selbst beschränkt kein Grundbesitz den Raum. Jeder baut sein Haus, wo er geeigneten Platz findet; wandert er aus, so kann er sich das Recht vorbehalten, nach allfälliger Rückkehr seinen Hausplatz wieder einzunehmen. Gras, Holz, Durraschilf und Stroh, selbst auf den Feldern, sind Gemeingut des ganzen Gaues. Bei Sodbrunnen hat der Gräber das Recht der ersten Benutzung.

Schulden werden gewöhnlich durch Bürgen versichert; ganz wie bei den Bogos hat der Bürge, der anstatt des Schuldners zur Zahlung angehalten wird, das Recht, vom Schuldner den doppelten Betrag zu fordern. Nun haben wir bei den Bogos gesehen, wie das aristokratische Recht den Gläubiger äusserst kräftig beschützt und sogar die Freiheit des Schuldners für die Schuld haftbar macht. Bei den Barea und Bazen aber finden wir als Entwickelung des schon oben aufgestellten Grundsatzes, dass die Person des Eigenthums wegen nie zu Schaden kommen kann: die Freiheit des Menschen ist ihm unendlich mehr werth, als alles mögliche Geld und Gut. Daher ist der Schuldner dem Gläubiger gegenüber äusserst

günstig gestellt. Der Gläubiger hat also kein Recht, seinen Schuldner mit Gewalt zur Zahlung zu zwingen, ihn anzugreifen, zu verhaften oder auch nur öffentlich darüber zur Rede zu stellen; kann er nicht zu seinem Gelde kommen, so lässt er ihn durch einen Dritten vor die Gemeindeältesten laden und fordert ihn zur Zahlung auf; kann oder will der Schuldner sich nicht verständigen, so gibt die Gemeinde dem Gläubiger das Faustrecht, d. h. er hat das Recht, seinem Schuldner den Betrag zu stehlen. Er nimmt ihm z. B. seine Lanze weg, aber in keinem Falle darf er sie ihm aus der Hand reissen.

Der Erbe übernimmt auch die Schulden, aber bei Zahlungsunfähigkeit haftet er keineswegs mit seiner Person dafür; die hässlichen Gebräuche der Bogos, wo die Kinder für ihres Vaters Schuld leibeigen werden, sind also hier ganz unbekannt. Wer geliehenes Gut verliert, muss es bezahlen. Geschenke und Gaben, wie wir sie bei den Geez-Völkern als Majebtot kennen gelernt haben, gehören hier nicht vor Gesetz; Gabe und Rückerstattung ist rein Sache der persönlichen Gutwilligkeit.

Diebstahl heisst die Verletzung des Eigenthums innerhalb des Gaues; er ist kein Verbrechen; ist er bewiesen, wird das gestohlene Gut einfach als Schuld angesehen. Hier besonders zeigt es sich, wie hoch diesen Völkern die Person, wie niedrig das Eigenthum steht. Der gefangene Dieb darf nicht verwundet und getödtet, noch zur Busse angehalten werden; er erhält höchstens von seinen Verfolgern ein paar tüchtige Schläge; man nimmt ihm das gestohlene Gut ab und lässt ihn laufen. Von Gefangenschaft, Lösegeld oder gar Knechtung des ertappten Diebes ist keine Rede. Ein von seinen Landsleuten verfolgter Dieb schlägt sich nie; er sucht zu entfliehen, indem er seine Beute im Stich lässt; seine Verfolger hüten sich wohl, ihn zu verletzen, da das vergossene Blut des Diebes Blutrache heischt.

Vermisst jemand sein Eigenthum, z. B. Vieh, so gibt er

sich alle Mühe, den Platz wo es verborgen ist auszukundschaften; hat er einmal einen bestimmten Verdacht oder belehrt ihn die Fussspur, so tritt er vor die Alten des Dorfes und verlangt die Freiheit einer unbedingten Hausuntersuchung, die ihm nie verweigert wird. Findet er sein Stück Vieh noch lebendig vor, so nimmt er es einfach zurück und die Sache ist abgethan. Findet er aber nur das Fleisch und Haut, so bemächtigt er sich derselben sammt allem vorräthigen Geräth, das zum Kochen und Schlachten gedient hatte und er hat überdiess das Recht, den Dieb zum vollen Werthersatz anzuhalten. Eine trächtige Kuh wird dreifach angeschlagen. Die Gemeindeältesten sind also behülflich, die Thatsache des Diebstahls festzustellen; aber ganz wie bei einer Schuld massen sie sich keineswegs die Competenz an, den Dieb von Gerichtswegen zum Ersatz anzuhalten. Der Dieb leistet entweder freiwillig Ersatz oder der Beschädigte entschädigt sich dadurch, dass er sich bei der ersten Gelegenheit den verlornen Betrag wieder zurückstiehlt. Würde er aber für sein Eigenthum, und wenn es ein Kameel wäre, nur eine Ziege oder eine Lanze wegnehmen, so wird schon dadurch die ganze Schuld des Diebes getilgt und er hat keine weitern Ansprüche mehr darauf, er hat es ja selber genommen. Oft geschieht es, dass der Dieb, zu Mitteln gekommen oder dem Frieden zu Liebe, mit seinem Gläubiger — so darf man ihn nennen — sich zu verständigen wünscht; dann bittet er die Greise des Dorfes, ihn zu begleiten; sie treten alle zusammen in das Haus des bestohlenen Mannes, der sich von dem hohen Besuch so geehrt fühlt, dass er mit Freuden an der Stelle des gestohlenen Gutes von dem Diebe das kleinste Geschenk, selbst eine Ziege, als volle Entschädigung annimmt und wenn es nur ein Procent des Verlorenen betrüge.

Bei Diebstahl ist der einzige Beweis das gefundene Eigenthum selber. Zeugen werden nicht angerufen und der Eid gar nicht. Ist das gestohlene Gut durch Verkauf in zweite Hand übergegangen, so ist der Käufer rechtmässiger Besitzer

(res non clamat dominum); aber er übergibt das Gut dem frühern Herrn, um damit den Dieb zu überführen. Ist aber das gestohlene Vieh weit fort verkauft oder in Feindesland gebracht worden, so wird es natürlich unmöglich, das lebendige Stück den Aeltesten vorzuzeigen und es werden Zeugen angenommen.

Raub heisst die Verletzung des Eigenthums ausserhalb des Gaues, dem Fremden und dem Feinde zum Schaden. Die Räuber bilden eine eigene Klasse des Volkes mit eigenen Kriegsgesetzen. Denken wir uns einen jungen, durch seinen Muth bekannten Mann; er zeichnet sich zuerst durch kleine Streiche aus und macht sich einen gewissen Namen; hat er nun Entschlossenheit genug, so bringt er eine erbeutete Kuh den Greisen des Dorfes zum Geschenk, versichert sich ihres Segens und wird förmlicher Räuberhauptmann, den die Jünglinge nach Lust und Willen auf Raubzüge begleiten. Während nun die Barea im friedlichen Gemeindeleben den Staat fast auf nichts reduciren, sehen sie wohl ein, dass der Krieg monarchische Einheit verlangt. Deswegen ist der Räuberhauptmann auf die Dauer der Expedition unumschränkter Herr und Führer der Bande und hat auf blinden Gehorsam zu rechnen. Von der Beute hat er den besten Theil. Nach ihm sind die Alten bevorzugt; so erhält ein Greis, der mit der Expedition war, den doppelten Antheil eines Jünglings, auch wenn er ein Stammfremder wäre. Von der jedesmaligen Beute geht eine Kuh an die Greise des Dorfes, wovon der Zug ausging, da ohne ihren Segen erhalten zu haben keine Bande sich auf den Weg macht. Glauben die Greise eine vorgehabte Expedition den Interessen des Gaues schädlich oder haben die Räuber vor, einen befreundeten Stamm anzugreifen, so verhindern die Greise das Vorhaben einfach dadurch, dass sie gegen jeden Theilnehmer den Fluch aussprechen und ein fluchbelastetes Unternehmen macht niemand mit. Oft verhindert der Vater, der für seinen Sohn fürchtet, diesen, Räuber zu werden, indem er ihm mit dem Fluche

droht. Oft bestraft der Vater seinen lieblosen Sohn dadurch, dass er ihn verflucht, worauf er von seinen Genossen verhindert wird, am Zuge theilzunehmen; denn die andern wollen seinetwegen nicht in's Unglück kommen.

Nicht selten kommt es vor, dass der mit Beute heimkehrende Zug von einer Gemeinde des gleichen Gaues aufgehalten wird, indem diese die Räuber zur Rückgabe zwingen wollen. Behauptet diese nämlich, das Vieh gehöre einem dem Gau verwandten Stamme an, so verstehen sich die Räuber dazu, die Beute bei einem unparteiischen Mittelmann niederzulegen, der darüber zu entscheiden hat, ob Rückgabe statthaft sei. Gehört das geraubte Vieh aber einem fremden Stamme, dem zu Liebe die Gemeinde den Räubern den Weg verlegt, so vertheidigen die letzteren ihre Beute, indem sie sich ihrer Stöcke als Waffe bedienen; die Lanzen werden vorsätzlich bei Seite gelegt, da die Streitenden alle Kinder Eines Gaues sind, die sich nicht fremden Gutes wegen in Blutstreit bringen wollen.

Ein vom Ausland her geraubtes Kind wird, wenn es sich in ein anderes Haus des gleichen Dorfes flüchtet, wieder dem Räuber zurückerstattet; denn das Haus an und für sich hat nicht das Schutzrecht, sondern nur die Gemeinde. Kann sich aber das gefangene Kind in ein anderes Dorf flüchten, so wird es in den Schutz der Gemeinde aufgenommen und frei in sein altes Vaterland zurückgeleitet, woher es auch stammen möge.

Noch müssen wir anführen, dass, wer einen Jagdhund tödtet, dem Herrn eine Ziege als Ersatz gibt. Tödtet eine an einen Baum hingestellte Lanze im Fallen eine Kuh oder Ziege, so muss sie von dem Eigenthümer der Lanze erstattet werden, wenn die Waffe an einen grünen Baum angelehnt war; aber wenn der Baum dürr war, so wird die Lanze als schuldlos betrachtet, da die Kuh nichts dabei zu suchen hatte.

Blutrecht.

Wir haben gesehen, dass das Recht unserer Völker die Person dem Eigenthum gegenüber äusserst hoch stellt und sogar dem Diebstahl gegenüber sich passiv verhält. Wir müssen jetzt noch untersuchen, wie das Gesetz die menschliche Sicherheit schützt und das geraubte Leben rächt. Nun können wir aber nicht erwarten, dass lose verbundene Gemeinden die Blutrache über sich nehmen und die Selbsthülfe verbieten; diess ist nur einer monarchischen Regierung möglich. Deswegen sind auch die Barea und die Kunáma auf die Selbsthülfe der Rache angewiesen, ohne sie aber consequent auszubilden. Denn wir haben keine unter sich verantwortliche Familie, die jeden Privathandel zum Gemeingut des Stammes macht. Wir finden also nicht die Feindschaft und Bluthändel zwischen Familie und Familie, Stamm und Stamm, wie sie im übrigen Nordabyssinien so häufig sind und sich zu den spätesten Generationen forterben. Also werden wir auch das Blutrecht ganz eigenthümlich ausgebildet finden, in einer Weise wieder, die den einfachen, friedliebenden Sinn unserer Völker in helles Licht stellt.

Vorerst heischt des Volkes Gewissen, dass Blut Blut verlangt, dass der Mörder sterben muss. Jedermann findet billig

und recht, dass die Verwandten des Todten ihn hinrichten und keine eifersüchtige Familie beschützt den Mörder gegen die Rächer. Der Mörder kann sich nur damit retten, dass er sich schleunigst verbannt, indem er bei einem andern Gaue Schutz und Heimat sucht.

Zweitens macht das Recht für den Mörder nur seine nächsten Verwandten, d. h. seinen Bruder von gleicher Mutter oder seinen Schwestersohn, verantwortlich. Der Vater, die Kinder und andere Verwandte stehen nicht für ihn ein. Umgekehrt ist der einzig berechtigte Rächer der Bruder oder der Schwestersohn. Das Erbrecht erstreckt sich also auch auf die Blutrache. Die andere Familie sieht unparteiisch dem Kampfe zu und die Gemeinde mischt sich nur in die Sache, wenn es sich um Versöhnung handelt. Dadurch ist dem Bluthandel von vornherein der Nerv abgeschnitten, indem ihn die Sitte auf den kleinsten Raum beschränkt.

Nun müssen wir zwei Fälle unterscheiden, ob nämlich der Mörder offenkundig ist oder aber nur Verdacht da ist. Betrachten wir den letzten Fall.

Ist jemand des Mordes angeklagt, so kann er sich durch einen feierlichen Eid von dem Verdachte befreien, der seiner Originalität wegen angeführt zu werden verdient. Der des Mordes Verdächtige begibt sich, von der ganzen Mannschaft seines Dorfes begleitet, drei Tage aufeinander zum Dorfe des Ermordeten, setzt sich einen Augenblick und kehrt wieder in seinen Wohnort zurück und so noch den vierten Tag. Bleiben bei diesen wiederholten Besuchen die Landsleute des Ermordeten ruhig in ihren Häusern, so betrachtet man vom vierten Tage an den Blutverdacht für aufgehoben und die Unschuld des Beklagten scheint allgemein anerkannt. Glauben aber die Verwandten des Todten an seine Schuld, so gehen sie, von der Mannschaft ihres eigenen Dorfes begleitet, den andern entgegen. Fliehen nun der Angeklagte und seine Genossen vor dem Zusammenstoss, so werden sie verfolgt, der Mörder oder sein nächster Verwandter wird umgebracht und das Blut

ist gesühnt. Denn die Flucht wird dem bösen Gewissen des Beklagten zugeschrieben. Bleiben er und seine Genossen aber ruhig und furchtlos sitzen, so tritt seine Unschuld klar an den Tag; die Greise des Dorfes vermitteln zwischen den Parteien und die Anklage wird fallen gelassen. Wenn es aber geschähe, dass bei dem Zusammenstoss der Beklagte, trotzdem dass er seine Unschuld betheuert und ruhig sitzen bleibt, niedergestossen wird, so wird sein Blut nicht als Sühne des alten, sondern als frisch angesehen und heischt Rache.

Bei Mord ist von Zeugenbeweis keine Rede; der Eid des Beklagten, wie wir ihn beschrieben, allein reinigt und er trägt nicht den Charakter eines Gerichts, sondern eines Gottesurtheils, wo das Gewissen Recht haben muss.

Ist der Mörder offenkundig, so wird er getödtet oder wandert in einen andern Gau aus; zu bleiben und dem Gau zu trotzen, darf auch dem Kühnsten nicht einfallen, da die ganze Gemeinde sich gegen ihn erheben würde. Er bleibt einige Zeit, ja Jahre lang in der Fremde; der Mann von Hagr geht nach Mogoréb und umgekehrt, der von Mai Daro nach Dika, von Eimasa nach Mai Daro u. s. f. Glaubt er endlich die Herzen eher zum Frieden geneigt, so schickt er an die Greise des Dorfes, wo der Ermordete wohnte, Botschaft mit der Bitte, sich für ihn zu verwenden. Die Greise sind so angesehen, dass die Familie des Todten gern oder ungern sich ihren Bitten um Frieden fügen und sich zum Empfang eines Sühngeldes verstehen muss. Nun wird ein Tag festgesetzt, an dem Friede geschlossen werden soll. Der Mörder wählt sich in dem Dorfe einen Schutzherrn, dem er Durra zuschickt, dass daraus für den Versöhnungstag Bier bereitet werde. An dem bestimmten Tage also versammelt sich die ganze Mannschaft des Dorfes, die Familie des Todten ausgenommen, geht dem Mörder, der vor das Dorf gekommen ist, entgegen, schliesst ihn in einen dichten Kreis ein und führt ihn nun ungefährdet bis zum Hause seines Opfers. Der Mörder tritt in das Haus und schlachtet eine sterile Kuh als Todtenopfer für den Er-

mordeten, dessen Bruder bei dieser Handlung den Kopf der Kuh anfasst. Dann trinken beide, der Mörder und der Rächer, Bier aus einem Horn und essen zusammen Fleisch aus einer Schüssel. Jeder der beiden sticht der Opferkuh ein Auge aus; auch tauschen sie für die Zeit, wo sie zusammensitzen, ihre Kleider aus. Auf diese Art wird der Friede beschworen und besiegelt. Nun hat der Mörder den Blutpreis zu entrichten, der aber auch für die Verhältnisse des Landes sehr geringfügig ist, sodass man wohl sieht, dass unsere Völker sich gern rächen, aber ist die Sache in die Länge gezogen, nicht des Geldes wegen Frieden schliessen, sondern aus Rücksicht für die Greise, deren Segen und Fluch jeder hochschätzt.

Der Blutpreis beläuft sich nämlich nur auf 15 Kühe und zwar 1 Kuh mit ihren Jungen, 2 trächtige, 2 dreijährige Kälber. Die übrigen 10 Stück werden in Ziegen entrichtet oder in Zeug und zwar so, dass die Kuh nicht über 10 und nicht unter 4 Ziegen, oder zu 5—3 Zeugstücken geschätzt wird; also zahlt er

für 7 Kühe 10 + 9 + 8 + 7 + 6 + 5 + 4 Ziegen = 49 Ziegen,
» 3 » 5 + 4 + 3 For (Zeug) = 12 For.

Nach der Versöhnung wird der Mörder von der Gemeinde zu seinem Schutzherrn begleitet, wo nun das vorbereitete Bier zum Besten gegeben wird; die Verwandten des Todten schicken von der Opferkuh die Hälfte des Fleisches, wo dann das ganze Dorf freudig Theil nimmt. Von diesem Tage an bis auf ein Jahr bleibt der Mörder in seinem eigenen Wohnort, ohne je die Verwandten des Todten oder ihr Dorf zu besuchen. Am Jahrestag macht er von Neuem einen Besuch und wird von ihnen fortan wie der beste Verwandte und Freund angesehen; haben sie Kinder zu verheirathen, so wird er um Rath gefragt und hilft bei der Aussteuer brüderlich mit. Stirbt jemand von der Familie, so bringt er eine Opferkuh an das Grab und wenn es seine einzige Pflugkuh wäre. Versäumt er das, so nehmen sie sie selber weg. So entsteht

zwischen den Versöhnten eine Art Verwandtschaft, wenn auch die Wechselheirathen zwischen den versöhnten Familien, wie sie bei den Bogos den Frieden besiegeln, hier ungebräuchlich sind.

Wir müssen hier noch einige Miscellen anfügen, die auf das Blutrecht Bezug haben. Vorerst fragen auch die Barea und die Kunáma nicht nach der Absicht und Zurechnungsfähigkeit; Zufall und Willen ändern nichts an der Thatsache des vergossenen Blutes oder an der Nothwendigkeit der Sühne; auch der Mord wird eben nicht als Verbrechen behandelt. Verwundung fällt nicht in's Blutrecht; der Thäter zahlt dem Verwundeten eine Entschädigung; versäumt er selbst diess, so nehmen ihm die Verwandten des letztern eine Kuh weg. Vergiftung wird nie rechtlich behandelt; doch muss der Vergifter sich darauf gefasst machen, mit gleicher Münze bezahlt zu werden. Man behauptet, die Barea seien gewandt im Giftmischen; doch steht diese Eigenschaft so im Widerspruch mit dem sonst offenen Charakter des Volkes, dass ich in dieser Sage die Böswilligkeit der Nachbarn vermuthe. Der Mann, der ein Landeskind seinen Eltern entwendet, wird von diesen gebunden, bis er es zurückbringen lässt; ist diess nicht mehr möglich, indem das Kind schon verkauft ist, so wird er von des Kindes Verwandten verkauft oder selbst getödtet. Von seiner Familie hat er dabei keine Hülfe zu erwarten. Ehebruch wird nicht criminell als Blutverbrechen behandelt. Findet jemand einen Fremden bei seiner Frau, so hat er blos das Recht ihn zu schlagen. Was die Sitte befiehlt, werden wir später sehen. Auch ausereheliche Schwängerung wird daher nicht geahndet. Körperliche Verletzungen können in gleichem Masse zurückgegeben werden, Zahn um Zahn, Auge um Auge. Die Raffinirtheit der aristokratischen Völker, die sogar für das Unglück, das eine Lanze oder Schwert zufällig anrichten kann, den Besitzer verantwortlich machen, ist hier unerhört.

Was die Betheiligung der Familie an dem Blutrecht an-

betrifft, so haben wir schon bemerkt, dass nur die engere Familie, der Bruder und Schwestersohn, direct dafür verantwortlich ist. Uebrigens wird der Mörder, der den Blutpreis bezahlt, von seinen väterlichen und mütterlichen Verwandten freiwillig unterstützt. Der Blutpreis kommt an die rechtmässigen Erben. Wer seinen Bruder, seiner Mutter Kind, tödtet, hat keine Rache zu befürchten; hat der Bruder aber eine andere Mutter, so wird der Mörder von deren Familie blutrechtlich belangt. Ebenso wird der Vater, der sein eigenes Kind tödtet oder verkauft, von dessen mütterlichem Onkel zur Rechenschaft gezogen.

Hat der Mörder, sei er einheimisch oder fremd, die Zeit, sich in das erste beste Haus zu flüchten, so gelangt er unter den Schutz der Gemeinde, wo das Haus steht, und es ist Ehrensache der Gemeinde, ihn sicher und frei in's Ausland zu geleiten. Es ist dabei ganz gleichgültig, wo sein Opfer zu Hause sei. Endlich haben die Barea und Kunáma nicht die abscheuliche Sitte der Bogos, dem gefallenen Blutfeind Beine, Fuss und Kopf abzuschneiden; selbst die Waffen, die er mit sich trug, werden neben der Leiche niedergelegt.

Da die Facta für sich sprechen, brauchen wir auf die eminente Humanität nicht hinzudeuten, die das Blutrecht der Barea und Bazen charakterisirt. Es ist nicht zu bezweifeln, dass Bluthändel nie ausarten und sich verlängern können, wie anderswo; die Gemeinde benutzt freudig jede Gelegenheit, Frieden zu stiften; sie steht wie ein Mann dem Mörder gegenüber; sein Tod wird von allen als gerechte Sühne angesehen, keine Hand wird zu seiner Rettung aufgehoben. Aber kann er dem ersten Zorn entfliehen, so scheint er durch das Exil schon hart genug gestraft und die Versöhnung vermitteln die Greise, denen niemand zu widersprechen wagt. So wird der allgemeine innere Friede nie auf die Länge unterbrochen.

Wir haben das Recht dieser Gemeinden speciell bei den Barea studirt; doch konnten wir uns genügend überzeugen, dass die Bazen vollständig der gleichen Rechts- und Staats-

principien theilhaftig sind. Die Ausnahmen sind zu kleinlich, als dass sie bei dieser allgemeinen Untersuchung der Rede werth wären und wenn man in Betracht zieht, dass die Barea und Kunáma ganz verschiedene Völker sind, dass aber die letztern numerisch und räumlich den Barea vielmal überlegen sind und ohne Zweifel viel länger im Lande sich befinden, so müssen wir annehmen, dass die Barea den Kunáma ihr vollständiges Recht entlehnt haben.

Inneres Leben, Wohnung und Geräth.

Nachdem wir uns ein allgemeines Bild der Rechtsverhältnisse der Barea und Kunáma gemacht haben, müssen wir nun concreter in das Leben und die Sitten dieser beiden Völker eingehen; wir werden hier viel grössere Verschiedenheiten zwischen den beiden Völkern wahrnehmen, als uns das rechtliche Leben hätte versprechen können. Wir wollen mit der Wohnung anfangen.

Die Barea und die Bazen wohnen als Ackerbauer in festen Wohnsitzen; wo sie zusammenbleiben können, leben sie in sehr grossen Dörfern dicht nebeneinander. Wo aber die Ungunst der Zeiten und die Gefahr des Ueberfalles, gegen den man auch vereint hülflos war, es so wollte, da zerstreuten sie sich in kleine Weiler, um doch nicht alles zusammen auf's Spiel zu setzen. Ebenso bestehen die Dörfer, die bisher einer gewissen Sicherheit genossen, aus grossen, dicht zusammengeworfenen Häusern, während da, wo feindliche Mordbrenner durchzogen, die alten geräumigen Häuser meist nur mit ganz kleinen, engen, schnell aufgebauten provisorischen Hütten ersetzt wurden. Die Barea und Kunáma haben durchaus nicht den Hang auseinander zu wohnen, wie die aristokratischen

Völker, wo jede adeliche Familie ihr eigenes unabhängiges Gehöft haben will und selbst Verwandte oft auseinanderziehen müssen, um sich nicht im Hader aufzureiben. Wir glauben nicht zu fehlen, wenn wir dem aristokratischen Leben das Gehöft, das Auseinanderwohnen, dem demokratischen das Dorf, das Zusammenleben zuschreiben. Uebrigens sind die uns bekannten aristokratischen Völker, die immer Viehzüchter und theilweise Nomaden sind, schon der Weide wegen gezwungen, sich zu vereinzeln, während unsere demokratischen Völker, die allein Ackerbauer sind und Viehzucht nur als Nebensache treiben, eng zusammen wohnen können. Daher finden wir hier und bei den Barea meist sehr grosse Dörfer, die auf verhältnissmässig kleinem Raume aneinanderliegen.

Die Häuser der Barea und Bazen sehen sich ganz gleich; es sind runde kuppelförmige Hütten aus einem Stück, sodass Wand und Dach zusammenfallen und die Hütten das Aussehen grosser Bienenkörbe bieten. Sie sind den Thuql vom Sudan und den abyssinischen Tuqlo sehr ähnlich; aber der Unterschied besteht darin, dass bei diesen Wand und Dach getrennt sind; die Wand bildet einen Cylinder, der von einem kegelförmigen Giebel hutartig bedeckt ist. Auch besteht hier der Cylinder meist aus einer rohen Stein- oder Lehmmauer, während die Bazen und Barea höchst selten Stein verwenden. Die Grösse des Hauses ist sehr verschieden, man kann ihm durchschnittlich 20 Fuss Durchmesser geben. Doch begnügt sich fast niemand mit einer Hütte wie bei den Bogos, sondern jeder Mann fast baut sich mehrere, eine für die Frau, eine andere für die Gäste, eine dritte für das Getreide u. s. w. Ein solches Hüttenconglomerat wird gewöhnlich von einer Umzäunung abgetrennt, die meist aus einem Stangengitter besteht, das mit Stroh bekleidet ist, oft aber nur aus Dornenästen, die als Wall das Gehöft umfrieden. Das Haus wird aus dünnen aber sehr festen Stangen, meist von Nebeka Rhamnus aufgeflochten, die mit Reifen bis an den Giebel so fest zusammengebunden sind, dass das Innere keinen Stützbalken

nöthig hat. Sie sind mit Stroh von Gramineen oder mit Durraschilf bedeckt, das sehr schön und fleissig so zu sagen geflochten ist und allen Regen abhält. Man sieht in Dörfern, die an Bergabhängen gelegen und so dem Regenstrom sehr ausgesetzt sind, wie Elit, oft kleine Häuschen, die auf hohen, stelzenartigen Balken ruhen, sodass der allfällige Regenbach unschädlich darunter durchlaufen kann; man baut sie express als Getreidespeicher. Ferner bauen die Barea und die Kunáma vor den Eingang der eigentlichen geschlossenen Hütte Veranda's, sogenannte Logodat, wie sie auch im Sudan gäng und gebe sind, Schattendächer mit flachem Dach, nach allen Seiten offen. Sie dienen in der heissen trockenen Zeit als Aufenthaltsort der Familie und sind kühl, weil dem Wind ausgesetzt. Solche Lauben werden auch auf Rathsplätzen errichtet und bei Hochzeiten und Todtenfeiern, um die vielen Besucher schattig unterbringen zu können. Das Haus selbst wird durch keine Netzvorhänge getrennt; höchstens wird eine Matte vor das Bett gezogen. Die Einrichtung, im Innern des Hauses ein zweites Haus im Hause (Ablu) zu errichten, das der Frau gehört, wie wir bei den Bogos u. a. gesehen, ist hier unbekannt. Im Hause selbst findet sich wenig Geräthe. Ein festgerammtes, ganz niederes, breites Bett ungefähr wie bei den Bogos dient der Familie als Schlafstätte.

Auch das Tragbett, das jedem Leser als Angaréb im Sudan bekannt ist, findet sich sehr häufig. Das übrige Geräth bilden Matten und verschiedene aus Palmenzweigen (Djerid) geflochtene Gefässe, die Wasser, Milch, Durra u. s. w. aufnehmen sollen. Leder wird hiefür wenig verwandt. Die Bazen, besonders die Anal und Dika, benutzen die im Lande befindlichen natürlichen grossen Höhlen, um in Kriegszeiten ihre Habe vor dem Feinde zu verbergen.

Es versteht sich von selbst, dass bei einem solchen sehr einfachen Hause Kunst und Industrie wenig Anwendung finden. Da die Barea und Kunáma wenig Vieh besitzen, so spielen die Kuh- und Ziegenhäute nicht die Rolle im Hausgeräthe,

wie bei den Viehzüchtern und auch die Gerberei ist sehr roh. Die Haut ersetzt das Palmen- und Strohgeflecht und der Kürbiss.. Zum Aufheben von Wasser, Milch und Bier dienen schöne im Lande wachsende Kalebassen. Das Getreide wird in grossen Körben aufbewahrt und transportirt. Als Teppich dient die aus Djerid feingeflochtene Matte. Man flechtet auch sehr niedliche buntgefärbte Stroh- und Djerid-Körbchen zum Aufbewahren von Mehl und Hausrath. Wir sahen auch recht schöne gutgebrannte Thongefässe. Die Barea und Kunáma zeigen in ihrem einfachen Leben sehr viel Kunstsinn und mechanische Geschicklichkeit, die freilich nur geringe Bedürfnisse zu befriedigen hat: die Hütten selbst sind sehr sauber aufgebaut und bedacht; auch die Angaréb und die im Hause befindlichen Stühlchen sind hübsch gearbeitet. Wir möchten darauf aufmerksam machen, dass die Reisenden in Innerafrika auch den Negern viel mechanisches Talent zuschreiben.

Zum Rauchen bedienen sich beide Völker einer Wasserpfeife, von der Form der arabischen Buri. Schnupftabak bewahren sie in winzigen Kürbissen auf, von der Grösse eines Eies, die mit Fischhaut überzogen wie Perlmutter aussehen und mit einer kleinen Oeffnung versehen sind, die mit einem Zäpfchen geschlossen wird. Die Bazen rauchen viel mehr, als die Barea, doch kommt bei beiden das Schnupfen und Kauen immer mehr auf; der Kautabak wird grob gerieben mit Natron oder Asche vermischt unter die Zunge gelegt. Dieser Gebrauch, der nur uneigentlich Kauen genannt werden darf, ist in ganz Nordabyssinien von Massua bis Chartum allgemein verbreitet. Während aber die Beni Amer, die Bogos, die Massuiner von Surat eingeführten Tabak verwenden, begnügen sich die Barea und Kunáma mit ihrem eigenen Landesproduct.

Eigenthümlich ist bei den Bazen die Manier Lasten zu tragen. Bei den Barca wie bei allen Grenzvölkern Abyssiniens belasten sich die Frauen den Rücken, die Männer hängen sich die Last kurz an die Schultern. Die Abyssinier tragen meistens auf dem Kopfe, ganz wie bei uns das Wasser ge-

tragen wird. Die Bazen hingegen erleichtern sich die Mühe, indem sie eine Art Waage einrichten: ein Querholz, an beiden Enden mit einem herabhängenden Schnurgeflecht versehen, in welchem die gleichmässig vertheilte Bürde ruht. Das Querholz legt sich der Träger über eine Achsel, sodass die Lasten vorn und hinten hinabhängen. Die Schnüre sind sehr hübsch aus Mimosen oder Adansonienbast geflochten; die Last, sei es Wasser, Milch oder Honig, liegt in grossen Kalebassen. Es ist etwas Eigenthümliches um den Instinkt der verschiedenen Völker, sich die Arbeit bequem zu machen und es muss gewiss ein tiefer physischer Grund in der verschiedenen Manier liegen, wie sie es angreifen. So ein geringfügiger Theil der Arbeit das Tragen ist, so könnte man doch auch darin Vergleiche anstellen und z. B. bemerken, dass nur afrikanische Völker sich dieser Tragwaage bedienen, während sie bei Europäern und Semiten unbekannt ist.

Während wir nun diesen beiden Völkern, besonders den Bazen, ein gewisses mechanisches aber unentwickeltes Talent nicht absprechen können, so dürfen wir natürlich nicht daran denken, dass in Kunst und Wissen diese Völker irgendwie der Naturstufe entrückt sind. Von Schrift ist natürlich keine Rede, ohne dass wir behaupten möchten, diese Völker seien immer so unwissend gewesen. Welche Befähigung sie aber zur höheren Entwickelung besitzen, darüber werden wir später ein Urtheil abgeben.

Was nun Kleidung und Schmuck betrifft, so müssen wir von jedem Volke besonders reden, da die Barea durch häufige Berührung mit dem Auslande und auch durch eigenen Charakter gewissermassen civilisirter sind. Zum Voraus müssen wir bemerken, dass die Barea und Kunáma keine Baumwolle pflanzen, ausser den Mogoréb, die deren Cultur den Algeden abgelernt haben. Da ferner Schafe selten sind und auch kein Hanf oder Lein gepflanzt wird, so entbehren beide Völker des Stoffes, um sich selbst bekleiden zu können; sie helfen dem Mangel aber auf verschiedene Art ab.

Die Bazen tragen alle Lederschürzen, die bei Mann und Frau die Brust ganz offen lassen. Die Schürzen der Frauen gehen bis auf die Knöchel herab, während die Männer aufgeschürzt sind. Kleider von Baumwolle oder Wolle sind dem Volke unbekannt; doch je mehr die Bazen dem Verkehr geöffnet werden, um so mehr wird auch das Zeug Eingang finden. Schon jetzt gibt es viele Leute, die solches tragen. Als wir von Adiabo kommend die Grenze der Bazen überschritten, verschloss unser Führer Ashku das Kleid, das er in Adiabo getragen, in einen Fellsack und begnügte sich fortan nur mit dem Lederschurz. Wir müssen bemerken, dass die Leute vom Barka, Bogos, Mensa, Habab erst in neuester Zeit allgemein sich an Kleider gewöhnt haben; früher trugen die Männer das sogenannte Belamat, die Frauen das Waliko, die Lederschürze, deren sie sich besonders für die Arbeit in Haus und Feld noch immer bedienen. Das Kleid von Baumwollenzeug war nur den Vornehmsten vorbehalten. Noch jetzt tragen die ärmeren Bogosfrauen den Lederschurz und werfen sich nur über Kopf und Brust ein Baumwollentuch. Die Barea hingegen sind alle in Baumwollenzeuge gekleidet, die theils in Algeden und dem Gashlande fabricirt, theils von Europa her über Massua und Suakin importirt werden. Das Kleid besteht, wie bei den Bogos und den andern Nordabyssiniern, für beide Geschlechter in einem grossen viereckigen Stück Zeug, das über den Körper geworfen wird. Hosen und Hemd sind sehr selten. Es ist schwer zu sagen, ob die Barea das Kleid erst in neuerer Zeit von ihren Nachbarn angenommen haben oder ob ihnen das Lederkleid von Alters her unbekannt war. In letzterem Falle müssten wir uns verwundern, dass sie nie an eigene Baumwollencultur gedacht haben.

Der Rehât oder Belat, d. h. der Ledergurt mit Fransen, den wir bei den Habab, Mensa, Bogos, ja über dem Gash und Nil hinüber bis Kordofan und nordwärts bis Kosseir als Kleid der Mädchen finden, ist sowohl den Bazen als den Barea gänzlich unbekannt. In der Fussbekleidung unter-

scheiden sich unsere beiden Völker keineswegs von ihren Nachbarn; sie tragen Sandalen, wie sie in ganz Nordafrika und theilweise auch in Arabien gebräuchlich sind, deren Sohle oft aus Elefantenhaut besteht. Hier ist beizufügen, dass die Barea und Bazen nichts von Verschleierung des Gesichts wissen; den Abyssiniern ähnlich denken die Frauen nie daran, ihr Gesicht vor dem Fremden zu verbergen. Ueberhaupt ist nicht Afrika das Vaterland des Schleiers; selbst bei den mohammedanischen Völkern verhüllen sich die Frauen nur vor ganz Fremden, während sie nach der ersten Bekanntschaft ihr Gesicht nicht vorenthalten können.

Was die Haare betrifft, so ist die Kopffrisur der Männer, wie wir sie bei allen Nordostafrikanern bis zum Atbara gefunden und in den abyssinischen Reisewerken als Beduinentracht bewundern können, auch auf die Barea und Kunáma übergegangen. Diese Kopftracht, die dem Haare das Aussehen einer Perrücke gibt, heisst Hallengai. Die Frauen dagegen haben eigenthümliche Arten, das Kopfhaar zu frisiren. Bei den Barea flechten sie die Haare von der Stirn rückwärts, wie es in Abyssinien der Brauch ist. Die Bazenfrauen lassen einen Scheitel offen; das Haar wird in Flechten dem Vorderkopf angeschnürt und fällt ungebunden auf den Nacken hinab, sodass das Hinterhaar schwulstig hervortritt. Eine einzelne Flechte fällt vorwärts über die Mittelstirn hinab und wird gewöhnlich mit Glasperlen geschmückt. Die Bazenfrauen befestigen am Scheitel zwei grosse flach dem Kopf anliegende Metallringe. Die Bareafrauen dagegen tragen durchaus keinen Kopfschmuck. Die sogenannte Kufiet oder die Hohlkugel, die bei den Bogos und den Geez-Völkern gebräuchlich ist, ist den Barea und Kunáma unbekannt.

Beide Völker lassen nur den Bart wachsen; alles andere Haar wird rasirt oder ausgerissen. Die Bazen flechten oft sogar den Bart spitz zu und befestigen in dem Ende eine Glasperle. Ueberhaupt haben sie viel Sinn für alles Bunte und Phantastische, während die Barea sich kaum um Schmuck

bekümmern. Die Barcafrauen halten wenig auf Schmuck; an den Armen tragen sie ein Band von Glasperlen, um die Knöchel einen Ring von Haut. In dem Nasenflügel trägt erst die verheirathete Frau einen Ring. Silberne Fingerringe sind sehr selten. Die Bazen dagegen zieren sich, soviel bei den beschränkten Mitteln nur immer möglich ist. Die Frauen tragen grosse Ohrringe von Silber oder Zinn; rothe Glasperlen werden schön gruppirt überall in den Haaren angebracht. In den rechten Nasenflügel hängen sie einen ungeheuren Ring. Am Arm tragen sie kupferne Bänder, die von Massua her eingeführt werden; um die Knöchel eiserne Ringe. Auch die Männer sind dem Schmuck nicht abgeneigt; sie tragen um Hals und Arme so viel Glasperlen, als sie sich nur verschaffen können; in die Haare stecken sie sich gern bunte Vogelfedern. Nicht zu vergessen ist, dass beide Völker sich das Haar fleissig mit Fett oder Oel einreiben, welches sie oft mit einem grünen wohlriechenden Kraute vermischen, das dem ganzen Haare das Aussehen von Gras gibt. Der Kelal oder die Stecknadel von Horn oder Holz, wie sie in ganz Nordost-Afrika in die Haare gesteckt wird, ist auch diesen beiden Völkern gemein. Eigenthümlich sind die Hautstreifen, die bei beiden als Halsband dienen und wohl einen abergläubischen Zweck haben, ebenso wie die Masse Talismane und Wurzeln, die dem ganzen Körper angehängt, ja den Haaren eingeflochten sind. Wir können nicht verhehlen, dass besonders der Bazen mit seinem gewaltigen fetten Leibe in seiner Ledertracht und mit Glasperlen überhängt, im ersten Augenblick recht an den Innerafrikaner mahnt, ohne dass seine Gesichtszüge etwas mit diesem gemein hätten.

In Verfertigung der Waffen stehen die Barea und Kunáma viel tiefer, als alle andern Afrikaner. Der Bogen, den die Nilvölker so ausgezeichnet handhaben und vervollkommnet haben, fehlt beiden Völkern. Ihre einzige Waffe ist eine sehr schlecht geschmiedete unansehnliche Lanze und ein krummes Messer. Im Lande selbst findet sich kein Eisen; es wird von

Abyssinien eingeführt; die östlichen Bazen kaufen es von Adiabo, die Dika-Bazen von Wolkait. Eisenschmiede sind wenige da und verstehen ihr Handwerk nur sehr unvollkommen, sodass, wer eine schöne Lanze haben will, sie von den Nachbarn kauft. Das zweischneidige Schwert, das bei den andern Völkern dieser Zone so beliebt ist, ist bei den Barea und Kunáma sehr selten. Dagegen tragen die Barea und die Kunáma sehr hübsche kleine Beile, von der Form der Gudeb, die zum Holzhauen ungemein geschickt und sehr leicht sind. Das Eisen ruht in dem Stiel, nicht umgekehrt wie bei uns. Die Bazen pflegen immer ein solches Beil mit sich zu führen, als Waffe und als Instrument. Rasirmesser sind noch wenig bekannt; die Leute rasiren sich meist mit ihren scharfgeschliffenen rohen Messern und selbst mit der Lanze, doch kann man mit einem Rasirmesser ihnen die höchste Freude bereiten. Spiegel sind noch selten, doch haben die kleinen nürnberger schon ihren Weg gefunden.

Viehzucht, Ackerbau, Handel.

Ihrer Beschäftigung nach sind die Barea und die Kunáma durchaus Ackerbauer; Viehzucht bleibt ihnen auch da, wo das Klima sie erlaubt, eine Nebensache. Das wahre Eigenthum besteht also in Grundstücken und deren Ertrag, dem Getreide. Da aber bei den bösen Zeiten die Bevölkerung eher abnehmen muss und jedenfalls sehr viel Land brach liegt, so hat der Boden selbst wenig Werth; anderseits ist das Getreide ein nur vorübergehendes Eigenthum, das immer eher dem schnellen Genuss dient, als der Speculation. Den Handel im Lande selbst und Wuchergeschäfte begünstigt das Gesetz nicht, das den Gläubiger vernachlässigt; den Handel mit dem Auslande hindern die ewigen Kriege, die den Barea und Kunáma überall vogelfrei machen. So kommt es, dass der Ertrag der Erndte eher dem Augenblick dienen soll, dass also wenig an Sparen und Anhäufen gedacht wird — es gibt so zu sagen kein wahres Eigenthum oder es hat factisch und gesetzlich wenig Werth. Der Ackerbau nun wird sehr fleissig und lebendig betrieben; man könnte nicht sagen, wer sich darin mehr auszeichne, die Barea oder die Kunáma. Niemand bleibt dabei müssig, auch die Frau ist nicht aus-

genommen. Mann, Frau und Kind, Reich und Arm, Alt und Jung, keiner entzieht sich der Feldarbeit. Fehlt der Frau der helfende Mann, so pflügt sie im Nothfall selbst. Es ist ein wohlthätiger Anblick, das sonst so ruhige Volk hier so viel Energie entwickeln zu sehen. Das Gäten, das Bewachen der aufschiessenden Saat und Frucht und der Erndte bilden gemeinschaftliche Arbeit beider Geschlechter, während bei den Bogos die Frau der Feldarbeit enthoben ist. Nur ganz greise Leute müssen nicht mehr in's Feld gehen. Die Barea und Kunáma pflügen mit Stieren und Kühen; selbst die Milchkühe werden nicht in Ruhe gelassen. Wenn keine Kuh da ist, wird auch der Esel an den Pflug gespannt. Wenn alles fehlt, beugt sich der Mensch selbst unter das Joch. Wer nur einen Stier hat, pflügt auch mit diesem allein. Bei den Barea werden auch Kameele zum Pflügen benutzt. Niemand will müssig, niemand ohne Feld bleiben; wir haben schon gesehen, auch der Knecht und die Magd bekommen ihren eigenen Acker; dem Gesandten, der in's Ausland geschickt wird, besorgt die Gemeinde sein Feld. Von Sonn- und Festtagen ist bei den Barea und Kunáma keine Rede; solange es regnet, ist jeder Tag der Arbeit heilig.

Der Pflug ist kleiner, als der uns von Abyssinien her bekannte, hat übrigens die gleiche rohe Einrichtung; der leichte, sehr fette Alluvialboden erleichtert den Ackerbau sehr. Von Düngung ist selten die Rede; von Abwechselung der Getreidearten ebenso wenig. Scheint der Acker mager zu werden; so ist Land genug da, um ihn ruhen zu lassen. Doch kann oft mehrere Jahre lang dasselbe Land immer wieder bebaut werden. Der Ackerbau beginnt nach dem ersten Regen, gewöhnlich Anfang Juli. Die Saat wird einfach auf den Boden gestreut und darüber hingepflügt. Von Vorpflügen, wie in Abyssinien, braucht keine Rede zu sein. Auch das Gäten gibt wenig zu thun, da die heisse Sonne wenig Unkraut aufkommen lässt. Die Erndte findet schon Anfang October statt; oft ist die Frucht schon im September reif. Die Barea und

die Kunáma pflügen und säen etwa vier Wochen lang unausgesetzt; der weiche ebene Boden erlaubt ihnen, sehr grosse Strecken zu bepflanzen. Sie pflanzen besonders Durra, Mashella und Duchn. Von ersterem haben sie mehrere Arten, wovon besonders eine sehr bittere zu erwähnen ist, die bei den nördlichen Bazen vorkommt. Alle diese Arten sind dem heissen Lande angewöhnt; die Frucht ist trockener als die der Bogos und der Abyssinier, aber sie reift schnell und leidet weniger vom Regenmangel. Deswegen haben auch die Bogos angefangen, mit Barcasamen anzubauen. Duchn wird in mehr sandigem Boden angebaut und bildet die Hauptnahrung des Volkes. Ferner kommen zwei Oelpflanzen vor: der Sesam, dessen Oel die fehlende Butter ersetzt und der Shebob, eine rankende kürbissartige Frucht, aus der Oel gewonnen wird. Der Sesam kommt auch weiter westlich bei den Algeden u. s. w. vor, während der Shebob fast nur bei den Barea und Kunáma zu Hause ist. Der letztere wird zwischen das Durra hineingepflanzt. Dasselbe geschieht mit den Bohnen, wie auch in Abyssinien und in dem Bogoslande; doch sind sie weniger häufig. Tabak wird bei beiden Völkern gebaut; er wird grün abgenommen, zu einem Brei zerstampft und in runde faustgrosse Kugeln geknetet, die im Schatten getrocknet sehr hart werden. Er sieht ganz schwarz aus und ist sehr stark, sodass er zum Rauchen und Schnupfen sich eignet. Im Geschmack ähnelt er dem Tabak von Arabien, dem sogenannten Hummi, wie er für die Wasserpfeife gebraucht wird. Er ist nicht unangenehm und jedenfalls ist der Boden ihm nicht ungünstig.

Endlich ist das Land reich an Kürbissen, die auch wild vorkommen und zu Gefässen benutzt werden. An wilden Früchten ist das Land der Barea und Kunáma sehr reich; der Hamte und Gersa kommen auch hier vor und besonders der Rhamnus Nebeka, dessen Frucht zu sehr schmackhaften Broden geknetet und theilweise ausgeführt wird. Auch die Tamarinde fehlt nicht. Die Landwirthschaft hat viele Feinde,

besonders an dem Vogel Bub, der oft zu Millionen über das Getreide herfällt. Heuschrecken wandern seltener durch. Der Dinsherékäfer ist auch sehr verderblich, doch ist diese Gefahr nicht so gross, da die Frucht in der heissen Sonne schnell reift und der Käfer nur die grüne Frucht angreift. Der grösste Feind des Bauern ist aber, wie überall in Afrika, Mangel an Regen, der sehr oft der Frucht schädlich ist. Doch können sich im Allgemeinen die Barea und die Kunáma nicht über die Erndte beklagen, wenn die vielen Feinde ihnen den Genuss gönnen; das Land ist jedenfalls fruchtbar und mit wenig Ausnahmen ist fast jeder Fleck bebaubar.

Der Viehzucht sind die Landesverhältnisse weniger günstig. Der ewige Krieg gewährt wenig Aufmunterung, da der Feind sich am liebsten an das leicht bewegliche Eigenthum hält. Auch ist der Mareb dem Hornvieh durch den Hedro feindlich, wie wir schon früher erwähnt haben. Doch kann man im Allgemeinen nicht sagen, dass Viehzucht dem Lande unangemessen sei; besonders das Barealand hat sehr schöne Weiden und gutes Klima. Man kann aber, solange man uncivilisirt ist, nicht recht Ackerbauer und Viehzüchter zugleich sein; so blieb Viehzucht beiden Völkern eine Nebensache. Bei den Bazen sollen übrigens die Leute von Anal, Afla und Betkom ziemlich reich an Hornvieh sein; man versicherte mir, es gäbe da Besitzer von 50 Kühen. Im Ganzen aber hat der reichste höchstens 10 Stück, was auch bei den Hochabyssiniern der Fall ist. Mai Daro soll früher auch Heerden besessen haben; jetzt sahen wir nur wenige Heerden, die in Gemeinschaft mit Adiabo von den Hadendoa erbeutet worden waren und schlecht genug fortkamen. Auch die Barea besitzen Kühe, besonders die Mogoréb, die schon viel mehr Viehzüchter sind. Im Ganzen genommen aber sind beide Völker trotz ihrer Heerden keine Hirten; sie behandeln ihr Vieh mit wenig Sorgfalt; sie widmen ihnen nicht die Liebe, die ihnen bei den Nomadenvölkern gezollt wird. Man muss auch bedenken, dass niemand Vieh besitzt, das er von seinem Vater und Grossvater

her geerbt hätte, wie wir das bei den Nomadenvölkern sehen, die unglaublich an ihrem alten eingebornen Stammvieh hängen und dessen Stammbaum nachrechnen. Bei den unsichern Verhältnissen des Landes wechselt der Besitz sehr häufig; was heute erbeutet ward, geht morgen wieder verloren; es ist wenig rechtmässiges Eigenthum dabei. Das fühlen die Leute auch; sie verkaufen sehr gern und oft kaufen sie lieber aus dem Erlös ein Pferd oder heirathen eine zweite Frau. Der Geist des Nomaden, der sein Vieh allem vorzieht und ebenso über den Tod einer Kuh oder eines Kameels Thränen vergiessen kann, wie über ein gestorbenes Kind, dessen Trachten und Schaffen nur dahin geht, seinen Viehstand zu vermehren, dessen einziger Stolz eine schöne Heerde ist, ist dem Barea und dem Bazen ganz fremd. So ist die Viehzucht nicht eine landeseigenthümliche geworden; man sieht an den verschiedenen Rassen der Kühe, dass sie meist nicht im Lande geboren sind und auch vielleicht nicht da ihr Leben enden werden. Auch Kameele finden sich bei den Barea, die von den Nachbarn erbeutet werden; das Land ist ihnen durch seinen Reichthum an Mimosen sehr günstig. Ziegen und Schafe sind selten. Alles Vieh kommt jeden dritten Tag zur Tränke und bringt dann die folgende Nacht im Dorfe zu; den folgenden Tag und die Nacht wird es sehr weit vom bewohnten Lande auf die Weide getrieben; nach der Erndte weidet es das Durraschilf ab, das viel Milch erzeugt. Der Preis ist wie im Barka.

Die Barea und Kunáma besitzen sehr viele Esel, die klein, aber ausdauernd und etwa 2—3 Thaler werth sind. Sie werden als Lastthiere ausschliesslich verwandt, da die Ochsen hier zu Lande nicht belastet werden. Auch werden sie theilweise vor den Pflug gespannt. Den Frauen sind sie sehr willige Reitthiere. Pferde sind selten und nur von abyssinischer Rasse. Die Barea sind darin als Demokraten wenig wählerisch und sorgsam; sie sind auch nicht besondere Reiter. Alle können doch nicht beritten sein und so darf auch der

Wohlhabendste nicht die Gleichheit verletzen, indem er sich zu Pferde setzt und thut er diess, so kann er nicht umhin, es seinen Gefährten zu offeriren und es so zu einer Art Gemeingut zu machen.

Die Bazen haben gar keine Pferde. Katzen finden sich zahm bei beiden Völkern; sie sind nicht von unserer Hauskatze unterschieden. Auch Hunde kommen häufig vor und werden zur Jagd benutzt; es sind meist sehr leichte hohe magere Thiere (Windhunde), wie sie im ganzen Barka und Gash verbreitet sind. Dagegen fanden wir in Betkom eine eigenthümliche Hundeart. Sie ist sehr fest und derb gebaut, aber ungemein klein, sodass ich sie im Anfang für junge Hunde nahm. Sie sind äusserst tapfer als Wächter und gegen die Fremden sehr bissig. Ich gab mir vergeblich Mühe, ein Exemplar zu bekommen; es schien mir, die Bazen wollten sich nicht gern davon trennen.

Von eigentlichem Handel kann natürlich bei unsern Völkern kaum die Rede sein. Die Bazen haben gar keinen Marktplatz und sind gegen fremde Handelsleute sehr abgeschlossen. Eigentlichen Verkehr haben sie nur im Norden mit den Barea, die bis Betkom gehen und Honig und Getreide ankaufen. Auch besuchen die nördlichen Bazen häufig den Markt von Mogelo. Dieser Platz vermittelt den Handel dieser Zone; er wird von allen Barea und theilweise auch von den Bazen besucht; man sieht da Händler von Algeden, vom Barka, Leute von Massua, die hier zahlreich angesiedelt sind und den Handel vermitteln und auch Djalin, die überall hinkommen, wo etwas zu gewinnen ist. Da die Barea und die Bazen mit fast allen ihren Nachbarn in Fehde leben, so müssen die Fremden sie in Mogelo aufsuchen. Hier ist jeden Morgen Markt; er ist geographisch sehr günstig gelegen, in der Mitte des Landes. Ausserhalb des Dorfes befindet sich ein grosser umzäunter Platz, der als neutraler Boden von allen geachtet ist. Da die Barea, wie wir sahen, unternehmende Räuber sind, so finden sich hier alle möglichen Gegen-

stände zum Verkauf ausgestellt: Pferde, Esel, Maulthiere, Vieh, Waffen, Glasperlen und besonders Durra. Die Leute von Kassala und Massua stellen ihre Zeuge, Schmuck, Wohlgerüche u. s. w. aus, die den Barea nothwendig sind, während die Bazen wenig Einfuhr bedürfen. Eisen kommt meist nur direct von Abyssinien, von den Bazen kommt hierher Durra, Duchn und Honig, der bei ihnen wild sehr reichlich vorkommt. Das Wachs wird aber nicht benutzt, noch zum Verkauf gebracht, obgleich die Bazen selbst sehr viel Honig verbrauchen. Elfenbein kommt einiges von den Bazen, wo viel Elefanten vorkommen, die aber meist von fremden Jägern zu Pferde erlegt werden. Glasperlen erleiden viel Modeänderung und bringen wenig Gewinn. Geld ist bei den Barea ziemlich bekannt, während die Bazen noch gar nicht damit vertraut sind. Sie haben sich seit einiger Zeit gewöhnt, Zeuge als Zahlung anzunehmen. Der Markt von Mogelo erfreute sich früher starken Zulaufs; doch seit es (1861) von Tsadiq's Truppen verbrannt und verwüstet worden ist, wobei die fremden Kaufleute vielen Schaden erlitten, ist der Platz sehr heruntergekommen und das Zutrauen nicht wiedergekehrt. — Die Barea führen Durra auch dann und wann nach dem Barka und sogar bis nach Keren aus; doch erlauben ihnen ihre Feinde, die Beni Amer, selten friedlichen Durchzug. So sind es meist die Leute von Bisha, die halb Beni Amer sind und Kameele besitzen, die die Ausfuhr vermitteln. Auch nach Kassala hin bringen die Barea ihr und der Bazen Durra; ist aber die Erndte misslungen, so sind sie genöthigt, sich von daher zu verproviantiren und dann wandern grosse Züge, Männer und Frauen mit Eseln und Vieh, der Hauptstadt der Taka zu. Sie durchziehen da meist feindliches Gebiet und werden oft auf dem Wege von den Hadendoa und den Beni Amer'n angegriffen und in Sklaverei gebracht; doch thun die Algeden, die den Barea eng befreundet und verschwägert sind, das Mögliche, diese Karawanen sicher bis Kassala zu geleiten.

Nahrung.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich nothwendig, dass die Barea und die Bazen meist Pflanzennahrung geniessen. Milch und Fleisch ist eine Seltenheit, da sie zu wenig Hausvieh haben und das Thierreich auch im Walde schwach vertreten ist. So wenig nun beide Viehzüchter sind, so schlachten sie doch nur selten, ausser bei Feierlichkeiten und von eingebrachter Beute, die schnell vom Messer decimirt wird. In der Auswahl des Fleisches sind sie aber gar nicht wählerisch. Die altmohammedanischen Dörfer ausgenommen, unterscheiden sie nie zwischen christlichem und mohammedanischem Fleisch; ich habe oft Mohammedaner getroffen, die mich um Fleisch baten. Auch Aas wird nicht verschmäht und das haben sie z. B. mit den Bogos gemein. Dagegen wird das Fleisch der Hyäne nicht gegessen, während die Beni Amer nichts dagegen haben. Ob es wahr ist, dass die Bazen Schlangen und Mäuse für Leckerbissen halten, kann ich nicht entscheiden, da ich wenigstens kein Beispiel gesehen habe. Fleisch wird nur in Wasser gekocht oder auf dem Feuer gebraten. Milch ist natürlich auch ziemlich selten und ebenso Butter, die Sesamöl ersetzt. Wenn also beide Völker sich

meist an vegetabilische Kost halten, so unterscheiden sie sich so radikal in deren Bereitung, dass wir jede Speise und jeden Trank einzeln betrachten müssen.

Die Barea geniessen meist gesäuertes Brod von Durra oder Duchn. Sie haben zwar auch die Polenta, die bei den Bogos u. s. w. genossen wird; sie ziehen sie aber gesäuert vor; so heisst sie Deblib, ist sehr schmackhaft und als Proviant sehr bequem, da sie sich wohl eine Woche erhält, ohne zu verderben. Die abyssinische Tabita, eine Art Brod oder vielmehr sehr dünner Kuchen, ist den Barea auch bekannt. Die Barea unterscheiden sich von den Beni Amer'n, den Bogos u. s. w. dadurch, dass sie nie viel auf einmal verzehren können, dagegen das Mahl oft wiederholen, während die erwähnten Völker den Tag über nur zweimal, oft nur einmal essen und lange hungern, dann aber eine ungeheure Quantität auf einmal verschlingen können. Die Barea trinken aber viel mehr, als sie essen. Ihr Bier, das sehr gut ist, bildet eigentlich ihre Hauptnahrung und fehlt in keinem Hause. Alles trinkt es, sogar den kleinen Kindern ersetzt es die Milch. Das Bier kann als trockner Teig lange aufbewahrt werden und braucht nur mit Wasser angefeuchtet zu werden, sobald man es nöthig hat. Das Bier der Barea ist in Ostafrika sehr berühmt. Die Barea nehmen es in grosser Menge zu sich, aber sie werden selten davon berauscht und auch die Feldarbeiter und die Hirten haben ihren Schlauch voll Bier mit sich im Freien. Auch der Gast wird ungemein freigebig mit Bier bewirthet, während man ihm selten mit Fleisch aufwartet. Das Bareabier ist sehr nahrhaft, sodass es den Menschen ohne weiteres Zuthun satt macht.

Die Bazen hingegen essen ausschliesslich die ungesäuerte Polenta und sie finden sich hierdurch vollständig charakterisirt, denn sie sagen: wir sind verschieden von allen andern Völkern; wir haben keine Offenbarung und wir essen ungesäuertes Brod. Bier wird nur wenig getrunken; eine Ausnahme bilden die Leute von Tender und Eimasa, deren

Lebensart mehr den Barea ähnlich ist. Dagegen essen die Bazen viel Honig und trinken Honigwasser, ohne aber den Honigwein zu kennen. Sie trinken also auch ungesäuert. Als Surrogat der Butter wird aus Sesam ein Brei bereitet, der das Brod würzen soll.

Der Unterschied zwischen den Barea und Kunáma hinsichtlich ihrer Nahrung besteht also darin, dass die einen das Brod gesäuert, die andern ungesäuert essen; dass die einen sich vorzugsweise von Bier, die andern von Honig nähren. Die natürliche Folge davon sehe ich in der körperlichen Beschaffenheit der zwei Völker. Die Biertrinker sind mager und schmächtig; die Honigesser sind sehr fett und gewaltig. Um diesen Unterschied zu verstehen, muss man wissen, dass das Bareabier sehr schärf und säuerlich ist und mit unserem Bier nur den Namen gemein hat. Denselben Einfluss konnten wir auch anderswo häufig beobachten; bei den Bogos z. B. sind habituelle Biertrinker mager und sehen fahl aus, während die Trinker süssen Methes sehr fett werden und schöne Haut bekommen.

Häusliches Leben.

Nun wollen wir einen kurzen Blick in das innere Leben der Barea und der Bazen werfen. Zuerst bemerken wir, dass bei beiden Völkern Polygamie erlaubt ist. Doch während bei den Bazen nur die Reicheren mehrere Frauen nehmen, sind die Barea grosse Freunde von neuen Ehen und wer kann, vermehrt seinen Haushalt. Ich habe auch nicht gehört, dass sich die frühere Frau über den Zuwachs sehr beklage. Trotzdem ist aber selbst hier Polygamie nur eine Ausnahme. Die sittlichen Begriffe bei diesen Völkern sind nun unter sich sehr verschieden, ebenso wie von anderswo herrschenden Begriffen. Ausser der Ehe wird nämlich sehr wenig auf Zucht und Ehre gehalten; die jungen Leute machen Bekanntschaften; es wird der Jungfrau gar nicht übel genommen, wenn sie sich ihrer Liebe ganz hingibt. Wird sie schwanger, so ist sie ganz ebenso gut angesehen wie früher; auch der Schwängerer hat keine Strafe oder Feindschaft zu erwarten. Ausserehelichc Kinder werden auferzogen und in nichts schlechter angesehen, als andere. Wir sind ja nicht adelich, meinen die guten Leute. So wird also das Leben ausser der Ehe durchaus unbeschränkt. Ebenso ist eine geschiedene Frau in ihren Neigungen und Handlungen ganz frei.

Uebrigens kommen auch keine öffentlichen Frauen vor, ausser bei den Barea, wo der viele Zulauf von Fremden auf den Markt sie begreiflich macht; es sind übrigens nicht blos geborene Barea, die sich dazu hergeben, sondern Mädchen vom Barka, entflohene Sklavinnen oder Frauen, die der Strafe der Schwangerschaft sich entziehen mussten. Unnatürliche Laster sind ganz unbekannt. Was das eheliche Leben betrifft, so ist ein grosser Unterschied zwischen den Barea und den Bazen. Man schilderte uns die Bazenfrauen als sehr frei; man klagte die Männer sogar an, dass sie die eigene Frau dem Gastfreund hingäben, und stellte alle eheliche Treue in Abrede. Uebrigens kann ich nicht entscheiden, ob diese Berichte, die ich den mir bekannten Barea verdanke, nicht übertrieben sind; wir hielten uns zu kurze Zeit auf, um endgültig über die Moralität des Volkes entscheiden zu können. Die Frauen der Barea hingegen werden überall als exemplarisch treu und sittsam geschildert und dadurch bilden sie in Ostafrika eine bemerkenswerthe Ausnahme. Sie werden deswegen von den umliegenden Völkern sehr gesucht, und man findet in den Nachbarstämmen viele Barea-Töchter verheirathet. Die Barea verschwägern sich besonders mit Algeden, Beit Bidel und auch den Beni Amer'n. Hagr und Mogoréb gehen immer gegenseitige Ehen ein, während die Bazen und Barea nur höchst selten sich untereinander verschwägern. Die Bazen verheirathen sich meist nur untereinander. Die Heirathen gehen immer nach vollendeter Erndte vor sich. Der Bräutigam, von seinen Freunden und den Mädchen seines Dorfes begleitet, holt die Braut aus ihrer Heimat ab und bringt sie in ihr neues Haus; beim Eintritte muss sie sich quer auf den Boden legen und er schreitet über ihre Wangen. Das Fest dauert acht Tage und unterscheidet sich wenig von allen ähnlichen Gelegenheiten. Freunde und Verwandte bringen freiwillige Gaben. Eigenthümlich ist hier, dass die Hochzeit nicht eine Sache der Familie, sondern der Gemeinde ist, die sich dabei betheiligt und alle Fremde dazu

einladet und bewirthet. Der Mann bleibt nun während der acht Festtage im Hause verschlossen. Oft wird der Bräutigam bei dieser Gelegenheit von irgend einer Frau des Dorfes besungen; er gibt ihr dafür ein Geschenk und hat er nichts anderes, so theilt er mit ihr sogar sein eigenes Kleid.

Das Leben der Frau im Hause nun zeigt eine auffallende Aehnlichkeit mit dem der Abyssinierin. Sie theilt alle Arbeit mit dem Manne, nicht wie bei den Bogos und ihren Nachbarn, wo die Frau vom Feldbau ausgeschlossen ist und nur im Hause sich beschäftigen soll. Schon die junge Braut, die bei den Bogos lange Zeit faul ruhen bleibt, beschäftigt sich wie die andern; sie arbeitet auf dem Felde, sie mahlt das Korn und macht Bier; selbst die Reichste ist selten müssig und wenige halten sich eine Magd. So ist es auch in Abyssinien, wo die Frau immer zuerst aufsteht. Was das Melken anbetrifft, so kann hier das Mädchen melken, aber bei der Frau scheint es unanständig; den Barea aber, die viel mit den Beni Amer'n zusammenkommen, theilt sich das Vorurtheil gegen das Melken der Frau überhaupt nach und nach mit. Die Frauen dieser Länder sind sehr beschäftigt und haben wenig Zeit, müssig auf ihrem Bette zu liegen und Toilette zu machen, wie die Bogos, aber man sieht selten unzufriedene Frauen oder unglückliche Ehen.

Die Barea haben den Gebrauch des Rauchbades, wozu sie die Wurzel der Higlig anwenden und vom Barka her die Wolldecken beziehen, die auch bei den Bogos gebräuchlich sind. Die Frau spricht nie den Namen des Gatten aus und isst nie in seiner Gegenwart; sie verbirgt sich vor ihrem Schwiegervater, so will es die Sitte, die hierin mit der der aristokratischen Völker übereinstimmt. Mann und Frau theilen selten dasselbe Bett; die Barea erklären, das geschähe darum, dass der Athem des Weibes den Mann nicht schwäche. Fremde Leute hüten sich bei den Barea, in irgend ein Haus, wo eine verheirathete Frau wohnt, zu treten, damit ja kein Gerede

über sie entstehe; wie es damit bei den Bazen stehe, kann ich nicht sagen.

Die Frauen der Barea und Kunáma sollen ziemlich fruchtbar sein. Man rühmt die Leichtigkeit der Entbindung, ohne Schrei und Noth, während bei den Bogos und den Barka das keineswegs der Fall ist. Die Barea und die Bazen ziehen Mädchen den Knaben vor, ganz entgegengesetzt ihren Nachbarvölkern, und diess ist bei den Gesetzen des Landes sehr natürlich. Die Frau, die zum ersten Male empfangen hat, begibt sich in ihrer Mutter Haus, wo sie niederkommt; sie verweilt da nach der Entbindung noch drei Monate. Ihr Mann schickt ihr Getreide, Salz und ein Wollkleid; die Verwandten und Freunde schlachten Ziegen. Spätere Male kommt die Frau in ihrem eigenen Hause nieder. Es kommt kein Mann während des Monats nach der Entbindung in ihr Haus. Eine Woche nach der Geburt wird das Kind benannt; die Barea und die Kunáma haben viel eigenthümliche Namen, die letztern adoptiren oft auch islamitische. Die dem Lande eigenen Namen haben nichts Christliches und auch sie verbieten den Gedanken früheren Christenthums. Von Barea-Namen für Männer wollen wir anführen: Ashush, Aggar, Basen, Auet, Selman; für Frauen: Wardet, Shajet, Ashei, Daret, Belu. Von Bazen-Namen haben wir uns folgende notirt: Kullu, Adigi, Karme, Tofa, Mérko, Ashgu, Gadi, Kerfé, Laku, Gabon, Andu, Ishma, Maberi, Torta, Sheddin, Segedé, Ashora, Auro, Shelfo, Moshellem, Djaba.

Dem Kinde wird oft der Name des Grossvaters und des mütterlichen Onkels verliehen. Da die Eltern meist auf dem Felde beschäftigt sind, habe ich erzählen hören, dass die Mutter, die ihr Kind nicht mitnehmen und keine andere ältere Schwester ihm zur Hüterin zurücklassen kann, das Kind mit einem Strick im Hause an einen Pfahl bindet und daneben eine Schüssel voll Milch oder Brod stellt und dann ruhig das Haus verschliesst. Wenn das Kind des Weinens satt ist, kostet es von der Nahrung und schläft dann ruhig ein. Beschnei-

dung kommt erst nach dem sechsten Jahre vor und bei den Barea wenigstens für beide Geschlechter, während ich bei den Bazen nur für das männliche Geschlecht sicher berichtet bin. Kinderverkauf ist nicht selten, besonders bei Hungersnoth, aber wie aus dem früher Gesagten sich ergibt, ist es nicht der Vater, der das Kind verkaufen darf, sondern der mütterliche Onkel. Knaben gehen meist mit rasirtem Kopf. Werden sie mannbar, so lassen sie das Haupthaar wachsen, aber es findet hier kein Fest statt, wie das bei den Bogos u. a. uns bekannt ist.

Den Barea und Bazen ist eine grosse Ehrfurcht vor dem Grabe gemeinschaftlich. Stirbt jemand, so geht der Trauerschrei in die umliegenden Dörfer. Wenn in der Nacht, wird das Begräbniss auf den Frühmorgen aufgespart; wenn am Tage, so wird nur so lange gezögert, bis das Grab in Ordnung gebracht ist.

Es ist übrigens allgemeine Sitte in Afrika, so schnell als möglich zu begraben. Bei den Barea und den Kunáma ist es Brauch, dass das ganze Dorf, Alt und Jung ohne Ausnahme, den Todten zu Grabe begleitet; niemand pflügt, noch säet, noch mahlt, bis die Leiche bestattet ist. Das Grab der Barea und Kunáma ist durchaus von dem uns bisher bekannten verschieden. Jede Familie hat eine ziemlich geräumige Höhle, zu der ein schiefer Schacht hinabführt. Die enge Oeffnung desselben wird mit einem Steine verschlossen, der Platz mit einer Art niedriger Mauer bezeichnet. Hier werden Männer, Frauen und Kinder beigesetzt, jede Familie in ihrer eigenen Gruft. Der Leichnam wird verhüllt auf einem Tragbette hingetragen; ein Mann steigt hinunter, schiebt die alten Knochen bei Seite, und dann wird der Todte einfach auf den Boden hingelegt. Fremde und Mohammedaner werden nach ihrer Landesart an besonderen Plätzen begraben, während die Barea und Kunáma im wahren Sinne des Wortes den Todten beisetzen. Nach dem Begräbniss bringen die

jungen ledigen Leute des Dorfes Holz aus dem Walde, aus dem sie eine grosse Schattenlaube errichten, die zur Aufnahme der von allen Seiten herbeiströmenden Klagenden bestimmt ist; auch holen sie Wasser und Holz zum Brennen. Kein junger Mann darf sich dieses Dienstes entheben. Die eigentliche Trauer dauert eine Woche; auch die Männer beklagen den Todten laut, wie es die Hochabyssinier thun, während die aristokratischen Völker das Weinen den Frauen überlassen und es für unmännlich halten, das Leid äusserlich zu zeigen. Während dieser Zeit bringt jeder Dorfbewohner sein Essen in die Trauerhalle, um es da in Gemeinschaft zu verzehren. So bildet sich ein wochenlanges Leichenmahl, an dem die ganze Gemeinde und viele Gäste von den andern Dörfern theilnehmen. Auch unsere Völker haben den Gebrauch, die Opferkuh zu schlachten; die Bazen begnügen sich mit einer, während die Barea bei dieser Gelegenheit bis 10 Stück opfern. Die ledigen jungen Leute besorgen die Aufwartung und bedienen die Alten mit Fleisch und Bier. Der Gebrauch, den wir sonst gefunden, den Kühen bei dieser Gelegenheit mit dem Schwert die Hinterbeine abzuschlagen, kommt hier nicht vor. Während dieser acht Tage wird der Todte von allen Anwesenden besungen und beweint. Nach Verlauf der Woche entfernen sich alle Fremde und die Trauer, die ein Jahr währt, geht fortan nur die engere Familie an.

Es zeigen sich hierin zwei Seiten des Lebens. Erstlich offenbart sich eine grosse Ehrfurcht vor dem Todten und eine Sorgfalt für denselben, die sich sicherlich an einen gewissen Unsterblichkeitsglauben anlehnt; sodann tritt das innige Zusammenleben der Gemeinde in Freud und Leid uns wieder wohlthuend entgegen. Niemand wagt es, eine Ausnahme zu machen, denn jeder weiss, dass auch sein Tag kommt. Da ist kein Unterschied zwischen Mächtig und Gering, jedem wird das gleiche Beileid gezollt. Bei andern Völkern weiss man ebenso gut, dass der Tag kommen muss und desungeachtet

hat man oft grosse Noth, den Todten zu begraben, wenn es ihm an Familie fehlt und es ist traurig zu bemerken, dass bei den aristokratischen Völkern, sei es durch die Geburt oder das Geld, der Vornehme noch im Tode seinen Rang behauptet, während wenige den Armen zur letzten Ruhe begleiten.

Schlussbetrachtungen.

Wir wissen schon, dass die Barea und die Kunáma sich in einer Ausnahmestellung befinden, indem sie von unbarmherzigen Feinden umringt sind. Deswegen lebt das Volk in seinem innern Leben friedlich und freundlich, fast ohne Gesetz und Staat, frei und gleich, nur vor dem grauen Haare sich beugend. Ganz anders wird der Barea und der Kunáma, wenn er sich gegen das Ausland wendet. Die Nothwehr zwingt ihn, das angethane Leid so gut wie möglich dem Feinde zurückzugeben. Daher sehen wir förmliche Räuberbanden, die monarchisch organisirt sind. Besonders die Barea sind seit langen Zeiten weit und breit als Räuber berühmt und gefürchtet; sie sind der Schrecken des Landes von den Bogos bis zum Gash, während die Bazen bis in's Tigré hinein die Wege unsicher machen. Die Barea kämpfen fliehend, selten greifen sie an; sie fliehen, kommen wieder und umringen den schon sich sicher wähnenden Feind. Sie sind behend wie Schlangen. Raub scheint ihnen ein ganz ehrenhaftes Handwerk, da er sich gegen den Feind wendet; dagegen ist Hausdiebstahl eine Schande und fast unbekannt. In Zeiten der Hungersnoth stehlen sich die Barea gern untereinander Ziegen und Esel, oft selbst vom gleichen Dorfe weg. Auch

im Bezahlen der Schulden sind sie wenig gewissenhaft. Sonst sind sie sehr zuverlässig für anvertrautes Gut; fast keine Thür ist da und das Durra bleibt auf den Feldern unbewacht, so auch in Algeden. Bei beiden Völkern hört man äusserst wenig von Mord innerhalb des Landes; Vater- oder Muttermord ist ganz unerhört, Brudermord ist äusserst selten. Selbstmord setzt viel mehr Civilisation voraus.

Die Barea und die Bazen sind sehr wachsam in der Nacht; die Unsicherheit und das Räuberleben gewöhnt sie an einen leisen Schlaf. Sie haben wenig Furcht vor Schlangen; man sieht oft Leute, die solche unbesorgt im Kleide herumtragen und ihnen sogar eine schützende Kraft zuschreiben. Tapferkeit ist beiden keineswegs abzusprechen; in jetziger Zeit aber, wo sich Norden und Süden monarchisch concentrirt haben, nützt dieser ungeregelte Muth wenig und in den letzten Jahren sind bei dem unaufhörlichen Kampfe so viele der besten Männer umgekommen, dass den übrigen doch am Ende das Selbstvertrauen abhanden kommen muss. Eigenthümlich ist bei den Bazen, dass Frau und Kind durch eine Thüre fliehen, die Männer durch eine andere; so streiten die letztern nur für sich. Es sind einige Jahre her, dass Bogoshirten einen Barearäuber, der Kühe wegstehlen wollte, gefangen nahmen; sie banden ihn fest und schickten sich sehr bedächtig an, ihn zu tödten; er sah ganz kaltblütig zu und als ihn die erste Lanze traf, sprach er: So stirbt ein Mann! und fiel ohne alle Klage. Leider sind beide Völker viel zu lose verbunden, um sich mit Erfolg wehren zu können, obgleich die Barea sich gegenseitig in der Gefahr beistehen.

Wir haben in den Barea und Kunáma echt demokratische Völker kennen gelernt, wie sie vielleicht in der Welt nirgends sonst vorkommen; jeder fühlt sich dem andern gleich und frei; keiner will besser als der andere werden. Wir sind alle Sklaven, sagen sie freimüthig und das ist ein stolzes Wort; die Gemeinde allein beschränkt die persönliche Freiheit durch den Ausspruch der Greise, denen keiner widerspricht. Skla-

verei scheint unnatürlich und selbst der Fremde wird schnell eingebürgert. Da die Familie in der Gemeinde aufgeht, so fehlt der Geburtsstolz, der andere Völker so hoch und auch so niedrig stellt. Die vollständige Gleichheit ist vorzüglich in dem Charakter des Volkes begründet, der der Veränderung abhold ist und wenig emporstrebt. Dieser gleichförmige Charakter ist besonders bei den Bazen, die wenig fremden Einfluss zu erleiden hatten, rein bewahrt.

Bei den Bazen ist die Ehrfurcht vor dem Alter bei Weitem stärker ausgebildet, als bei den Barea. Sie sind ihrem Charakter nach ruhiger und ich möchte sagen eintöniger, wie ihre Sprache. Sie sind unter sich sehr sanft und höflich; keiner unterbricht den andern, keiner wird in der Berathung hitzig oder schlägt im Zorn der Rede mit dem Stocke auf den Boden, wie wir es bei den Bogos und den andern Nordostafrikanern jeden Tag gesehen; keiner prahlt mit seinem Muthe. Daher gebietet auch die Rathsversammlung Ehrfurcht; alles wird ruhig abgemacht, ohne Lärm und Streit; was beschlossen ist, ist fertig. Sonst sind die Bazen gern fröhlich, aber auf eine stille Weise. Man sieht des Abends Mann und Frau traulich im Hofe auf einer Bank sitzend zusammen plaudern und aus der Pfeife rauchen.

Wenn nun die Barea immer noch die Eigenschaft haben, dass sie friedlich zusammenleben können, so ist bei ihnen die Ehrfurcht vor dem Alter schon viel geringer, da sie sich täglich von ihren Nachbarn vom Barka ein böses Beispiel nehmen können. Ihr Geist ist auch viel lebhafter und unruhiger; daher hört man bei ihnen schon viel mehr leeres Geschrei. Da wir nun die Barea viel genauer kennen, wollen wir sie noch genauer charakterisiren. Die Barea sind dankbar, einfach offen, ohne Trug; sie haben viel gesunden Menschenverstand; sie brausen schnell auf, aber kühlen sich leicht wieder ab und verzeihen gern. Sie tragen Beleidigungen wenig nach und in dieser Hinsicht glauben wir die stillen Wasser des Bazenherzens viel tiefer und nachhaltiger. Die bei den aristo-

kratischen Völkern uns bekannte Rachsucht, die die kleinste Verletzung Jahre lang nachträgt, ist den Barea fremd und unnatürlich. Es geschieht oft, dass nach heftigem Streit der, welcher Unrecht hatte, des andern Hand ergreift und um Verzeihung bittet. Ein Bogos oder ein Hababb könnte das nie über sich bringen. Sie haben wenig Schimpfwörter. Die Barea und auch die Bazen können den Wohlstand vertragen, ganz im Gegensatze zu allen ihren Nachbarn, die, wenn sie satt sind, böse und übermüthig werden. Je reicher und satter ein Barea wird, um so besser, liberaler und genügsamer wird er. Der Hunger macht ihn zum Diebe und Räuber. Die Barea helfen sich gegenseitig gern. Sie sind barmherzig, selbst gegen die Fremden. Nur wenn sie in Feindesland sind, vergessen sie die Menschlichkeit. Die Frauen beklagen selbst das geraubte Kind der feindlichen Beni Amer, während die Beni-Amer-Frauen den geraubten Sklaven verhöhnen und hassen. Wenn der Barea in der Wildniss das verwaiste Löwenjunge sieht, gedenkt er der heulenden Mutter, die ihr Kind sucht, und vergleicht sie mit seiner eigenen weinenden Mutter. Die Barea sind sehr dienstfertig, nicht wie die Bogos, die nur die Furcht nützlich machen kann; sie sind dankbar selbst für den kleinsten Dienst und vergessen einen Freund nicht. Der Fremde hat gleiches Recht und hat er sich gut benommen, so wird er bei seinem Tode wie ein Bruder beweint. Wittwen und Waisen werden nie misshandelt oder in ihren Rechten verletzt. Die Barea sind durchaus nicht habsüchtig, der semitische Charakter, der Geld über alles stellt, fehlt ihnen; sie stehlen aus Hunger und weil das Eigenthum wenig Werth hat, aber sie geizen nicht nach fremder Habe. Sie sind ungemein gastlich. Ich erinnere mich, dass Moharrem Effendi, ein ägyptischer Oberst, der in Kufit den Tribut einzog, sich mir gegenüber über die Barea sehr rühmend aussprach und ihre Offenheit, die keine Intrigue und keinen Verrath kennt, im Gegensatz zu den „Hunden von Beni Amer'n" mit Freuden hervorhob. Sie geben, sagte er mir, den Tribut, soviel das

ihre Umstände erlauben; weiter hinaus sagen sie entschieden: genug! und dann hilft kein Zwang.

Ich habe viele Leute von Barka und Algeden und Massua, die lange Zeit im Barealande verweilt haben, über die geistige Fähigkeit der Barea befragt und die Antwort war, ob nicht die weisen Gesetze, die express gemacht sind, um allen Streit zu verhüten, das beste Zeugniss guten Verstandes abgäben. Jedenfalls halte ich besonders die Barea für sehr bildungsfähig; die Bazen sind es nicht minder, aber sie hegen noch viel mehr Vorurtheile gegen alles Fremde. Wir wollen beifügen, dass beide Völker sehr liederreich sind und viel mehr Melodien haben, als alle ihre Nachbarn. Ihr Nachtgesang (Goila) ist weit und breit berühmt. Das Recitativ, das den Tigré und den To'bedauie eigen ist, passt schon zur Sprache nicht.

Die Barea und Kunáma bekämpfen sich im Innern des Gaues nur höchst selten. Da alle Entscheidung in den Händen der Greise liegt, alles gleich, niemand vornehm ist oder es werden will, die ehrgeizige Jugend von der Regierung ausgeschlossen ist und die Familie in der Gemeinde aufgeht, so wird Streit und Bürgerkrieg unmöglich und es könnte eine so eigenthümliche Republik noch Jahrtausende fortvegetiren, wenn sie von allem Auslande isolirt werden könnte. Diese Völker fühlen diess auch sehr gut; besonders die Bazen thun das Mögliche sich zu isoliren; sie lieben alles Einheimische, sie hassen alles Fremde. Sie haben wenig Neugierde; sie wollen lieber bleiben wie sie sind. Sie haben bisher nur fortvegetirt und ohne Zweifel grenzt oft Gleichheit an Gemeinheit. Es ist jetzt aber die Zeit gekommen, wo auch diese Völker dem Zuge der Weltgeschichte ausgesetzt werden sollen, und es wäre Schade, wenn diess nur geschähe, um sie um so schneller zu verderben. Von zwei Seiten werden die Barea und Kunáma gedrückt; von Süden dringen die Abyssinier, von Norden die Mohammedaner vor; religiös machen die letztern die grössten

Fortschritte, politisch die Christen. Es wäre Schade, wenn so besonders durch das Herz zu einem bessern Leben befähigte Völker zwischen den zwei feindlichen Mühlsteinen zusammengedrückt werden sollten. Hat hier die europäische Politik und Mission keine Aufgabe?

Einige Bemerkungen

über

Ethnographie von Kordofan.

I.

Die so verdienstliche Arbeit von Dr. Waitz über die Psychologie der Naturvölker gibt uns das Resultat aller bisherigen Forschungen über die Völker von Kordofan. Um künftige Forschung zu erleichtern, wollen wir uns seiner Darstellung mit einigen Beobachtungen anschliessen, die wir während unseres Aufenthalts in L'obeid als Mitglied der deutschen Expedition zu machen die Gelegenheit hatten. Jedoch scheint uns die Scheidung von Aethiopen und Negern, wie sie auch Dr. Waitz annimmt, sehr zweifelhaft und bedenklich wird sie vollends, wenn sie sich auf die Sprache stützen soll.

Dass die abyssinischen Hauptsprachen, das Tigré und das Tigriña, als lebende Töchter des Geez semitisch sind, ist unbezweifelt. Da wir nun sicher sind, dass sie schon vor zwei Jahrtausenden landesüblich waren, so soll man die Abyssinier nicht Aethiopen nennen, sondern einfach Semiten. Die Farbe darf nicht abschrecken, da auch die edelsten Geschlechter Arabiens von Schwärze nicht frei sind, während die edelsten Geschlechter Abyssiniens hellgelb sind. Es finden sich in Abyssinien dann noch verschiedene Völklein oder eher Völkertrümmer, wie die Agau, zu denen auch die Bogos gehören, deren Sprache durchaus noch nicht placirt ist. Das Gleiche gilt von den Galla. Die Stellung der Amhara aber, des civilisirtesten Stammes im Lande, ist nicht genau festgestellt; es

wird erst durch spätere Untersuchungen klar werden, ob sie das Semitische ihrer Sprache ursprünglich haben oder ob es eine ungeheure Copie ist mit ursprünglich fremder Basis.

Jedenfalls ist gerade aus den Sprachen ersichtlich, dass die sogenannten Aethiopen, d. h. die Völker Nordostafrikas, mit dem Flussgebiet des Nil ethnographisch gar nicht zusammengehören, sondern, wie es auch ihre Geschichte lehrt, durch Zufall zusammengeworfen worden sind. Es gibt kein Land auf der Welt, wo verhältnissmässig auf so kleinem Raume so viele Sprachen, die nichts miteinander gemein haben, gesprochen werden. Die Asiaten, die Europäer stehen in ungeheuren Gruppen zusammen, während hier durchaus kein Zusammenhang gefunden werden kann. Diese Thatsache redet direct gegen die Annahme, die sogenannten Aethiopen seien eine Völkerfamilie, führt uns auf die Vermuthung, dass alle diese Nordostafrikaner Parcellen sind von grossen weitliegenden Völkerfamilien, deren Colonien auf dem kleinen, aber von der Natur begünstigten Raume zusammengetroffen sind, dass man also ihre Verwandtschaft nicht untereinander, sondern weitweg zu suchen hat. Das gleiche Leben, klimatisch und politisch, hat sie dann einander ähnlicher gemacht.

Was den Neger betrifft, so weiss ich nicht, was man darunter versteht und am allerwenigsten begreife ich die Bedeutung von Negersprache. Diese Classification ist höchstens dazu da, eine ganze Masse uns unbekannter Volks- und Sprachtypen unter einem Namen zusammenzuwerfen, ein bequemes aber nicht richtiges Verfahren. Von Weitem angesehen, dem Europäer absolut entgegengehalten, steht der Afrikaner allerdings als ein ganz besonderer Mensch da; aber bei genauerer Beobachtung weiss der aufrichtige Reisende nicht mehr, wo der Neger eigentlich anfängt, und der Glaube an die absolute Rassentrennung verschwindet mehr und mehr.

Was nun die Völker von Kordofan angeht, so müssen wir die eigentlichen Araber (عرب) zusammen mit den arabisirten Stämmen (متعربين) von den Nichtarabern streng scheiden.

Deswegen dürfen wir aber die letztern nicht unter dem Namen Nuba zusammenwerfen. Dass Nubien früher viel mehr Ausdehnung hatte, sagen die alten Autoren; diess beweist aber nur, dass die Nubier zurückgedrängt worden sind. Araber, Fundj, Forianer u. s. w. haben ihren Platz eingenommen. Der Name Nubier ist im Sudan durchaus kein geographischer Sammelname; er existirt nur als Stammesbezeichnung. „Nuba" werden nur die Sklaven aus den Ländern südwestlich von Tegelé genannt; die Leute von Tegelé selbst werden unter ihrem eigenen Namen unterschieden und blos unwissende Sklavenhändler werfen verschiedene Völker unter einem Namen zusammen, wie z. B. die Gallasklaven in Kairo „Habeshi", im Sudan „Makade", was mit Habeshi gleichbedeutend „Abyssinier" heisst, genannt werden, weil sie eben über Abyssinien eingeführt werden; deswegen heisst auch der arabische Kaffee Mocha, weil hier früher sein Hauptstapelplatz war u. s. w.

Nuba heissen ferner die Bewohner des Nillandes nördlich von Dongola bis Assuan, so sage ich nicht nach eigener Erfahrung, sondern nach allen Zeugnissen, welche die jetzigen sogenannten Barábra Nubier nennen. Und wirklich steht der Namensgemeinschaft nichts entgegen. Dafür entscheidet die Sprache, die wir gut genug kennen, um zu wissen, dass das Berg-Nuba dem der Nilbewohner verwandt ist. Jedenfalls ist zu wünschen, dass die beiden oder vielmehr die drei Dialekte, das Mahassi inbegriffen, besser studirt würden.

Endlich müssen wir constatiren, dass die Barábra oder Danagele, die in Kordofan ansässig sind, aus ihrer Verwandtschaft mit den Nuba-Sklaven kein Hehl machen, wenn auch nicht ohne Scham, und dass so die Tradition davon fortlebt.

Wir finden also das Volk der Nuba südwestlich von Tegelé und dann nördlich von Dongola, getrennt durch Kordofan und die Steppe. Die Bewohner von Tegelé sind ganz andern Geschlechtes, die von Kordofan sind jedenfalls sehr gemischten und zweifelhaften Ursprunges. Dass die Nuba die Steppe

zwischen Kordofan und Nil nicht occupirt haben, ist begreiflich, da sie ihrem ackerbauenden Sinn wenig gefallen konnte; sie blieb also den Arabern vorbehalten, deren nomadische Gewohnheiten nur da Befriedigung fanden. Wahrscheinlich ist aber, dass die Nuba einst auch Kordofan förmlich besessen haben; denn von ihren Bergen herabsteigend wären sie kaum gleichgültig daran vorbeigezogen und für ein nicht nomadisches Volk scheint die Strecke viel zu ausgedehnt.

Dass die jetzigen freien Bewohner von Kordofan wenigstens der Hauptfärbung nach Nuba seien, ist keineswegs wahrscheinlich; von Sklaven, die willkürlich ihrem Vaterland entrissen sind, darf gar nicht die Rede sein. Daher darf man nicht sagen, es werde in L'obeid Nuba geredet oder gar in Kobé; das hiesse höchstens nur, dass sich da Nubasklaven befinden, die ihre Muttersprache noch nicht vergessen haben. Die freien Bewohner Kordofan's reden nur Arabisch. Selbst die ansässigen Danagele, die des Handels wegen von Norden wieder bis Kordofan zurückgewandert sind, haben meist ihre Rotáne (ihr Nicht-Arabisch) ganz vergessen.

Was nun die Nuba-Sprache betrifft, so flechte ich hier eine kleine Wörtersammlung ein, die ich in L'obeid aufzeichnete. Meine Professoren waren nicht der Art, dass ich mich mit Sicherheit an die Zeitwörter und die grammatischen Formen wagen konnte. Da ich bei unserm nicht sehr ausgedehnten Aufenthalt keine besseren Lehrer finden konnte, musste ich mich mit der erhaltenen Probe, die von ihrer Seite keine Intelligenz voraussetzt, zufrieden geben. Viel glücklicher war ich mit den Sprachen von Tegelé und For, wovon ich später berichten werde.

Sammlung von Nuba-Wörtern.

Deutsch.	Mein Nuba.	Russegger.	Rüppell.
Gott	bél	bell	
Himmel	aré	are	
Wind	irdjo	erso	irschu
Regen	oddo	op	areh?
Thau	odje		
Donner	aren dorga		
Blitz	saldjo		
Stern	orndo, pl. ornin	odo	ondou
Sonne	idji	eis	es
Mond	nonto	nonto	nundo
Feuer	ika	ika	eka
Asche	obté		
Erde, Land	tob	weda	
Sand	oindo	tor	
Thon	digda		
Wasser	otho	oto	otu
Teich	odj	artokas (See)	hadg
Fluss	toale	torha	ser
Stein	kurra, pl. kokorri	kakar	kager
Wüste	hédjé		
Wald	kotti	kudu	kudou
Berg	koldi		
Weg	ob, pl. obin		
Brunnen	kol	kol-do	koll
Jahr		ongr	
Tag	orgo	top	
Nacht	kolèl	faler	qualal
Woche	otorre	kanda	
Freitag	war	candanian	biseit
Samstag	samdé	warganian	kuljenis
Sonntag	fin'gor	wendeon	unis
Montag	fuñni	alon	wara
Dienstag	kidegé	oganon	sandak
Mittwoch	bishet	ivillon	kerake
Donnerstag	kabja	grahenion	endomat
der Morgen	orgu	zirin	
Gestern	wal	wal	
Vorgestern	wanen denen	willion	
Morgen	uil	zirin	
Uebermorgen	tenan	oganion zirin	

Deutsch.	Mein Nuba.	Russegger.	Rüppell.
der Tag	ul	veong	
Mittag	ulangal	ular	
Nachmittag	shereki		
Heute	ogud	eneûr	
Regenzeit	korol	ili	
Winter	kid		
Sommer	hal	sonzolon	
Kuh	ti	teh	teh
Milch	idj	est	esch
Ziege	ogud	ogot	
Schaaf	ordi	orti-do	ordi
Ochs	terré, pl. kugli		
Kalb	koten-do	kote	
Pferd	kudji, pl. kudjin	koss	chotg
Stute	idjam		
Esel	ondo, pl. ondin	odu	undu
Hund	boll, pl. bolin	boll	boal
Katze	butur	kodrazie	
Elefant	ongul	obul	omul
Rhinoceros	buger		
Strauss	turum	tidam	tedam
Ei	koñil		
Perlhuhn	kebdi		
Huhn	kokorré	kokor-do	koker
Hahn	kuadia		
Gazelle	kil-do	kel	kehl
Büffel	kobra		
Teitel	budji		
Giraffe	shob	sap	saab
Schlange	kungi	kobul	
Federn	til		
Hyäne	bu shiri		
Geier	killi		
Eidechse	kora		
Löwe	bugluri		
Leopard	bugl tedjé		
Vogel	kommel		
Honig	tommer		
Wurm	birgeti		
Krokodil	kibedj		
Fliege	ununu?	wietedo	
Laus	itu		
Floh	ninini		

Deutsch.	Mein Nuba.	Russegger.	Rüppell.
Heuschrecke	moldo		
Maus	kumo	kume	komée
Ameise	kuarr		
Termite	kuabor		
Kameel	kamle	kala	komul
Hase	wudlang	udulando	udelando
Affe	tigil	nakono	tingel
Wildschwein	udjang		
Zahmes Schwein	kidjang	kisan	
Spinne	shabako	raar	
Taube	titim	titum	tidirn
Kröte		towar	
Igel		kunanan	kunjunie
Skorpion	irin	irrin	
Eisen	shirté	serto	sirtu
Salz	shélé	arisele	selhé
Mika (Baum)	kalto		
Heu	mondo		
Gras	mondo tedjé		
Kürbiss	tuang		
Durra	ui	ariwie, wie	oidg
Duchn	endé		
Sesam	belé		
Schilf	nengdé		
Holz	for	ori	ori
Baum	id	koto	
Baumwolle	okke	aka	acka
Dattelpalme	hendo	ento	
Doru	tingeré		
Dornenzaun	warta		
Gold	tungi		
Adansonia	idhu		
Adansoniafrucht.	toblé		
Sejal	tui		
Higlig	tillé		
Kithribaum	urum		
Ebenholzbaum	oren		
Gummibaum	ulen		
Gummi	ule		
Blatt	aidé		
Lotus nebek	kuai		
Tamarinde	shékré		
Dumpalme	abté		

Deutsch.	Mein Nuba.	Russegger.	Rüppell.
Natron	allordé		
Antimonium (Qohl).	didime		
Bohnen	oké		
Mensch	indo (das Selbst)	indie	
Mann	korto, korin	korto	kordu
Frau	ildo, elin	eto	eadou
Knabe	tondo	tono	tondu
Mädchen	terndo	terdo	terndu
Vater	ba	apa	
Mutter	ija	aja	
Bruder	aten	onto	
Schwester	ate terndo	anetan	
Väterl. Onkel	amanéto	onuntu	
Väterl. Tante	ananja		
Mütterl. Onkel	andigen		
Mütterl. Tante	ananéto		
Schwiegervater	anwoden		
Schwager	an'geran		
Braut	jerndo		
Grossvater		ananeagan	
Grossmutter		anaenenen	
Sklave	dugud	kali	
Sklavin	dugnelli		
König	shil	cil	shil
Priester	kudjure		kujur
Rede	he		
Nubasprache	kuliniri		
Dieb	borkar		
Räuber	kil		
Freudenmädchen	toñen ara		
Narr	unori		
Fieber	udjanga		
Klage	oñi		
Gast	uito		
Zeuge	bilko		
Freund	on'gorto		
Feind	warti		
Venerie	èbelé		
Tripper	irdjo		
Wunde	bedi		
Blattern	gedri (ar.)		
Grab	télé		

Deutsch.	Mein Nuba.	Russegger.	Rüppell.
Kälte	kit		
Wärme	ummé		
Haare	kuré		
Finger	oshi	osie	
Kopf	or	or	oar
Arm	oshshu	osiene	oschi
Fuss	kogot	kot	kuddo
Kinn	uru		
Bart	selmandé		
Gesicht	koinn		
Mund	ogul	awol	aul
Ohr	usha, p. ushé	ulsa	uilgé
Nase	en'gi	ojon	hein
Zahn	gil, p. gilin	kotodo	gehl
Backen	aiti		
Hals	dohl		duhl
Haar	tél	telde	tel
Auge	kalté	kalto	kale
Zunge	djaldo	sado	ghiado
Herz	aldo		ol (Brust)
Brust	og	oko	âgi
Bauch	to	toh	
Nabel	kendo		
Fleisch	kuadjé	faje	quajé
Hand	ofi	onto	ondu (Arm)
Bein		feni	tonje
Gebein	koi		
Blut	oger	ohr	
Fett	anjer		
Zehe	kogé		
Nagel	shindu		
Rücken	moiñi		
Schultern	hunger		
Leber	higit		
	kondjar		
Schwanz	ib		
Hintere	turin		
Pudenda viri	hilli		
Pudenda mul.	kuttu		
Schatten	dukuli		
Gehirn, Mark	forndo		
Excremente	uiñ		
Schweiss	umé		

Deutsch.	Mein Nuba.	Russegger.	Rüppell.
Urin	orké		
Schlaf	ger (gel)		
Horn	nuttu		
Lippe	tolumm		
Knie	kut i		
Elbogen	ottu		
Fusssohle	burul		
Menschl. Haut	idé		
Bier	kabra		
Haut	dor	dor	
Ziegenfell	tuka		
Sandalen	kuarté	farto	quare
Hafen	ato		
Wasserhafen	turu		
Schüssel	koshé		
Tabak	tabe		
Pfeife	tabedi		
Polenta	kal	kall (Ti. akelet)	
Belila	wuj		
Madida	koré		
Mahlstein	toj		
Schwert	sibit	sibet	schiddu
Lanze	korang, p. korngi	komul	guaran
Schild	kori, p. korin	karu	goulu
Geräth	sheri		
Schlauch	hinn		
Matte	gelti	nerde	
Beil	komel		
Sattel	ketili		
Zaumgebiss	shoki		
Stab	kol		
Thür	kalíl		
Stützbalken	fui		
Haus	koll, p. kuli	call	danka
Dorf	shaldo	itaguli (ar.)	dar (ar.)
Zeug, Kleid	keto	keto	
Oel	belendi	tess	
Schmalz	tith	seno	tes
Hemd	kobang	ketono	goma
Glasperlen	shukeni	delto	mungale
Messer	kothar	fatar	guader
Feld		eje	
Garten		massa?	

Deutsch.	Mein Nuba.	Russegger.	Rüppell.
Seil	orri		
Bracelet	mingené		
Ohrring	kadmé		
Amulet	shar		
Stadt	shāl		
Trommel	nueri		
Medicin	hor		
Sessel	kottra		
Nadel	iġla*)		
Fesseln	shirti		
Faden	oké		
schwanger	berto		
stumm	uré		
taub	torgu		
blind	tundu		
hinkend	tor		
gut, schön	kendi	köndj	
schlecht, hässlich	bilu	belo	
heiss	idjo		
steril	bordu		
krank	waiko		
alt	tora		
jung	bordjell		
id.	batendo		
gross	ugguri	knordo	
klein	tondé	watono	
dumm	tiket		
dünn	wolando		
lang	dudji	dohi	
kurz	sherrando	serdo	
fett, breit	utu		
bitter	gar		
süss	ingo		
arm	bargil		
reich	korto		
kräftig	bur (cf. Amhar. burtu, kräftig)		
Kraft	burtuko		
tapfer	kugul		
feig	shilkar		
rechts	oin	wenn	
links	ñingel	nèl	

*) ġ entspricht dem italienischen g vor i und e.

Deutsch.	Mein Nuba.	Russegger.	Rüppell.	Brugsch.
weiss	orri	ori		
roth	kellé	kele		
schwarz	urri	uri		
braun	tedjé	tedo (grün)		
1	bér	ber	bera	ueru
2	orré	ora	ora	jauû
3	todju	toju	todje	tosku
4	kendjo, kemenjo	kenzo	kenju	kamsu
5	tishu	tisu	tessu	diju
6	kordjé	farzo	farschu	gurju
7	kolatt	falat	fellad	kólladu
8	iddu	ebdo	eddu	iduu
9	oit	wet	ueddu	iskódu
10	buré	bure	buré	diminu
11	buré berko	bure berkon	bere berku	
12	bure aré	» orakou	bure oraku	
13	bure tudju	» tojukou	» tojeku	
14	bure kendjo	» kenjukon	» kenjuku	
20	tarbe	» edukon	tarbu	ari
30	burra burra toju	» bure eddukon		
40	» » kendjo	» bure tojukon		

Ich vergleiche mit meinem Vocabularium das ziemlich weitläufige von Russegger und die paar Wörter von Rüppell. Man kann daraus erkennen, dass es sich um verschiedene Dialekte derselben Sprache handelt. Viele Wörter sind ganz verschieden, was aber niemanden, der das afrikanische Talent zum Worterfinden kennt, verwundern kann. Russegger nennt seine Sprache das Koldadji; Rüppell Sprache von Kulfan; meine Gewährsleute waren von Djebl Deir. In vielen Fällen schreiben wir dasselbe Wort etwas verschieden und es wird aus der Vergleichung mit beiden zusammen hervorgehen, dass meine Aussprache oft die wahrscheinlichere ist. Ich habe bei den Zahlen auch Brugsch's kleine Wörtersammlung des Nubischen, das die Barabra reden, zu Hülfe genommen, um in Fällen, wo Russegger uñd Rüppell zusammen gegen mich sind, die

wahre Aussprache zu fixiren; so z. B. sage ich

für 6 kordjé, Russegger farzo, Rüppell farschu;
für 7 kolatt, » falat, » fellad.

Brugsch dagegen hat mir ähnlich gurju, kolladu und Burckhardt ebenso, was mich natürlich zum Festhalten an meiner Aussprache bestimmt, wenn ich auch nicht behaupten will, dass nicht einige Nuba statt k f aussprechen können. Was die Verwandtschaft mit dem berberinischen Nuba angeht, so steht sie wohl ausser allem Zweifel; aber ein genaueres Studium dieser Sprache wäre für weitere Sprachvergleichung sehr erspriesslich.

Die Sprache von Tegelé hat mit dem Nuba nichts gemein; ein genaueres Studium der erstern hat mich, Russegger's Classification entgegen, davon überzeugt; ich werde sie später in einer Monographie eingehend behandeln.

Warum Russegger das Nuba für eine Negersprache hält und was er darunter versteht, weiss ich nicht, wenn nicht überhaupt alles Nichtsemitische so genannt werden soll; aber ebenso wenig haben wir darin mit Lepsius Kaukasisches gefunden; wir besitzen überhaupt darüber zu wenig grammatische Aufschlüsse, um classificiren zu dürfen. Und warum soll das Kundjara ein Negeridiom sein? Die Masse der arabischen Wörter im berberinischen Nuba und im For, wo sogar die Zahlwörter von 7 hinauf entlehnt sind, beweisen sehr wenig; denn gerade die roheren Bergnubier haben eigene Zahlwörter und die Kundjara entlehnen die arabischen Zahlwörter nicht aus Mangel, da sie aus 5 + 1 6 bilden und so fortfahren könnten, sondern aus Affectation. Die Religion füllt so ihr Herz an, dass sie nur zu geneigt sind, auch die Sprache zu arabisiren. So finden wir die Massauiner, die in jedes vierte Wort Tigré etwas Arabisches einflechten, viele Deutsche, die sich mit Fremdwörtern vergnügen, die Perser und Türken, deren Schriftsprache zur Hälfte arabisch ist und die mohammedanischen Abyssinier, die Gott nicht Egsiabeher, sondern Allah (الله) nennen.

Wenn aber jemand behaupten will, die jetzigen Nubier am Nil seien früher wild gewesen, da sie die Culturwörter entlehnt haben, so gehe ich weiter und sage, dass sie es noch sind. Ich weiss nicht, worin sie ihren Verwandten, den Berg-Nuba, überlegen sein sollten. Ihr Ackerbau ist nicht besser, nur zwingt der Regenmangel und das unvollkommene Steigen des Nils zur Bewässerung. Was die Religion betrifft, so hat sie der Islam wenig berührt. Sie sind äusserst gleichgültig und daher tolerant, wie die andern Nuba auch; sie beten und fasten selten und sind nur dem Namen nach Mohammedaner. Wenn auch die religiöse Toleranz besonders uns Fremden sehr wohlthut, so müssen wir doch zugestehen, dass, je mehr Charakter und Herz ein Volk hat, je inniger und fester es eine gebotene Religion erfasst und dass wir daher nie zu seinen Gunsten urtheilen können, wenn ihm alle höhere Tendenz abgeht, wie es bei den Barabra der Fall ist. Ihre Sprache ist mild, vocalreich, accent- und kraftlos; ihre Physiognomie ist meistens gefällig, regelmässig, braun, aber ohne Ausdruck. Was man über ihren Charakter weiss, zeigt jedenfalls eine grosse Sorg- und Lieblosigkeit und eine nur von Geiz beschränkte Sinnlichkeit.

Man darf aber nicht vergessen, dass die Landbewohner viel besser sind, als die Stadtleute und die Ausgewanderten, indem man ihnen Sparsamkeit und Ehrlichkeit nicht absprechen kann. Man weiss, dass die sogenannten Berberiner zu Tausenden in Aegypten Dienst suchen und sie sind da den diebischen Aegyptern jedenfalls vorzuziehen, obgleich sie Fleiss und Intelligenz nicht gerade auszeichnet. Ebenso bilden sie fast ausschliesslich die Soldateska der Kaufleute, die auf dem weissen Flusse Handel treiben und geniessen da freilich nicht die beste Erziehung. Doch verlieren sie selten die Sehnsucht nach ihrer Heimat und das Ideal jedes irgend noch anständigen Berberiners ist, einmal mit einem kleinen Vermögen sich im Vaterland ein Grundstück zu kaufen und ein Haus zu gründen.

Nun bin ich der Meinung, dass man den Mann nicht nach seinem Leben zu Hause beurtheilen darf, wo ihn Gesellschaft und zwingende Verhältnisse sparsam und gut machen, sondern ihn besser da kennen lernen wird, wo er in's Leben geworfen freie Wahl hat. Und so ist es auch mit den Völkern. Der Trieb der Selbsterhaltung zwingt ja schon das Volk zu Ordnung und Recht.

Was nun die sogenannten Danagele angeht, deren so viele in L'obeid und in Darfor leben, so kommen sie als Handelsleute von Dongola, das ihnen den Handel von Cairo vermittelt. Unser Hauswirth Sogheirun war von dieser Klasse, obgleich er den Namen nicht gern hörte, denn sie stehen nicht in gutem Rufe.

Die Aehnlichkeit der Barabra mit den Abyssiniern muss ich entschieden leugnen. Man konnte daran denken, weil sie nach den Abyssiniern den schönsten Typus in Ostafrika haben. Man würde aber den Abyssiniern Unrecht thun mit der Vergleichung. Ebenso wenig wird man einen Berberiner mit einem Araber verwechseln.

Die südlichen Nuba nun haben wir nur in der Sklaverei zu beobachten die Gelegenheit gehabt; sie sind jedenfalls viel gröber und unschöner, als ihre etwas spitzigen geschniegelten Brüder, aber auch viel stärker und muthiger. Der Farbeunterschied hat nicht viel zu sagen; das heisse Tiefland macht hell, die Bergluft dunkel. So sind die Bewohner der Provinz Tigré viel schwärzer und unschöner, als ihre Brüder, die Habab, oder die Beduinen des Samhar, welche die übermässige gleichmässige Hitze und die Meerluft ungemein verschönt. Aus eigener Erfahrung kann ich mittheilen, dass ich bei den Bogos braun geworden, von Abyssinien schwärzlich, vom Meere aber hell zurückkam und so werden auch die bei den Bogos angesiedelten Abyssinier viel heller, als sie in ihrer Heimat waren. Die Hitze verschönert, die Kälte macht stark, daher sind die Habab geschmeidig, die Abyssinier fest und stark geworden.

Die Nubasklaven in Kordofan stehen jedenfalls weit unter den Tegelé und werden selten zum Hausdienst verwendet. Wenn man nach dem Grade der Leichtigkeit, womit sich ein Mensch von seiner Sprache Rechenschaft geben kann, auf seine Intelligenz schliessen darf, so wird der Schluss den Nuba sehr ungünstig sein, da ich nach vielem Suchen nicht Einen finden konnte, der mir für die Grammatik dienlich gewesen wäre oder nur die Fähigkeit gehabt hätte, die Personen im Pronomen zu unterscheiden, während der erste Tegelé, den ich fand, nach zwei Tagen sich vollständig in die Grammatik eingelebt hatte und mich sogar auf die feineren Zeitunterschiede aufmerksam machte; dieselbe logische Auffassung seiner Sprache besass auch der Kundjara, der mir das For lehrte.

Es scheint nicht, dass die Nuba Heiden sind. Man erzählte von Priestern, die aber Regenmacher sind, dass sie wie bei den Barea und Bazen verlorenes oder gestohlenes Gut ausfindig machen; sie verlassen ebenso wenig wie der Alfai der Barea ihr Haus. Politisch scheinen auch sie keinen engern Zusammenhang zu haben und sind daher ihren Nachbarn gegenüber widerstandslos; wie die Bazen sind sie in Berg und Wald verdrängt und zur Verwilderung genöthigt, da verborgene Abgeschlossenheit ihr einziger Schutz ist. So wenigstens stellen sich die von den Mohammedanern entfernteren Stämme, während die in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft lebenden Gemeinden von Djebl Deir die Ruhe und den offenen Markt sich mit einigen Abgaben erkaufen. Sie nehmen also zu den Qadejat dieselbe Stellung ein, wie die Elit am untern Mareb gegenüber der Gemeinde von Algeden. Sie verstehen sich sogar zu Annahme der Religion. Ganz wie die Elit wohnen sie auf schwer zugänglichen Bergen und bebauen die Ebene. So besteht ein immerhin misstrauischer Verkehr zwischen den Nuba und den Leuten von Abu Harras, wo der Markt ist. Sogar die Leute von Melbess gehen oft zu den Nuba, um

Handel zu treiben, während die letztern sich nur als Räuber so weit wagen.

Ganz verschieden von den Nuba sind ihre Nachbarn vom Tegelé. Dieses Land ist durch den Kampf berühmt geworden, den es jahrelang gegen die Aegypter geführt hat. Doch stand dieses lange unüberwindliche und von den Eroberern schon aufgegebene Land zur Zeit unserer Abreise auf dem Punkte, in Folge innerer Zwietracht sich von selbst der türkischen Regierung zu unterwerfen.

Der bekannte Mek Nassr hat eine Tante, Namens 'Mchaltum, eine Frau von vielem Charakter und Verstand und im Lande durch ihre grossen Güter sehr mächtig; sie wurde bei wichtigen Angelegenheiten stets zu Rathe gezogen und verwahrte die Krönungsinsignien, den Stuhl, den Stab und die Krone. Es scheint, dass der siegreiche Nassr sie nicht mehr gehörig berücksichtigte; sie liess ihren Neffen, ihres Bruders Sohn Adem, kommen, krönte ihn und schuf dadurch dem Mek Nassr einen gefährlichen Nebenbuhler. Die Anfänge des Mek Adem waren glücklich; er plünderte Nassr's Schatz; sein Gold, Schwerter und vielleicht dreihundert Concubinen desselben fielen in seine Hand. Er bemächtigte sich Tasin's, der Hauptstadt, und der meisten Berge des Landes, die eine Art von Amba zu sein scheinen, während sich Nassr nach Eddome zurückzog und nur noch vier Berge im Besitz hat. Aber der Krieg dauert zwei Jahre ununterbrochen fort und da der Mek Adem nicht hoffen kann, sich mit eigenen Mitteln dauernd der Herrschaft zu versichern, so hat er sich Aegypten zu unterwerfen versprochen, im Falle man ihn gegen Nassr unterstütze. Ebenso soll der bedrängte Nassr an eine Versöhnung mit den Türken denken. Vor etwa zwei Jahren (1861) wurde einer seiner Söhne auf der Durchreise nach Cairo in L'obeid aufgefangen; dann kam aber Befehl vom Diwan des Vicekönigs, ihn seine Reise fortsetzen zu lassen. Freunde des Mek Nassr behaupteten uns gegenüber, es sei kurz vor unserer Ankunft in Kordofan ein von Said Pascha geschickter Kawass,

ohne einen der Regierungssitze des Sudan zu berühren, nach Tegelé gelangt, um mit Nassr direct zu unterhandeln; Nassr sei zur Unterwerfung geneigt, mit der Bedingung aber, nie das Gesicht eines Türken sehen zu müssen. Sei dem, wie ihm wolle, wir hörten bei unserer Anwesenheit, dass der Mudir von Kordofan von Cairo den bestimmten Befehl erhielt, den Mek Adem mit aller Macht zu unterstützen und man rüstete eifrig für eine Ghaswa, die aber erst nach der Regenzeit stattfinden sollte. Nach europäischen Begriffen würde ein solcher Kriegszug, wo die Zahl der regulären Militärs durch die beutelustigen berittenen Araber verzehnfacht wird, die sichere Eroberung des Landes zur Folge haben; die Politik der Türken aber einerseits und ihrer Bundesgenossen in Tegelé anderseits ist so unbestimmt und die Instructionen sind meist so beschränkt und ängstlich abgefasst, dass der Erfolg sehr zweifelhaft erscheinen musste.

So standen die Sachen bei unserer Abreise von L'obeid (Juli 1862); seitdem haben wir keine Nachricht erhalten; es scheint aber, dass der neuernannte Generalgouverneur Mussa Bey in Folge der von Abyssinien her drohenden Gefahr die Eroberung von Tegelé aufschieben musste.

Der Mek Nassr mag ein Sechziger sein, aber er ist noch frisch und jugendlich stark, von Leib lang und mächtig, schwarz wie ein Neger. Er ist von Natur grausam und so misstrauisch, dass er oft auf nichtige Anklagen hin seine treuesten Diener ohne alle Untersuchung martern und tödten lässt. Er begnügt sich oft nicht mit einfacher Hinrichtung, sondern er lässt die Verurtheilten rösten oder zerhacken. Die Leute des Landes schreiben seine Ueberlegenheit höhern Mächten zu, einige den Gebeten der Fokaha, die er gut behandelt, andere halten ihn für einen Zauberer. Er geht jetzt selten mehr in Person zu Felde, zahlreiche Söhne vertreten seine Stelle.

Man rühmte uns das Land wegen seiner Fruchtbarkeit, die Bewohner wegen ihrer Gastlichkeit und des guten Bieres.

Obgleich gebirgig, fehlt es dem Lande nicht an weitläufigen Ebenen; es ist reich an Wasser, das von da wohnenden Aegyptern zu Gartenanlagen benutzt wird. Man behauptet, es gebe in Tegelé Kupferminen, die aber nicht ausgebeutet werden. Es gehen oft Karawanen von L'obeid nach Tasin; der Weg ist für Kameele gangbar. Die Leute von „Dogole" — so nennen sie selbst ihr Land — sind eifrige Mohammedaner; doch soll der Verkauf der eigenen Kinder noch im Schwung sein. Missliebige werden oft vom Mek verkauft, da er nach seinem göttlichen Recht alle Unterthanen als Sklaven betrachtet. Im Bürgerkrieg werden gewöhnlich die freien Gefangenen niedergemetzelt, Sklaven verkauft; doch behält oft die Habsucht den Sieg, sodass auch Freigeborne zum Verkauf ausgeführt werden und da sie von ihrer Obrigkeit geknechtet worden sind, so können sie das Recht der angebornen Freiheit, das jeder Muslim hat, nicht für sich in Anspruch nehmen. Deswegen sahen wir in L'obeid viele Sklaven, die in ihrem Vaterlande frei waren und sogar lesen konnten. Die Sklaven von Tegelé, die wir da sahen, hatten weit intelligentere und regelmässigere Züge, als die von anderer Herkunft; sie hatten durchaus nichts von dem, was man gewöhnlich Negertypus nennt.

Die Leute von Tegelé rühmen sich, Brüder der Fundj vom Sennaar zu sein. Sie behaupten, dass sie sich gegenseitig immer als Verwandte anerkennen, dass sie sich aber sprachlich nicht mehr verstehen. Da nun verschiedene Reisende, ich weiss nicht mit welchem Recht, die Fundj von den Shiluk ableiten, so wären die Tegelé auch diesen letztern verwandt, wovon sie freilich nichts wissen wollen; eine von den Baggara selten beweidete Einöde und alte Blutfeindschaft trennt sie von einander. Man behauptet, dass die Tegelé in Sitten und Recht den Fundj sehr ähnlich seien; wenigstens trägt auch ihr Mek den rothen, dreihörnigen Herrscherhut, den die Deglél oder Fürsten der Hallenga, der Beni Amer, der Hadendoa von den Fundjkönigen entlehnt und noch jetzt

tragen. Die Frage der Abstammung könnte nur durch eine Vergleichung der drei Sprachen gelöst werden; ich habe mir eine Idee von der Sprache von Tegelé zu machen versucht und die Hauptzüge ihrer Grammatik und eine genügende Wörterzahl gesammelt; aber die Sprache der Fundj, die in den Bergen Sennaars noch gesprochen werden soll und die der Shiluk lagen ausser meinem Bereiche und ich weiss nicht, ob sie je gründlich untersucht worden sind. Meine Untersuchung der Tegelésprache muss natürlich einem andern Orte vorbehalten bleiben.

Das Tegelé und das Land der Nuba konnten nur als Nachbarländer von Kordofan hier in Betracht kommen. Das eigentliche Kordofan hat jedenfalls sehr gemischte Bevölkerung, abgesehen von den Nomaden, und es ist nicht wahrscheinlich, dass es je von Einem Volke bewohnt wurde. Denn ein solches hätte eine gewisse nationale Einheit und Herrschaft begründet; Thatsache ist aber, dass Kordofan nie von einem einzigen Sultan beherrscht wurde und erst durch die Türken Ein Land geworden ist.

Die Erinnerung an das Volk der Assiri, die man uns als Ureinwohner des Landes bezeichnete, ist sehr dunkel; man behauptet, sie seien Menschenfresser gewesen und erst während der Herrschaft der Kundjara vernichtet oder eingeschüchtert worden. Nach allen Berichten scheint die Menschenfresserei früher viel häufiger gewesen zu sein. Die Sultane von Darfor und Wadai wurden dieser Unsitte beschuldigt. In Darfor war es Brauch, bei der Thronbesteigung des Sultans und dann an einem bestimmten Festtage in der Residenz zwei Knaben von gleichem Vater und Mutter zu opfern; das Fleisch wurde vom Sultan und den höchsten Beamten verzehrt; wer sich weigerte, wurde als Verräther betrachtet. Es ist bezeichnend, dass dieses aus der Heidenzeit stammende Opfer, trotzdem Darfor schon lange islamitisch ist, erst von dem jetzigen Sultan Hüssein abgeschafft wurde. Ebenso ist, wie ich von glaubwürdigen Männern hörte, die Kapelle auf dem heiligen Berge von

Wara zu Menschenopfern bestimmt und niemand redet von der Abschaffung derselben. Die Njemnjem am Bahr el Ghasal sollen immer noch Menschenfresser sein; doch verzehren sie nur ihre Feinde, wie mir Hr. Klaincznick erzählte, während sie ihre eigenen Todten ganz anständig begraben und ihre Gäste gut empfangen. So civilisirt sollen die mohammedanischen Mässelit nicht sein; sie sollen ihre Gäste und auch die alten Leute schlachten und ihr Fleisch im ganzen Dorfe vertheilen. Ohne diese Nachrichten verbürgen zu können, glaube ich doch, dass sie irgend einen wahren Grund haben.

Von diesen verschollenen Assiri abgesehen, müssen wir uns nun die früheste Bevölkerung in dem wasserreichen Tegelé und Nubaland denken, die, nach und nach gegen Norden vorrückend, den Kaufleuten begegnen musste, die auf ihrer Strasse von und zu dem Nil Stapelplätze nöthig hatten. So entstehen die Städte L'obeid,*) Chursi, Bara, die fast nur von Fremden und ihren Sklaven bewohnt werden, welche letztere als Ackerbauer das zwischenliegende Land mit Dörfern besetzen. Dazu kommt die politische Einwirkung der Fundj von Osten, der Kundjara von Westen, die auch in der Bevölkerung ihre Spuren zurücklassen.

Man weiss, dass in alten Zeiten die Fundj und die Kundjara sich um die Herrschaft von Kordofan stritten. Sultan Tirab starb in Bara auf einem Kriegszuge. Von dieser Einwirkung finden sich deutliche Spuren in den drei Stämmen, die allein in Kordofan einheitliche Geltung haben und sogar jetzt noch politisch anerkannt sind.

Den ersten dieser Stämme bilden die Qadejat (قدايات), die von einem „Sheich" regiert werden, der, ist das Land mit ihm unzufrieden, gewechselt werden kann, indem sie

*) Ueber die Schreibweise bin ich im Zweifel geblieben. Die Eingebornen sagen unbedingt Lobeid; die Araber sagen Lobeid und El obeid abwechselnd und schreiben الابيض; ich suchte mit meinem L'obeid zu vermitteln.

heute ihren Fakih bitten, irgend einem andern ihm beliebigen Manne den Turban aufzusetzen und ihn so zum Scheich zu machen. Ihr gegenwärtiger Häuptling ist Haseballah, der mit den Nuba in beständiger Fehde lebt. Die Qadejat leben südlich und östlich um den Berg Kordofan herum in etwa 30 Dörfern. Auch in L'obeid haben sie eine Ansiedlung. Ihr Scheich empfängt von seinen Stammgenossen einen freiwilligen Tribut und ist auch von der Regierung anerkannt. Dieser Stamm war nach eigener Aussage den Fundj unterworfen und soll ihnen sogar verwandt sein.

Den zweiten Stamm bilden die Musabat (oder Muserbat); sie wohnen noch in L'obeid und nennen ihr Oberhaupt Sultan, was auf königliches Geblüt hindeutet. Sie glauben von Darfor zu stammen und zwar von der ersten Linie des islamitischen Herrscherhauses der Kundjara (nicht Gundjara, wie viele falsch schreiben). Sie bilden noch jetzt einen Theil der Bevölkerung von Darfor.

Den dritten Stamm bilden die eigentlichen Kundjára. Dieser Stamm schreibt sich von der 32jährigen Herrschaft her, die sie in Kordofan hatten. Man weiss, dass sie im Jahre 1820 nach der Schlacht von Bara durch die Türken ersetzt wurden. Doch zogen die ansässigen Kundjara vor, sich zu unterwerfen und an ihrer Spitze ein Glied der Königsfamilie von Darfor, der Sultan Teima, der sich mit seiner schnellen Unterwerfung den Weg nach Darfor verschloss, sich hingegen eine gewisse Anerkennung von Seiten der neuen Regierung erkaufte. Er bekam den Titel Sultan, den er auf seinen Sohn vererbt hat; dieser letztere, den wir in L'obeid in seinem Quartier besuchten, erhält von der Regierung eine kleine Besoldung und regiert das Dorf der Kundjara in L'obeid. Nur diese letzteren sprechen noch ihre Forsprache, während die Musabat nur Arabisch reden, die Sklaven natürlich ausgenommen.

Die übrigen Bewohner des Landes, deren Ursprung sich nachweisen lässt, sind die Fremden, die Djalin und besonders

die Danagele, die das Eintreiben des Tributs, also die Regierung fast ganz in Händen haben. Sie sind sehr zahlreich und besitzen ungemein viel Sklaven, die sie über das ganze Land zerstreuen. Aegypter lassen sich wenige nieder, meist nur da, wo fliessendes Wasser Gartenanlagen erlaubt.

Kordofan ist von allen Seiten von Nomaden eingeschlossen und sogar bewohnt, die sich Araber nennen. Die Flächen nördlich bis zum Nil von Dongola haben die Kababish inne. Ohne Zweifel ist dieser Name von der Beschäftigung hergenommen und heisst Ziegenhirten, ebenso wie die Baggara, die den Süden des Landes inne haben, Kuhhirten genannt werden. Während diese letzteren keine Kameele haben, besitzen die Kababish reiche Heerden davon; um aber ihren Namen zu begreifen, muss man wissen, dass in Afrika Ziegen und Kameele zusammen gehen, da sie gleiche Weide voraussetzen. Deswegen finden wir die Zeltenlager der nomadischen Ostafrikaner immer getrennt in das sogenannte Zaga, das die Kameele und Ziegen aufnimmt und ziemlich stabil ist, und in das Kuhdorf, das sehr häufig den Platz wechselt. Es ist nicht unmöglich, dass die beiden Völker, von Einem Stamme entsprossen, sich die Weide vertheilt haben, wodurch die Trennung stereotyp wurde. Die Kuhhirten hielten sich an den grasigen Süden, die Kababish an den trockenen, aber von Mimosen stark bewaldeten Norden, der allein dem Kameel und der Ziege convenirt. Diess verhindert die letzteren aber keineswegs, jetzt auch grosse Kuhheerden zu haben, wenn sie auch nicht ihren Hauptbesitz ausmachen. Ebenso wenig muss man sich vorstellen, dass sie nur Hirten sind: sie treiben auch Ackerbau, bauen Hütten neben den Feldern, schicken alles überflüssige Vieh weit fort und bringen es erst wieder zurück, um es nach vollendeter Erndte das Durraschilf abweiden zu lassen und dann insgesammt den fern im Norden gelegenen Weidegründen zuzuziehen. Dasselbe thun die Hassanie-Araber, die längs dem Nil das überschwemmte Land bebauen, die Hadendoa längs dem Gash, die Besharin und Skukrie längs

dem Atbara und in der Steppe zwischen ihm und dem Nil. Die kameelreichen Kababish vermitteln den Handel zwischen L'obeid und Dongola, während die Hamr, die theils zu Kordofan theils zu Darfor gehören, den Verkehr derselben unterhalten.

Diese Stämme als ursprüngliche Araber anzusehen, verbietet wenigstens ihre Sprache nicht, die originell oder angelernt sein kann. Es kommt in der Ethnographie nicht darauf an, was für eine Sprache ein Volk spreche, denn wir kennen viele Beispiele von Sprachentlehnungen, sondern wie es sie spreche. Die arabische Sprache hat nun gerade vorzugsweise viele Laute, die ein fremdes Volk nicht leicht adoptiren kann, ebensowenig als ihre eigenthümliche Syntax; die schwierigsten Laute für Nachahmung sind ت, ج, ح, خ, ز, ص, ض, ط, ظ, ع, غ, ق. Das Sudan-Arabische ist jedenfalls sehr eigenthümlich und bedient sich vieler sonst ungebräuchlicher Wörter, die aber fast alle gut arabisch sind; sie zu sammeln, wäre der Mühe werth, hier mögen einige Beispiele genügen. So sagt man

statt des gewöhnlichen:		im Sudan:	
ريح	der Wind	هبوب	hubub
بوزه	das Bier	مريصه	mariça
موبه	das Wasser	ماء	ma
ارض	die Erde	وطا	woṭa
برکة	der Teich	فوله	fule
طريق	der Weg	درب	derb
طفل, ولد	das Kind	جنا	gena
خصف	Matten	برش	börsh
دخان	Tabak	طابه	taba
ذرّة	holcus	عيش	ʿesh
حربة	die Lanze	فرخة	farcha
سرير	das Bett	انجريب	angareb

statt des gewöhnlichen:		im Sudan:
لباس	das Kleid	هدم hedm
جارية	die Sklavin	خادم chadim
قطة	die Katze	كديس kadis
قطن	die Baumwolle	عضب ödeb
جَلَس	er sass	جَنَب genneb
خلي	er liess	سَيَب sejeb
راح	er ging	رَوَّح raueḥ
صَرَخ	er schrie	كورك korek
قَتَل	er tödtete	مَوَّت mauet
تكلم	er redete	حدث hades
خرج	er ging aus	مَرَج mareg
قبر	Grab	تربة turba
رجع	er kam zurück	قبل gebel
بربر	er redete nicht-arabisch	رطن raṭen

Eigenthümlich ist ferner, dass der Ton auf den Artikel fällt; z. B. bei el-ma, das Wasser, fällt er auf das el, u. s. w. — Das vollkommenste Arabisch im Sudan reden die Djalin, ihnen folgen die Shukrie und die Hassanie, dann die Hamr, die Kababish und endlich die Baggara; ihre Berechtigung zum Namen von Arabern erleidet gleiche Abstufung. Besonders bei den Djalin und den Shukrie darf man an kein Entlehnen denken, da sie das Arabische mit ebenso viel Gewandtheit und Kraft handhaben, als irgend ein Beduine der Halbinsel. Sie haben eine sehr reiche Sprache und ihr Accent mahnt lebhaft an die Araber des Hedjas; noch ist nichts daran verweichlicht, der Gaumen gefällt sich am härtesten غ und خ. Wir dürfen hier um so eher einiges über die Djalin sagen, da sie für den Handel von Kordofan wichtig sind und sich da immer mehr ausbreiten. Ihre arabische Abstammung wird

im Sudan von niemandem in Zweifel gezogen und wir haben keinen ernstlichen Grund, dieselbe zu bezweifeln.

Die Djalin behaupten Araber zu sein und sie können es wissen, da sie ihrer Angabe nach nur seit zehn Generationen am Nil wohnen. Ob sie aber wirklich, wie sie sehr bestimmt glauben, von dem hochberühmten Geschlechte der Krush und zwar von Abbas, dem Onkel des Propheten, abstammen, das ist eine andere Frage, die wir nur anführen, nicht discutiren können; denn um entferntere Genealogie steht es überall schlecht. Auf die besondere Ehre, direct von dem Abbasiden Harun el-Reshid durch eine Sklavin desselben Namens Ababse (عبابسه) zu stammen, macht der Djalistamm der Ababsa Anspruch; doch bitten wir ihn nicht mit den Ababde, deren Ursprung jedenfalls zweifelhaft ist, zu verwechseln.

Wenn auch bei den Mohammedanern die Eitelkeit arabisches Geblüt gern erfindet, so kann doch ein ganzes Volk nicht erfinden und dann gibt es in Afrika einheimischen Adel genug, der sich niemanden überlegen glaubt. Die Djalin sollen beim Verfall der Chalifenmacht im 12. oder 13. Jahrh. ausgewandert und über Aegypten, nicht über das Rothe Meer hierhergekommen sein. Ein sehr gebildeter Djali, der Fakih Ahmed, sagte mir, es sei ihre Geschichte bei einem gewissen Samarkandi erzählt; ebenso bewahren viele Familien Stammbäume, sodass mehr historischer Grund da ist. Jedenfalls kamen sie viel später, als die nach meiner Meinung auch arabischen Shukrie, Dobeina, Jemanie, die den Atbara hinauf bis Sennaar wohnen. Die Djalin haben sich von allen afrikanischen Arabern am besten erhalten; sie haben viel Freude am Studium, viel Religionseifer ohne Fanatismus. Der Fakih Ahmed, mit dem wir manchen angenehmen Abend verbrachten, discutirte sehr gut und wollte mich überzeugen, nicht schlagen, wenn wir über Halbmond und Kreuz stritten. Der gute Schreiber meines verstorbenen Freundes, Dr. Natterer, war ein sehr wissbegieriger, gutdenkender, intelligenter junger Mann und so habe ich noch viele gefunden, die nicht so ganz in den

afrikanischen Materialismus versunken sind. Ob diese wenigen je noch auf die Massen wirken werden, ist eine andere Frage.

Die Djalin haben noch immer die Kassida, ebenso wie die Shukrie, die ihr Recitativ immer mit einem Triller beschliessen; noch immer spornt der etwas traurige Hedu, dessen Burckhardt erwähnt, das Kameel an und seinen Herrn und verkürzt den nächtlichen Steppenmarsch. Noch immer freut es mich, wie ich den Fakih Ahmed die Schicksale Dr. Barth's im fernen Timbuktu erzählen hörte; er pries den El Bakai und sang begeistert seine an die Christenfeinde gerichtete Kassida, deren Manuscript den Weg durch ganz Afrika gefunden hatte.

Die vorzüglichsten Stämme der Djalin heissen: Gümmié, Gümêab, Gereshab, El Greshab, Nifêab, Sâdab, Mohammedab, Mikringa, Bagelab, Uâdie, Gebâlab, Kaliab, Djaudallahab, Meirefab, Omarab, Kitejab, Aliab, Seidab, Mekaberab, Mosellemab, Timerab, Giaberab, Giubarab, Shatinab, Megiadib.

Die Sâdab wohnen in Shendi, die Meirefab in Berber. Ueber das „ab", wie z. B. in Ali-ab, muss ich bemerken, dass diese Endung, die unser „iden" ausdrückt, sodass Aliab Aliden bedeutet, aus der Sprache der Hadendoa, dem To'bedauie, auch in das nordöstliche afrikanische Arabisch übergegangen ist. Dieser Gebrauch erklärt sich daraus, dass ein grosser Theil der Djalin mit den benachbarten Besharin Heirathen eingehen und schon als wandernde Kaufleute oft deren Sprache mächtig sind. Es gibt sogar Djalin, wie ein Theil der Sâdab und die Nebtab, denen das To'bedauie im Barka zur Muttersprache geworden ist.

Die Djalin sind jetzt meist sesshaft. Ihre Hauptsitze befinden sich dem Nil und dem Atbara entlang. Am Nil haben sie schon ober Chartum Ansiedlungen, da wohnen Gümmié sehr zerstreut (am Gos Neil); noch südlicher die Mehemmedie (oder Mohammedab) am Beremé; 20 Stunden ober Chartum fängt das Gebiet der Hassanie an. Bei Umdurman selber wohnen noch Gümmié, die die Karawanen nach Kordofan mit Kameelen versorgen. Alle die genannten Stämme sind eher

Nomaden als Ackerbauer: südlich von Chartum ist Dar Metamma, auf der Ostseite des Nils Shendi, Damer und Berber hauptsächlich von Djalin bewohnt. Dem Atbara entlang haben sie einzelne kleine Niederlassungen, dann eine Handelscolonie in Gos Redjeb und ebenso in Kassala, wo sie ein bedeutendes Dorf bilden. Auch in den Städten Kordofans, besonders in L'obeid, sind sie sehr zahlreich und vermitteln den Handel bis Darfor und Wadai. Man findet Djalinkaufleute im ganzen Ostsudan, im Tegelé, Nuba, den weissen Fluss hinauf, in Hoffret el-Nehass, am Bahr el Ghasal, ebenso in ganz Abyssinien; sogar in Narea und Kaffa sind sie in grosser Zahl häuslich niedergelassen; im Handel nach Massua concurriren sie auf der Strasse über Keren mit den Massauinern und berühren wie sie das Land der Barea und der Beni Amer; nach Suakin gehen sie von Kassala oder von Berber aus oder vom Gos direct. Die grössern Kaufleute gehen bis Cairo. Diese weite Ausbreitung ihrer Operationen setzt einen grossen Unternehmungsgeist voraus. Ihr Typus ist nur bei den Nomaden sehr arabisch, während der sesshafte Djali klein und schwächlich aussieht.

Von den Djalin hat sich die Familie des Mek Nimr besonders berühmt gemacht, dessen Streit mit den Türken wohl bekannt ist. Burckhardt irrt oder widerspricht sich vielmehr, wenn er ihn zu dem königlichen Geschlecht der Fundj zählt und dann von weiblicher Thronfolge redet. Seine Mutter war eben eine Fundj, aber seine Würde als Herr von Shendi hatte er von seinen Voreltern, den Sâdab. Im Streit mit seinen Herren, den Fundj, musste er lange Zeit bei den Shukrie zubringen, von denen er die Mutter des jetzigen Mek Omer zur Frau nahm. Während seiner Flucht wurde Mek sein Bruder Sâd, dessen Macht ein von Kordofan entflohener Sultan Hashim, wahrscheinlich ein rebellisches Glied der Kundjarafamilie, verstärkte. Trotzdem wagte der Mek Nimr den Kampf, man sagt, nur mit 70 Streitern, siegte und blieb nun in der Würde, in der ihn Burckhardt fand. Es ist bekannt,

wie der tragische Streit mit Mohammed Ali die Familie nach Abyssinien verschlug, wo noch jetzt der Mek Omer auf den Grenzen des Wolkait eine Art Fürstenthum inne hat.

II.

Wir fanden nicht für unwahrscheinlich, dass Kordofan zum grossen Theil dem Handel seine Bevölkerung verdankt. Den durchziehenden Kaufleuten lag es daran, Stationen zu haben, um von da aus den Weg in die wasserlosen Wüsten anzutreten und andererseits mit Nuba und Tegelé in Verbindung zu treten. So sehen wir Städte entstehen, die noch jetzt fast nur von fremden Kaufleuten bewohnt werden. Ihre Sklaven bevölkerten einen grossen Theil des Landes. Selbst die Beduinen sind dem Handel sehr verpflichtet, da sie den Transport mit ihren Kameelen vermitteln. Wir müssen uns also vom Handel Kordofans Rechenschaft geben, da er vorzüglich das Land bevölkert hat. Wir haben in nicht entfernter Zeit eine schätzbare detaillirte Darstellung des Handels von Palme erhalten; da sich seit seiner Zeit wenig verändert hat, beschränkt sich unsere Aufgabe. Auch Burckhardt gibt im Allgemeinen ein sehr richtiges Bild des materiellen Lebens im Sudan; wenn sich die Handelswege geändert haben und Chartum an die Stelle von Shendi getreten ist, so ist doch der Handel selbst fast der gleiche geblieben.

Es ist natürlich, dass die Mohammedaner berufen sind, die Träger des afrikanischen Handels zu sein; ihre Religion, die wenigstens in Vorposten durch ganz Afrika verbreitet ist, gilt ihnen an Passes Stelle; die weite Verbreitung ihrer Religion öffnet ihren commerciellen Blick. Der Neger, der überall vereinzelt ist und seine Nachbarn bekriegt, kann daheim nicht den Handel vermitteln, geschweige im Ausland.

Dann sind besonders die Semiten zum Handel befähigt und vereinigen den gröbsten Egoismus mit der strengsten Frömmigkeit. Die Chamiten dagegen scheinen viel Talent zu Industrie und zum Ackerbau zu besitzen. Daher sehen wir sie immer angesiedelt, während die meisten Semiten doch Nomaden sind und selbst in festen Wohnsitzen die nomadischen Sitten nicht aufgeben.

In Kordofan sind es die arabischen Djalin und dann die Danagele, die den Handel in Händen haben. Obgleich ich ehrenvolle Ausnahmen kenne, so entsprechen die Kaufleute dieser zwei Völker keineswegs dem Begriffe, den wir uns von einem ehrlichen Kaufmann machen. Doch sind die Djalin viel besser angesehen, während Dongolaui fast ein Schimpfname ist. Die Massauiner und die Leute von Suakin, die den Handel östlich vom Nil in ihren Händen haben, dringen selten bis Kordofan vor. Syrische Christen fanden wir mehrere in L'obeid, die besonders Branntwein verkauften. Europäer haben sich selten des Handels wegen da aufgehalten. Türken und Aegypter sind wenige da und sind meist nur Krämer. Wir fanden die Kaufleute im Ganzen mit ihrem Boden sehr zufrieden; grosser Gewinn entschädigt für die mühselige Reise und für die gefährlichen Fieber; der Geiz vergisst die Gefahr. Solange keine Europäer da sind, verdirbt keine Concurrenz die Preise.

Es ist begreiflich, dass der Handel von L'obeid sich vorzugsweise nach Cairo wendet und zwar direct über Dongola und keineswegs über Chartum. Daher sind die Preise der Importartikel in Chartum und L'obeid dieselben. Vielleicht berechnen aber die hiesigen Kaufleute nicht sowohl den Zeitgewinn, der jedenfalls unbeträchtlich wäre; sondern der Weg über Dongola ist eben die alte Handelsstrasse von einer Zeit her, wo noch kein Chartum bestand; sie ist ihnen bekannter und scheint einfacher, wenn auch die Fracht kaum billiger zu stehen kommt. Zudem ist die Benutzung der Nilstrasse von Chartum nach Berber bei niederem Wasser sehr zweifelhaft

und oft sehr langwierig, sodass sie keinen so grossen Vorzug vor dem Landweg hat.

So geht besonders der Export von Darfor diese Strasse, da der directe Weg durch die grosse Wüste doch viel zu beschwerlich und nur grossen Karawanen zugänglich ist. Wir werden in einer spätern Arbeit Gelegenheit haben, die natürlichen Handelswege des Sudan darzustellen. Jedenfalls wird jedermann einsehen, dass eine Reise, die hin und zurück wenigstens sechs Monate in Anspruch nimmt, den Handel in grösserem Massstabe durchaus nicht fördert. Wir können annehmen, dass die directe Fracht nach Cairo ungefähr die gleiche ist, wie die von Chartum, also etwa zwei Thaler für den Kantar, was nicht zu theuer schiene, wenn nicht der Zeitverlust so gross wäre.

Wir wollen damit nicht sagen, dass mit Chartum nichts gemacht werde; aber dieser Handel beschäftigt sich eher mit Localbedürfnissen und mit Sklaven, die nach Arabien bestimmt sind; deswegen konnten wir in Chartum, das nur mit Artikeln für den weissen und blauen Fluss und theilweise für Abyssinien sich versieht, nichts finden, das für den Westen dienlich gewesen wäre.

Der Haupthandel von Kordofan beschäftigt sich ausser den Luxusbedürfnissen des Landes vorzüglich mit Darfor. Unaufhörlich gehen Karawanen zwischen L'obeid und Kobe, das ausschliesslich nur von fremden Kaufleuten bewohnt wird; doch ist die Sicherheit der Strasse nach Darfor, die vorzüglich von den Hamr-Arabern vermittelt wird, keineswegs unbedingt. Als wir uns noch in Kordofan befanden, wurde eine kleine von L'obeid abgegangene Djalin-Karawane, die sich von dem gewöhnlichen Wege etwas südlich hielt, von den Riseigat geplündert. Nach tapferem Widerstande erlagen siebzehn Männer der Uebermacht und der Rest, der nach Verlust der Güter einen weitern Kampf nutzlos erachtete, kam mit vielen Verwundeten nach L'obeid zurück. Schändlicherweise war es der Führer, der die Riseigat zu dieser That aufreizte, in-

dem er sie von der geringen Zahl der Reisenden in Kenntniss setzte.

Solche Ueberfälle kommen häufig vor und die Kaufleute können sich darüber nicht beklagen, da der gesunde Menschenverstand ihnen gebieten sollte, sich entweder zu grossen, gutbewaffneten Karawanen zu vereinigen, oder aber mit einem geringen Zoll sich von den Wegelagerern den sichern Durchgang zu erkaufen. Die Riseigat sind officiell von Darfor abtrünnig, doch ist es eine Thatsache, dass der Sultan im Geheimen von ihrem Gewinn jedesmal seinen bedeutenden Theil erhält. Man erzählte uns in L'obeid, dass ein auf der Reise ausgeplünderter Fakih zum Sultan Hüssein kam; als er sich von diesem statt aller Geschenke einen Koran ausbat, empfing er zu seinem Erstaunen das ihm auf dem Wege geraubte Exemplar aus den Händen des Sultans. Aehnliche Fälle erzählte man mir täglich. Auch die Hamr greifen oft Karawanen an, aber da sie von Kordofan und Darfor zugleich abhängig sind, schonen sie einflussreiche Personen.

Palme spezificirt die Handelsartikel von Kordofan so genau, dass uns wenig nachzutragen übrig bleibt. Im Allgemeinen soll nur bemerkt werden, dass die Preise seitdem im Ganzen um volle 50 Procent gestiegen sind.

Straussenfedern kommen sehr viel von Kadjé, wo von den Arabern die Strausse zu Pferde gejagt werden. Dies kann nur in den heissesten Sommermonaten, die unserem Frühling entsprechen, vor sich gehen. In der Regenzeit spottet der Strauss aller Verfolgung. Wenn die Nomaden in Ostafrika so viel auf Pferde halten, so ist es nicht für den müssigen Genuss des Reitens: Räuber werden zu Pferde verfolgt; Nachrichten blitzschnell von allen Seiten eingezogen; der Panzermann auf seinem Streitrosse kann es mit ganzen Schaaren Fussvolkes aufnehmen.

Die Hauptstapelplätze des Elfenbeins sind in Darfor, wohin es durch die Eingebornen von den Fertit gebracht wird. Es geht gewöhnlich direct nach Cairo; aber wenn infolge der Nachfrage

von Seiten der Häfen am Rothen Meere die Preise auch schon in Chartum lohnend genug scheinen, wird ein Theil davon auch dahin exportirt. Der Preis hat sich seit Palme verdoppelt. Es geht jetzt, auch von Chartum aus, fast kein Elfenbein mehr nach Suakin; wenn aber Palme die Banianen, die den Handel des Rothen Meeres in Händen haben, zu Agenten der Engländer macht, irrt er sich durchaus; Unterthanen derselben sind sie, aber ihr Handel mit diesem Meere ist viel älter, als die englische Herrschaft in Indien. Ferner glaube ich nicht, wie Palme meint, es gehe das afrikanische Elfenbein über Indien nach Europa; sonst könnte man sich nicht erklären, dass die Banianen den Preis von Cairo in Massua zahlen können, was eher voraussetzen liesse, dass die Qualität als die edlere für den Localbedarf von Indien und China verbraucht und demgemäss besser bezahlt wird.

Da man gewöhnlich über die Elefantenjagd zu Pferde sehr unrichtige Begriffe hat, will ich darüber einige Worte beifügen. Die erste Aufgabe der Jäger ist, den Elefanten durch Schreien aus dem Walde in Lichtungen oder Strombetten hinauszulocken. Dann sucht der Reiter die Aufmerksamkeit des Thieres auf sich zu lenken; der Elefant, mehr dem Thiere, als dem Menschen feind, verfolgt das in kurzem Galopp sich flüchtende Pferd. Einer der Jäger verfolgt den Elefanten zu Fuss; in dem günstigen Augenblick haut er ihm mit seinem geraden Schwert den Knöchel des einen Hinterbeines entzwei; der Elefant stampft ob des plötzlichen Schmerzes und vollendet so selbst das Werk seines Verfolgers. In bergigen Gegenden, wo das Pferd unnütz wird, übernimmt seine Rolle ein Fussgänger. Diese allerdings nicht anziehende Jagd ist bis jetzt von den Europäern nicht nachgeahmt worden, und Unglücksfälle kommen sehr häufig vor; so wurde vor zwei Jahren das Pferd im Augenblick, wo es voraussprengen sollte, scheu; es bäumte sich, der Reiter hat nicht mehr die Zeit, sich hinabzustürzen, der Elefant ergreift mit seinem Rüssel den Schweif

des Pferdes und in einem Augenblick sind Mann und Ross zu Brei zertreten.

Tamarinde kommt besonders von Darfor, in kleinen Brödchen; die Consumption im Lande selber ist sehr bedeutend. In einem sehr heissen Lande, wo der Magen so leicht in Unordnung kommt, ist das davon bereitete kühlende und etwas abführende Getränk die köstlichste Gabe der Natur.

Ochsenhäute werden besonders seit den letzten Jahren viel nach Cairo exportirt. Der Preis ist jetzt der doppelte, 6 Thaler das Stück; die Häute werden nie gewogen. Der Preis ist in ganz Ostafrika seit dem Krimkriege so gestiegen und hat sich seitdem mit wenig Variation auf seiner Höhe erhalten. So zahlt man in Massua jetzt für 20 Stück 13 Thaler, während sie früher nur 5 Thaler galten. Deswegen hat sich der Export wohl verdreifacht, da sich bei den erhöhten Preisen die Fracht aus dem Innern gehörig bezahlt. Gegerbte Häute kommen nach Kordofan von Bornu und Abyssinien. Die erstern sind schön braun, aber schwach; die letztern sind genügend bekannt. Die Gebirgsvölker sind in der Kunst der Gerberei den Niederländern weit überlegen, wie sie denn schon die Natur mit ausgezeichneter Lohe versehen hat.

Man weiss, dass der Gummi von Kordofan von sehr vorzüglicher Qualität ist, nicht zu verwechseln mit dem sogenannten Suakni, der in Gadarif oder Kassala gewonnen wird. Er kostete 80 Piaster der Kantar (25 Piaster = 1 Thaler); die Kosten bis Cairo betragen wenigstens 120 Piaster. Der meiste Gummi wird in der Provinz Dejara gewonnen. Die Frauen der Kaufleute brauchen ihn bei der Haartoilette. Er geht ausschliesslich nach Cairo und wird nicht in Koffern verpackt, sondern in Säcken. Da der Gummi ein sehr wohlfeiler Artikel ist, so erträgt er bei der schwierigen Communication nicht einen massenhaften Export, der natürlich den Preis drücken würde. Dann genügt die spärliche Bevölkerung nicht, um die unendlichen Naturschätze nur zum Theil auszubeuten.

Das Gold von Nûba wird seiner Farbe wegen dem Sennari

unterschätzt. Die Oqié (Gewicht eines Thalers) des letztern gilt immer 25 Procent mehr. Die Preise des erstern schwanken zwischen 16—17 Thaler. Es ist unmöglich, sich einen Begriff von seiner Handelsverbreitung zu machen, da viel im Lande selbst zu Schmuck verarbeitet wird und das zum Export bestimmte wegen seines kleinen Volumen jeder Douane entzogen werden kann. Die Afrikaner legiren das Gold nie, sodass sie an unserm europäischen Schmuck keinen Gefallen haben.

Kordofan ist sehr reich an schönem Hornvieh; aber grosse Heerden auf Speculation nach Aegypten zu führen, wäre sogar in der Regenzeit für einen Privatmann kaum möglich und jedenfalls sehr langwierig. Wir werden in einer spätern Arbeit beleuchten, wie auch dieser Artikel verwerthet werden könnte.

Kordofan ist durch seinen meist sehr sandigen leichten Boden fast ausschliesslich auf Duchn angewiesen. Weizen kann nie, Durra nur spärlich gebaut werden. Gartenanlagen oder grosse Baumwollenpflanzungen erschwert das Tiefliegen des Wassers, das Bewässerung zu mühsam macht. Einzelne Stellen, wie die Gegend von Melbess, Bara, Wod Saki u. a., wo das Wasser sehr nahe tritt, sind doch nur Ausnahmen. Die Duchnerndte ist je nach der Regenmenge ungeheuer verschieden. Bei unserer Anwesenheit war das Korn sehr theuer, wohl 4 Thaler die Last von 2 Ardeb, während sie gleichzeitig in Chartum nur $1\frac{1}{2}$—2 Thaler, in Kassala nur 1 Thaler galt. Ich fand die Madida (مديدة) von Duchn, runde papierdünne Kuchen, sehr schmackhaft, etwas säuerlich pikant. Weizen kommt vom Nil und wird meist nur von Fremden genossen. (In Chartum hat man 5 Rotl für 1 Piaster, der Preis von L'obeid ist mir unbekannt). Reis wird in ziemlich bedeutender Menge eingeführt, ohne aber ein Volksbedürfniss zu sein; die Oqa = $2\frac{3}{4}$ Rotl zu $2\frac{1}{2}$ Piaster. Er kommt meist von Indien über Djedda und Suakin; der ägyptische ist viel theurer und wenig besser. Zucker kommt von Indien in

Staub (2 Piaster das Rotl), von Cairo in Stöcken (4 Piaster), aber er ist nur ein Luxusartikel, ebenso wie syrische Seife, die für den Volksgebrauch zu theuer ist. Da dessenungeachtet das Land keine natürliche Seife besitzt (wie Arabien und das Samhar den Eshnan (اشنان) oder Abyssinien den Endod), so wäscht das gemeine Volk seine Kleider mit Urin und Kameelmist.

Schlechter Arak wird von Syriern halb eingeführt, halb fabrizirt, wo natürlich der Spiritus die Hauptrolle spielt. Je nachdem der Gouverneur der Provinz fromm ist oder nicht, nimmt der Verbrauch ab oder zu, da sich die Diener nach dem Herrn richten.

Tabak kommt für die Türken von Cairo, für die Eingebornen von Sennaar und Süd-Gadarif in Blättern. Der letztere kostet 1½Piaster das Rotl; er ist nicht übel und stark. Er wird in kleinen Pfeifen, selten in Buri (der Wasserpfeife) geraucht. Schnupfer oder Kauer behelfen sich mit dieser Sorte oder mit einer andern, die von Darfor kommt und viel stärker ist. Der Tabak wird zu diesem Behuf gerieben und mit ¼ Natrum vermischt. Der Surati-Tabak, der in ganz Abyssinien und seinen nördlichen Grenzländern so ungeheuren Verbrauch hat, ist schon in Kassala wenig gekannt und in L'obeid gar nicht zu finden.

Salz wird von Chartum aufwärts dem Nil nach geschlemmt, abgekocht und in einer Art von Zuckerhüten exportirt.

Palmenmatten sind sehr gesucht und kommen vom Nil. Während man im Barka 12 Matten für 1 Thaler gibt, kostet hier 1 Matte ½ Thaler. Da die Dumpalme in Kordofan fast gar nicht vorkommt, wird sogar der Djerid (جريد) eingeführt und zu Korbgeflechten verwendet. Die Fäden, die sich davon ablösen lassen, der sogenannte Lif (ليف), wird zu Seilen gedreht; doch sind die aus Adansoniabast gefertigten viel stärker und dauerhafter. Mit unserm Hanf ist aber nur das von dem Bastfaden des Oshor (عشور), einer Asclepias, gesponnene Seil zu vergleichen. Es ist unvergleichlich schön,

stark und dauerhaft. Solche Stricke kommen besonders bei den Brunnen zum Wasserziehen in Gebrauch, wo ein Tau dünner als der kleine Finger einen schweren Schlauch voll Wasser aus einer Tiefe von oft 120 Fuss hinaufzieht. So wird auch dieser unschöne Baum mit seiner giftigen Milch dem Menschen nützlich.

Baumwolle wird wenig gepflanzt, da sie den hier so seltenen Lehmboden verlangt. Im Lande wird daraus ein grobes Zeug, Namens Morebbâ (مربّع), gesponnen und dann die Fabrikate der Nilländer eingeführt. Von Cairo kommt Calicot (sogenannte عريضه und خام) und Madapolam besonders zu Hemden; dann farbige meist blaue Tücher, die in Massua Futta (فطه), hier Dirke (دركه) heissen. Diese letztern sind in Darfor als Kopf- oder Lendentuch Volksbedürfniss.

Feuerwaffen sind im ganzen Ostsudan noch sehr selten. Die Hauptwaffe ist doch noch immer das Eisen. Wird gefeuert, ist es mehr auf den Knall abgesehen, als auf das Blei. Eine Ausnahme machen natürlich die Kaufleute, die nur so einigermassen der Uebermacht trotzen können, besonders die gutbewaffneten Nilexpeditionen. Die Afrikaner haben viel Talent zum Gutschiessen, aber ihre Flinten sind nie gut gehalten. Selbst in Abyssinien, wo die Feuerwaffen so häufig sind, erstaunt man, so wenig brauchbare Waffen zu finden.

Es werden sehr viel Beshárikameele in Kordofan eingeführt und Lastthiere bis 25, Reitthiere bis 35 Thaler bezahlt, während sie in ihrem Vaterlande zwischen dem Nil und dem Rothen Meer fast um die Hälfte wohlfeiler sind. Doch müssen wir ein Steigen des Preises in ganz Nordostafrika notiren und erklären es aus dem zunehmenden Verkehr. Auch die Regierung lässt zeitweise Dromedare aufkaufen, um sie in Aegypten zu verwenden. Die Beshari- und die Hadendoakameele sind sehr graziös gebaut, meist weiss oder gelb; alle können zum Reiten benutzt werden. Sie haben nicht die Kraft der hoch- und stämmig gewachsenen braunen und

schwarzen Shukrikameele, aber sie ersparen an Zeit und sind ausdauernd. Das Shukri leidet an dem Fehler, nirgends bestehen zu können ausser in seinem Vaterlande zwischen Nil und Gash, während das Kameel der Besharin und Hadendoa mit Vorsicht gepflegt überall gewöhnt werden kann. Die in Kordofan einheimischen Kameele sind plump, grob gebaut, nicht sehr stark und zum Reiten untauglich. Deswegen sind in L'obeid besonders Reitkameele sehr gesucht. Ebenso Reitesel, die von Aegypten kommend bis 60 Thaler das Stück bezahlt werden.

Die Pferdezucht scheint in Kordofan nicht sehr ausgebildet zu sein; das Land, dem grüne Wiesen und fliessende Wasser abgehen, ist auch nicht sehr dazu gemacht. Man sieht mehrere Rassen Pferde, die aber selten im Lande geboren sind.

Der Araber mit seinem etwas verdorbenen Sprössling, dem etwas höhergebauten Rifi (Aegypter), wird fast nur von Türken geritten, denen die Eleganz besser behagt, als die Gewalt der Erscheinung. Die Landeseingebornen lieben den Dongolawi und seinen edlen Sprössling, den Mabbashi (مبّاشي) von der Zucht der Kababish. Das Dongolawi-Pferd ist hoch, langgestreckt, gewaltig, kräftig und entspricht so den Anforderungen des Reiters, der in voller Rüstung daraufsitzt; er imponirt und vermeidet schon dadurch manche Gefahr. Der Dongolawi leiht sich gern zu allen Mamelukenkünsten, die im Sudan geschickt nachgeahmt werden; sein Schritt ist ausserordentlich schnell, ohne Pass zu sein und schickt sich für Leute, die lange Tagereisen machen müssen. Er wird nie zum Traben gebracht, da diess den Schritt verdirbt. Seine Carriere ist prächtig und bei der wuchtigen gigantischen Erscheinung furchterregend. Er setzt mit vieler Leichtigkeit über Gräben und andere Hindernisse hinweg. Leider acclimatisirt er sich schwer, am wenigsten im Gebirge; er ist sehr delicat und unterliegt dem kleinsten Anfall, ganz ähnlich dem riesigen Menschen, der der Eiche gleich nie sich beugt, sondern bricht.

Auch darf der Dongolawi nicht hungern; um Heu oder Gras bekümmert er sich wenig, seine Nahrung ist Milch und Durra oder Duchn. Daher erreicht er ausser seinem Vaterlande selten ein hohes Alter. Ich weiss, dass die Herren von Barka ihre Pferde selten zwei Jahre bewahren konnten, sodass ein bedeutender Theil ihrer Einnahmen in Pferdeankäufen aufgeht. Die Heimat dieser Rasse ist das Nilthal nördlich von Chartum, wo er besonders von den Shaigie gezogen wird. Der wohlfeilste Markt ist Berber, wo man für 30 Thaler einen hübschen Hengst haben kann, der in Kordofan mit 60 Thaler bezahlt würde; doch gibt es Thiere auch für den vierfachen Preis. Der Kabbashi ist ein Dongolawi, bei den Nomaden gleichen Namens geboren und auferzogen. Er ist darum durchaus nicht entartet und viel ausdauernder. Die Dongolarasse anderswo zu ziehen, ist bis jetzt selten gelungen.

Das abyssinische Pferd oder eher Galla, der sogenannte Makade, der wohl vom Araber abstammt, ist selten hochgebaut und wird deshalb von den Sudanesen etwas verachtet. Wirklich darf man ihn nur mässig belasten, was ihn nur für die leichte ungepanzerte Kavallerie tauglich macht. Er hat aber grosse Vorzüge. Obwohl ein Kind der Berge, gewöhnt er sich leicht an die heisse Tiefebene. In der Leichtigkeit des Bergsteigens gibt der Makade dem Maulthier wenig nach. Er galoppirt über Stock und Stein ohne Anstand. Er fällt selten. Er ist lebhaft und gewandt; er begnügt sich mit Heu und erträgt den Hunger leicht. Er folgt seinem Herrn wie ein Hund. Er überholt den stolzen Dongolawi, wenn das erste Feuer vorbei ist. Eine grosse Anstrengung wirft diesen nieder; den Makade macht die Arbeit nur hungrig. Sein Schweif ist schön gehalten und vollhaarig; doch hat er diese Eigenschaft, wie die Güte der Hufe, die keinen Beschlag nöthig haben, mit allen orientalischen Pferden gemein. Deswegen ist der Makade auch am Nil und Atbara das Pferd des gemeinen Soldaten, dem er sich auch durch seine Wohlfeilheit empfiehlt; denn in Abyssinien kostet ein recht gutes

Pferd 12 Thaler, im Sudan freilich das gleiche oft das Doppelte und mehr. Offiziere und Häuptlinge reiten den Dongolawi. Für die Straussenjagd hat sich das abyssinische Pferd ganz bewährt. Es kommt nach Chartum und Kordofan auf dem Wege von Galabat (Metamma).

Sehr interessant ist der Mischling (مجنّس), dessen Vater Dongolawi und dessen Mutter Rifi oder Makade ist. Er vereinigt die Vorzüge beider Rassen und fühlt sich überall daheim. Es ist Schade, dass gewöhnlich wenig Sorgfalt auf die Wahl der Stute gewendet wird und die Zucht überhaupt nicht systematisch betrieben wird. Deswegen ist der Mischling selten und wird von seinem Eigenthümer nur ungern veräussert.

Ein sehr schönes Pferd, das man nur selten sieht, ist der Garbaui (غربوي); er ist ein Araber von Westafrika, aber hochgebaut und gestreckt. Doch ist es selten, dass die Forianer ein gutes Pferd nach dem Kordofan vorübergehen lassen; selbst in L'obeid kaufen sie alle guten Pferde, die vom Nil kommen, schnell zu hohen Preisen weg. Man sollte daraus schliessen, dass auch in Darfor die Zucht wenig Fortschritte macht, da immer Lücken zu ersetzen sind.

Da hier vom Handel und nicht vom Pferde selber die Rede ist, so können wir uns darüber nicht weiter verbreiten; nur möchten wir zum Schlusse auf den Shaigie-Sattel aufmerksam machen, der in den Ebenen Nordostafrikas überall gebräuchlich ist und man erstaunt, sich gestehen zu müssen, dass die Afrikaner ohne Aufwand auf einfache Weise seit langer Zeit dasselbe erreicht haben, woran wir mit vielem Aufwande von Geld und Geist noch immer studiren, d. h. das Ross vor Verletzung zu bewahren und dem Reiter einen angenehmen Sitz zu verschaffen. Diess wird dadurch erreicht, dass das delicate Rückgrath von allem Drucke frei und der Luft ausgesetzt ist. Ihm am ähnlichsten, aber viel kostspieliger ist der dänische Militärsattel; nur muss man sich

den hohen Sattelknopf und eine ebenso hohe Rücklehne dazu denken.

Nun dürfen wir bei den Handelsartikeln der Sklaven nicht vergessen. Da wir uns aber anderswo über die afrikanische Sklaverei im Grossen verbreiten wollen, so können wir uns füglich auf die Darstellung der hiesigen Localverhältnisse beschränken. Ebenso überflüssig erachten wir, die Stellung zu erklären, die der Islam dem Sklaven anweist in einer Gesetzgebung, die ein Meisterwerk menschlicher Klugheit ist.

Die Sklaven von Kordofan sind entweder im Lande geboren (مُوَلَّد), oder vom Ausland eingeführt. Die meisten kommen aus For, Tegelé, Nuba. Galla kommen nur als Concubinen (سُرِّيه) und selten hierher zum Verkauf, ebenso wenig Bewohner vom weissen Fluss. Die Sklaven, die über Darfor hierher kommen, sind meist Fertit und Benda und da sie wegen ihres diebischen Sinnes wenig gesucht sind, werden sie meist weiter befördert. Die Sklaven von Tegelé sind die geschätztesten. Die Nuba sind, obgleich ihnen die Nähe ihres Vaterlandes die Flucht erleichtert, als Arbeiter gesucht. Sie werden entweder von ihrer eigenen Familie verkauft oder von den Riseigat und den Qadejat geraubt. Diese letztern machen regelmässige Razzias gegen sie; die im Jahre 1862 ausgeführte, brachte dem Anführer allein, dem erwähnten Haseballah, 300 Köpfe ein. Ohne das als Entschuldigung geben zu wollen darf nicht vergessen werden, dass die Nuba ihren Verfolgern mit guter Münze zurückbezahlen.

Ich könnte nicht sagen, dass die Sklaven in Kordofan grausam behandelt würden; aber bei der geographischen Lage des Landes und der grossen Ueberzahl der Sklaven muss die Behandlung jedenfalls strenger sein. Kinder gewöhnen sich schnell, während die Erwachsenen nur mit Wuthknirschen an ihr Vaterland und ihre verlornen Lieben zurückdenken und immer Befreiung hoffen. Deshalb bringen Sklaven, die erwachsen gekauft werden, meist fast zwei Jahre in Fussschellen

zu. Ebenso werden jedem Widerspänstigen die Fussschellen angelegt. Die unglücklichste Zeit bringen die Armen bei den Djellab zu, von denen sie die gleiche Schonung erwarten können, die jeder Handelsartikel von seinem Besitzer verlangt und nichts mehr. Sie sind genügend genährt, aber haben grosse Tagemärsche im heissen Sand zu machen. Nachts werden alle gefesselt; am Tage tragen die erwachsenen Sklaven je zwei zusammen einen langen Balken auf den Schultern, der den Hals mit einer Gabel zuschliesst. Diese Manier sich der Sklaven zu versichern wird in Ostafrika auch für Verbrecher angewandt und ich hatte oft Gelegenheit, mir befreundete Häuptlinge, die dem Statthalter missfallen oder Aufruhr gestiftet hatten, mit diesem Joch auf der Schulter zu begrüssen. Am besten zeigt sich die Gefühllosigkeit der Djellab beim Tode eines Sklaven; man legt seine Leiche fast entblösst auf den Boden und bedeckt sie mit etwas Sand, den der Wind oft sogleich wieder wegweht. Ich musste oft an Mungo Park denken, wenn wir solchen Gräbern begegneten.

Sind die Sklaven eingewöhnt, so verbessert sich ihre Lage. Die Intelligenteren und Schöneren bleiben als Diener im Herrenhaus; der Rest wird auf's Land geschickt, wo sie ganze Dörfer bilden, die durch ältere Sklaven und zeitweise durch den Herrn selbst überwacht werden. Der Herr unterhält seinen Sklaven in schlechten Jahren, daher gehört ihm auch die gute Erndte und er überlässt dem Sklaven nur den nothwendigen Bedarf. Doch ist die Beaufsichtigung nicht so streng, als dass der Sklave nicht ganz gemächlich leben könnte. Der Herr ermuntert die Sklaven, die er bewahren will, zur Heirath untereinander; es gibt solche, die sogar mehrere Frauen haben; doch soll ihre Ehe nicht allzu delicat sein. Nach meinen Untersuchungen sind die einheimischen Sklaven ziemlich fruchtbar und wenn auch die Sterblichkeit bei den Kindern viel grösser ist, als bei den besser gepflegten Herren, so soll doch entschieden Vermehrung stattfinden.

Verheirathete oder beim Herrn geborene Sklaven zu verkaufen, bringt grosse Schande. Diese im Lande gebornen Sklaven, die sogenannten Mowolled, unterscheiden sich sehr vortheilhaft von den eingeführten und wenn Herrenblut beigemischt ist, werden sie wahre Schönheiten.

Die durch den Islam so empfohlene Befreiung ist im Ostsudan sehr selten und es sagte mir ein sehr gebildeter, gutmüthiger Mann auf meine Frage darüber, wie ich daran denken könne, dass ein Mann im Besitz seines Verstandes sein Geld unnütz wegwerfen könne.

Ich habe mir Mühe gegeben, das numerische Verhältniss der Sklaven zu den Freien kennen zu lernen und so schwer es ist sich darüber zu versichern, glaube ich nicht zu übertreiben, wenn ich drei Viertel der Bevölkerung als unfrei betrachte. In den Städten, wie L'obeid, Chursi, Bara, wird das Uebergewicht der Sklaven viel bedeutender; auf dem Lande sind sie wenig überzählig. In L'obeid gibt es wenig Leute ohne Sklaven und es ist gar nicht anders möglich, da kein freier Diener zu finden ist. Wir mussten mit unsern mitgebrachten Dienern sehr schonend umgehen, da Ersatz unmöglich gewesen wäre. Der Aermste hat wenigstens Einen Sklaven; die Reichen zählen sie zu Hunderten. Unser Gastherr Ahmed Sogheirun hatte wenigstens 600 Sklaven, ein Onkel von ihm über 1000. Ich bin einmal von einer Aegyptierin, der Tochter eines abgedankten blinden Offiziers, um Unterstützung angegangen worden, die von zwei Sklavinnen begleitet war; deswegen war sie aber nicht minder arm.

Mit dem Verbot des Sklavenhandels wird es nicht genau genommen. Da er die Douane nichts mehr angeht, so ist er für die Beamten eine Einkunftsquelle geworden; denn der Statthalter kann gegen den widerspänstigen Sklavenhändler immerhin das Gesetz anwenden. Wir begegneten auf dem Wege von Chartum nach L'obeid täglich Karawanen, die meisten von Darfor. In L'obeid könnte man in Einem Tage hundert kaufen; doch da der Handel officiell verboten ist, werden die

Sklaven nicht mehr auf dem Markte ausgestellt. Ein Chamasi galt 6—700 Piaster, ein Sedasi 800, ein Eunuche von 1400 Piaster hinauf. Es gibt in L'obeid einen Mann, der eigene Sklaven auf Speculation oder fremde gegen einen Lohn von 100 Piaster verschneidet. Nach allem, was ich erfahren konnte, stirbt von 200 höchstens Einer an der Operation; der Patient heilt in 30 Tagen. Doch habe ich nie gehört, wie Palme versichert, dass der Sultan Teima dieses Gewerbe betrieben habe.

Eine Art Sklavenhandel ist folgende: Nach der Regenzeit gehen die türkischen Truppen zu den Baggára, von denen sie den Tribut in Kühen empfangen. Es bildet sich ein grosser Markt. Die anwesenden Kaufleute kaufen die Kühe den türkischen Beamten mit Thalern ab und erstatten sie den Nomaden gegen Sklaven zurück. So ist allen gedient; die Türken dürfen den Anstand nicht verletzen und ziehen das baare Geld vor; die Baggára erhalten ihre lieben Kühe, von denen sie sich so ungern trennen, zurück und entledigen sich ihrer schlechten Sklaven vom Nubaland, denen die Heimat noch viel zu nahe liegt, um sie bewachen zu können; die Kaufleute endlich kommen nur der Sklaven wegen hin, das Hornvieh dient ihnen nur als Münze. So ist auch hier der Sklavenhandel verboten, aber nicht abgeschafft. In Chartum haben wir gar nicht das Recht, Andersgläubigen Vorwürfe zu machen. Für den Moslim ist der Sklavenhandel göttlich und menschlich betrachtet erlaubt und sogar verdienstlich; diese Entschuldigung hat der Europäer nicht.

Wir können es andern überlassen, über den Menschenhandel auf dem weissen Flusse zu reden; hier interessiren uns nur die Thaten eines gewissen Mohammed Cheri im Lande der Shiluk, da er auch mit Kordofan in Berührung kommt.

Dieser Mohammed Cheri ist von Geburt ein Berberiner und war früher als Elefantenjäger und Vögelausstopfer bei Europäern angestellt; jetzt hat er sich bei den Shiluk festgesetzt. Als wir noch in L'obeid waren, hatten wir Gelegenheit

einen Mann zu sprechen, der bei ihm gedient und den er mit Briefen an seine Freunde in L'obeid geschickt hatte. Es war (1862) das dritte Jahr, dass dieser Cheri sich dort befindet, ohne aber die Shiluk unterwerfen zu können; er wohnt in Kaka am Ufer des Flusses. Die ersten zwei Jahre zog er sich jede Nacht auf seine Schiffe zurück, deren er stationär drei besitzt, zwei Dähebien und ein Nugger (Lastschiff). Jetzt soll er aber gewillt sein, in seinem festgebauten Hause mit 50 Mann zu überwintern. Im Herbste versammeln sich um ihn etwa 4—500 Berberiner und Araber und man veranstaltet eine Sklavenjagd; die letzte brachte 1500 Sklaven und 7000 Kühe. Kommen fremde Kaufleute dahin, so wenden sie sich an Cheri und vereinigen ihre Soldaten mit den seinen; von der Beute wird ein Drittel zu seinen Gunsten abgezogen und der Rest nach dem Zahlverhältniss der Soldaten vertheilt. Beim Anbruch der Regenzeit gehen die meisten Soldaten in ihre Heimat; seine Pferde, deren er etwa 200 haben soll und seine zahlreichen Heerden schickt er mit denen der Baggára gegen Kordofan hin, um sie vor den Fliegen zu schützen. Die Sklaven verkauft er in Chartum. Einem gewöhnlichen Soldaten zahlt er 50 Piaster im Monat, einem Elefantenjäger das Doppelte, also 5 Thaler. Von Unterwerfung der Shiluks ist keine Rede, sie halten sich südlicher und sind ihrem eigenen Könige unterthan. Mit Mohammed Cheri sind sie natürlich in Blutfeindschaft; sie haben ihn schon dreimal angegriffen. Sie haben kurze gerade Stöcke mit einem Knopf, die sie schleudern, lange Lanzen, wie sie in Kordofan zum Stossen gebräuchlich sind, aber keine Bogen. Auch die Dinka hat dieser Räuberhauptmann schon angegriffen und geplündert.

Das Gebiet von Scherq el Agaba (das Ostende der Steppe zwischen Nil und Kordofan und so auch seine südliche Grenze) bis Kaka wird von den Baggára beweidet; aber es fehlt jede feste Ansiedlung. In der Regenzeit ziehen sie sich nördlich gegen Kordofan hin, sodass diese lange Strecke ganz öde

bleibt. Auf der andern Seite des Flusses weiden die Araber, die sich in der Regenzeit nach dem Sennaar zurückziehen. So viel über die Sklaverei; es wird schwer halten, sie auszurotten; aber anstatt der Scheinverbote wäre es gewiss erspriesslicher und dem europäischen Handel zuträglicher, wenn streng richtende Consuln die Europäer wenigstens an der Betheiligung am Sklavenhandel verhindern würden, so dass auch die Wilden zwischen freundlichen christlichen Kaufleuten und feindlichen mohammedanischen Räubern unterscheiden könnten. Nur so wird der weisse Fluss dem europäischen Handel geöffnet werden und die Entdeckung seiner Quellen für Afrika und Europa Segen bringen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Anmerkungen.
Der in dieser Karte z B in Az, Bazen Tsazega etc. angewandte Buchstabe z entspricht nicht unserem Deutschen z sondern dem Abessinischen Buchstaben Hearab. j Zain od s Zal dessen Aussprache ein leiser etwa zwischen d und s liegender Zischlaut ist
Alle mit liegender Capitalschrift geschriebenen Namen wie AZ BEIT &c sind Namen von Volksstämmen
Az, Ad, Addi = Stamm Familie, Land, Ort
Amba = Felsen od felsiger Berg
Barka Baruka (amharisch Berha) = Wildes Tiefland
Beit = Haus Land Stamm, Familie
Chor = Strombett mit periodischem Wasserlauf
Debr Debre = Berg
Enda = Niederlassung, Ansiedlung Dorf,
Qolla = Anbaufähiges Niederland,
Mohaber = Vereinigung zweier Stromläufe
Rora = Hochebene Plateau meist angebaut.
Maafsstab
Der Längenmaafsstab der drei Profile ist gleich dem der Karte (1:1000000) der Höhenmaafsstab 10mal grösser.
Pariser F.
7000
5000
3000
Niveau des Meeres
Gedyed Sumhar
Rothes Meer
Debre Sina
Geleb
Ebaba Thal
KEREN
B. Sewan
Mai Tsade
Demba
Gunde
Aila
Mareb
Adirbate od. Az-Derbati
Hohe Berge
Debre Sina
Axum
ADUA
Deraqa
Daggo-gadila
Maj Agayausch
Mai Ayaraschu
Tsadeadei
Adi Bahco
Adi Hualit
Mai Scheka
Debri
Mai Mete
Az-Dochc
Az-Ergeb
Amba Christos
Amba Beeroe
Adi Gabo
Adi Gabo
Mai Tsade
Mai Scheka
Debri
Mai Mete

ORIGINALKARTE
VON
NORD-ABESSINIEN
UND DEN
LÄNDERN AM MAREB, BARKA & ANSEBA
WERNER MUNZINGER
Ferner begangen von Th. v. Heuglin & Th. Kinzelbach
mit Benutzung der Routenaufnahmen
von Antoine d'Abbadie 1838 – 1848
Maafsstab 1:1000000
Erklärung der Routen & Abkürzungen
Anmerkungen
HADENDOA
NOMADEN
TAKA
KASSALA
BARKA
BAZEN
SABARÉ
ABESSINIEN
Gebirge von Bet Mah
Gebirge von Habab
Gebirge von Sabarré
Gebirge von Bogos
Gebirge von Mensa
Gebirge von Bet Juk
Gebirge von Schiré
Gebirge von Adiabo
Gebirge von Hamasen
Gebirge von Serai
Gebirge von Enderta
Gebirge von Agame
Gebirge von Tigre
Gebirge von Lasta
Gebirge von Semien
Gebirge von Dembea
Gebirge von Gojam
Gebirge von Schoa
Gebirge von Efat
Gebirge von Gurague
Gebirge von Kaffa
Gebirge von Enarea
Gebirge von Gudru
Gebirge von Gimma
Gebirge von Limmu
Gebirge von Leka
Gebirge von Wallega

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

University of California
SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
405 Hilgard Avenue, Los Angeles, CA 90024-1388
Return this material to the library
from which it was borrowed.

OCT 18 1999

REC'D

DEC

3 1158 00789 0428

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY

A 000 473 604 7

DT
365
M92o